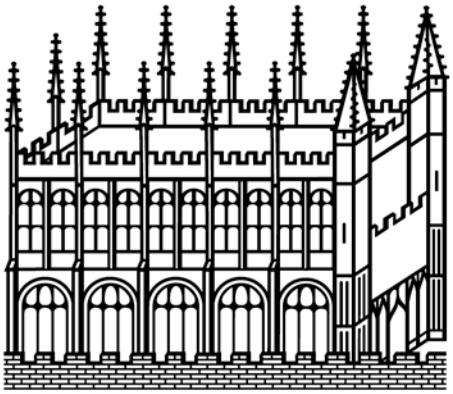


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

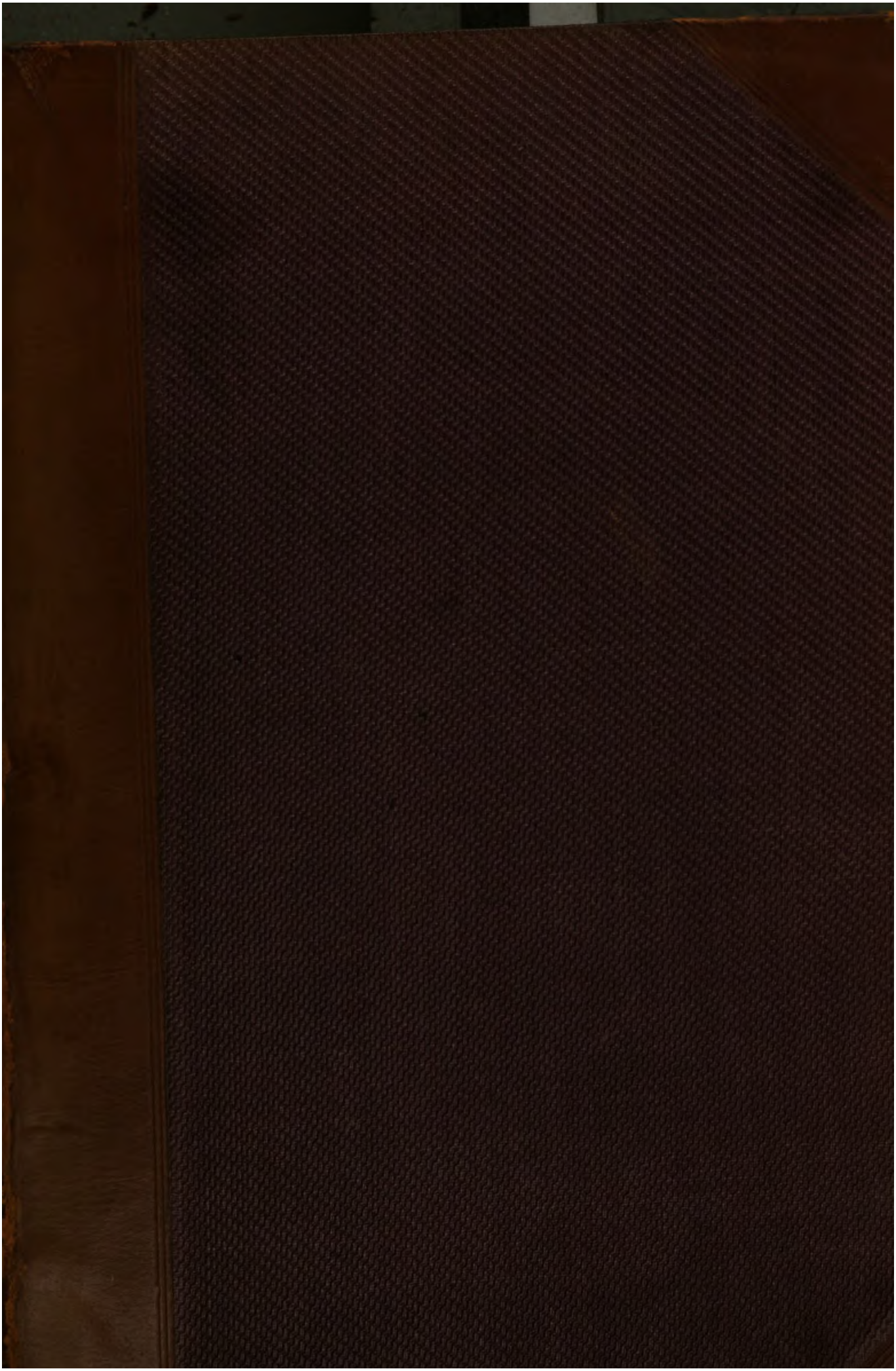
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

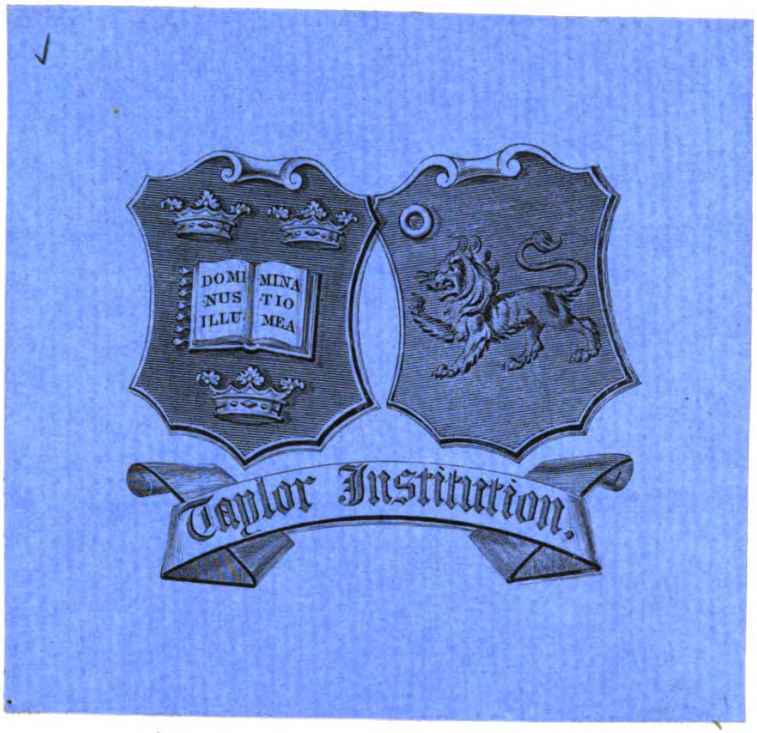
http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



39. h. 7



Deutſche Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Deutſche Dichtung

von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 MAR. 1938
OF OXFORD

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Neuntes Buch: Die Natürlichkeitsperiode. 1

1. Einfluß der Schweizer und Engländer 1
2. Romane in englischer Manier 23
3. Wiedergeburt der deutschen Schaubühne 52
4. Die Gräkomanie 62
5. Die philisterhafte Natürlichkeit 79
6. Die Herrschaft der Empfindsamkeit 99
7. Die lüderliche Natürlichkeit 119

Zehntes Buch: Die Sturm- und Drangperiode 145

1. Die freigeistigen Poeten 147
2. Die Kraftgenies 174
3. Die Poesie des Egoismus 206
4. Poetischer Universalismus 230
5. Die sittliche Erstarkung 245

Eilftes Buch: Romantik 277

1. Die falsche Romantik 277
2. Die echte Romantik 290
3. Patriotische Dichtung 314
4. Phantastische Ueberreizungen 339
5. Rückfall der Romantik in den Dämonismus 358
6. Schicksalstragödien und romantischer Modekram 373
7. Die Nachromantiker 387

Seite

Zwölftes Buch: Die jüngſte Dichtung 403

1. Die Epigonen 404
2. Die Jambentragödien 422
3. Moderomane 434
4. Revolutionäre Dichtung 450
5. Die tiefſte Corruption der deutſchen Dichtung . . . 464
6. Die unabhängige Lyrik 484
7. Der unabhängige Humor 494
8. Neue Keime volksthümlicher Dichtung 514
9. Wiedererſtarkung der Religioſität 532

Deutsche Dichtung.

Neuntes Buch.

Die Natürlichkeitsperiode.

1.

Einfluß der Schweizer und Engländer.

Die Unnatur der Renaiſſance- und Rococozeit, der claſſiſchen Affectationen wie der franzöſiſchen Moden, des pedantesken Schwulſtes wie der Boudoirphiloſophie, befremdete und beleidigte das germaniſche Nationalgefühl zuerſt da, wo theils die Natur in ihrer majeſtätiſchen Herrlichkeit, theils uralte germaniſche Freiheit vorwalten, in der Schweiz und in England. Einfache, ſittenreine Männer dieſer Länder wieſen von der in der Hof- und Schulluft verderbten Poeſie wieder hin auf den ewig jungfräulichen Reiz der Natur.

Johann Grob von Herisau in Appenzell, der ſich Reinhold von Frauenthal nannte, hinterließ ein 1700 gedrucktes „poetiſches Spazierwäldlein", welches mir hauptſächlich deßwegen bedeutend erſcheint, weil hier zum erſtenmal die oberdeutſche Natur mit ihrem Mutterwitz und Behagen, der Unnatur der Schule gegenüber, ſich ſelber zum Bewußtſeyn kommt.

In großer Einfachheit, aber mit der beſten Laune ſtellt ſich uns der Dichter als ein Mann der Proſa und des praktiſchen Lebens dar, der durch die herrlichen Alpen nur — als Weinhändler reist, um im Veltlin Wein aufzukaufen, im Veltlin, das er viel reizender findet, wie Graubündten, es der ſchönen Magd einer häßlichen Frau vergleichend. Mitten in den Alpen und während er ſeinem Geſchäft nachdenkt, im düſteren Engpaß des Hirſchſprunges

tritt ihm plötzlich Apollo entgegen im Glanz seiner Gottheit, aber „die Harfe verkehrt auf den Lenden“ und mahnt ihn an seinen Dichterberuf. Der Reisende wird aber nicht verlegen, sondern sagt dem Gott, wenn ich erst meinen feurigen Veltliner daheim haben werde, wird mir das Dichten schon wieder kommen. — Ueberall verräth sich des Appenzellers munterer und praktischer Verstand.

Ein Wort, das meinem Mund entwichen,
Ist auf der Stelle nicht mehr mein,
Es wird von andern ausgestrichen,
Es muß oft mein Verfolger seyn.
Zum Redeverkehren ist keiner faul,
Wer ruhig will leben, der halte das Maul.

Feinde, sagt der Dichter, nützen uns mehr als Freunde.

Bei Freunden wird viel Zeit auf Spiel und Scherz verwandt,
Bei Feinden nimmt man bald das Betbuch in die Hand.

Wer, sagt er unter anderm, zu rasch will reich werden, dem geht es, wie einem, der sich zu rasch wärmen will und sich verbrennt. — Vom Pöbel sagt er: derselbe ist

Ein Hof, worinnen man mehr Thier' als Menschen schaut,
Ein fauler, tiefer Teich, der gleichwohl Sturm erreget,
Ein blindes Pferd, das oft den Reiter von sich schmeißt,
Ein Hund, der Brocken nimmt und gleich den Geber beißt.

Wer sind die vier Hoffärtigsten in der Welt?

Ein alter Schulregent, der halb Latein versteht,
Ein ausgefreite Magd, die gleich zur Trauung geht,
Ein neuer Bauernschulz, ein Bettler, so besoffen.
Ob diesen zweien wird nichts Stolzers angetroffen.

Vortrefflich ist die Schilderung eines allzudicken Mannes S. 194. Auch spottet er der fremden Trachten, der neuen Moden. Ueberall ist bei ihm Natur und er ist hierin ein Vorbild Hallers, aber ungezwungener und viel heiterer als dieser.

Albrecht von Haller aus dem berühmten Berner Patriziergeschlecht, ausgezeichneter Naturforscher und Anatom, gab 1729 einen „Versuch schweizerischer Gedichte“ heraus. Das erste und älteste Gedicht enthält „Morgengedanken“ von wirklich lichter Frische eines neuen Dichtermorgens. Es ist ein Durchfühlen der Morgenlandschaft mit der Andacht

eines frommen Christen und zugleich eines Naturforschers, denn als solcher verräth sich hier schon der siebzehnjährige Jüngling. Sein berühmtestes Gedicht sind „die Alpen".

Er ging dabei nicht sowohl auf prächtige Naturschilderungen aus, als auf das Lob altschweizerischer Einfachheit und Naturwüchsigkeit. Er preist seine Landsleute vor allen Völkern der Welt glücklich, weil sie die alte Naturkraft und reine Sitte bewahrt hätten. Er beschreibt ihre Schwingfeste, ihr häusliches Leben, das Käsebereiten, die winterlichen Geschäfte. Erst nachdem er das Volk geschildert, entwirft er ein aufsteigendes Bild des Gebirges.

Ein rührendes Gedicht bewahrt das Andenken seiner verstorbenen Gattin Marianne. Hallers übrige Gedichte behandeln meist ernste und abstrakte Dinge. Eines seiner gedankenreichsten Gedichte ist ferner das „über den Ursprung des Uebels".

Der Dichter versetzt sich in die Alpen und überblickt die reiche Landschaft. Welche Größe der Schöpfung! Aber wie kam das Uebel in die Welt? Nachdem er die Schöpfung der Engel geschildert, die alle vollkommen gewesen, fährt er fort: „Die Kenntniß ihres Lichts gebar die Finsterniß". Sie verloren ihre Unschuld, indem sie ihre ganze Größe und Herrlichkeit inne wurden u. s. w. Bekannte Sätze, aber schön von Haller vorgetragen.

Noch ein Gedicht, „über die Ewigkeit", enthält den kühnsten Ausdruck des Grauens, das den Denker faßt, wenn er in diesen Begriff sich vertieft.

Haller schrieb in spätern Jahren auch einige politische Romane, die insofern bedeutsam sind, als sich schon in ihnen der streng conservative Geist aussprach, der später in seinem als Staatsrechtslehrer berühmten Enkel zum vollsten Durchbruch kam.

Albrecht von Haller schrieb den Roman Usong, worin er als geborner Republikaner den Satz durchzuführen bemüht ist, daß auch ein absolut regierender Despot den Staat beglücken und dessen sittliche Zwecke erreichen könne. In dem „König Alfred" stellte er ein ähnliches Musterbild constitutioneller oder beschränkter Monarchie auf, während er in dem „Fabius und Cato" der Aristokratie das Wort redet gegen die Demokratie.

Durch Hallers Alpen angeregt, gab Tralles 1750 zu Breslau ein Gedicht über das schlesische Riesengebirge heraus und widmete es Hallern.

Dasselbe enthält einige sehr ausgemalte Naturschilderungen in der Manier von Brockes, z. B. des Nebels, der aus Bläschen in Eiskristall und dann in

Schnee übergeht, der Wasserfälle ꝛc. Auch die Schilderung der weiten Aussicht über die schlesische Ebene ist nicht übel, dagegen schildert er in gar bescheidener Weise die Gebirgsbewohner nur als ein armes, aber genügsames Volk, und ist weit entfernt, ein Ideal daraus machen zu wollen, wie Haller aus seinen Schweizern.

Hallers Jugendfreund war der berühmte Johann Jakob Bodmer, Professor und Großrath in Zürich. Obgleich dieser Bodmer nur ein schwacher Poet war, so erwarb er sich doch als unermüdlicher Kritiker das große Verdienst, Gottsched und den französischen Geschmack vom Standpunkt gesunder Natur und Moral aus zu bekämpfen und endlich auch zu besiegen. Er stützte sich dabei auf den neuen in England aufgekommenen Geschmack und auf die alten Griechen, deren edle Natürlichkeit in der Renaissance zu baarer Affectation und Unnatur geworden war. Er setzte mithin der Gallomanie die Anglo- und Gräkomanie zugleich entgegen. Den Kampf allein aus dem nationalen und kirchlichen Bewußtseyn heraus durchzuführen, war er nicht Manns genug, der junge schwache Sproß eines bessern Geschmacks bedurfte noch der fremden Stütze.

In England wirkten dieselben Elemente wie in der Schweiz dem französischen Geschmack entgegen, alter gesunder Sinn und Freiheitsgefühl, zugleich aber auch das religiöse Gewissen, welches die immer ärger gewordene Freidenkerei in Frankreich abstieß. Milton in seinem berühmten Gedicht vom verlornen Paradiese erreichte zwar den großen Dante nicht, war aber der erste Protestant, der aus der gänzlich verholzten und ausgetrockneten Orthodoxie wieder eine prachtvolle Blüthe der Poesie hervorzauberte. Durch ihn wurde Klopstock in Hamburg, von dem sogleich die Rede seyn wird, zu seinem „Messias" angeregt. Bodmer ahmte Klopstock in einem Epos von Noah nach, aber ohne dessen idealistischen Flug, mehr als Naturbeschreiber. In Bezug auf Naturschilderung war aber in England Thomson mit seinem Gedicht „die Jahreszeiten" vorangegangen. Vor allen nahm sich Bodmer als Kritiker den berühmten englischen Journalisten Addisson zum Muster, der ohne eignes Dichtergenie den größten Einfluß auf den Geschmack übte durch die von ihm vertheidigten Grundsätze des Natürlichen.

Im Kampf wider Gottsched hatte Bodmer, im innigen Verein mit Breitinger, schon 1721 eine feste Stellung eingenommen in einer literari-

ſchen Geſellſchaft in Zürich, die ihre kritiſchen Grundſätze durch eine periodiſche Schrift „Discurſe der Maler" ausbreitete. Die Verfaſſer hatten ſich nämlich die Namen berühmter alter Maler beigelegt. Alsbald wehrte ſich Gottſched und ſeine Leipziger Schule mit Händen und Füßen für den franzöſiſchen Geſchmack gegen die neue Züricher Schule und es begann ein lebhafter Federkrieg, in Folge deſſen Bodmer noch eine lange Reihe kritiſcher Betrachtungen, Briefe ꝛc. herauszugeben Gelegenheit fand, die Gottſcheds engherziges Geſchmacksregiment zu Grunde richteten.

Bodmers eigene Dichtungen ſind: 1747 Pygmalion (mit ſeiner lebendig gewordenen Statue), kleine Elegien und Lehrgedichte, dann 1752 „der Noah" ein Epos in Hexametern, dem Klopſtocks ſchon 1748 erſchienene erſten Geſänge des Meſſias zum Vorbild dienten, fortgeſetzt in einem zweiten Epos „die Sündfluth".

Im Noah ſtehen die frommen Noachiden der verderbten Menſchheit gegenüber und werden empfindſam genug aufgefaßt. Den größten Fleiß aber wendet Bodmer auf die Naturſchilderungen. Der feierliche Einmarſch der Thiere in die Arche hat viel Komiſches. Da heißt es

Nach ihm folgte das Federheer: Zuerſt das Geflügel
Mit krummhackigten Schnäbeln, gefräßige, beißende Vögel.
Dann die Arten des Spechts mit converen klemmenden Schnäbeln,
Dann die, ſo ſchwimmen, mit Schnäbeln wie ſägende Zähn' eingeſchnitten,
Die in einander ſchließen, und Häutchen an Klauen zu ſchwimmen.
Andre mit langen cylindriſchen Schnäbeln ꝛc.
Dann die vom Hühnervolk mit coniſchem, krümmendem Schnabel,
Endlich beſchloſſen den Zug die Vögel vom Sperlingsgeſchlechte,
Mit dem coniſchen abgeſtutzten Schnabel ꝛc.

Bodmer nimmt an, ein großer Komet habe ſich der Erde dermaßen genähert, daß er all ihr Waſſer an ſich geſogen und auf eine Seite getrieben habe, wodurch die Sündfluth entſtanden ſey. Der naſſe Tod überraſcht die Menſchen mitten in ihren Schandthaten und Lüſten. Schön iſt die Scene, wie eben einige edle Söhne im Angeſicht des Vaters durch einen Tyrannen ſollen ans Kreuz geſchlagen werden, als plötzlich die Sündfluth Märtyrer und Henker verſchlingt. Was ſpäter Babel wurde, iſt hier vor der Sündfluth die ungeheure Stadt Thamiſta, in welcher der Rieſenkönig Og gebietet. Dieſer hat ſich ein großes Schiff, den Leviathan, bauen laſſen, in das er mit allen Genoſſen ſeiner Lüſte flüchtet und ſich ſo ſicher wähnt. Hier ſitzen ſie und zechen und höhnen bei vollen Bechern die Sündfluth. Die große Stadt geht allmählig unter, nachdem ſie lange das überſchwemmte Land noch ſiegreich überragt.

Aber auch Og geht unter: eine der schönsten und großartigsten Schilderungen in diesem Gedicht. In dem engen Raum des Schiffs rücken alle Laster näher an einander und beginnen mit einander zu ringen. Erst erfüllt eine allgemeine Orgie das Schiff, diesen Wollüsten folgt Neid, Eifersucht, brutale Raufluſt und ein allgemeines Gewürge erfüllt das Schiff mit Blut und Leichen, bis Og ganz allein lebendig übrig bleibt. Aber auch über ihn stürzt ein Berg und begräbt ihn, als er eben ans Ufer treten will.

In seiner Calliope 1768 vereinigte Bodmer die Sündfluth, fünf alttestamentliche Idyllen von Jakob und Joseph, sodann „Colombona", ein Epos, welches die Entdeckung Amerikas durch Columbus schildert, gleichfalls in Hexametern, aber zu sehr voll langweiliger Monologe und Dialoge, während die Beschreibung des Meers und der neuen Welt zu sehr vernachläſſigt ist. Dann folgen Uebersetzungen aus der Ilias, der Koluthos (Raub der Helena), und Stellen aus dem Parcifal und aus den Nibelungen, seltsamerweise in Hexameter gebracht. Die Calliope enthält ferner noch drei merkwürdige Dichtungen Bodmers.

Zuerst Zilla, in Hexametern, eine Nachahmung des verlornen Paradieses von Milton, aber von eigener Erfindung. Hier heißt das erste Weib Zilla und der erste Mann, Zadik, läßt sich nicht von ihr verführen, sondern bleibt Gott treu. Als nun Zilla ganz in die buhlerischen Schlingen des Satan gefallen, der ihr vorspiegelt, Gott zu seyn und sie zu göttlicher Würde zu erheben, schafft Gott dem Zadik eine neue, ganz reine und unschuldige Zilla, die ihm treu bleibt und ihn beglückt, während ihr verfinstertes Ebenbild zwar ihre Sünde bereut, aber zur Strafe, wie Kain, flüchtend umherirrt.

Inkel und Yariko, die rührende Geschichte des treulosen Engländers, der in der Gefangenschaft von einem wilden Mädchen gepflegt, dasselbe nachher als Sklavin verkauft und sich freut, da sie von ihm schwanger ist, ein paar Thaler mehr zu bekommen. Der Contrast der durch ihre Unschuld sittlichen Barbarei mit der die Cultur begleitenden Unsittlichkeit kann nicht frappanter ausgedrückt werden, als in diesem Gedicht, das Gellert in seinen Fabeln abgekürzt wiedergab und Pelzel 1770 in ein Schauspiel umarbeitete.

Auch Monima ist ein sehr interessantes Gedicht. Diese dem König Mithridates verkaufte Griechin klagt aufs rührendste über das traurige Schicksal einer gebildeten und edeln Hellenin im Harem eines Barbaren, der, nur ihren Körper suchend, ihren Geist verachtet. Die Ehre einer Königin ist ihr so verleidet, daß sie, als Mithridates auf der Flucht ihren Tod befürchtet, und sie sich mit ihrem Diadem erdrosseln will, es aber abreißt, sarkastisch ruft: auch dazu taugst du nicht einmal?

Die Töchter des Paradieses 1768 in Hexametern habe ich nicht ge-

funden. Auch nicht den in Hexametern epiſch behandelten Conradin von Schwaben und die Gräfin Hedwig von Gleichen 1771. Wilhelm von Oranſe (Bearbeitung des Wolfram in Hexametern) 1774, Hildebold und Wibrade und Maria von Brabant 1776, deßgleichen Sigowine und Adalbert 1776, alle in Hexametern; deßgleichen Telemach und Nauſikaa, Evadne und Kreuſa 1777.

Bodmer ſchrieb noch eine Menge epiſche Dichtungen in Hexametern und noch mehr Schauſpiele. Man iſt kaum mehr im Stande, alle ſeine Dichtungen einzeln aufzutreiben.

In den „Apollinarien" 1783 wurden die kleinen epiſchen Dichtungen claſſiſchen Inhalts geſammelt (Meleager, Orpheus, Medea, Philemon und Baucis ꝛc). Macarie, die ſich opfernde Tochter des Hercules, erſchien beſonders. — Die Schauſpiele haben bibliſchen Inhalt (der Tod Adams, der keuſche Joſeph, Iſaaks Opfer), oder antiken (Ulyſſes, Electra, Patroklus, Oedipus, Cicero, Cato, Brutus, Timoleon, Octavius, Gracchus, Nero, Patus, Ariſtomenes ꝛc.) aber auch romantiſche und moderne Stoffe (Johanna Gray, Friedrich von Toggenburg, Heinrich IV., die Cherusker, der Hungerthurm von Piſa, Arnold von Brescia, Wilhelm Tell ꝛc. Ich kenne ſie nicht alle, aber die ich kenne, ſind ohne Werth. Bodmer pickirte ſich, es beſſer machen zu wollen, und ſetzte daher dem Weiße einen „neuen Romeo", Leſſing einen „Odoardo Galotti" entgegen. Nie war ein Dichter von ſo geringer Befähigung erpichter darauf, alle andern zu übertreffen.

Johann Jakob Breitinger war noch weniger Dichter als Bodmer, ſchrieb aber 1740 eine kritiſche Dichtkunſt, gab Boners Edelſtein heraus „Fabeln der Minneſinger", mit Bodmer die ſchwäbiſchen Minneſinger und vieles andere, da er und Bodmer immer Hand in Hand arbeiteten.

Ein Schüler Bodmers, Heinrich Lange in Halle, ſchrieb „Thyrſis und Damons freundſchaftliche Briefe" 1745, die Hiſtorie vom gehörnten Siegfried, eine rohe Satire auf die Herrnhuter, und ein Lehrgedicht von Cometen. Bedeutender war ſein erſter Verſuch, in horaziſchen Versmaaßen zu ſchreiben.

Lehrgedichte in Hallers und der Engländer Manier erſchienen noch öfter. In dem „Verſuch in moraliſchen und Schäfergedichten" von Zernitz 1748 findet ſich ein langweiliges Lehrgedicht vom Endzweck der Welt. Withof ſchrieb Lehrgedichte gegen die „moraliſchen Ketzer" d. h.

die Philoſophen, ein Gedicht von der Redlichkeit ꝛc. Seine Werke erſchienen geſammelt als „akademiſche Gedichte", 1782. Thienemann beſang 1753 die Vorſehung, dann Johanne Charl. Unzerin 1753 den Nachruhm. Ludwig von Heß, ſchwediſch-pommeriſcher Beamter, der zu Hamburg privatiſirte, ſchrieb 1746 eine Satire „Glückſeligkeit der ungerechten Richter" und ſpäter noch mehr ſatiriſche Schriften, die ihn auch wieder von Hamburg vertrieben, unter andern Juno abortans und crater Helenae. G. Hier. Bohn ſchrieb 1753 „die ſchwache Wiſſenſchaft der heutigen Aerzte." In demſelben Jahr erſchien anonym eine „Bibergalliade" in Alexandrinern, Satire auf die Klatſchgeſellſchaften.

Angeregt von Thomſon und Haller zugleich begann Senator Barthold Heinrich Brockes in Hamburg 1732 ſein „irdiſches Vergnügen in Gott", welches erſt 1740 mit dem 9. Bande ſchloß.

Beſchreibungen und moraliſch-religiöſe Betrachtungen der Natur, zum Theil ſehr ſteif und langweilig, zuweilen aber auch von homeriſcher Schönheit. Alles zerfällt in einzelne Bilder. Das größte Talent hatte Brockes für die Auffaſſung flüchtiger Naturerſcheinungen, die Wechſel des Lichts und der Schatten, das Spiel der Wolken, der Wellen, der Sonne und des Windes im Laube ꝛc. In faſt unzähligen Gedichten wiederholt ſich dieſer optiſche Reiz. Beiſpiele: Theil 2 S. 7 die Schilderung bewegter Wolken, 5. 270 des bunten Farbenſpiels an einer Saifenblaſe, 1. 142 eines Gewitters, 1. 34 eines Waſſerſpiegels, 7. 92 des ſtillen, 7. 87 des ſtürmiſch bewegten Meeres; 1. 48, 209; 5. 10, 11; 8. 37 der Lichteffecte im Laubwald, 2. 179; 6. 70; 7. 123 in einem wallenden Kornfeld, 1. 321 des Schnees im Winter, 1. 358 des lebendigen, leckenden, freſſenden Feuers. — Auch die Pflanzenwelt wird aufs lieblichſte geſchildert, wie im Frühling die Pflanzen hervorkeimen z. B. 1. 4, oder wie ſie im Herbſt welken 1. 263; 8. 228, wie das Getreide 1. 110, wie das Obſt 1. 267 geerntet wird. So auch einzelne Pflanzen, z. B. die Kaiſerkrone 1. 64, die Roſe 1. 83, der Weintraube 1. 269, 281, 284, einer Kirſchenblüthe im Mondſchein 2. 38, das Moos 2. 91. In der kleinlichen Ausmalung überaus treu, wenn auch weniger poetiſch, ſind die Beſchreibungen der Erdbeere 1. 98, Nelke 1. 248, Lilie 2. 109, des Kürbiſſes 2. 306, der Quitte 2. 422, des Kaſtanienbaums 3. 593, der Balſamine 5. 218, des braunen Kohls 6. 211, der Klette 8. 129.

Wie einzelne Pflanzen, ſo werden auch einzelne Thiere von Brockes mit Meiſterſchaft gemalt. Bei der Schilderung ausländiſcher Thiere benutzte Brockes die berühmten Stiche von Riedel, nach deſſen Blättern er eine ganze Reihe von Thieren vortrefflich beſchreibt. Am beſten gelang ihm die mütterliche Leopardin 4. 247, der lauernde Hirſch 6. 219, das ruhende Wildſchwein

6. 227, die Füchſin mit den Jungen 6. 233, das ſäugende Reh 6. 234. Nicht übel iſt auch der Biber aufgefaßt, 6. 247.

Unter den Vögeln preist Brockes am meiſten die Nachtigall und bezeichnet die Mannigfaltigkeit ihrer Töne mit großem Geſchick, 1. 23, 65, 68. Sehr gut und ächt niederländiſch iſt die Beſchreibung des Hühnerhofes, 4. 162 und des ſchönen Pfau 4. 164, 165. Gut auch die Beſchreibung der Fiſche 1. 36; 2. 129; 7. 104. Komiſch die des Froſches 2. 61, das Gequack des Froſches ſoll lauten: merk es, merk es! Nämlich: Menſch! merke die Wunder Gottes auch in mir! Sehr ſchön iſt der weiße Schmetterling 1. 221, gut auch die grüne Fliege 5. 120. Der Menſch iſt in ſeinen natürlichen Eigenſchaften am wenigſten berückſichtigt. Theil 3 S. 167 finden wir eine Schilderung des Schlafes, nebſt Dank für dieſe Gabe, und 6. 623 eine ſehr weitläuftige Beſchreibung der menſchlichen Hand und aller in ihr liegenden Talente.

Der Natur huldigte auch der Freiherr Bachoff von Echt in ſeinen Gedichten „der Herbſt" und „die Landluſt", beide von 1748. Auch Bohn in Lübeck ſchrieb 1754 eine „Landluſt".

Triller, ein Arzt in Wittenberg, ahmte in 5 Bänden „poetiſcher Betrachtungen" 1750 das irdiſche Vergnügen von Brockes nach, aber faſt nur ſeine Fehler ohne ſeine Vorzüge. Beſonders widrig iſt ſeine verſificirte Beſchreibung des thieriſchen Organismus, des Ernährungs- und Zeugungsprozeſſes, der Krankheiten ꝛc.

Nathanael Reichel ſchrieb 1755 „poetiſche Gedanken über den geſtirnten Himmel", als Vorbild der ſpätern Urania von Tiedge, mit ſteter Rückſicht auf die Atheiſten, welche Gott und die Unſterblichkeit leugnen, und voll Ehrfurcht vor der Majeſtät Gottes in dem größten ſeiner Werke.

Johann Chriſtian Cuno aus Berlin wurde Soldat, heirathete eine reiche Wittwe in Amſterdam, diente lange in Oſtindien und ließ ſich ſpäter in der Gegend von Durlach nieder. In ſeiner Ode über ſeinen Garten von 1749 ſpricht ſich ſeine Freude an der ſchönen Natur in der Weiſe von Brockes aus. Die Holländer hatten ſeinen guten Geſchmack aber ſo gänzlich verdorben, daß er, als er 1762 wagte, dem Meſſias von Klopſtock eine zu Amſterdam gedruckte Meſſiade entgegenzuſetzen, dieſelbe folgendermaßen begann:

Ich ſtimmte ſonſt verzogne Saiten
Auf längſt verlegtem Dichterſpiel;

Die Sittenlehre war mein Ziel
Nebſt Blumen, die zum Schöpfer leiten.
Jetzt weckt ein größrer Gegenſtand
In meiner Bruſt ein ſtärker Feuer.
An ſtat des Rohrs, an ſtat der Leier,
Füllt die Trompete mir die faſt zu küne Hand.

Im Uebrigen verbirgt ſich in dieſer geſchmackloſen Form mancher tiefe Gedanke und viel Eigenthümliches, es erſcheint z. B. Satan in der Geſtalt des von den Juden fälſchlich erwarteten Meſſias dem Hohenprieſter, um ihn gegen den wahren Meſſias aufzureizen; während der Engel am Grabe ſitzt und die Wächter ſchlafen, ſchleicht die „Verweſung" heran, erzeugt vom Tode und von der Sünde, die alles Fleiſch frißt, und deren Beſchreibung ſo meiſterhaft iſt, als wäre ſie von Milton.

Naumann, ein Nachahmer Bodmers und Klopſtocks, ſchrieb 1752 ein Epos „Nimrod". Ein anderer, Friedrich Ewald von Kleiſt, preußiſcher Major, der in der Schlacht bei Kunnersdorf den Heldentod fand, ahmte Thomſon in dem berühmten Gedicht vom „Frühling" nach (1749):

Daſſelbe iſt in Hexametern mit einer eigenthümlichen Vorſchlagſylbe geſchrieben und wimmelt von zierlichen kleinen Naturbeſchreibungen, die der Dichter auf ſeiner ſogenannten Bilderjagd im Wald und Felde ſammelte.

Kleiſt war ein großer, martialiſch ausſehender Mann, was man nicht glauben ſollte, wenn man ſeine ſanften Lieder lieſt. Allein er hat auch Heldenlieder geſchrieben.

Vortrefflich iſt ſeine Ode an die preußiſche Armee von 1757, worin der ganze Unmuth und Stolz eines preußiſchen Kriegers über die allgemeine europäiſche Verſchwörung gegen Friedrich den Großen ſich ausſpricht und der edelſte Muth gegenüber den zahllos ſich um Preußen aufthürmenden Gefahren. Auch das Gedicht Ciſſides und Paches athmet dieſen Muth, ſo wie auch das Trauerſpiel Seneca, wo der verblutende Seneca gleichſam als Vorbild des verblutenden Dichters ſelbſt anzuſehen iſt.

Von Palthen (Verſuch zu vergnügen, 1759) ahmte ebenfalls Thomſon nach, ſuchte aber, wie die holländiſchen Maler dieſer Zeit, die Natur in den gemeinſten Dingen, wie Viehſtücken, plumpen und gemeinſinnlichen Bauernſtaffagen ꝛc.

Ungleich feiner waren die „Blicke in das Landleben" des Freiherrn Eberhard von Gemmingen (1752), in denen einige ſchöne Landſchaftsbilder ausgemalt werden, ſonderlich eins vom Ufer der Nagold im Schwarz-

wald. Sehr langweilig ſind die „Spaziergänge“ des Joachim Chriſtian Blum zu Frankfurt an der Oder, weil ſie nur moraliſche Betrachtungen enthalten, die der Dichter auf Spaziergängen anſtellte (1774).

Hirſchfeld, Juſtizrath in Kiel, ſchrieb 1767 ein „Landleben“, worin er vom Genuß der Natur und Landſchaft handelte, ſpäter „den Winter“, eine moraliſche Betrachtung, und einige andere moraliſche Schriften. Seine „Gartenkunſt“ von 1779 hat das Verdienſt, zuerſt wieder nach dem Beiſpiel der Engländer von der franzöſiſch-holländiſchen Künſtelei zur Natur, zum Verſtändniß landſchaftlicher Schönheit zurückzukehren. Ganz unbedeutend iſt Tſcharners „Wäſſerung der Aecker“ 1754, ferner „der Landbau“, ein Lehrgedicht von Röſſig 1779; „den Fels“ von Weiſenhahn 1774 konnte ich mir nicht verſchaffen. „Die Weſer“ von Curtius ebenfalls nicht. „Der Harz“ von Dannenberg 1781 enthält nur eine trockene Beſchreibung der Bergwerke in Hexametern. Aber Valerius Neubeck, ein ſchleſiſcher Arzt, ſchrieb 1796 ein berühmt gewordenes Lehrgedicht „die Geſundbrunnen“, worin er Naturbetrachtung Belehrung und Sentiment glücklich vereinigte. Schon 11 Jahr früher hatte er eine „Zerſtörung der Erde nach dem Gericht“ geſchrieben, die ich nicht kenne.

Einen weit höheren Flug als alle dieſe Naturdichter nahm ſchon zu Bodmers Zeit der Quedlinburger Friedrich Gottlieb Klopſtock, der als däniſcher Penſionär in hohem Alter erſt 1803 zu Hamburg geſtorben iſt. Er ließ bereits 1748 die erſten Geſänge ſeines weltberühmten „Meſſias“ in den Bremer Beiträgen abdrucken. Im Allgemeinen Bodmers antigottſchediſcher Richtung folgend, erkannte er richtig, daß der deutſchen Literatur nur durch zwei Potenzen aufzuhelfen ſey, durch eine feurige Religioſität und durch eine eben ſo feurige Vaterlandsliebe. Obgleich faſt jeder Dichter damaliger Zeit ſeinen weltlichen Liedern geiſtliche voranſchickte, ſo waren die letztern doch meiſt handwerksmäßig gekünſtelt. In den eigentlichen Kirchenliedern, Cantaten und Oratorien hatte ſich das Bedürfniß nach einer innigern und lebendigern Erfaſſung des chriſtlichen Stoffes kund gegeben. Klopſtock glaubte nun, das Höchſte in dieſer Richtung zu erreichen, wenn er die Evangelien ſelbſt in einem neuen lyriſch-epiſchen Feuer verklärte. Er wollte das Heiligſte und Größte in der ſchönſten Sprache darſtellen. — Eben ſo glühend war ſeine Vaterlandsliebe und

er griff in dieser Beziehung in die zweite schlesische Schule zurück, und machte, wie Lohenstein, den Hermann zum Hauptgegenstand seiner patriotischen Poesie, wie den Messias zu dem der religiösen. Aber Klopstock verirrte sich auf dem Wege zu diesen beiden hohen Zielen in das fremde Gebiet der Classicität. Er brauchte zu seinem Messias die Versart Homers, zu seinen Gesängen altdeutscher Barden die des Horaz.

Was man Klopstock am meisten vorzuwerfen hat, ist, daß er die Gemüthseitelkeit in die deutsche Poesie einführte. Gottsched war eitel auf sein vermeintliches besseres Wissen, auf seinen vermeintlich besseren Geschmack; auch den schlesischen Dichtern hatte es nicht an einer Ueberschätzung ihrer Talente gemangelt; aber Klopstock war der erste, der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem am meisten prahlte, was das bescheidenste seyn soll. Das Beispiel dieses berühmten Mannes wurde nun bis zur Ungebühr nachgeahmt. Fast alle Widerlichkeiten der sentimentalen Poesie in Deutschland führen auf diese Quelle zurück.

Vom Messias sagte schon Lessing, er werde von Jedermann bewundert, aber nicht gelesen, und Herder, er fasse Christum und die Apostel (man kann hinzusetzen, sogar den Teufel) zu weichlich und sentimental auf. Ich möchte ihm am meisten vorwerfen, daß er von den Thatsachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und sich willkührliche und unpassende Erdichtungen gestattet. Fries tadelte formell die räumlichen Mißverhältnisse im Gedicht und verglich den Messias mit einer großen leeren Leinwand, auf der man nur hie und da zerstreute Sterne, ganz unten in einer kleinen Ecke aber das gelobte Land sehe.

Im Eingang huldigt Klopstock der Prädestinationslehre. Nicht nur Gott Vater und Sohn contrahiren ausführlich über die Mission des letztern, sondern auch von den Aposteln heißt es, ihren schon lange vorhergeschaffnen Seelen seyen Stühle im Himmel neben den vierundzwanzig Aeltesten gesetzt gewesen, ehe diese ihre Seelen in den irdischen Leib eingezogen seyen. Also fällt das Naive der Fischer und Zimmerleute, die durch Christus zum Apostelamte erweckt werden, ganz weg. — Erst nachdem der Dichter auf dem festen Boden der Erde angelangt ist, hat er in wundervoller Sprache Scenen von hoher Schönheit ausgemalt. Man denke nur an das Bild, wie der Heiland vor Kaiphas steht, mitten unter dem Toben seiner Feinde so ruhig, „als säh er den Abfall einer Quelle". Auch die Einmischung der bösen Welt ist nicht selten tiefpoetisch gefaßt. Wie z. B. Adramelech vor des Heilands Blick zurückbebt, indem er ihn belauert, im fünften Gesange, ist sehr schön. Eben so

wie der reuige Abadonna ihm am Oelberge naht. Viele Episoden sind aufs sinnvollste dem Ganzen eingeflochten, Nebenpersonen ist eine Bedeutung gegeben, die dem Ganzen, ohne es zu stören, einen wahren poetischen Reichthum verleiht. Die Bilder sind oft von homerischer Schönheit, die Sprache immer würdig und begeistert. Allein das Gedicht ist im Ganzen zu lang, die Begeisterung ermüdet durch die endlosen Exclamationen. Und die Einmischung der über- und unterirdischen Gewalten wird namentlich beim Tode Jesu gar zu willkührlich, phantastisch, durchaus unevangelisch. Wie erhaben ist in der Bibel die Vorstellung der Finsterniß beim Tode Jesu. Wie aber hat Klopstock dieselbe motivirt? Es ist kaum glaublich: Er ersinnt einen Kometen namens Adamida, der alle noch ungeborne Seelen enthalten soll und sich geschwind vor die Sonne schiebt, um dieselbe zu verfinstern. Dann steuert aber Engel Gabriel diesen Irrstern zur Erde, damit die Ungebornen noch den Tod Jesu sehen können. — Völlig verfehlt ist der Charakter Abadonnas als eines reuigen, weinenden, sentimentalen Teufels. Nicht ganz passend erscheint auch die Einmischung Adams und Evas. Wenn Klopstock die Eva sich weinend über den Leichnam des Heilandes ausstrecken und dessen Angesicht magdalenenhaft mit ihren blonden Haaren bedecken läßt, so ist das gewiß ein originelles Bild, allein es stört den ernsten Eindruck, den die Pietabilder sonst auf uns zu machen pflegen und machen sollen. Hieher gehört Maria, nicht Eva. — Am weitesten aber entfernt sich Klopstock von der biblischen und kirchlichen Poesie, indem er Christi Höllenfahrt nicht in die Zeit des Begrabenseyns, sondern erst hinter die Auferstehung verlegt. Auch befreit Christus nicht die Propheten, (denn diese sind bei Klopstock schon lange selig), sondern verwandelt plötzlich alle Teufel in — Todtengerippe. Das sollen sie fortan bleiben und der sublime Gedanke des Dichters ist, daß Tod und Teufel eigentlich Eines seyen, oder daß sich wenigstens unsere aufgeklärte Neuzeit die Vernichtung als die einzige Strafe, die den Sünder treffen könne, vorzustellen habe. — Dazu kommt auch noch die seltsame Vorstellung, daß das Innere der Erde von einer Centralsonne ausgefüllt sey, in welcher die Seelen der jung verstorbenen Kinder wohnen und friedlich von einem Engel geleitet werden, also im ganz Innern der Erde kein Platz für die Hölle übrig bleibt.

Klopstocks biblische Dramen sind 1) der Tod Adams, 2) David, 3) Salomo.

Der Tod Adams ist in poetischer Prosa geschrieben und voll O und Ach sentimentaler Exclamationen und Rührungen:

Adam. Ach, ich habe so sanft geschlummert.

Seth. O ihr Engel, er lächelt! Kommt, kommt, komm Eva, komm Haman und Selima, kommt ihr Mütter. Wir alle sind hier, segne uns, mein Vater!

Das Trauerſpiel „David“ iſt in Jamben geſchrieben und handelt von Davids Uebermuth und von der Strafe der Zählung des Volks durch die Peſt. Das Trauerſpiel „Salomo“, gleichfalls in Jamben, handelt vom Götzendienſt dieſes Königs und ſeiner reuigen Rückkehr zu Jehovah.

Abbt verſpottete dieſe Dramen und ſagte vom Salomo, es handle ſich hier eigentlich nur darum, ob der katholiſche Caplan oder der reformirte Hofprediger bei Hofe ſpeiſen ſolle? Gröber war der Hohn, den Gottſcheds Anhänger Triller in ſeinem „Wurmſamen“ über Klopſtock ausgoß.

Ein Dämon aus der ſcythiſchen Wüſte ſtreut Wurmſamen umher, aus welchem die neumodiſchen Epen in Hexametern hervorwachſen.

Die geiſtlichen Lieder Klopſtocks leiden an Empfindelei. „Der Ewigliebende, von einer Klarheit zur andern Klarheit, der Weg zum Unendlichen, der Geiſt der Auserwählten, der Wehmuth Thräne“, das iſt nicht ächter Kirchenſtyl. Wenn daher Klopſtock, wie er ſagt, im Sinn hatte, allein ein ganzes Geſangbuch zu ſchreiben, ſo würde es wohl nirgends eingeführt worden ſeyn.

Klopſtocks Oden erklären dem deutſchen Reim den Krieg, als einer Barbarei, aus der ſich die deutſche Muſe, an der Hand der griechiſchen, emancipiren müſſe. Er ſelbſt dichtet daher nur in alcäiſchen, ſapphiſchen choriambiſchen ꝛc. Verſen und in Hexametern. In einer Ode an Voß ſagt er: der gute Genius ſey allein bei den Alten geweſen, ſtatt deſſen ſey in die neuern Sprachen ein böſer Geiſt mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

Red' iſt der Wohlklang, Rede das Sylbenmaaß,
Allein des Reimes ſchmetternder Trommelſchlag
Was der, was ſagt es, ſein Gewirbel,
Lärmend und lärmend mit Gleichgetöne?

Es iſt merkwürdig, daß weder Klopſtock noch Voß merkten, wie das Gepolter rein auf *ihrer* Seite war. Eben ſo unangenehm fällt es auf, daß Klopſtock, wenn er nun doch griechiſch ſingen wollte und die Muſe, den Genius, Apollo und ſonſtige griechiſche Götter anrief, nicht in dieſer griechiſchen Illuſion blieb, ſondern ſie beſtändig durch die Anmaßung ſtörte, er ſey ein Barde, ſtimme die nordiſche Telyn, ſinge ein Bardiet,

wetteifere mit andern Barden, Braga begeiſtere ihn,. Iduna umſchwebe ihn ꝛc. Seinen Stolz, die deutſche Sprache und Poeſie wiedergeboren zu haben, drückt Klopſtock in der ſchwülſtigen Weiſe aus:

So ertönt, ſo ſtrömt der Geſang, Thuiskon,
Deines Geſchlechts. Tief lags, Vater, und lang
Im ſäumenden Schlaf, unerweckt
Von dem Aufſchwung und dem Tonfall

Des Apollo, wenn der Helläner Dichter,
Phöbus Apoll Lorbeern, und dem Eurot
Geſänge des höheren Flugs
In dem Lautmaaß der Natur ſang.

Die Oden wimmeln von ſprachlichen ohrzerreißenden Härten, indem ſie gerade dem Ohr zu ſchmeicheln ſich rühmen, z. B. aus der Ode „unſere Sprache“:

Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o feyere, dich
Wagte der geſchreckten Feſſel nicht
Zu feſſeln! Die Adler entflohen und du bliebſt,
Die du wareſt!

Aus der Ode „die Maaßbeſtimmung“:

Dich Harmonie, der gehorchend, ſich zu Mauern
Felſen wälzen! Der Baum, zu ſchatten,
Wandelt ins Sonnengefild!

Zaubert ſo gar der Meiſter nicht ſtets. Hat das Urtheil
Etwa den Theil, und das Theilchen nicht mit ſcharfem
Blick gemeſſen? Bemerkt es Ausart
In das zu groß und zu klein?

Die nicht? Genau das Maaß nicht gedacht; und der Umriß
Ründet ſich nicht mit der Biegung, der es glücket.

Aus der Ode „Delphi“:

Schon noch einſt, wo gleichen ſich darf, wer nur lärmt,
Gar den Erguß des Erfinders noch mit Schlamm trübt,
's Kind dem Manne, da rags von hohen
Ohren, nicht leerer, hervor?

Gegen dieſen krampfhaften Unſinn iſt der ſchon früher von Andern gerügte klopſtockiſche Comparativ eine unſchuldige Kleinigkeit. Klopſtock

pflegte nämlich, bloß um des Metrums willen, aus dem Poſitiv der Beiwörter den Comparativ zu machen und z. B. zu ſagen: der ſtillere Abend ſtatt der ſtille Abend, auch wo keinerlei Vergleichung mit einem weniger ſtillen Abend ſtattfand. Neben dieſem unerlaubten Mißbrauch der Sprache fällt in Klopſtocks Oden beſonders unangenehm die wechſelſeitige, ſchon bis zur Lobaſſekuranz gediehene Anpoſaunung der damaligen Poeten auf. Wie Klopſtock von ſeinen Zeitgenoſſen und jüngern Anhängern über alles Maaß geprieſen wurde, ſo gibt er ihnen auch das Lob reichlich zurück und ſeine Oden wimmeln vom Preiſe Gleims, Gellerts, Cramers, Hagedorns, Stolbergs, Ramlers ꝛc. Neben den Poeten wird auch die Muſe, die Leyer ꝛc. geprieſen: kurz, der Sänger preist vor allem ſich ſelbſt, ſeines Gleichen und den Geſang. Die entſetzliche Geſchmackloſigkeit der Oden auf die Leyer ging zwar nicht von Klopſtock aus, wurde aber doch durch ihn mehr als je in Deutſchland eingebürgert. Unzertrennlich damit verbunden ſind die Anrufungen an die allegoriſchen Perſonen derjenigen Gefühle, die der Dichter ausdrücken ſoll. Anſtatt ein frohes Lied zu ſingen, ruft der Dichter die Freude an:

Komm und lehre mein Lied, jugendlich heiter ſeyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beſeelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich!

Statt begeiſtert zu dichten, wird die Begeiſterung angerufen:

O Begeiſterung! ſie erhebt ſich, feuriges Blicks
Ergießet ſich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ström! denn du ſchoneſt deß umſonſt,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

Auch darin gab Klopſtock den nachfolgenden deutſchen Dichtern ein böſes Beiſpiel, daß er an die Stelle des reinen Ausdrucks des ächten Gefühls hohle Exclamationen ſetzte. Man leſe z. B. die Ode „der Erbarmer“!

O Bewundrung, Gottes Bewundrung,
Meine Seligkeit!
Nein, wenn ſie nur bewundert,
Hebt ſich die Seele zu ſchwach!

Erſtaunen, himmelfliegendes Erſtaunen!
Ueber den, der unendlich iſt!

O du der Seligkeiten höchſte,
Ueberſtröme du meine ganze Seele ꝛc.

Leider iſt in dieſer Andachtsgluth die Aufmerkſamkeit des Dichters immer auf ſich ſelbſt gerichtet. Klopſtock kokettirt mit ſeiner werthen Perſon. Ich bete, ich bewundre, ich ſehe, ich ſtaune, ich hebe mein Auge auf, ich fühle ꝛc., immer ich und ich und ich!

Ich legte meine Hand auf den Mund, und ſchwieg
Vor Gott!
Jetzt nehm' ich die Harfe wieder aus dem Staub auf,
Und laſſe vor Gott, vor Gott ſie erſchallen!

Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde! ꝛc.

In der Ode „Teutone" preist er ſich ſelbſt als den Liebling Deutſchlands, dem die Göttin Teutone zulächelt, und den die Geiſter ſeiner Geſänge zur Unſterblichkeit emportragen. Unter dem unpaſſenden Namen „Vaterlandslied" ſchrieb Klopſtock das berühmte Lied:

Ich bin ein deutſches Mädchen!
Mein Aug iſt blau und ſanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel iſt, und ſtolz und gut.

Jahn verlangte, jedes deutſche Mädchen ſollte dieſes herrliche Lied auswendig lernen. Mir aber ſcheint dieſes Lied unwahr, eine eitle Prahlerei, eine Koketterie mit der deutſchen Jungfräulichkeit zu ſeyn. Welches Mädchen wird wohl ſo frech mit ihrer Tugend und Nationalität dahergeprahlt kommen!

Aedone und Aedi, Mutter und Tochter in Klopſtocks „Lehrſtunde", welches Gedicht von Nauman in Muſik geſetzt wurde und ſeiner Zeit beliebt war, ſind ein non plus ultra von Sentimentalität.

Die Mutter gibt der Tochter Unterricht im Singen; die naive Tochter verlangt immer ſchönere, immer ſüßere Lieder zu hören und endlich entſchließt ſich die Mutter, ihr ein Liebeslied zu ſingen, wozu die Nachtigall flötet. Der Schluß iſt allgemeine Auflöſung in Wonne. Klopſtocks Sprache iſt in dieſer Dichtung von Götheſcher Wärme; nur ſollte ſtatt der Mutter ein Liebhaber den Unterricht ertheilen.

Von der Natur iſt in Klopſtocks Oden wenig die Rede, außer wo er die Sterne commandirt, nach dem Tact ſeiner ſchwülſtigen Oden Gott

zu beweiſen. Dreimal jedoch beſingt er das Schlittſchuhlaufen, das er gern trieb, freilich weniger ſchöne winterliche Landſchaftsbilder, als wieder confuſes Poſaunen im hohen Odenton. Das einzige wahre Naturbild iſt das berühmte Mondlied.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner ſtiller Gefährte der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin!

Eine Anzahl der ſpätern Oden iſt politiſchen Inhalts. Er preist die Reform Joſephs II. Er begrüßt die franzöſiſche Revolution als die Aurora der beſſern Zukunft. Aber bald ekelt auch ihn der Greuel der Jakobiner an und er klagt bitter über die verlorene Hoffnung der Freiheit.

Klopſtock ſchrieb drei patriotiſche Schauſpiele, die er ſelber Bardiete zu nennen beliebt (barditus nach Tacitus), alſo Bardenſpiele. 1) Hermanns Schlacht, 2) Hermann und die Fürſten, 3) Hermanns Tod.

Alle drei ſind in Proſa geſchrieben mit untermiſchten Chören und Arien der Barden. Die Proſa hat viel von Macpherſons Oſſian geborgt, dazu aber noch eine Menge O und Ach, ſo daß die altgermaniſchen Helden nicht ſelten reden, wie Geßners Schäfer. Man höre z. B. wie Hermann über den Tod ſeines Vaters klagt: „Haſt du ihn geſehen, Brenno? Du antworteſt mir nicht? Dein Blick wird ernſter! Rede, rede, Brenno, bei Wodan, rede! Redet, wer hat meinen Vater geſehen? Warum ſeyd ihr ſo beſtürzt? Will mir Keiner ſagen, ob er meinen Vater geſehen hat? — Du weinſt, Brenno? Ich habe dich nie weinen geſehen. — Todt iſt er? ach mein Vater! o Wodan, Wodan, du gabſt mir der Freuden viel. Aber dieſer Schmerz — ach mein Vater! ach mein Vater! Iſt er todt? ꝛc.“

Das Bardiet „Hermann und die Fürſten“ lehrt, wie trotz Hermanns Eifer und Muth durch die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten der Sieg verloren geht. Es iſt Schade, daß Klopſtock dieſen fruchtbaren Stoff nicht mit mehr Geiſt und Witz ausgearbeitet hat. Der einzige treffliche Sarkasmus, der dem zürnenden Hermann entfährt, iſt: „Wohlan denn, wenn es die Fürſten nicht wollen, ſo wollen es die Götter auch nicht, und ich unterwerfe mich.“ Dieſelbe Uneinigkeit und Vaterlandsvergeſſenheit motivirt „Hermanns Tod.“ Klopſtock macht hier ſeinem jungen Freunde Stolberg das Compliment, unter Hermanns Freunden ſchon einen Stolberg, als Ahnherrn des Hauſes, anzuführen.

Zuletzt ſchrieb Klopſtock noch ein wunderliches Buch in Proſa „die deutſche Gelehrtenrepublik“, worin er vorſchlug, das ganze gelehrte und ſchriftſtellende Deutſchland zunftmäßig zu organiſiren, das Genie und das

Gute zu belohnen, Dummheit und Bosheit unwirksam zu machen. Als ob die Geisterwelt je einen Zunftzwang ertragen könnte!

Klopstocks begeistertster Freund war Johann Andreas Cramer, Kanzler in Kiel, der „Er und über ihn“ schrieb und ihn im aufgeblasenen Odenton sklavisch und geistlos nachahmte. Eine seiner längern Oden an Luther erlangte unverdienten Ruhm. Johann Adolf Schlegel (des Elias Bruder und der August Wilhelm und Friedrich Vater) ging in seinen geistlichen Oden von Gellerts Manier zu der Cramers über.

Unter dem Einfluß Klopstocks entstand 1760 die „Lutheriade“ des v. Derschau, obgleich nicht in Hexametern, sondern in Alexandrinern geschrieben.

Neben Luther, als er die Völker vom Joche Roms befreit, glänzt hier Moritz von Sachsen, als der die Fürsten vom Kaiser emancipirt. Schon ganz modern bureaukratisch aufgefaßt.

Conrad Arnold Schmid schrieb 1761 Gedichte auf die Geburt des Erlösers, welche vergessen sind, während seiner witzigen „Jugendgeschichte und Vision des h. Blasius“ noch rühmlich gedacht wird. Das war aber nur ein Scherzgedicht zu Ehren seines alten Freundes Gärtner, als derselbe am Stift St. Blasien in Braunschweig Canonicus wurde.

Friedrich Hudemann gab zu Bützow und Wismar 1765 einen „Lucifer“ heraus, ein Epos in Hexametern, matt, geistlos, voll falscher Empfindsamkeit.

Die Erde ist noch nicht geschaffen. Gott will sie schaffen. Lucifer wird darüber wüthend und empört sich gegen Gott, unterliegt aber dem Erzengel Michael. Sie führen förmliche Schlachten im leeren Raum aus, die Heere ziehen sich zurück, avanciren wieder ꝛc. wie Regimenter. Michael ist des Siegs nicht sicher, Gabriel muß ihm zu Hülfe kommen. Endlich sind die Rebellen besiegt und Gott beginnt die Schöpfung, Tag für Tag, nach dem Wortlaut der Genesis, aber vom Dichter mit wenig Phantasie ausgeführt. Wie Bodmer in der Noachide gibt er kleine Thierbilder; der Schöpfer selber redet z. B. die Gänse, indem er sie schafft, also an:

Schwebt in der Fluth und der Luft, ihr stets geschwätzigen Gänse,
Schneidt mit dem Schnabel das Gras in wackelnder Leibesbewegung.

Schließlich wird das erste Menschenpaar geschaffen und die Geschlagenen in der Hölle fordern den Satan auf, die Eva zu verführen. Das sündige Pärchen wird aus dem Paradiese verbannt, aber Christus selber tröstet sie:

„alle Sünden ſind euch vergeben und völlig getilgt, wenn ihr bereut. Gleich nach eurem Tode ſollt ihr in den Himmel kommen ꝛc.“

Dieſe widrige Sentimentalität macht die ganze tiefe Bedeutung des Sündenfalles zu nichte. Derſelbe Dichter ſchrieb auch noch einen auferſtandenen Meſſias und behandelte Kains Brudermord und die Tochter Jephthas als Trauerſpiel.

Caſparſon, einer ſchwediſchen Familie entſtammt, Profeſſor in Kaſſel, ließ ſich durch Klopſtock und die Schweizer für das Altdeutſche begeiſtern, gab den Wilhelm von Oranſe heraus, und ſchrieb in Klopſtocks Manier Bardenſtücke: Thafnilde 1768 und Theutomal (Thusnelbens Sohn) 1771. Karl Auguſt Küttner in Mitau ſchrieb 1773 Oden und 1791 eine „Kurona“, Dichtungen aus der nordiſchen Vorzeit= Friedrich Hahn aus Zweibrücken ſchrieb ein „teutoniſches“ Gedicht an Minnehold (Müller).

Auch der galante Gerſtenberg warf ſich in Klopſtocks Manier; 1766 ſchrieb er „den Skalden“, ein kleines Epos in gereimten Jamben, worin ein Skalde den Fall der alten deutſchen Götter beklagt. Ganz in der Bardenmanier iſt das lange Melodrama „Minona oder die Angelſachſen“ gedichtet, 1785.

Die keltiſchen Britten ſind von den Römern unterjocht, werden aber durch die Angelſachſen befreit. Minona, die Schweſter des brittiſchen Königs von Morven, deren Geſänge wie Geiſterſtimmen die Handlung durchtönen, liebt den heldenkräftigen Edelſtan, Herzog der Angeln, der die Römer überwältigt und ihren gedemüthigten Anführer Aurelius ſammt der heißblütigen Aezia, die ihn liebt und Minona aus Eiferſucht ermorden wollte, heimſchickt. Zuletzt ſtürzt auch noch der Sieger Edelſtan die blutigen Altäre der Druiden und macht die edle Menſchlichkeit gegenüber dem Prieſterthum geltend. Nun ſollte man meinen, es ſey leidenſchaftliches Intereſſe genug in dieſem Stück, damit Sprache und Handlung raſch ſeyn könnten; aber die Reden werden zu breiten Parlamentsreden und Zeitungsartikeln.

Ins ärgſte Extrem des Schwülſtigen und Grauenhaften ſprang der ſonſt ſo leicht tändelnde Gerſtenberg über in der Tragödie Ugolino (1768).

Die bekannte Epiſode aus dem Dante, Ugolino und ſeine Kinder im Hungerthurme ſchmachtend. Was Dante weiſe verſchwiegen, malt Gerſtenberg breit aus, behaglich wühlend im Gräßlichen. Der Knabe Anſelmo bittet (Theil I. S. 505) den Vater, er ſolle ihn nicht freſſen, wenigſtens nicht, ſo lange er noch lebe. Um das beſtialiſche Anpacken der Kinder gewiſſermaßen zu vertheis

digen, läßt Gerſtenberg den Ugolino in eine Art Raſerei fallen, in der er ſich einbildet, ſein Sohn ſey der verhaßte Feind, gegen den er nun mit Recht wüthen darf. In dieſer ſchäumenden Wuth faſelt Ugolino trivialen Unſinn und das Schreckliche wird lächerlich. S. 509: „Teufel, Teufel! du mein Richter? Weißt du, was der Tod des Verhungerns iſt? Hungertod? ha, ha, Hungertod! — Hungertod, dein Name iſt Tartarus!"

Karl Friedrich Kretſchmann, Advokat in Zittau, deſſen Werke 1784 erſchienen, ahmte Klopſtock und Oſſian zugleich nach in „Ringulfs Klage", worin Ringulf über Hermann des Cheruskers Tod ungefähr jammert, wie Oſſian über Fingal. In demſelben Ton klagt er über Kleiſts Tod. Daneben ahmte er aber auch Gellert nach und benutzte deſſen „alten böſen General" zu einem breiten Luſtſpiel. — Daniel Jeniſch, Prediger in Berlin, ſchrieb eine „Boruſſias" in Hexametern voll Schwulſt und Pathos, worin er die Thaten Friedrichs im ſiebenjährigen Kriege verherrlichte, ſtürzte ſich aber, weil ſeine Poeſie keinen Anklang fand, 1804 in die Spree.

Einen merkwürdigen Nachahmer fand Klopſtock in dem joſephiniſchen Oeſterreich. Michael Denis, Bibliothekar in Wien, genoß den ungeheuerſten und übertriebenſten Ruhm als angeblicher Morgenſtern des beſſern Geſchmacks in Oeſterreich, als erſter Lichtträger in das mittelalterliche Dunkel des katholiſchen Deutſchland. Aus ſeinen Liedern geht hervor, daß er ein gutmüthiger Oeſterreicher und höchſt loyaler Unterthan, aber ein ſchwacher und unglaublich eitler Geiſt war. Durch Anagramm ſeinen Namen in Sined verkehrend, nahm er nicht den mindeſten Anſtand, ſeine eigenen Lobgedichte auf Maria Thereſia und Joſeph II. in unzertrennlicher Verbindung mit ſeiner Ueberſetzung des Macpherſonſchen Oſſian (in Hexametern) unter dem pomphaften Titel „Oſſians und Sineds Lieder", in einer Prachtausgabe in Quart erſcheinen zu laſſen. Wien, 1784. Er ſelbſt ſagt darin, Oſſian habe ihm, dem deutſchen Barden, ſeine Telyn hinterlaſſen. — Den Inhalt ſeiner eigenen Lieder bildet immer Denis ſelbſt. Was er auch ſonſt beſingen mag, voran ſteht immer er ſelbſt als Barde. Von ſich, über ſich, zu ſich ſpricht er, oder von ſeiner Harfe. Da beſingt er ſeine eigene Geburt, wie die eines Gottes, und bedauert ſeinen Vater, daß er den Ruhm des Sohnes nicht mehr habe erleben können.

Wenn damals in Frankreich die Dichter alle antike Götter anriefen, um Ludwig XV. bei der Toilette und bei Tiſche zu bedienen, oder ſeinen Maitreſſen aufzuwarten, ſo glaubte Denis patriotiſcher zu handeln, indem er, ähnlich den Oſſianiſchen Geiſtern, ſämmtliche in Walhalla verſammelte altdeutſche Helden und Barden herbeikommen ließ, um die Wiege und den Thron der Habsburger in Wien zu umſchweben. Doch trotz all dieſes geſchmackloſen Schwulſtes iſt etwas Rührendes in Denis Liedern zum Lobe der Maria Thereſia. Seine Devotion nimmt nicht ſelten den Ton der Zärtlichkeit an. — Das patriotiſche Epos „Rüdiger von Stahremberg oder das belagerte Wien" von Huber (1788) konnte ich mir nicht verſchaffen.

Ein noch merkwürdigerer Nachahmer Klopſtocks war Franz von Sonnenberg, gebürtig aus Münſter, der in Jena privatiſirte und ſich nach der Schlacht bei Ulm (1805) aus Verzweiflung am Vaterlande aus dem Fenſter ſtürzte. Seine glühende Seele verräth ſich auch in ſeiner großen Epopöe „Donatoa", in Klopſtockſchen Hexametern.

Der Genius der Erde klagt, daß die Erde nun ſchon ſo alt geworden und die Menſchen ſo verdorben ſeyen. Gott beſchließt, den Donatoa, den erſtgeborenen Engel, den des Todes, zu rufen. Unterdeß berathen ſich die drei Perſonen der Gottheit, worauf der Sohn den Todesengel umarmt und zu ſeiner Beſtimmung einweiht, nämlich, die böſe Welt zu vernichten, damit eine beſſere an die Stelle trete. Donatoa fliegt über die Erde und ſieht unter ſich die ſündenvollen Städte der Menſchen, auch Rom, die verderbteſte von allen (Sonnenberg war Katholik). Erzengel Michael erbittet für die Menſchen noch eine Friſt und weiſet auf eine Gegend hin, wo noch reine Unſchuldsmenſchen leben. Das iſt der Greis Eliora, der das längſt vergeſſene Chriſtenthum predigt, ſeine Tochter Herkla und ihr Geliebter Heroal. Endlich kommt Satan mit allen Mächten der Hölle, entſchloſſen, ſich dem Tode entgegen zu ſtellen, um die Menſchheit als ſein Volk zu retten. Das iſt der genialſte Gedanke des Gedichts. Mit den Bildern nimmt es übrigens der Dichter nicht ſehr genau, denn Satan erſcheint hier geflügelt und fährt doch auf einem Wagen mit Roſſen. Satan hofft, Gott ſelbſt zu überwinden. Einſtweilen begnügen ſie ſich mit der Erde, über welche ſie den Abdul zum Alleinherrn ſetzen, weil Deſpotismus das beſte Mittel iſt, die Menſchen zu verſchlechtern. Dann wieder Liebesſcenen zwiſchen Herkla und Heroal. Die Liebenden werden ſelbſt bedrängt, während Abdul erſt die alte Welt erobert, dann mit Donatoa um den Beſitz von Amerika kämpft. Heroal tritt an die Spitze der Amerikaner für die Freiheit gegen Abdul. Er unterliegt und wird der verlorenen Schlacht entrückt in

ein Thal, wo er unerwartet ſeine Herkla wiederfindet. Indem ſie ſich entzückt umarmen, ſterben ſie im Kuß und ihre Seelen ſchweben zum Himmel auf. — Die Dreieinigkeit wiederholt den Beſchluß der Weltvernichtung. Adami, der Genius der Erde, nimmt rührenden Abſchied von Selenoa, dem Genius des Mondes. Die Mondkinder ſchlummern nur ein. Die Menſchen aber werden vertilgt durch furchtbare Ungewitter, Erdbeben, Empörung des Meeres ꝛc. Donatoa überſchüttet ſie mit allen Schrecken der Natur. — Aber die Todten ſtehen bald wieder auf. Adam und Eva genießen das Schauſpiel, alle ihre Kinder auf einmal überſehen zu können. Zuerſt werden die guten Menſchen abgefunden und alle ſelig. Während dieſes Gerichts aber dauert die Zerſtörung anderer Welten fort. Nicht nur Erde und Mond, alle Planeten und Sonnen gehen unter und kommen vor das Gericht. Hier aber iſt das Urtheil viel ſummariſcher. In Bauſch und Bogen werden ganze Sterne und Sterngruppen abgefertigt. Nachdem alles in der Natur todt iſt, kommt der Himmel ſelber dran, die Engel müſſen ſterben. Michael ſtirbt ſchön, Gott ſelbſt drückt ihm die Augen zu. Endlich iſt außer Gott nur noch Donatoa übrig, auch er, der perſonificirte Tod, muß nun ſterben. Gott deckt ihn mit den Trümmern des Himmels zu und iſt nun ganz allein auf den Gräbern der Welt. Aber Gott weckt alles Leben wieder auf, jetzt gereinigt, ſündenlos. Die Hölle ſelbſt wird gereinigt und ausgeputzt und zum Himmel gemacht. Satan ſieht es mit Schaudern und Ingrimm; alles iſt von ihm abgefallen, alles fromm und bekehrt und ſelig, nur er allein noch perſonificirt die Hölle. Da rafft er ſich noch einmal zuſammen, verſtellt ſich und ſpielt den Bekehrten, Gott aber durchſchaut ſeinen Trug und verdammt ihn, — ins Nichts zu verſchwinden.

So endet dieſes merkwürdige Gedicht, das nahezu 20,000 Verſe zählt und wegen ſeiner breiten Manier trotz der großartigen Anſchauung des Ganzen doch den Leſer ermüdet. Am meiſten aber gereicht dem Gedicht die falſche Sentimentalität zum Vorwurf, in welcher Teufel und Hölle wie in Zuckerwaſſer aufgelöst werden.

2.

Romane in engliſcher Manier.

Je mehr in den franzöſiſchen Romanen und Schauſpielen die Lüderlichkeit überhand nahm, um ſo entſchiedener wandte ſich der ernſte, kalte und ſtolze Engländer von der unreinen Berührung mit ihnen ab und erfand eine neue Gattung moraliſcher Familienromane, in denen er ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl und ſeiner Frömmigkeit Genüge that, aber auch ein

wenig Prüderie zur Schau trug. Der Schöpfer dieſer neuen, meiſt ſehr bändereichen engliſchen Romane war Richardſon, der aber an feinem Geiſt und poetiſchem Gefühl von Goldſmith übertroffen wurde. Guten Humor brachten Fielding und Smollet hinzu. Der Schöpfer einer eigenen Gattung empfindſamer Reiſen wurde Sterne, der zum erſtenmal einen Zug Shakeſpeares in den Roman übertrug, die echt humoriſtiſche Paarung von Weinen und Lachen, tiefer Rührung und Sarkasmus.

Bei der Stammverwandtſchaft zwiſchen Engländern und Deutſchen und dem gleichen Bedürfniß beider, ſich dem Einfluß der franzöſiſchen Sittenverderbniß zu entziehen, war es natürlich, daß bald viele deutſche Dichter auf den engliſchen Ton eingingen.

Johann Timotheus Hermes, Superintendent in Breslau, ahmte Richardſon nach, zuerſt in der Geſchichte der Miß Fanny Wilkes (1766), dann in dem langen Roman, der ſeinen Ruf begründete, „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen“ 1769.

Sophie von Hohenwald, die Tochter eines engliſchen Schiffers, wird bei einer Dame in Memel erzogen, die eine Tochter in Sachſen verheirathet, aber lange keine Nachricht von ihr hat. Sophie entſchließt ſich, hinzureiſen, um ihr Nachricht zu bringen, und dabei ihre eigne Neugier zu befriedigen, da ſie gerne die Welt ſehen möchte. Nun begegnen ihr unterwegs eine Menge Abentheuer. Sie wird mit vielen intereſſanten Charakteren bekannt, die ſich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt ſich in einen gewiſſen Herrn Leſſe, mit dem ſie zufällig in einem Bette zuſammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entſagt ſeinetwegen dem braven Seemann, Cornelius Puf, der ſie aus mehreren Gefahren errettet. Ein ruſſiſcher General Tſchernoi ſtellt ihr nach und entführt ſie nach Danzig, Puf aber befreit ſie wieder. Der obligate Böſewicht des Romans und ihr eigentlicher böſer Dämon iſt ein gewiſſer Schulze. Endlich da Leſſe ſie aufgibt, muß ſie einen armen Schulmann heirathen, der ſie anfangs plagt, mit dem ſie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenperſonen, Epiſoden und moraliſche Excurſe faſt ganz verſchwinden gemacht.

In dem Roman „Für Töchter edler Herkunft“

iſt ein Prälat heimlich verheirathet, muß aber ſeinem habgierigen Bruder das Verſchweigen des Geheimniſſes mit dem größten Theil ſeines Beſitzes abkaufen. Da wäre nun wenigſtens Anlage zu etwas Romantiſchem, das aber in der Ausführung durchaus vermißt wird. Was Töchter edler Herkunft daraus lernen ſollen, iſt ſchwer zu errathen.

In dem Roman „Zwei literarische Martyrer und deren Frauen“ kommt im Anfang des 2. Theils eine einzige hübsche Scene vor,

wie ein Reisender ein unschuldiges Mädchen beschützt und sich dann unter einer Weide sitzend mit ihr unterhält. Ein Johanniswürmchen umkreist ihren schönen weißen Arm. Ihr Halstuch ist von dem Postillon etwas mit Branntwein beschüttet worden. Der Geruch ekelt sie, der Reisende bietet ihr ein anderes Tuch an und sie steckt das ihre vor ab, um das seinige umzulegen. Eine echte Scene wie aus Gerricks Reisen. Im Uebrigen ist dieser Roman unendlich widrig durch seine Verworrenheit, durch das häufige Verlieben, das zu nichts führt; durch die Nahrungssorgen und das ewige Vorzählen von Thalern, die der Held oder die Heldin zu wenig haben.

Genug, Hermes (den ich noch persönlich kannte, da er erst 1821 im höchsten Alter gestorben ist) war zu zerstreut und confus, als daß seine Sittenpredigten einen tiefern Eindruck hätten machen können.

Wielands Freundin, Sophie von Laroche, gab ein Jahr nach „Sophiens Reise“ (1771) einen Roman unter dem Titel „das Fräulein von Sternheim“ heraus.

Hier ist es wieder eine Sophie, die ihre Tugend mitten unter Nöthen bewahrt. Aber die Laroche packt den Gegenstand mit großer Energie an. Sophie von Sternheim wird durch den diabolischen Lord Derby um Alles gebracht, durch eine falsche Trauung betrogen, durch einen Diener des Bösewichts zuletzt in einen Thurm geworfen, den sie nur sterbend wieder verläßt, aber bei alledem bleibt sie immer gleich edel, gleich tugendhaft und läßt sich nicht aus dem Gleichmuth einer schönen Seele herausbringen.

Die Verfasserin hat sich nicht sowohl Richardson und Hermes, sondern den jüngern Crebillon zum Muster genommen, in dessen orphelins ein Don Juan der englischen Aristokratie mit unnachahmlicher Kunst eine edle Dame verführt. In den spätern Romanen der Laroche wird jene erste Energie vermißt. Sie erscheint darin lehrhaft, tugendkokett, langweilig. In dem Roman „Schönes Bild der Resignation“ zerfließt sie in O und Ach. Ein empfindsamer Georg steht hier mit getheiltem Herzen zwischen zwei für ihn betenden Mädchen. Es lohnt nicht der Mühe, alle ihre Romane: Melusinens Sommerabende, Briefe an Lina, Liebehütten ꝛc. zu analysiren.

Johann Jakob Dusch, Professor in Altona, begann 1754 mit langweiligen Lehrgedichten, ging allmählig in die Nachahmung Kleists als

Naturbeſchreiber über, unterbrach dieſe geiſtloſen Sachen mit einigen komiſchen Epopöen im Geſchmack des Pope und Zachariä (den Schooßhund, das Toppée), überſetzte Pope und Hume, und endete mit Romanen in engliſcher Manier, nachdem er 1780 in „der Stärke der edleren Liebe" den griechiſchen Roman des Heliodor matt nachgeahmt hatte. Am berühmteſten wurde ſein „Karl Ferdiner" (1776).

Karl liebt zwei gleich vortreffliche Frauenzimmer zugleich, kann ſich deßhalb nicht entſchließen, welche er heirathen ſoll, läßt ſich mit der Einen ein, verſchiebt aber den Hochzeittag und läßt ſie am Ende ſitzen, um der Andern nachzugehen, die ihrerſeits die Großmüthige ſpielen und ihn Jener laſſen will. Wie in Göthes Stella, widerliches Zeug! Ein ſo wankelmüthiger Mann verdient nicht, als ein intereſſanter Romanheld dargeſtellt, ſondern ausgepeitſcht zu werden.

Noch widriger iſt „die Pupille", ein Roman in Briefen von 1798.

Die Helden des Romans ſind die Pupille, ein verwaistes, ſehr ſchönes Mädchen Namens Minna und ihr Geliebter Waller. Die Kataſtrophe iſt ein Maskenball, auf dem Waller in der Trunkenheit ſeine Minna entehrt, ſich aber einbildet, es ſey eine Andere geweſen, während auch Minna glaubt, es ſey bei ihr ein Anderer geweſen. Ein boshaftes Paar nährt den Irrthum, bis er ſich aufklärt und Waller und Minna ein glückliches Paar werden. Die unſchöne Art, wie Caroline ſich bei dieſer Geſchichte benimmt, entfremdet ihr das Herz ihres Liebhabers Felsberg.

Müller von Itzehoe, Buchhändler, ſpäter Privatmann, ahmte die komiſchen Romane des Fielding nach. Sein berühmteſter Roman „Siegfried von Lindenberg" erſchien 1779 mit Kupfern von Chodowiecki. Müller ſchilderte darin einen jungen Pommerſchen Edelmann als einen noch ganz ungeleckten jungen Bären, aber voll Gutmüthigkeit. Leider glaubte er manches von Don Quixote auf ihn übertragen zu müſſen, wodurch die Naturwahrheit dieſes pommer'ſchen Sittengemäldes wieder Noth litt.

Siegfried iſt nur Cornet, aber reicher Gutsbeſitzer. Aus Langeweile läßt er ſich einmal durch den Schulmeiſter (Ludimagiſter Schwalbe) den gehörnten Siegfried vorleſen und bekommt Luſt zu ſolchen Geſchichten. Der Schulmeiſter überredet ihn, ſeine eigenen Thaten, wie die jenes ältern Siegfried, mittelſt eines Wochenblattes der Welt zu verkünden, und wirbt in der nächſten Stadt ein brodloſes Genie, den Herrn Fix, dieſes Blatt nebſt dem Druck zu übernehmen. Hier lernt er aber auch den braunen Mann, das Muſter eines ſchlichten, vernünftigen Mannes und Familienvaters kennen. Nun wird die kleine erbärm-

liche Chronik des Pommerſchen Dorfes in den Nummern des neuen Blattes preisgegeben. Die darin vorkommenden Aufſchneidereien läßt ſich der ehrliche Junker aber nicht gefallen. Um die Welt zu ſehen, geht Siegfried auf Reiſen, von Ludimagiſter und Fix begleitet, aber ſchon am nächſten Stadtthor kehrt er wieder um, weil er incognito hat reiſen wollen und die unverſchämte Wache am Thor ſeinen Namen wiſſen will. In einem Wirthshaus begegnet er zum erſtenmal der ſchönen Eliſe, einer reiſenden Dame, die zum Glück in ſeiner Nähe wohnt und der er bald ſeine Aufwartung macht. Der Schulmeiſter fällt aus der Rolle, indem er ſich von ſeinem böſen Weibe jämmerlich durchprügeln läßt, welchen Exceß der Junker ſtreng beſtraft. Fix macht ſich nützlich, indem er den Junker aus den Händen von Räubern befreit. Endlich kommt auch noch der braune Mann wieder, macht den Junker auf ſeine begangenen kleinen Thorheiten aufmerkſam und bildet ihn zum praktiſchen Manne aus, in welchem Geſchäfte ihm Eliſe gern behülflich iſt, die dem treuherzigen Junker Herz und Hand gibt.

Unter dem braunen Manne verſtand Müller ſich ſelbſt, gab daher ſpäter noch mehrere Romane „aus den Papieren des braunen Mannes“ heraus. Seine Sprache iſt affectirt natürlich, in Siegfried noch gehaltener, ſpäter allzu vertraulich und aufdringlich. In dem „Herrn von Waldheim“ ſchildert er wieder einen derben Landjunker mit ſeinem Sohn und verhöhnt nebenbei einen orthodoxen Geiſtlichen als Kuppler. Im „Emerich“ ſtellt er eine geſunde ländliche Natur der ſtädtiſchen Corruption gegenüber und greift wiederum die Orthodoxen heftig an. Hierin zeigt er eine Wahlverwandtſchaft mit Nicolai. In „Friedrich Beck“ häuft der Verfaſſer neue Abentheuer, in „Ferdinand“ ſogar Greuel, was zu ſeiner erſten Manier nicht mehr paßt.

Als ein gutes Sittengemälde war der 1784 von Helene Unger (Frau eines Berliner Buchhändlers) geſchriebene Roman „Julchen Grünthal“ berühmt, weil in demſelben das damalige Unweſen der franzöſiſchen Moden und frivolen Sitten gegeißelt wird.

Julchen iſt die wohlerzogene Tochter eines Amtmanns auf dem Lande und wird, um „Welt“ zu bekommen, in eine weibliche Penſionsanſtalt der Reſidenz geſchickt, wo ſie ſtatt der vaterländiſchen Sitten und geſunden Verſtandes- und Herzensbildung nur die franzöſiſche Unnatur und Corruption findet und bald, in dem Strudel derſelben fortgeriſſen, als gemeine Buhlerin endet.

Eine viel ſchwächere Nachahmung iſt „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus“, worin die Schwächen und Thorheiten eines Mädchens geſchildert

werden, welche ſie zuletzt ins Zuchthaus bringen. Vgl. allgemeine deutſche Bibliothek 35, 182.

Johann Gottlieb Schummel, Profeſſor in Breslau, hatte ſeinen ausgezeichnet guten Styl an Wieland und Leſſing gebildet. Es iſt mir nie gelungen, ſeiner älteſten Sachen habhaft zu werden. „Luſtſpiele ohne Heirathen, Wittenberg 1772. Kinderſpiele und Geſpräche, Leipzig 1776. Fritzens Reiſe nach Deſſau daſ. 1776. Wilhelm von Blumenthal daſ. 1780. Das blinde Ehepaar, Breslau 1788. Reiſe durch Schleſien, 1792.

Ich kenne nur ſeine „empfindſamen Reiſen durch Deutſchland" von 1771.

Eine geiſtloſe Nachahmung der empfindſamen Reiſen von Yorik (Sterne), voll von Langweiligkeiten und Gemeinheiten, wie man ſie einem ſonſt ſo feinen Geiſte, wie Schummel, nicht hätte zutrauen ſollen. Der Reiſende ſchildert, wie er von einer Stiefmutter mißhandelt, in die weite Welt gegangen ſey, wie eine gutmüthige Bäckersfrau ihn beſchenkt, dann ein Kaufmann ihn zu ſich genommen habe, deſſen ſchon ältliche Frau ihn verführen wollte, wobei er ſich wie der keuſche Joſeph benahm. Durch eine Erbſchaft plötzlich reich geworden, geht er auf Reiſen und kommt zuerſt nach Leipzig, wo er mit verſchiedenen Frauenzimmern ziemlich geiſtloſe Abentheuer beſteht, indem er ſich einer Kranken, dann einer Gefallenen erbarmt und endlich die Bäckersfrau wiederfindet, die er als „Mutter" zu ſich nimmt. Im dritten Theil entſchließt ſich Einer großmüthig, ein Mädchen zu heirathen, die von einem Andern ſchwanger iſt. Auch wird ſich einer Kindsmörderin erbarmt und werden die Leiden eines Geiſtlichen unter einer Maſſe von Gemeinheiten ſeiner Umgebung geſchildert. Auch iſt ein Luſtſpiel eingeflochten, „die unſchuldige Ehebrecherin oder viel Lärm um nichts." Der dumme Töffel will des Nachts zur Magd, verirrt aber in die Schlafſtube der Frau, welch letztere nun des Ehebruchs beſchuldigt wird, bis erwieſen iſt, daß Töffel in der Angſt ſich verirrt hat und die Frau von nichts wußte. Dieſe Albernheiten werden nun noch pretiös in einem kurzgehackten Style vorgetragen, ſo daß man vor Verdruß oft kaum weiter leſen kann.

Beſſer iſt Schummels „kleiner Voltaire".

Die Geſchichte des Auguſtin, Sohn eines reichen und angeſehenen proteſtantiſchen Prälaten und einer vortrefflichen Mutter. Auf der Univerſität kommt dieſer Jüngling in Geſellſchaft von Freigeiſtern und wird Mitglied eines geheimen Ordens, deſſen Zweck Beſeitigung des Chriſtenthums und Cultus der Natur, Emancipation des Fleiſches iſt. Man lieſt in dieſem Klub nur atheiſtiſche und obſcöne Schriften, namentlich aus der franzöſiſchen Schule. Einſt beſucht der alte Vater den Sohn, als derſelbe gerade ein Mädchen bei ſich hat. Schnell wird dieſelbe ein wenig maskirt und für einen kranken Stu-

denten ausgegeben. Der arglose Vater tröstet den vermeintlichen Kranken, faßt seine Hand und meint, er habe große Hitze. Man kann sich denken, wie der Klub nachher darüber lachte (S. 456.). Eine Krankheit der Mutter führt den Sohn zurück. Er sieht sie sterben, die ihn aufs innigste zur Besserung ermahnt. Eine Heirath führt ihn auch wirklich auf bessere Wege, aber seine junge Frau stirbt; er trifft mit einem alten Ordensgenossen, der als falscher Spieler reich geworden, wieder zusammen, geht mit ihm auf Reisen, wird in Italien im Ehebruch ertappt und vergiftet. — Der Roman ist etwas breit und mit viel Gelehrsamkeit durchspickt, doch in den gelehrten Notizen wird die Seite der Literatur, gegen welche Schummel seine Angriffe richtet, gut beleuchtet. Die zweite Auflage ist von 1785, die erste muß also älter seyn.

Am besten ist Schummels „Spitzbart", eine tragikomische Geschichte für unser Jahrhundert (1779).

Inspector und Pastor Spitzbart, Pastor in Rübenhausen, hat ein „Ideal einer vollkommenen Schule" herausgegeben, voll von Basedow'scher Schwärmerei. Weil aber dieser pädagogische Schwindel damals Mode war, so zieht ihm sein Buch den Ruf auf das Directorat einer größeren Schulanstalt zu, und triumphirend zieht er, als der gefeierte Pädagog, in die Stadt ein, in der er Wunder thun soll. Nun ist er aber im höchsten Grade unwissend und unpraktisch und fängt alles verkehrt an. Das gute Alte schafft er ab und kann nichts Besseres dafür bieten. Das Leichteste macht er sich schwer. Befehle, die er gegeben, nimmt er aus Noth selbst wieder zurück. Gute Lehrer stößt er vor den Kopf, schlechte zieht er hervor ꝛc. Endlich spielt ihm seine eigene Familie die schlimmsten Streiche. Der die ganze Menschheit erziehen will, kann nicht einmal seine eigenen Kinder erziehen. Seine Tochter Fiekchen wird schwanger, sein Söhnchen Israelchen ist der gottloseste Bube unter der Sonne, den er am Ende in fremde Zucht geben muß. So schwer muß er für seine Eitelkeit büßen, bis ihn der Kummer über die Tochter tödtet. — Das Buch ist in sehr gutem Styl und in der besten Laune geschrieben. Das häusliche Leben des alten Mannes und die Schulscenen sind trefflich geschildert. Unter den letztern besonders die Versuche des Idealisten, die sokratische Methode als die Hebammenkunst des Geistes, in der Schule einzuführen.

Geringer ist wieder „die Revolution in Scheppenstedt", 1794.

Die französische Revolution findet Nachahmung in Scheppenstedt. Gastwirth Springer regt die Köpfe auf. Der Fürst befiehlt, die Leute machen zu lassen, in der Absicht, durch die zu erwartende Dummheit der Scheppenstedter alle Nachbarn abzuschrecken und die Gefahr durch Karikirung ihres Scheines abzuwenden. Die guten Spießbürger schmücken sich nun mit Kokarden, errichten Klubs und Freiheitsbäume, überlassen sich der Führung von

Thoren und Spitzbuben und werden auf einmal durch fürstliche Truppen überfallen und ins alte Geleis gebracht.

Johann Karl Wezel von Sondershausen, der als Privatmann lebte und in hohem Alter († 1819) noch wahnsinnig wurde, schrieb bald nach dem siebenjährigen Kriege Schauspiele und Romane, die sich durch viel Natürlichkeit und oft durch guten Humor auszeichnen, aber eine gewisse Linie des Gemeinen doch nicht hinter sich lassen.

Sein vierbändiger Roman Tobias Knaut (1773) ist sichtbar dem Tristram Shandy und auch ein wenig dem Candide nachgeahmt.

Die Körper- und Seelenbildung Knauts wird bis in den Zeugungsakt verfolgt. Knaut ist der Sohn eines Dorfschulmeisters, zwerghaft, bucklig, phlegmatisch, wird in der Jugend mißhandelt, läuft aber davon, um Soldat zu werden, weil er von diesem Stande viel Schönes gehört hat; ohne zu bedenken, daß er zu einem Helden zu klein ist. Unterwegs betrügt ihn eine Zigeunerin, die ihm, während er badet, die Kleider stiehlt. Nackt im Teiche wird er von zwei Fräulein gefunden, unter denen Adelheid ihm besonders Mitleid widmet. Durch sie bekommt er Kleider und ein Reisegeld. Nachher hat er das Glück, dieselben Damen aus einer Wassersnoth zu retten und wird dadurch noch weiter gefördert. Ein Herr Seelmann nimmt sich seiner an, erzieht ihn, bildet ihn zum Philosophen und hinterläßt ihm sein ganzes Vermögen. Inzwischen stärkt den kleinen Knaut eher sein angeborenes Phlegma, als sein Glück und seine Philosophie. Was in Voltaires Candide Reflexion ist, die beste Welt des Magister Panglos, erscheint bei Knaut nur als natürliche Gutmüthigkeit. Als er hört, Jemand habe das Bein gebrochen, freut er sich, daß er nicht beide gebrochen hat. Einmal verzehrt er eine Schüssel voll Eicheln, um zu beweisen, auch bei solch roher Kost könne man glücklich seyn. Als ihn ein lebenslustiger Freund das erstemal in ein Bordell führt, findet er dort Fräulein Adelheid wieder und heirathet sie auf der Stelle.

In diesem Roman ist bei aller Natürlichkeit doch etwas Ungesundes. Der Zug echt deutscher Gutmüthigkeit erscheint zu sehr karikirt Es beleidigt unser Gefühl, unsre Volksthümlichkeit zu einer solchen Personification verschrumpft zu sehen. Der deutsche Michel ist eine bessere Figur, weil er wenigstens drein schlagen kann. — In einem andern Roman, Belphegor (1776) zeichnet Wezel den nämlichen Charakter noch einmal, aber nicht mehr in Glück, sondern unter fortwährenden Schlägen des Mißgeschickes. Hier hat er Candide bis in Einzelnheiten copirt, ohne gleich Voltaire das Widrige und Schaudererregende durch Witz und köstliche Laune zu neutralisiren.

Belphegor wird von der ſchönen Akante mit ſo derben Fußtritten aus dem Hauſe geſtoßen, daß er das Hüftbein zerbricht. Der Grund ihres Zorns iſt ſeine Empfindſamkeit. Sie will nicht Seele, nicht Geiſt, ſondern Fleiſch und Geld, und hat ſich bereits dem reichern Fronal hingegeben, der als Belphegors Freund es für dieſen ſelbſt heilſam hält, von ſeiner thörichten Liebe loszukommen. Belphegor geht in die weite Welt, um Akante zu vergeſſen, findet ſie aber überall wieder, denn ſie iſt nur die perſonificirte Ungerechtigkeit der Welt überhaupt. Ueberall ſieht er nur Böſes geſchehen, den Gerechten und die Unſchuld leiden. Das boshafte Schickſal zwingt ihn, um ſein Leben zu retten, ſelber Böſes zu thun. Einmal ſoll er gehenkt werden, als ein Erdbeben ihn befreit. Einen Troſt findet er erſt, indem er ſeinen alten Freund Medardus wiederſieht, der bei allem Elend gelaſſen bleibt und nicht höher ſchwört, als bei dem Apfelwein ſeiner Heimath, den er in Ruhe trinken möchte. Nach einiger Zeit geſellen ſich auch Akante und Fronal zu ihm, die ſich beide rein waſchen, als hätten ſie nur Belphegors Beſtes gewollt. Akante wird hier ganz der Papſttochter in Candide nachgebildet. Sie erzählt, wie ſie mit Papſt Alexander VI. gebuhlt habe, dann als Maitreſſe eines Markgrafen aus Eiferſucht der Naſe und rechten Hand beraubt und im ganzen Geſicht geſchunden worden ſey, welche Mängel ſie indeß durch Kunſt wieder erſetzt habe ꝛc. Plötzlich kommt eine Waſſerhoſe und entführt in ihrem Wirbel Belphegor und Medardus nach der Türkei, wo ſie blutige und ſchreckliche Abentheuer erleben, Sklaven werden ꝛc. Dann gerathen ſie nach Afrika unter die heidniſchen Neger, zu Menſchenopfern ꝛc. Gar phantaſtiſch iſt ein Amazonenſtaat geſchildert. Hier haben die Weiber überaus lange Brüſte und in der Kunſt, ſie über die Achſel zu werfen oder nachläſſig fallen zu laſſen, beſteht ihre höchſte Koketterie. Zu Geſellſchaftern haben ſie nur Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel iſt, worin ſie ſich gern beliebäugeln ꝛc. Aus der Gewalt dieſer Damen befreit, findet Belphegor endlich ein Paradies der Unſchuld und glaubt zum erſtenmal, es gäbe doch noch Glück auf Erden, aber am andern Morgen iſt die Gegend von Feinden verbrannt und verheert, ſind die unſchuldigen Menſchen alle ermordet. In einer gemeinen Straßenhure findet er ſeine Akante wieder, läßt ſich von ihr gutmüthig beſchwatzen und verzeiht ihr alles. In ihrer Geſellſchaft kommt er in das Wunderland der weiſen Zwerge, lediglich eine verkleinerte Copie der Menſchenwelt, ſo daß auch ſie ihn nicht befriedigt. Da reißt ein Erdbeben den Boden, auf dem er mit Akante ſteht, vom Feſtlande los und treibt ihn als ſchwimmende Inſel in den ſtillen Ocean. Von Hunger gequält ſpäht nun derſelbe Belphegor, der eben erſt die ganze Menſchheit verflucht und ſich in die entlegenſte Einſamkeit gewünſcht hat, ängſtlich nach Menſchen aus, nach einem Schiff oder einem gaſtlichen Ufer. (Die einzige geiſtreiche Ironie im ganzen Roman.) Sie landen unter Kannibalen, werden nackt an einen Pfahl gebunden und man zwickt ihnen Stück vor Stück das Fleiſch ab, doch werden ſie abermals gerettet. Akante wird, als ſie

einen Ehemann verführen will, todtgeschlagen. Belphegor aber, mit Medardus und Fronal wieder vereinigt, findet endlich Ruhe in einer bescheidenen Einsamkeit am Apfelweinkruge des Medardus.

Peter Marks, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit vortrefflichen Kupferstichen von Chodowiecki.

Marks heirathet ein schönes, aber so einfältiges Mädchen, daß sie auch in der Ehe noch mit Puppen spielt. Sie stirbt in der ersten Niederkunft. Da heirathet er eine überaus kluge Dame, die ihm aber bei jedem Wort widerspricht und ihren Mops lieber hat als ihre Kinder. Auch sie stirbt. Nun heirathet er eine Kokette, die ungeheuren Aufwand macht, bis sie an französischen Versen erstickt, die ihr ein Liebhaber in ein Stück Torte versteckt hatte. Zum viertenmal heirathet er eine Geizige, die vor Aerger stirbt, als er es nach langen Demüthigungen zum erstenmal wagt, sich ihr zu widersetzen. Seine fünfte Frau ist eine Reiche, aber so übermüthig und freigeistisch, daß sie an einem Bußtage durch ihren Putz und freches Betragen das Volk reizt und mißhandelt wird, ein Affront, der sie tödtet. Endlich findet er in einem einfachen Mädchen die sechste Frau, mit der er glücklich ist.

Die wilde Betty, eine Ehestandsgeschichte, 1779, mit schönen Kupfern von Chodowiecki, ist das Seitenstück zu Marks.

Betty ist in England geboren. Ihre Mutter heirathet zum zweitenmal in Deutschland. Betty ist ungeheuer wild, plagt die Knaben im Dorfe, tummelt sich allen zuvor, ist daher sonnverbrannt und schmutzig. Endlich scheuert und striegelt man ihr den Schmutz ab und verheirathet sie an einen Criminalrath, einen bleichen kalten Pedanten, der sie streng hält. Sie erholt sich in Späßen mit ihren Mägden und läßt sich sogar von einem Officier ein Reitkleid schenken und reitet; aber der Herr Gemahl versteht keinen Spaß. Sie wird den Eltern zurückgeschickt und entschließt sich, reuig wieder zu ihm zu gehen. Nochmals mit einem Liebhaber ertappt, wird sie von ihrem Mann vor Gericht gestellt, er stirbt aber und der Prozeß wird niedergeschlagen. Sie heirathet einen Kapitain, der ein solcher Trinker ist, daß er sich ein Faß Wein sogar im Schlafzimmer hält, bis er einmal todt davor liegen bleibt. Nun nimmt sie zum dritten Mann einen Landedelmann, der vorher ausschweifend gelebt hat, und den jetzt eine frömmelnde Schwester bekehren will. Der Edelmann überrascht aber einmal die Schwester, indem sie einen Frömmler bei sich im Bett hat und peitscht diese durch. — Ein durchaus elendes Machwerk ohne alles Zartgefühl. Eine wilde Natur, wie diese Betty hätte ungleich geistvoller aufgefaßt werden müssen.

Hermann und Ulrike, komischer Roman, 1779.

Hermann wird als hübscher junger Knabe von einer Gräfin aufgenommen,

um als Amor bei einem Feſt zu figuriren, dann im Hauſe behalten und erzogen, und verliebt ſich in das Fräulein Ulrike, mit der er aufwächst. Die Sache wird entdeckt, er wird verſtoßen, und auch das Fräulein, eine entfernte Verwandte des gräflichen Hauſes, muß fort. Die Liebenden finden ſich im Hauſe eines Kaufmanns wieder, er als Lehrling, ſie als Erzieherin. Da ſie aber von ihm ſchwanger wird, werden ſie abermals verſtoßen und getrennt. Er treibt ſich nun als Spieler umher, iſt aber ſo treu, mit dem gewonnenen Gelde ein idylliſches Hüttchen in der Schweiz zu kaufen, auf dem er ſich mit Ulriken niederläßt. Aus dieſem kleinen Elyſium wird aber Ulrike durch ihre vornehmen Verwandten heimlich entführt und muß plötzlich aus einer Schweizer Bäuerin eine Hofdame werden. Doch auch dießmal findet Hermann ſie wieder, weiß ſich beim Hofe einzuſchmeicheln, wird ein vornehmer Mann und heirathet endlich die vielgeprüfte Geliebte. Im Grafen Ohlau ſoll Wezel den Grafen Günther von Schwarzburg-Sondershauſen aufs treueſte portraitirt haben. Weber, Deutſchland III. 241.

Wilhelmine Arend oder die Gefahren der Empfindſamkeit, 1782.

Der beſte Roman Wezels, obgleich von widerwärtigem Inhalt. Wilhelmine iſt dem reichen Kaufmann Arend in Hamburg verheirathet, plagt ihn aber mit ihrer Empfindelei, ſo daß er ſich an eine franzöſiſche Operntänzerin Pouilly hält, die ſeinem Geſchmack beſſer zuſagt und ihn amuſirt. Durch Vermittlung eines klugen Arztes, der den Kaufmann vor der habgierigen Tänzerin warnt und der Frau zuredet, den Mann weniger ihre Reizbarkeit merken zu laſſen, werden die beiden Eheleute mehreremale wieder verſöhnt, allein auf die Länge kann es Arend bei der pimplichen Frau nicht aushalten und läßt ſich immer wieder durch die muntere Franzöſin verlocken. Auf den Rath des Arztes verſucht es Wilhelmine mit Eiferſucht und nimmt einen gewiſſen Webſter zum Hausfreund an, allein auch das Mittel ſchlägt nicht an. Arend iſt ſchon ſo tief geſunken, ſeiner Frau ihren Schmuck, ſogar ihren Trauring entwenden zu laſſen und damit ſeine Buhlerin auszuzieren. Wilhelmine, die aus Trauer ſich gar nicht mehr ſchmückt, geht zum erſten- und letztenmal zu der Pouilly, um ſie zu rühren, daß ſie ihr ihren Mann zurückgebe, findet aber nur Hohn und Uebermuth und als ſie mit Erſchrecken ihren eigenen Schmuck an der ruchloſen Perſon gewahr wird, entreißt ſie ihr den geſtohlenen Trauring. Nun iſt keine Verſöhnung mehr möglich. Arend vernachläßigt alle Geſchäfte, iſt tief verſchuldet, lebt außer dem Hauſe mit der Pouilly und als er ihr nichts mehr zu geben hat, mit noch gemeineren Buhldirnen. Unter dieſen Umſtänden gibt Wilhelmine der Stimme des Herzens Gehör und folgt Webſtern, den ſie liebt. Aber um keinen Preis läßt ſie ſich bewegen, ihren Mann vor Gericht zu laden, und eine Scheidung zu erzwingen. Aus Empfindſamkeit und Schwäche zieht ſie es vor, Hamburg zu verlaſſen und in der Abgeſchiedenheit des Thüringer-

waldes mit Webſter heimlich getraut zu leben. Man begreift nicht, wie Webſter und der kluge Arzt eine ſo unvorſichtige Wahl gut heißen können. Wilhelmine fühlt ſich zwar in Webſters Armen höchſt glücklich, allein dieſes Glück wird ihr unaufhörlich geſtört durch den Gedanken, ſie lebe in Bigamie. Dazu kommt noch, daß Arend ihr einen Brief ſchreibt, worin er auf ſeinen Anſprüchen beharrt, und ihre Rückkehr fordert. Das kann ihre zarte Natur nicht aushalten. Sie kränkelt, fällt in Irrſinn und ſtirbt. Arend kommt, als ſie ſchon begraben iſt, jammert und möchte ſie aus der Erde wieder herauskratzen. — Die pſychologiſche Wahrheit dieſes Romans iſt ergreifend, aber es empört, ſo viel Jammer zu ſehen, der durch einfachen Verſtand hätte vermieden werden können.

Wezels Luſtſpiele (von 1778) haben viel Natürliches, ſind aber zum Theil allzu frei.

Rache für Rache. Ein luſtiger Graf macht einem jungen Herrn weiß, das ſchöne Fräulein Lottchen ſey — ein verkappter Jüngling. Er glaubt dieß und wird ſehr unartig gegen das Fräulein, welche die Urſach davon nicht begreift, was zu einigen ſehr heitern Scenen führt.

Ertappt! Ertappt! Zwei junge Liebende werden erkannt als Baſtarde zweier alten adeligen Herren, die über dieſe Entdeckung ihrer Jugendſünden ſehr beſchämt ſind.

Eigenſinn und Ehrlichkeit. Hermann, der Hofmeiſter, liebt nur das Kammermädchen, bekommt aber die Gräfin ſelbſt. Es koſtet den Dichter Mühe, zu beweiſen, daß er dieſe Wahl nicht aus Eigennutz trifft.

Der blinde Lerm. Ein Edelmann von wunderlicher Laune will ſeiner Nichte, einer jungen Wittwe, nur unter der Bedingung wieder zu heirathen erlauben, daß ſie in der neuen Ehe drei Kinder bekäme. Eine Nebenbuhlerin verleumdet nun ihren Anbeter, er ſey abälardiſirt und erſt ein fingirter Brief, wornach eine Pariſer Operntänzerin von ihm in guter Hoffnung ſeyn ſoll, beruhigt und erfreut den alten Onkel dergeſtalt, daß er die Hände der Liebenden zuſammenfügt. Das damalige Publikum konnte viel aushalten. — Die übrigen Stücke ſind ganz unbedeutend. Ebenſo das Trauerſpiel „der Graf von Wikham“, in dem am Schluß der ſterbende Liebhaber noch ſo viel Kraft behält, die untreue Geliebte zu erſtechen und mit ihr zu ſterben.

Karl Philipp Moritz, geb. zu Hameln, geſt. als Profeſſor und Akademiker in Berlin 1793, ſchrieb vielerlei Unbedeutendes, nur ſeine unter dem Titel „Anton Reiſer“ 1785 erſchienene eigene Lebensbeſchreibung iſt intereſſant, weil aufrichtig und naiv in der engliſchen Manier.

Reiſer, ein gänzlich verwahrloster Knabe, wurde Hutmacherlehrling, nachher Schauſpieler ꝛc. Seine Abentheuer wie ſeine ſpätern Auszeichnungen ge-

währen weniger Intereſſe, als die Schilderung ſeiner Seelenzuſtände und das Schulleben ſeiner Jugend.

Ein noch viel merkwürdigerer Selbſtbiograph war Stilling (eigentlich Johann Heinrich Jung), daher auch oft Jung-Stilling genannt, aus dem Naſſauiſchen, ein Schneidergeſell, Schullehrer, dann, nachdem er Medizin ſtudirt, berühmter Augenarzt in Heidelberg und zuletzt noch Profeſſor der Staatswiſſenſchaften († 1817). Mit dem edelſten Muthe ſich mitten im Reich der Aufklärung und Religionsſpötterei für Chriſtum zu bekennen, verband er eine ſeltſame literariſche Koketterie. Seine Schriften wurden in vielen Kreiſen der Frommen geleſen. Geſammelt in Stuttgart, bei Scheible 1838, in 14 Bänden. — Am bekannteſten iſt ſeine Selbſtbiographie oder „Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter."

Die treuherzige Art, in der er ſeine gedrückte Jugend beſchreibt, das Idylliſche der Armuth, die Genremalerei aus der dörflichen Schulmeiſter- und Schneiderwelt hat vielen Reiz und das fromme Gottvertrauen etwas Erhebendes. Es liegt ſogar eine tiefere nationale Idee in dieſem Buche, ſofern es deutſcher Muth und Fleiß, deutſcher Geiſt iſt, der ſich aus ſo tiefer Niedrigkeit und Beſchränktheit zum Hohen emporarbeitet, wie das Samenkorn aus Erde und Miſt. Doch wird man beim Leſen dieſer Geſchichten ein drückendes Gefühl nicht los, daſſelbe, wie es Anton Reiſer einflößt; und dieſes drückende Gefühl nimmt in dem Maße zu, in welchem der Autor in glücklichere Verhältniſſe kommt und nur noch ſeine Erfolge und ſeine Freude zu ſchildern hat. Das Drückende iſt die Kleinlichkeit, der Pedantismus, die geheime Eitelkeit des Mannes, der ſich ſelbſt denn doch gar zu wichtig vorkommt und der Mit- und Nachwelt auch das Unbedeutendſte aus ſeinem Leben, ſogar aus der Kinderſtube ſeiner Kinder erzählen zu müſſen glaubt. Seine Anhänglichkeit, man darf wohl ſagen ſeine Schwärmerei für ſeine Gattin hat etwas Rührendes, aber ſie wird faſt komiſch, wenn man lieſt, wie ihm eine Frau nach der andern ſtirbt und er eine nach der andern heirathet, Chriſtine, Selma, Eliſe, und für jede neue wieder eben ſo ſchwärmt, wie für die frühere. Das hat denn auch auf ſeine Romane eingewirkt, in denen ein wahrer Luxus von chriſtlicher Kuppelei und Eheſegen herrſcht.

Die ganze Eigenthümlichkeit Stillings tritt hervor in ſeiner „Geſchichte des Herrn von Morgenthau". Von 1779.

Der junge Candidat Streitmann lernt den Herrn von Morgenthau, einen erſt dreißigjährigen aber ſehr ernſthaften und geheimnißvoll orakelnden Edelmann, kennen und bewundern, zuerſt bei der Leiche einer Bettlerin, in der die

verſtoßene Schwiegertochter des böſen Herrn von Haberklee erkannt wird. Morgenthau läßt ſie begraben und nimmt ſich der verwaisten Kinder an. Da kommt auch der Gatte der Verſtorbenen, der junge Haberklee, als abgeriſſener Bettler. Sein alter böſer Vater will ihn holen, aber Morgenthau verwehrt es ihm. Der Alte bekommt einen Schlag von ſeinem Pferde, Morgenthau verpflegt ihn und bringt es dahin, ihn zum Chriſten zu bekehren. Denn Morgenthau iſt ſelbſt der frömmſte Chriſt. Nachdem er manches Gute von Johannetten, Streitmanns Schweſter, gehört hat, geht er einmal incognito zu ihr und zwar des Nachts, als ſchon alles im Hauſe ſchläft. Sie iſt ſchon in Negligé, macht ihm auf und nimmt keinen Anſtand, als er ſie unter dem angenommenen Namen Adam erſucht, einen Spaziergang im Mondſchein mit ihm zu machen, dieß zu thun. Gleich bei dieſer erſten Zuſammenkunft ſchmelzen ihre Seelen in einander. Einige Jahre ſpäter zieht er als Herr von Morgenthau auf und holt die freudig überraſchte Braut, deren Eltern, alte Pfarrersleute, er ebenfalls zu ſich nimmt. Aus dieſer einen Heirath folgen andre, der junge Streitmann wird Pfarrer und heirathet eine Seelenſchweſter, deren Bruder wieder eine andre, der junge Haberklee dieſe und ſo fort. Es iſt eine recht himmliſche Kuppelei. Dazwiſchen werden theologiſche Geſpräche geführt, die falſche Orthodoxie vom wahren Chriſtenthum unterſchieden und der ſchale Deismus verdammt. Ein Verbrecher wird hingerichtet und vorher bekehrt. Adelſtolz wird gedemüthigt und bekehrt. Der waltende Geiſt iſt ein etwas männlich geſteiftes Herrenhuterthum, mit amerikaniſchem Freimuth. Um den freien, nur an Chriſto gebundenen Geiſt Morgenthaus noch glänzender ins Licht zu ſetzen, macht ihn der Dichter zu einem Prinzen, der am Schluß des Romans auch wirklich auf den Thron gelangt, trotz ſeiner Mißheirath mit der Pfarrerstochter.

Etwas ſpäter ſchrieb Stilling die Geſchichte Florentins von Fahlendorn, 1781.

Ein verwaister Knabe, deſſen Eltern todt, deſſen Schloß verbrannt iſt, bettelt ſich durch die Welt, wächst heran, fällt Werbern in die Hände und muß in Amerika als Soldat dienen, wird aber durch alle dieſe grauſamen Schickſale nur geprüft und geläutert, ſo daß er, in ſeinem Stande rehabilitirt und zu großem Beſitze gelangt, an der Seite des eben ſo geprüften und gefühlvollen Fräuleins Roſalie, ſeiner Jugendliebe, ein frommes Herrnhuterleben führt, ein großes Waiſenhaus gründet ꝛc. Die Begebenheiten und ſelbſt die Charaktere ſind Nebenſache, die Hauptſache ſind die lyriſchen Ergießungen; die Hymnen in Proſa, in denen irdiſche und himmliſche Liebe bis zur Ununterſcheidbarkeit in einander fließen.

In dem Roman „Theodor von Linden“ 1780, werden verſchiedene Perſonen geprüft, bekehrt und am Ende gibt es eine Menge Hochzeiten

zugleich. In „Theobald oder der Schwärmer" unterſcheidet Stilling den ächten Frommen von den Frömmlern. In ſeinem berühmten „Heimweh" von 1794 kokettirt er aber ſelber etwas zu viel mit der Frömmigkeit. Es iſt ein allegoriſcher Roman.

Chriſtian Oſtenheim iſt der Chriſt, der ſeine wahre Heimath im Oſten, d. h. bei Chriſto ſuchen ſoll. Als er herangewachſen, weihen ihn ſeine Eltern in wunderliche Myſterien der ſogenannten Felſenmänner ein, d. h. von feſt auf Gott Vertrauenden und im Glauben Wurzelnden. Er wird auf Reiſen geſchickt und muß unterwegs allerlei Prüfungen ſeines Glaubens und ſeiner Tugend beſtehen. Wenn er dabei ſtrauchelt, ſo kommen ihm die geheimnißvollen Felſenmänner allzeit raſch zu Hülfe. Die Verführer ſind nur immer Allegorieen der Weltluſt, der böſen Neigungen und Sünden, ſo wie die Felſenmänner Allegorieen der chriſtlichen Tugenden. Zur Belohnung für ſeine Ausdauer wird er mit der wunderbar ſchönen Urania verlobt, die ihn anfangs freilich mit der Larve eines Todtengeſichts zurückſchreckt, das ſich aber ſpäter in ein Angeſicht voll himmliſcher Schönheit verwandelt. Dieſe Urania ſtellt die Wahrheit vor, ſo wie Chriſtian, der von nun an Eugenius (der Wohlgeborene) heißt, den Glauben. Verſchiedene Verſuchungen, ihn wieder von Uranien abzulocken, mißlingen. Einmal wird der Jüngling von einer reizenden Dame im Bett überraſcht, ſteigt aber muthig heraus, packt ſie und wirft ſie unbarmherzig zur Thüre hinaus. Solche Heldenthaten machen ihn nun nach und nach fähig, das höchſte Ziel zu erreichen. Er beginnt die Reiſe zur Heimath, in den Orient. In Aegypten wird er im Innern einer Pyramide in die älteſten Geheimniſſe der ägyptiſchen Weisheit eingeweiht. Damit ſoll nichts anderes als das geſchichtliche und menſchheitskundige Studium gemeint ſeyn, das der Chriſt durchmachen muß, um die hohe Bedeutung des Meſſias auf Erden gehörig zu verſtehen. Auch zu den Perſern kommt er, um ihnen ihren Lichtgott Ormuzd als Chriſtum zu deuten. Endlich wird er Fürſt von Salyma und richtet eine chriſtliche Monarchie ein, die ein Surrogat für das Reich Chriſti im himmliſchen Jeruſalem ſeyn ſoll, und in welchem die menſchliche Schwäche noch einige Unordnung veranlaßt, die aber bald wieder gehoben wird. Die Polizei und Cenſur in dieſem Staat iſt ſehr aufmerkſam. So unumſchränkt die Gewalt des chriſtlichen Fürſten nach unten iſt, ſo hängt er doch nach oben von einem Zwölfergericht ab, dem hohen Rath von Veſpera, unbekannten Obern, dem er verantwortlich iſt und Rechenſchaft ablegen muß. Das ſind die apoſtoliſchen chriſtlichen Urkunden. — Die Erklärung gab Stilling in ſeinem „Schlüſſel zum Heimweh". Die Allegorie hat etwas an ſich ſo Kühles und Langweiliges, daß man ſich hüten ſollte, ein warmes chriſtliches Herz mit dieſem Eismantel zu bedecken. Hier aber ſpielt Jung noch dazu mit den chriſtlichen Wahrheiten Verſteckens, myſtificirt die Leſer und tän-

delt in das ernste Christenthum die Geheimnißkrämerei der Freimaurer hinein. Das alles macht einen unerquicklichen Eindruck.

Noch mehr verfehlt ist „der graue Mann", eine Fortsetzung des Heimweh,

worin Ostenheim die letzten Zeiten verkündet. Das Buch wurde in der Zeit nach Napoleons Sturz vollendet, daher ist auf die Meinung Rücksicht genommen, derzufolge Napoleon der Antichrist seyn sollte. Aber Stilling behauptet, der wahre Antichrist sey der Papst.

Die kleineren Erzählungen Stillings handeln von Gottes wunderbaren Fügungen in Rettung von Armen und Unglücklichen, Bekehrung von Sündern, im Zusammenbringen von Menschen, die sich zu lieben bestimmt sind, in Bestrafung von Verbrechern ꝛc. Er bearbeitete auch biblische Erzählungen und machte Gedichte. Unter den letzten findet sich eines auf seine drei Frauen, deren er sich fast muhamedanisch freut, als könne er sie, die er nach einander gehabt, einst alle zugleich haben. Endlich verfiel er auf Geisterseherei, schrieb eine „Theorie der Geisterkunde" voll interessanter Beispiele und „Scenen aus dem Geisterreiche".

Gespräche im Himmel. Die Seligen freuen sich der neuen Herrlichkeit, beschäftigen sich aber doch mehr mit Erinnerungen an die Erde. Da werden ganze Kapitel aus der Kirchengeschichte abgehandelt. Noch öfter wird einzelner frommen Männer gedacht, deren Ankunft im Elysium oder deren „Verklärung" besonders gefeiert wird. Das ist eine Art Kultus des Genius, wie er wenigstens unter den Frommen nicht vorkommen sollte. Ein eitles Auskramen persönlicher Verdienste. Da umarmen sich und disputiren mit einander Lavater und Heinrich Heß, jener unter dem Namen Israel, dieser Jesanjah genannt. Abgeschmackte Lobhudeleien, die sich die himmlischen Brüder wechselseitig spenden. Hin und wieder aber schlagen doch tiefere Gedanken vor. So z. B., daß die Verdammten vermittelst einer nur jenseits zu erlangenden Geistersprache oder unmittelbaren Einsicht alle Laster an Andern erkennen und einander mit unsäglichem Abscheu fliehen möchten und nicht können.

Im Anhange ein episches Gedicht in achtzeiligen Stanzen: Chrysäon oder das goldene Zeitalter, der Versuch einer Schilderung des tausendjährigen Reichs. Selmar blickt in ein paradiesisches Thal mit einem Tempel, wünscht dort hinein zu kommen, muß aber erst viel Prüfungen bestehen. Endlich kommt er hinein und findet im Garten den Hausvater Gottfried, der ihm über den Antichrist und das nach seinem Sturz angebrochene goldene Zeitalter Nachricht gibt. Dann kommt er nach der Hauptstadt Antiochia, wo eine vortreffliche Kinderzucht und Schule eingerichtet ist und wo er ein Concert hört, den sinn-

bildlichen Ausdruck der hier herrſchenden vollkommenen Harmonie. Weiter beſteigt er das Gebirge Libanon, findet hier ſeine auferſtandenen Eltern wieder und empfängt aus den Händen des Apoſtel Paulus das Abendmahl. Endlich kommt er noch nach Jeruſalem, ſieht den Heiland ſelbſt und — erwacht aus ſeinem Traum.

Theodor Gottlieb von Hippel, ein Oſtpreuße, ſtudirte Theologie, wurde aus Liebe zu einem adeligen Fräulein Juriſt, Advokat und ſtarb als Bürgermeiſter und ſehr reicher Mann in Königsberg. Er war ein Sonderling, ſpielte den Republikaner von Grundſatz und ließ ſich adeln, war ſehr häßlich und ließ ſich oft malen. Er ſchrieb ein Lob der Ehe und heirathete nie. Als Dichter war er der gefühlvollſte Menſch, liebenswürdig edel zum bewundern, als Geſchäftsmann aber hart und eiskalt. Sein Hauptwerk ſind die: „Lebensläufe nach aufſteigender Linie, in 4 Bänden, Berlin 1778 mit Kupfern von Chodowiecki. Er wollte zuerſt ſein, dann ſeines Vaters, dann ſeines Großvaters Leben beſchreiben, daher der Titel, hat aber doch nur ſein eigenes beſchrieben, mit Erinnerungen an das väterliche vermiſcht. Unter den handelnden Perſonen finden wir treue Portraits von Hippels Eltern und Freunden, dem Philoſophen Kant ꝛc. wieder. Im Allgemeinen iſt nicht zu verkennen, daß er Swift und Sterne ſich zum Muſter genommen, allein ſeine deutſche Natur bricht durch die Nachahmung des fremden Muſters gleichſam verſtohlen, aber mit einer unwiderſtehlichen Macht hindurch. Sein Gefühl iſt unendlich tiefer, als das ſeiner engliſchen Vorbilder. Man ſieht, wie hier die ſchönſte, liebenswertheſte Seele, durch Ungunſt der Umgebung, durch ein hartes Schickſal wie die zarte Blume durch den rauhen Nord erfror, und die eiskalte Reflexion, zuletzt der Egoismus des Geſchäftsmannes und alten Junggeſellen übrig blieben.

In den Lebensläufen wird wie in Sternes Triſtram Shandy in breiteſter Weitläuftigkeit eine Jugendgeſchichte erzählt. Der Vater iſt Paſtor in Kurland, ein Ausländer, der aus ſeiner Heimath ein tiefes Geheimniß macht, aber täglich davon redet, wie ganz anders, wie viel ſchöner es in ſeiner ſüdlichen Heimath ſey. Die Mutter iſt eine biedere Hausfrau, ſtreng lutheriſch, bewandert in den geiſtlichen Liedern, aus denen ſie in allen Fällen Troſt ſchöpft, und dabei echt weiblich naiv. Der Sohn heißt Alexander und hat eine Jugendgeſpielin, die kleine Mine. Er wird todtkrank, ſein Krankenlager, die Sorge ſeiner treuen Eltern, ſein rührendes Teſtament laſſen die tiefſten Blicke in die menſchliche Seele thun. Er wird wieder geſund, zum Staunen und heim-

lichen Verdruß des unfähigen Arztes. Er widmet ſich der Theologie, bei ſeiner erſten Predigt ſieht er nur auf ſein aufgeblühtes ihm gegenüber ſitzendes Minchen. Es iſt äußerſt merkwürdig, wie der Dichter hier die altlutheriſche Frömmigkeit verbindet mit der modernen Empfindſamkeit. Nie fällt es ihm ein, des Heiligen zu ſpotten, vielmehr hat man es oft an Hippel getadelt, daß er zu viel chriſtliche Erbauung einmiſche, und ſo fällt es ihm eben ſo wenig ein, es unpaſſend zu finden, daß der junge Prediger nur ſein Minchen im Auge hat. Einſt iſt er mit Minchen im Walde und umarmt ſie aufs zärtlichſte, da überraſcht ihn ſein Vater, der dabei faſt mehr in Verlegenheit kommt, als die jungen Leute ſelbſt. Dieſe Scene iſt unübertrefflich wahr geſchildert. Der beſtürzte Vater will nicht zürnen, weiß nicht was er ſagen ſoll und fragt Minchen: iſt Ihr Herr Vater nicht da. Sie antwortet: nein, er iſt auch nicht da geweſen! Der Sohn, dem das Mädchen ſchon entſchlüpft iſt, hält in ſeiner Ueberraſchung noch immer den Arm gebogen, wie er ſie umfaßt gehalten. Bald darauf ſtirbt Minchens Mutter und bei ihrer Leiche ſchwören ſich die Liebenden ewige Treue.

Dazwiſchen kommen nun freilich ellenlange Excurſe über allerlei theologiſche, akademiſche ꝛc. Fragen vor. Am bemerkenswertheſten ſind die Lehren, welche des Autors ſterbende Mutter ihm hinterläßt, ein langer, langer Lehrbrief, noch viel mehr enthaltend, als Wilhelm Meiſters Lehrbrief bei Göthe. Dazu kommen Dialoge zwiſchen dem Paſtor und einem Edelmann, die zu des Autors Zeiten mehr Bedeutung hatten als jetzt, ſofern er den Kantianismus dem ſtrengen Lutherthum zu vermitteln ſucht.

Der Autor muß Minchen verlaſſen und auf die Univerſität gehen. Mittlerweile kommt Minchen in die Dienſte eines hochadeligen Hauſes und ein junger Edelmann trachtet ſie zu verführen. Da es ihm nicht gelingt, ſo hofft er ſie mürbe zu machen durch Furcht und Schrecken, indem er ſie des Diebſtahls anklagen läßt. Sie flieht und ſtirbt im tiefſten Elende. Zu ſpät erfährt es der Autor und findet ſie ſchon todt.

Mit dem Tode Minens ſchließt der zweite Band. Die beiden ſpätern Bände enthalten wieder anziehende Abhandlungen, z. B. über das Gewiſſen, die weitläuftige Geſchichte des Todes ſeiner Mutter, Scenen aus dem kurländiſchen Landleben, Geſpräche des Paſtors mit dem Edelmann ꝛc. Dann gewinnt die eigentliche Geſchichte erſt wieder Leben. Der Autor wird Soldat und zieht mit der ruſſiſchen Armee in den Türkenkrieg. Bei Bukareſt wird er ſchwer verwundet und begibt ſich zum Behuf der Heilung nach Pyrmont. Nachdem er wieder geneſen, verliebt er ſich in das Fräulein Tine, als er ſie betend erblickt. Sie iſt Braut mit einem Andern, aber die Heirath zerſchlägt ſich und ſie wird ſeine Gattin. Die Art, wie er Minen in Tinen ſieht und beide verwechſelt, iſt allzu empfindſam und ſtört außerordentlich den reinen und tiefen Eindruck, den uns ſein Verhältniß zu Minen hinterlaſſen.

Unter den Epiſoden iſt eine lange des dritten Bandes zu bemerken. Sie

handelt von einem frommen Grafen, der ſich in den Tod verliebt und alle ſeine Zimmer mit den phantaſtiſchen Emblemen des Todes ausgeſchmückt hat. Dieſes Grafenhaus und das Ordensweſen im nachfolgenden Werke ſcheint nicht ohne Einfluß auf Göthe's Wilhelm Meiſter geblieben zu ſeyn, der ebenfalls in adelige Höfe allerlei hineingeheimnißt.

Als Hippel reich geworden war, richtete er ſich einen großen Garten ein, in dem er unter anderm auch einen förmlichen Kirchhof haben mußte. Offenbar verſetzte ſeine Einbildungskraft in dieſen Kirchhof die, die er in ſeiner Jugend geliebt hatte, und mitten unter Geldmachen und weltlichem Egoismus blieb er einer tiefen Jugendempfindung treu.

Wir vergeſſen alle Capricen ſeines Humors und hören immer nur den, durch alles hindurchklingenden ſüßen, tiefen Klageton. Er drückt, ohne daran zu denken, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man ſeine Lebensläufe, eine Idylle der Oſtſeeufer, lieſt, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunkeln Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands in geheimnißvollem Wehlaut hinziehen. Welche heitere Bilder der Dichter uns auch vorführt, wie viele deutſche Gelehrſamkeit er in muthwilliger Ironie herbeiwälzt, um, wie Jean Paul, Witz auf Witz mit ihr zu treiben, der Hintergrund aller Vordergründe bleibt bei ihm immer die Melancholie jenes nordiſchen Strandes und ſeines armen Volkes. Das gaſtliche Haus des Edelmannes, die idylliſche Wohnung des Paſtors, der die ganze deutſche Literatur und Bildung an jenem öden Nordſtrand angeſiedelt, können uns vergeſſen machen, wo wir ſind; immer aber verräth es ſich wieder; blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Miene zur halbgeöffneten Thür herein, und ſtreicht der kalte Wind ſeewärts her über ein armes friſchgegrabenes Grab. Die Geſchichte des liebenswürdigen, von einem lüſternen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in den Lebensläufen gehört zu dem Rührendſten, was je geſchrieben worden iſt, und man muß ſich wundern, daß ſie nie vom Liberalismus ausgebeutet worden iſt, da ſie wahrhaftig näher läge, als die Atar Guls, Parias und ſo viele andere poetiſch verherrlichte Opfer der Kaſtentyrannei, von denen ungleich mehr die Rede iſt. Das Bezaubernde an Hippels Darſtellungen iſt übrigens etwas, was ihn von den modernen Dichtern des menſchlichen Elends auffallend unterſcheidet, nämlich die Beſcheidenheit. Während Trotz und Prahlerei, oder wüthender Haß und

Fanatismus alle neuen Dichtungen des Proletariats charakterisirt, tritt die Armuth und Unterthänigkeit bei Hippel nur in stillster Demuth auf und wagt fast keinen Schmerzlaut, nur eine Thräne, und sie stirbt ohne Verwünschung, nur mit einem Seufzer. Warum merken denn die neuern Dichter nicht, daß diese Oekonomie der Klage unendlich tiefer die Seele des Lesers ergreift, als der pathetische Bombast, in dem sie sich gefallen?

Die Kreuz- und Quergänge des Ritters A bis Z von Hippel, zwei Bände, Berlin 1793 haben einen ganz andern Charakter als die Lebensläufe. Sie verspotten erstens den Adel in der ausführlichen Auseinandersetzung der Ahnen- und Familienverhältnisse des Helden, und sodann die Maurerei, in deren verkünsteltsten Grade der Autor stufenweise aufgenommen wird, um zuletzt der Natur zurückgegeben zu werden und in einer glücklichen Ehe die Alfanzerei zu vergessen. Uebrigens ist seine Geburt und Taufe wie in Sternes Tristram in ungemeinem ausführlichen Humor vorgetragen.

Hippel schrieb auch ein Lustspiel „der Mann nach der Uhr", worin er einen gutmüthigen Pedanten charakterisirt, sodann Schriften über weibliche Bildung und bürgerliche Verbesserung der Weiber, über Gesetzgebung, eine Spottschrift auf den Arzt Zimmermann und eine Selbstbiographie. Seine Werke erschienen in 12 Bänden gesammelt, Berlin 1827.

Einige bedeutende Geister in Deutschland gefielen sich damals in nur kurzen Abhandlungen, Fragmenten, Aphorismen, worin sie, halb in Swifts, halb in Sternes Manier, frappante Sätze mit absichtlicher Dunkelheit, unvollendet, halb mit mystischem Tiefsinn, halb ironisch vortrugen. Hinter dieser Maske versteckte sich namentlich der berühmte Magus aus Norden, ein lange anonym gebliebener Schriftsteller, der es in seinem Leben nicht weiter brachte als bis zum Amt eines Packhofverwalters in Königsberg. Johann Georg Hamann war nur ein rhapsodischer Philosoph, aber tiefsinniger als die Systemmacher seiner Zeit. Er hielt mehr von den Offenbarungen der innersten Menschennatur in Stimmungen, Neigungen, Einfällen, Entschließungen, als von den Berechnungen der s. g. Vernunft. Eben so hoch standen ihm Erfahrung, Geschichte und Offenbarung, die alle unverrückbar seyen gegenüber den Kunststückchen der sogenannten Vernunft. Er sah daher mit souverainer Verachtung, wie auf die Vernunftpedanterei des Philosophen Kant, so

auf die frivole Sophiſtik des eiteln Leſſing herab und züchtigte insbeſondere den frechen Juden Mendelsſohn. Doch konnte ihm dieſer edle Muth im Zeitalter der Aufklärung nur ſchaden. Herder, Jacobi nahmen ſich ſeiner an, von den Meiſten war er gehaßt oder wurde abſichtlich ignorirt. Erſt nach ſeinem Tode hat man ihn recht zu würdigen angefangen und ſogar überſchätzt. Jean Paul hat wohl recht, wenn er ſeine Werke mit einem dunkeln Nachthimmel voll Sterne vergleicht, unter denen ſich noch viele unaufgelöste Nebel finden; aber verborgene Offenbarungen in ihm zu ſuchen, wäre thöricht. Er hatte keine Weisheit als die längſt offenbarte des Chriſtenthums.

Matthias Claudius, Reviſor in Wandsbeck, ſchrieb 1763 Tändeleien, im verliebten Geſchmack des Gerſtenberg, aber 1778 ſeinen berühmten Asmus omnia secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, 4 ſpäter 7 Bände, worin der geſunde Menſchenverſtand im Gewande naiver Einfalt die vornehmen Narrheiten und Eitelkeiten der Zeit verſpottet, zugleich aber auch das natürliche Gefühl oft in wehmüthige und tief rührende Klagen ausbricht. Der Gedanke an den Tod geht durch das ganze, oft ſo launiſche Buch durch, ſo daß man an dem Gelächter faſt erſchrickt, als ob es von einem Grabe herkäme. Die große Wirkung des Buchs liegt nur darin, daß der tiefſte Schmerz über die Selbſtentwürdigung, wie über die Leiden des Menſchen in Spaß und burleske Gemeinheit eingekleidet iſt. Sein Vorbild war Yoriks ſentimentale Reiſe von Sterne. Aber er mahnt ſchon an Jean Paul, indem er ſein eigenes Doppelweſen in zwei Hauptfiguren ſpiegelt, ſeine volksthümliche Natürlichkeit und Einfalt im Asmus, ſeine gelehrte Bildung im Vetter Andres.

Die erſten Bände des Asmus ſind die beſten, die letzten werden breit und verlieren ſich in hiſtoriſch-philoſophiſche Betrachtungen ohne Humor. Sie enthalten 1) Volksthümlich empfundene Lieder, von denen einige wirklich wahre Volkslieder geworden ſind, vor allen das weltberühmte Rheinlied:

Am Rhein, am Rhein da wachſen unſre Reben ꝛc.

Man hat in neueren Jahren behauptet, Claudius habe das Lied nicht ſelbſt gedichtet, ſondern nur aufgenommen, und es ſey von Sander aus Baden verfaßt. Allein die Beweiſe iſt man ſchuldig geblieben. Das Lied iſt ſo ganz im Geiſte des Claudius empfangen, daß man nicht berechtigt iſt, einem Andern etwas Aehnliches zuzutrauen. Sehr beliebt wurde auch das Lied:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar ꝛc.

Ein gar hübſches Lied iſt das von Philinen, einem jungen Mädchen, welches nicht begreifen kann, warum ihr Liebhaber ſo wild und ſcheu zugleich iſt, weil ihr das Weſen männlicher Liebe noch fremd iſt. Es iſt bisher wenig beachtet, Philine überſchrieben (I. 34), hat aber eine pſychologiſche Tiefe und hohen natürlichen Reiz. — Urians Reiſe um die Welt:

Wenn jemand eine Reiſe thut,
So kann er was verzählen ꝛc.

hat zwar inſofern Bedeutung, als dieſe burleske Manier weſentlich auf Bürger und Blumauer Einfluß übte und auf Kortum (Jobſiade) ꝛc. und eine ſtehende Gattung von Liedern begründete; allein es iſt im Ganzen wenig Witz darin. In demſelben Ton werden von Claudius kleine Familienſcenen geſchildert. Das Tändelnde des Vater Gleim vereinigt ſich hier mit der Haushahngrandezza des alten Voß. Eine durchaus verfehlte, gemachte und widrige Manier. So z. B. IV. 93 und 94. Ein Kind reflectirt:

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenſter herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das iſt ſo ſeine Art.

Mama liegt wohl und fürchtet ſich,
O lieber Storch, ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart.

He, he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen ſeyn.
Aber du weineſt ja.
Hat er dich auch gebiſſen, Papa?

Gleich darauf S. 94 beſingt Claudius die Geburt ſeiner nachherigen Frau und hätte ſie gar zu gern in den Windeln geſehen.

Das Tragiſche dagegen tritt im Asmus oft höchſt rührend hervor, z. B. in der nur kurzen Betrachtung über die Schönheit einer Leiche I. 7. In den kurzen Schmerzliedern, Klage um Anſelmo's Tod I. 13. Im Liede am Grabe des Vaters I. 139. Einen tief rührenden und zugleich furchtbaren Eindruck machen die vier wahnſinnigen Brüder im Irrenhauſe IV. 125. Doch hat ſich Claudius auch in dieſen tragiſchen Parthieen verleiten laſſen, zu tief ins Natürliche zu malen, z. B. in dem wahrhaft ekelhaften Liede für Schwindſüchtige IV. 106.

In der Maſſe zerſtreut finden ſich einige treffliche Satiren, z. B. das

Concert der Kapaune, zur Verſpottung der falſchen Empfindſamkeit ſeiner Zeit IV. 67. Das kleine Epigramm auf Adam: dein erſter Schlaf war deine letzte Ruh (weil Eva daraus entſtand) I. 67, vor allem der köſtliche Spott über Göthe's Werther I. 52.

Nun mag ich auch nicht länger leben,
Verhaßt iſt mir des Tages Licht;
Denn ſie hat Franze Kuchen geben,
Mir aber nicht.

Am eigenthümlichſten iſt Asmus darin, daß er zugleich fromm und liberal iſt, zugleich gegen die falſche Aufklärung eifert und doch Oppoſition macht gegen Fürſten- und Adelswillkür im Namen des dritten Standes. Er vertrat den Bauernſtand gegenüber den Herren. Eine furchtbare Anklage enthält in ſpielenden Worten das Schreiben eines parforce gejagten Hirſches an den Fürſten, III. 93, zum Theil auch der Neujahrswunſch des alten lahmen Invaliden Görgel, III. 28. Die beſte iſt wohl die Audienz des Asmus beim Kaiſer von Japan, III. 49. Die Frömmigkeit tritt bei Claudius überall hervor. Am ſchönſten in dem kleinen Beiſpiel vom Waſſerfall in Nordamerika IV. 83. Ein Europäer unterſucht und mißt aus, während der Indianer nur ehrfurchtsvoll den großen Geiſt anbetet. In demſelben Sinn vertheidigt Claudius den Jacobi gegen die Angriffe von Mendelsſohn und Leſſing. Zugleich gibt ſich Claudius Mühe, durch Naturbetrachtungen (wie Brockes) zur Religioſität zu ſtimmen. Hier fällt er aber auch wieder ins Triviale hinab. So heißt es I. 6: die Juden ſeien doch recht böſe Menſchen geweſen, daß ſie im Angeſicht des freundlichen Mondes einem gerechten und unſchuldigen Mann (Chriſtus) hätten Leid thun können. Als ob die empfindſame Betrachtung des Mondes allein ſie davon hätte abhalten ſollen.

Ein guter Humoriſt war auch Abraham Gotthelf Käſtner, Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Göttingen. Seine vermiſchten Schriften erſchienen zuerſt Altenburg 1783 und mit vielem Einzelnen vermehrt in 4 Bänden, Berlin 1841.

Sie enthalten 1) Epigramme, in denen nicht bloß Witz, ſondern auch eine edle, insbeſondere patriotiſche Geſinnung vorherrſcht, z. B. in denen auf Kepler, die Schlacht bei Roßbach, Friedrich den Großen ꝛc. 2) Oden, Lieder, Elegien. Gut iſt die Parallele zwiſchen ſchönen Wachsfiguren und geiſtloſen Mädchen. Ein philoſophiſches Lehrgedicht von den Kometen iſt nur gelehrt, nicht witzig. Unter den wenigen Fabeln iſt die von der Eule die beſte. 3) Miscellen, Anecdoten, Einfälle in Proſa. Einmal, ſagt Käſtner, konnte ich ein neues theologiſches Werk nicht in den Bücherſchrank bringen, es fiel immer wieder heraus, weil — unbemerkt ein Neues Teſtament in kleinem Format in der Ecke ſtand, von dem es zurückgeſtoßen wurde. 4) Reden und kleine Auf-

sätze, darunter bemerkenswerth das gerechte Urtheil über Gottsched in einer Vorlesung von 1767. — Alt und in der Manier von Swift ist die schon 1744 in den Belustigungen des Verstandes und Witzes gedeutete Schilderung der Mondregentinnen, eine Satire auf den philosophischen Streit der Zeit, indem die eine Regentin Atome und die andere Monade heißt, jene der Ausdruck der französischen Atomistik, diese des Leibnitzianismus.

Einer der angesehensten Vertreter des englischen Geistes in Deutschland war der Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg, ein kleiner, bucklicher Mann, aber sehr munter und geistreich. Er lehrte Naturwissenschaften und schrieb in diesem Fach. Außerdem aber zeichnete er sich durch eine Menge kleiner Aufsätze und Aphorismen aus, die nach seinem Tode in 9 Bänden gesammelt erschienen unter dem Titel „Vermischte Schriften von Lichtenberg" Göttingen 1800. Hier zeigt er sich als ein überaus feiner Menschenkenner und witziger Kopf. Sein Styl ist leicht und klar, wie der von Lessing, dem er auch in Scharfsinn am nächsten steht. Andrerseits neigt er im leichten Scherz wieder mehr zu Wieland.

In seinen „Bemerkungen über sich selbst"

entfaltet Lichtenberg die geheimsten Falten der menschlichen Seele, mit der Aufrichtigkeit Rousseau's, aber nicht mit dem armen Sündergefühl Rousseau's, sondern mit dem Vergnügen eines Anatomen, der im feinsten Nervensystem neue Entdeckungen macht. Die Analyse der unbewachten Empfindungen und geheimsten Bestimmungen der Meinung und des Willens gelingt ihm am meisten. Er geht damit bis ins Kindesalter zurück und berührt hier Saiten, die in neuerer Zeit zuerst wieder Bogumil Goltz angeschlagen hat.

In der Abhandlung „über die Macht der Liebe"

verfolgt er mit derselben Schärfe der alles analysirenden Lanzette die geheimsten Empfindungen der Zärtlichkeit. Dieß ist wohl einer der originellsten und merkwürdigsten Aufsätze von ihm. Aber ich gestehe, sie ist mir unbehaglich, eine solche Vivisection des noch schlagenden Herzens.

In den „philosophischen Bemerkungen" gesteht Lichtenberg offen, er sey kein Christ, er weissagt der Philosophie den Sieg über die Kirche und verzweifelt nicht, in einigen Jahrhunderten werde geläuterter Spinozismus die allgemeine Weltreligion geworden seyn. Also mußte auch dieser sonst so feine Geist dem Vorurtheil der Zeit huldigen. — Von ausgezeichnetem psychologischem Interesse ist Lichtenbergs Abhandlung

„über die Bedienten" im 4. Bande, mit Kupfern von Chodowiecki. In demſelben Bande findet ſich auch eine humoriſtiſche Abhandlung vom Nutzen der Prügel. Die letzten Bände ſind faſt ganz mit Abhandlungen über einzelne Zweige der Naturwiſſenſchaft angefüllt, voll feiner Bemerkungen aber meiſt nur Gelegenheitsſchriften ſeiner Zeit. Das Witzigſte liegt verborgen in den kleinſten Aufſätzen und Aphorismen. Hier nur eine Auswahl:

Band I. S. 95: Bittſchrift der Wahnſinnigen. S. 344: Geſpräch zweier Zwillinge im Mutterleibe. S. 369: Nachahmung der engliſchen Croth-readings, oder Zuſammenſtellung von Zeitungsnachrichten, ſo daß über die Spalte hinübergeleſen wird und zum Anfang des einen der Schluß des andern Artikels kommt, z. B.: Heute wurde Madame N. mit Zwillingen entbunden — wer auf zehn Exemplare pränumerirt, bekommt das elfte gratis. — Band III. 231: Anſchlagzettel im Namen des Zauberers Philadelphia. Als dieſer Taſchenſpieler nach Göttingen kam, kam ihm Lichtenberg mit einem witzigen Anſchlagzettel voll komiſcher Aufſchneidereien zuvor und Philadelphia ſah ſich genöthigt, abzureiſen, ohne ſeine Kunſt producirt zu haben. S. 589 Fragment von Schwänzen, d. h. von Zöpfen, die hier als Schwänze der Menſchenthiere phyſiognomiſch aufgefaßt werden.

Unter den kleinen epigrammatiſchen Witzen iſt zu bemerken I. 191: Ein Dreigroſchenſtück iſt immer beſſer als eine Thräne. II. 141: Mädchen fangen ſchon an, ſich dumm zu ſtellen, ehe ſie noch klug ſind. S. 159: Ob Mädchen auch im Dunkeln erröthen? Eine Frage, die ſich nicht beim Licht ausmachen läßt. S. 363: Wenn Jemand dem größten Schelm in Deutſchland 100,000 Louisd'or ausſetzte, wie viel Bewerber würden ſich melden? II. 49: Wenn es einmal in der Welt keine Barbaren mehr gibt, iſt's um uns geſchehen. 106: Es gibt einen Zuſtand, in dem man die Gegenwart einer geliebten Perſon eben ſo wenig verträgt, als ihre Abweſenheit. 109: Zuweilen gefällt einem ein Gedanke, wenn man liegt, aber nicht mehr, wenn man aufſteht. 411: Sujet für einen Maler, zwei Mädchen, die in einen Brunnen ſehen, aus dem die Kinder kommen ſollen, und durch ihr eigenes Spiegelbild getäuſcht werden. 422: Warum ſchielen die Thiere nicht?

Das witzige Hauptwerk Lichtenbergs ſind ſeine Erklärungen der Kupferſtiche von Hogarth, voll Geiſt und Gelehrſamkeit.

Friedrich Dominik Ring, Geh. Hofrath in Karlsruhe, ſchrieb im lit. Anzeiger von 1799 Nr. 148 eine hübſche Abhandlung über Ueberſetzermißgriffe mit vielen ſehr komiſchen Beiſpielen, und Nr. 149—151 eine andre über den deus Risus der Alten.

Eine der beliebteſten komiſchen Dichtungen wurde das in Knittel-

verſen und in der Manier des engliſchen Hudibras geſchriebene Epos des Johann Arnold Kortum, Arzt zu Bochum in der Grafſchaft Mark, die Jobſiade, zuerſt 1784 in Münſter gedruckt.

Jobs, ein ganz gemeiner, aber munterer Burſche, ſollte ſtudiren, lebte aber faul und lüderlich, ſo daß er im Examen durchfiel. Dieſes Examen iſt der Glanzpunkt des Gedichts. Fragen: Wer waren die Apoſtel? Antwort: Große Bierkrüge (die man auf Univerſitäten ſo nennt). Wer war der heilige Auguſtin? Der Pedell (weil dieſer wirklich ſo hieß). Wie viel gibt es Engel? Er kenne nur den blauen (ein Wirthshaus). Was glaubten die Manichäer? Ich würde ſie bezahlen, aber ich habe ſie geprellt ꝛc. Bei jeder Antwort heißt es:

Ueber dieſe Antwort des Candidaten Jobſes
Geſchah ein allgemeines Schütteln des Kopfes.
Der Inſpector ſprach zuerſt: hm, hm,
Darauf die andern secundum ordinem.

Als Jobs heimkehrt, ſtirbt ſein Vater vor Verdruß, er ſelbſt muß Schulmeiſter werden, ſinkt bis zum Nachtwächter herab und ſtirbt. — Später erſchien ein zweiter Theil, worin er wieder auflebt und zu Ohnewitz Pfarrer wird. Das Leben eines gemeinen, nur dem Schlendrian folgenden Landgeiſtlichen, iſt darin nicht übel geſchildert, der zweite Theil aber iſt matter als der erſte.

Kortum ſchrieb auch einen Märtyrer der Mode, die magiſche Laterne und Amors Hochzeitfeier, die ich mir nicht habe verſchaffen können. Andre geiſtliche Humoresken waren Weppens Kirchenviſitation 1781 und ſtädtiſches Patronat 1787, und Walders Stutzperücke 1785, Paſtor Rindvigius 1798.

Levin Sander von Itzehoe ſchrieb ſeit 1783 eine Menge komiſche Erzählungen und Humoresken, auch ein Paar Luſtſpiele und Ueberſetzungen aus dem Däniſchen.

Eines der beſten und auch volksthümlich gewordenen Bücher jener Zeit waren die „wunderbaren Reiſen und Begebenheiten des Freiherrn von Münchhauſen", 1787 angeblich aus dem Engliſchen, aber am wahrſcheinlichſten verfaßt von Bürger, der nur ältere Jägerſchwänke mit neuen vermehrte. Vgl. Theil II. 89, III. 396, wozu noch die mendacia ridicula in des J. P. Lange deliciae acad. von 1606 nachzutragen ſind. Ob Bürger den Miniſter Münchhauſen damit ärgern wollte, iſt gleichgültig. Das Buch hat nur Werth als Volksbuch voll luſtiger Jägerlügen.

Der edle Freiherr von Münchhauſen dreſſirt ſein Pferd ſo gut, daß er damit auf einem Theetiſch herumtanzt, an welchem Damen ſitzen. Er reitet durch eine vorbeifahrende Kutſche durch und begrüßt die darin ſitzenden Damen im Durchflug. Er bindet ſein Pferd im Schnee an einen Pfahl, erwacht des Morgens, nachdem der Schnee geſchmolzen iſt, unten an einem Kirchthurm, ſieht ſein Pferd oben am Thurm hängen, ſchießt den Zügel mit einer Piſtolenkugel durch und reitet weiter. — Im Sumpf verſunken zieht Münchhauſen ſich ſelbſt und damit zugleich das Pferd, auf dem er ſitzt, am Zopf heraus. — Einen Bären fängt er, indem er Honig an eine Deichſel ſtreicht, an der ſich der Bär fortleckt, bis er wie am Spieße daran ſteckt. — Ein Jagdhund läuft ſich auf langer Jagd die Beine kurz ab, auf der Rückkehr aber wieder lang an. — Eine gehetzte Häſin wirft Junge, die nachſetzende Hündin auch und die kleinen Hündchen helfen gleich die Häschen jagen. — Bei einer Belagerung ſetzt ſich Münchhauſen auf eine Kanonenkugel, indem ſie abgeſchoſſen wird, beobachtet aus der Höhe den Feind und kehrt auf einer feindlichen Kugel, die ihm entgegenfliegt und auf die er ſich geſchwind ſetzt, zu den Seinen zurück. — Ein Waldhorn an der Wand fängt plötzlich zu blaſen an, weil die darin erfrorenen Töne aufthauen.

Ich ſchließe hier noch einige Satiren der Zeit an. Die „Geſchichte einer Laus“ 1782 ohne Angabe des Druckorts, iſt eine matte Sammlung von Charakteriſtiken und Intriguen des franzöſiſchen und engliſchen Hofes, welche eine Laus, die ſich auf den Köpfen und Perücken des Hofvolkes umgetrieben, beobachtet haben ſoll. Nur der cyniſche Geiſt eines Rabelais könnte ſo etwas mit dem gehörigen Witz ausbeuten. Noch geringer iſt C. G. F. Hoffmanns „Leben und Wanderungen eines Flohes“, 1803. — „Der blaue Eſel“, Berlin und Leipzig 1786, ſoll beweiſen, daß ein Eſel eigentlich vernünftiger ſeyn könne, als die Menſchen. Den philoſophirenden und moraliſirenden Eſel durch zwei dicke Bände hindurch zu begleiten, erweckt Langeweile. Humor dieſer Art muß kürzer gehandhabt werden.

Johann Karl Auguſt Muſäus, Profeſſor in Weimar († 1787) iſt merkwürdig als Romanſchriftſteller durch den leichtfertigen, ſpöttiſchen, gemein familiären Ton, den er in die Literatur einführte, und der einerſeits in Spieß und Cramer ꝛc., andererſeits in Kotzebue Nachahmer und eine weite Verbreitung fand. Bisher war noch kein deutſcher Autor in ſo tiefem Negligée erſchienen. Die ſchlechten Bücher, die er geſchrieben hat, ſind jetzt vergeſſen und viele Literarhiſtoriker ſprechen von ihm, ohne ſie geleſen zu haben. Nur ſeine berühmten deutſchen Volksmärchen kennt

Jedermann und nur nach ihnen pflegt er, viel zu günſtig, beurtheilt zu werden. Es iſt wahr, in dieſen Märchen fällt ſeine mediſante und ſalope Manier weniger unangenehm auf, als in ſeinen langen und langweiligen Romanen, weil dieſe Märchen überhaupt viel kürzer ſind und weil der ächten Volksſagen entnommene Stoff ſchon durch ſich ſelbſt intereſſirt.

Außer den Volksmärchen ſind das beſte, was Muſäus geſchrieben „Freund Heins Erſcheinungen in Holbeins Manier", ein moderner Todtentanz, dem berühmten Basler nachgebildet, aber mit modernen Motiven. So erſcheint der Tod als Vulkan, der die Liebenden im Netze fängt; als eine Buhlerin, die einen galanten Herrn beſchleicht; als Schulviſitator; als Werber ꝛc. Auch löst er als Reformator ein Kloſter auf, ſucht einen im Luftball hoch oben auf ꝛc.

Die moraliſche Kinderklapper des Muſäus (Erzählungen für Kinder) iſt dem Franzöſiſchen des Monget, die Oper „das Gärtnermädchen" einem franzöſiſchen Roman entnommen.

Der deutſche Grandiſon, Roman von Muſäus, iſt ein ſchlechtes Produkt, dem Müllerſchen Siegfried von Lindenberg einigermaßen ähnlich.

Ein bornirter Landedelmann will die wenigen Romane, die er lieſt, auch ſpielen. So ſpielt er anfangs den Robinſon und iſolirt ſich auf einer Inſel in einem Teiche. Später lieſt er den Grandiſon und will aus ſeinem Neffen einen zweiten Grandiſon machen. Derſelbe wird nach England geſchickt, wo er erſt entdeckt, daß Grandiſon nie wirklich exiſtirt hat. Seine Geſchichte bricht ab. Die des Onkels aber wird vollendet. Derſelbe will ſich mit einem jungen Fräulein verheirathen, die aber am Hochzeitstag mit einem jungen Offizier davonläuft. Matt erfunden und in einem widrig ſpöttiſchen Ton durchgeführt.

Die Straußfedern, ein Bändchen kleiner Erzählungen von Muſäus, zweite Auflage, Mannheim 1802 enthalten vier Geſchichten ohne Ueberſchrift.

Nur zwei ſind bemerkenswerth, die von einem Grafen, der ſich bei einem Maskenball in Wien durch eine gemeine Grabennymphe, die er für eine vornehme Dame hält, prellen läßt, und die eines gewiſſen Walther, der ſich dem Böſen ergibt, unter der Bedingung, nur dem Wein und der Liebe zu leben, und nachdem er eine anſtändige Heirath gemacht, vom Teufel gemahnt wird und mit Wahnſinn und Selbſtmord endet. Ein kleiner Anfang der ſpätern Callot-Hoffmannſchen Manier.

Die phyſiognomiſchen Reiſen von Muſäus. ſind das unerträglichſte Buch, das vielleicht je in Deutſchland geſchrieben wurde.

Zwei Bände hindurch wird man ununterbrochen mit einem Styl gemartert, der ſich in vertraulichen Abkürzungen, kleinen Flüchen ꝛc. gefällt. Anfang: „Hätts weiß Gott! nimmer gedacht, daß es ſo kommen würde, wies nun kommen iſt, daß ich in der Buchſchnützlergilde ſollt' zünftig werden. Hab' die Buchmacher ſchier nicht anders gedacht, als die Hutmacher ꝛc.“ Das Ganze iſt eine Satire auf Lavater, deſſen phyſiognomiſches Syſtem hier ſpottend widerlegt wird, indem durch alle drei Bände das Thema durchgeht, der Schein trügt.

Muſäus war in Weimar der Lehrer des jungen Kotzebue. Leicht möglich, daß von dieſem Lehrer die widerliche Spottluſt, die plumpe Spaßmacherei und der familiäre Ton auf Kotzebue übergegangen iſt.

Ein ſpäterer Anhänger der engliſchen Schule war Ulrich Hegner, geboren 1759 zu Winterthur, Arzt und Senator daſelbſt, deſſen Werke 1828 erſchienen. Sie beſtehen 1) in geſchichtlichen Relationen, die mit maleriſchem Auge als Genrebilder aufgefaßt ſind, und zwar: „auch ich war in Paris“, die Schilderung ſeiner Reiſe dahin zur Zeit des Conſulats 1801, und „Salys Revolutionstage“, meiſterhaft gemalte Idyllen aus der Zeit der Schweizer Revolution von 1798. 2) Eigentliche Romane, die Molkenkur 1812 und als Fortſetzung Suschens Hochzeit. 3) Ein Werk über die Kunſt: Hans Holbein der Jüngere, 1827.

Die Molkenkur. Ein alter norddeutſcher Oberſt, der ſich in Gais im Appenzeller Lande durch eine Molkenkur vom Podagra heilen will, ſchreibt fleißig an ſeine Schweſter daheim, deren blühende Tochter Chlotilde mit dem Kammermädchen Suschen ihn begleitet hat. In Gais findet er einen alten Profeſſor aus Zürich, einen offenen, wahrheitsliebenden und vielerfahrenen Mann, den er bald lieb gewinnt und durch den er viel über die Schweiz erfährt. (Hegner ſpricht ſich bei dieſem Anlaß über manche Mängel der Schweiz aus, während er andererſeits auch ihre Tugenden, ſonderlich des Landvolks hervorhebt. Am meiſten tadelt er die Koketterie mit Schweizernatur, Schweizertracht ꝛc., die nur eine Speculation auf die Albernheit von Fremden ſey.) Eine vornehme Chanoineſſe, deren junge Begleiterin, ein reiches Mädchen aus der Schweiz, Chlotildens poetiſche Freundin wird (indem beide dichten), faſelt viel über die Erziehung des Menſchengeſchlechts, wird aber von einem alten Schulmeiſter beſchämt. Eine feine Satire auf das Unweſen der Muſtererziehungsanſtalten in der Schweiz, welche Hegner, wie es ſcheint, auf eine direktere Weiſe doch nicht anzugreifen wagte. Ein junger Schweizer Pfarrer

verliebt ſich in Suschen und auf ihrer Hochzeit wollen alle einander befreundet gewordene Gäſte wieder zuſammenkommen. — In Suschens Hochzeit (zwei Bändchen) wird die Geſchichte fortgeſetzt. Der alte Oberſt fährt mit Suschen nach Schafffhauſen, unterwegs ſtürzt der Wagen, der alte ehrliche Diener des Oberſten wird verwundet und Suschen zerreißt ſich ihr Kleid auf eine ärgerliche Weiſe. Aber der dadurch herbeigeführte Aufenthalt in Schafffhauſen iſt Urſache, daß Suschen mit Pfarrers Guſtav zuſammentrifft, dem Jugendgeſpielen Chlotildens, Pfarrersſohn von ihrem Heimathsort. Er hat ausſtudirt und ſoll in Welſchland einige Zeit verweilen, um franzöſiſch zu lernen. Der Zufall führt ihn zu Suschen und mit ihr zurück zu Chlotilden. Ein gewiſſer Sommerthal wird ſein Nebenbuhler, aber Chlotilde bleibt ihm treu. Der Oberſt iſt in großer Verlegenheit, er ſelbſt würde am Ende das Adelsvorurtheil gegen den Pfarrerſohn ablehnen, aber ſeine Schweſter, Chlotildens gnädige Mama, wird die Tochter nie einem Bürgerlichen geben, der alte Profeſſor und die Chanoineſſe ſind den jungen Liebenden günſtig. Nach verſchiedenen Zwiſchenfällen (Händel mit zwei Engländern, Stoß durch einen wilden Stier, ein Sturz in den Rhein, eine mißlungene Alpenreiſe, eine Feuersbrunſt ꝛc.) langt die Nachricht an, Chlotildens Mutter ſey todt. Nun iſt ſie frei und Chlotilde wird Braut, wie Suschen. Eine der hübſcheſten Parthien des letzten Bandes iſt die mißlungene Alpenreiſe. Die Geſellſchaft will den Sonnenaufgang ſehen, wird aber durch das Klagegeſchrei einer armen Wöchnerin in einer Hütte aufgehalten, indem die Damen Hülfe leiſten.

Heinrich Hirzel gab in „Eugenias Briefen", zweite Auflage 1811, Gemälde der Alpennatur, des Familienlebens, der Freundſchaft, mit viel eingeſtreuten Bemerkungen über Welt und Leben, worin er ein vortreffliches Herz, doch weniger Geiſt als Ulrich Hegner verrieth. Derſelben Claſſe gehören auch noch die beliebten Genfer Novellen von Rudolf Töpffer (geſammelt 1837) an, in denen die Alpenwelt den Hintergrund bildet und deren kleine Lebens- und Familienbilder von klarem Verſtande und äußerſt feinem Gefühl zeugen.

3.

Wiedergeburt der deutſchen Schaubühne.

Der lange Kampf zwiſchen dem Renaiſſancetheater und dem deutſchen Faſtnachtſpiel hatte, wie wir oben ſahen, mit einem Siege des franzöſiſchen Rococogeſchmacks geendet. Wie aber dieſer letztere überall durch die

Anglomanie und Natürlichkeitssucht wieder verdrängt wurde, so geschah das auch auf dem Theater.

Das Theater kam aber überhaupt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in eine nie vorher gekannte Aufnahme. Es begann, wenigstens bei den Gebildeten, die immer mehr gering geachtete Kirche zu ersetzen. Man fing an, für das Theater, als für eine Schule der Humanität, zu schwärmen. Sein größter Förderer war Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren 1729 zu Kamenz in der Lausitz, wo sein Vater Prediger war, sollte Theologie studiren, hatte aber keine Lust, sondern schloß sich zu Leipzig an Weiße an und begann Schauspiele zu dichten. 1760 wurde er Sekretär des General Tauenzien in Breslau, machte sich aber schon 1765 wieder frei und ging nach Hamburg, wo er die berühmte Dramaturgie schrieb; 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, wo er 1781 starb. Seine sämmtlichen Werke erschienen in 30 Bänden zuerst 1771—1794.

Lessing gehörte zu den ersten Geistern des Jahrhunderts. Als Dichter ist er von höchster Bedeutung für das Schauspiel, weil er zuerst eine durchaus natürliche, tiefe und feine Charakteristik der Personen einführte und damit die herkömmlichen theils vom französischen Theater, theils noch aus dem deutschen Possenspiel entlehnten Schablonen durchbrach. Er that das auf eine einfache, ihm eigenthümliche Weise, er verließ die Gallomanie, ohne in die Anglomanie zu fallen. Er blieb von jedem fremden Einfluß frei, macht daher einen überaus erquicklichen und erfrischenden Eindruck. Es thut wohl, den deutschen Geist in dieser jugendlichen Kraft aus den zerfallenen Gräbern aller alten Moden emporsteigen zu sehen.

Lessings jugendliche Lustspiele sind unbedeutend und verrathen selbst in den Namen noch die Nachahmung des Plautus und Moliere.

Zuerst charakterisirt er 1747 „den jungen Gelehrten" als einen capriciösen Narren. Sodann im „Misogyn" einen aus schlimmer Erfahrung eingefleischten Weiberhasser. Im „Schatz" bearbeitet er, wetteifernd mit Destouches, den Triumnus des Plautus. Eigenthümlicher sind „der Freigeist" und „die Juden" von 1759. Hier offenbart Lessing zum erstenmal, wie sehr er das Christenthum unterschätzte. Sein Freigeist ist so sehr gegen die gesammte Geistlichkeit eingenommen, daß er sich wundert, einmal einen tugendhaften zu finden, und sein Jude wird als Erretter eines Baron dargestellt, der ihm zum

Dank ſeine Tochter anbietet, bis er erfährt, jener ſey ein Jude, und nun aus dem Dank nichts mehr werden kann.

Eine neue Bahn ſchlug Leſſing mit dem in Proſa geſchriebenen Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon“ ein, 1755, wobei ihm jedoch die engliſchen Muſter gekränkter Tugend von Richardſon vorſchwebten.

Der lüderliche Mellefont verliebt ſich in die tugendhafte Sara und entführt ſie, was ſie jedoch nur unter der Bedingung zugibt, daß er ſie ſofort heirathe. Dieſe Heirath aber verzögert er jetzt; ſeine frühere Geliebte Marwood, von der er ſchon ein Kind hat, ſucht ihn abzuhalten, und da ſie ihre Abſicht vereitelt glaubt, gibt ſie der armen Sara Gift. Zur Sühne erſticht ſich Mellefont. — Zwar verleugnet Leſſing auch hier ſeinen ſcharfen Geiſt nicht, die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, aber das Ganze iſt unerquicklich. Die Marter eines edeln Mädchens unter ſo niederträchtiger Umgebung erſcheint empörend.

Seltſam iſt das kleine Trauerſpiel Leſſings „Philotas“ von 1759, nur in einem Act.

Philotas, der junge Sohn des Königs von Macedonien, iſt in der Schlacht verwundet und gefangen worden. Der Sohn des Siegers aber, des Königs Aridäus, iſt von den Macedoniern gefangen worden. Nun ſollen beide Knaben gegeneinander ausgelöst werden, aber Philotas überlegt, wenn er ſich umbringe, ſo müſſe Aridäus ſeinen Sohn unter den für Macedonien günſtigſten Bedingungen löſen. Alſo erſticht er ſich. — Man hat dieſes kleine feurig geſchriebene Stück ſehr geprieſen, allein ich finde die dem Knaben in den Mund gelegte Reflexion durchaus unerträglich und das Ganze hochgeſchraubt.

Leſſings Genie für das Drama emancipirte ſich erſt in ſeiner lieblichen „Minna von Barnhelm“ von 1763.

Minna, eine reiche Erbin in Sachſen, hat im ſiebenj. Kriege den preußiſchen Major Tellheim kennen und lieben gelernt. Sie haben Ringe mit einander gewechſelt. Aber als er nach beendigtem Kriege zurückgeſetzt wird und zu mittellos geworden iſt, um ſeinem Stande gemäß als Bräutigam aufzutreten, läßt er nichts mehr von ſich hören und lebt mit ſeinem Bedienten Juſt in einem Wirthshaus in Berlin höchſt kümmerlich, als abgedankter auf halben Sold geſetzter Officier. Sein vormaliger Wachtmeiſter Werner hat ein kleines Gut und bringt ihm den Ertrag deſſelben, den er aber nicht annehmen will. Die Wittwe eines Officiers, dem er Geld geliehen, will es ihm wiederbringen, aber er verleugnet die Schuld und läßt ihr das Geld. Der ſchurkiſche Wirth gibt ihm keinen Credit mehr, und er muß — Minnas Ring ihm verſetzen. Eben aber iſt Minna in demſelben Gaſthof abgeſtiegen, denn ſie iſt gekommen,

um Tellheim zu ſuchen. Der Wirth zeigt ihr den Ring, den ſie ſogleich an ſich nimmt. Mit Hülfe ihres luſtigen Kammermädchens Franciſca iſt ſie nun bemüht, den ſtolzen Geliebten zu kirren, was ihr aber nicht eher gelingt, als bis die Kränkung und Zurückſetzung, die ihn betroffen hat, durch den König ſelbſt gehoben und wieder gut gemacht wird. Denn ſo zart er ihre hingebende Liebe aufnimmt, ſo geht ihm doch die Ehre über alles, und er will nicht von den Wohlthaten einer reichen Frau leben. Minnas Onkel kommt dazu, das Glück aller iſt vollſtändig, der wackere Werner heirathet Franciſca.

In dieſem Stück ſpiegelt ſich der Geiſt des preußiſchen Heeres auf die glänzendſte Weiſe. Das zugeknöpfte Weſen des preußiſchen Officiers, in deſſen harter Schale der edelſte Diamant der Ehre ſich birgt, kann nicht wahrer, nicht liebenswürdiger dargeſtellt werden. Das iſt Mannheit ohne alle Prätenſion. Und dieſem ſtrengen und ſchweigſamen Mann gegenüber die Fülle weiblicher Liebe, Anmuth und Geſchwätzigkeit in der reizenden Minna! *) Hier iſt alles Seele, warmes Leben.

Der Minna, dieſem makelloſen Spiel der Grazien mit Ehre und Liebe, ließ Leſſing 1772 das vielbewunderte, aber auch oft getadelte Trauerſpiel „Emilia Galotti“ folgen, eine Uebertragung der römiſchen Virginia auf moderne Verhältniſſe.

Emilia, Braut des Grafen Appiani, ſtürzt am Hochzeitsmorgen entſetzt in das elterliche Haus, indem ihr in der Kirche der regierende Fürſt von Maſſa Carrara ſeine Liebe erklärt hat. Auch der Bräutigam erſcheint heute trübſinnig. Da kommt der raffinirte Marinelli, der geheimſte Rathgeber des Fürſten, um Appiani zum Geſandten zu ernennen und ſchleunigſt zu entfernen. Appiani merkt die Falle und lehnt den Antrag ab. Aber als er noch an demſelben Tage mit der Braut aufs Land reist, wird er unterwegs von dazu beſtellten Banditen erſchoſſen und die Braut von dazu beſtellten fürſtlichen Dienern in das Luſtſchloß des Fürſten gerettet. Vater und Mutter kommen an, aber auf Marinellis Rath erklärt ihnen der Fürſt, wegen Unterſuchung des Mordes müſſe die Tochter von ihnen getrennt bleiben. Die abgedankte Maitreſſe des Fürſten, Gräfin Orſina, die vor Eiferſucht vergeht, gibt dem alten Odoardo Galotti ihren mitgebrachten Dolch und mit dieſem erſticht der alte Vater ſeine Tochter Emilia, um ſie vor der Schande zu retten. — Alle Charaktere in dieſem Stück ſind mit Meiſterhand gezeichnet. Aber man tadelt die faſt epigrammatiſche Kürze im Dialog.

*) Ein Luſtſpiel „der Jungfernſieg“, gedruckt zu Hamburg 1746 zeigt uns die Kehrſeite der Minna von Barnhelm.

Ein reicher Hamburger Kaufmann hat einen Narren gefreſſen an den tapfern (preußiſchen) Kriegshelden und will ſeine Tochter nur einem ſolchen geben. Da verſtellt ſich ein gemeiner Abentheurer als ſey er ein zum Krüppel geſchoſſner Offizier, wird aber, ehe er zum Zweck kommt, durch den Geliebten des Mädchens entlarvt.

A. W. Schlegel über dramatiſche Kunſt III. 391 ſagt, Leſſing habe, um den deklamatoriſchen Schwulſt zu vermeiden, die kalte und lauſchende Beobachtung des Komikers ins Trauerſpiel eingeführt, und die Leidenſchaften in Emilia Galotti ſeyen mehr ſcharfſinnig und witzig charakteriſirt, als beredt ausgedrückt. Daran iſt wohl etwas Wahres, aber es hindert nicht, daß Leſſings Trauerſpiel einen tiefen und ergreifenden Eindruck macht.

Dieſes ſchöne Trauerſpiel iſt vorzüglich merkwürdig als die erſte öffentliche Regung ſittlicher Oppoſition gegen die damalige Lüderlichkeit der Höfe, als die erſte Mahnung des Liberalismus an die Throne.

Eben ſo geiſtvoll, wie Leſſings Schauſpiele, ſind ſeine kleinen Liedchen, Epigramme, Fabeln. Den größten Ruhm aber und die umfaſſendſte Macht über die Geiſter in Deutſchland erwarb er ſich als Kritiker. Obgleich er anfangs ſeinen Wein in das Waſſer Nicolais goß und dieſem faden Berliner die Literaturbriefe ſchreiben half, und auch ſpäter ſich noch oft mit unbedeutenden Kleinigkeiten abgab und ſeinen Scharfſinn an deren Betrachtung verſchwendete, kann man doch keine Seite von ihm leſen, ohne durch die Claſſicität und Klarheit ſeiner Sprache entzückt zu werden. Unter ſeinen kritiſchen Leiſtungen ſind am berühmteſten ſeine hamburgiſche Dramaturgie und ſeine durch Winkelmanns Begeiſterung für die Antike veranlaßte Schrift über Laokoon. Wo Leſſing es nur mit der Kunſt zu thun hatte, war er ſo unbefangen als möglich und trug mehr als jeder andere zur Verbreitung eines guten Geſchmacks bei.

Neben Leſſing ſchrieb auch Karl Franz Romanus in Dresden 1761 Luſtſpiele im Style des Terenz und Plautus (die Brüder, Criſpin, der Vormund ꝛc.) und Joachim Wilhelm Brawe einige leidenſchaftliche Trauerſpiele. Brawe ſtarb ſchon im 20. Jahre als Student (1758), aber ſeine Stücke hatten ihn ſchon berühmt gemacht.

Der Freigeiſt. Henley verführt ſeinen frommen und tugendhaften Nebenbuhler Cleondon aus Eiferſucht mit teufliſcher Argliſt, bis ſie alle dabei zu Grunde gehen. Brutus, der Mörder Cäſars, wird von den Triumvirn verfolgt und von einem gewiſſen Marcus, ſeinem eigenen Sohn, der ihn nicht kennt, getödtet. Dieſes in Jamben geſchriebene Stück iſt voll von jugendlichem Feuer.

Eben ſo ganz in Leſſings Manier geſchrieben erſchien „Amalia", Trauerſpiel. Frankfurt und Leipzig 1766.

Amalie iſt mit Charles heimlich vermählt, deſſen Vertrauter Sanville ihn

aber betrügt, indem er Amalie für ſich behalten will und deßhalb Charles Vater gegen die Liebenden aufhetzt. Zwar erkennt der Vater ſein Unrecht, aber zu ſpät, Amalie wird das Opfer der ausgeſtandenen Angſt und ſtirbt. Sanville fleht die Sterbende noch um Verzeihung.

Eben ſo „Lucie Woodwill" von Johann Gebhard Pfeil (1760), „der Freiherr von Bardenfels" von Major von Trautzſchen (1772), die Schau- und Trauerſpiele von Anton v. Klein ſeit 1769.

Johann Chriſtoph Unzer aus Wernigerode, Profeſſor in Altona, ſchrieb 1775 ein merkwürdiges Trauerſpiel „Diego und Leonore".

Diego iſt ein deutſcher Proteſtant, der in Liſſabon lebt, und in den ſich die katholiſche Portugieſin Leonore zum Sterben verliebt. Ein ruchloſer Mönch, der ſelbſt nach ihren Reizen gelüſtet, ſtürzt ſie ins Verderben. Diego fällt in die Hände der Inquiſition und nichts kann ihn retten. Da entſchließen ſich die Liebenden, durch Gift ihr Leben zu enden. Die ſterbende Leonore aber fleht ihren Geliebten an, damit er mit ihr ſelig werden könne, ihren Glauben anzunehmen, und jetzt erſt bricht dem bisher Standhaften das Herz, und er, der allen Schrecken der Inquiſition getrotzt, wird ihr zu Liebe noch unmittelbar vor dem Tode katholiſch. Eine originelle Wendung, verſtößt aber gegen das erſte äſthetiſche Geſetz, nach welchem, wenn Glauben und Liebe kämpfen, der erſte ſiegen muß. Die Liebe ſteht über allem, nur nicht über der Religion, nur nicht über der Vaterlandsliebe, nur nicht über der Ehre und nur nicht über der Mutterliebe. Außerdem über allem.

Deſſelben Dichters „neue Emma" wiederholt die bekannte Liebesgeſchichte Eginhards und Emmas. Seine „Droſſel" iſt nach Boccaccio bearbeitet. Auch ſchrieb er einen tragiſchen Roman „die Geſchichte der Brüder des grünen Bundes", worin der Günſtling eines Fürſten als unglückliches Opfer ſchlechter Menſchen elend zu Grunde geht.

Helfrich Peter Sturz aus Darmſtadt, in däniſchen Dienſten, beſchrieb ſeine Reiſen ꝛc., hinterließ aber auch ein Trauerſpiel „Julie", abgedruckt in ſeinen Schriften, 1779.

Dieſe Julie liebt den armen Belmont und ſoll den reichen Woldemar heirathen. Ihr Vater ſtellt ihr vor, wie unbeſonnen und vergänglich in der Regel die erſte Liebe ſey, wie man die Vernunft fragen müſſe ꝛc. Sie läßt ſich durch nichts von ihrem Belmont abbringen. Ein roher Oheim verſucht es mit Härte, Einſperren und Mißhandeln; es gelingt ihm eben ſo wenig, ſie umzuſtimmen. Woldemar richtet die zärtlichſten Bitten an ſie, allein ſie gibt ihm ſo rührende Beweiſe von der Tiefe ihrer Liebe zu Belmont, daß er ſelbſt ſich zum Vertheidiger dieſer Liebe umwandelt, ihr freiwillig entſagt und ſie

ſogar aus dem Hauſe entführt, um ſie vor ferneren Mißhandlungen zu ſchützen. Nun kommt aber Belmont verkleidet zurück, ſieht in dieſer Entführung ein innigeres Einverſtändniß, überfällt den vermeintlichen Nebenbuhler und wird von ihm im Zweikampf erſtochen. Julie ſinkt um, man weiß nicht, iſt ſie todt, oder wird ſie zum Wahnſinn erwachen. — Die Motivirung der Kataſtrophe iſt ſchlecht. Die Entführung war nicht mehr nöthig, ſobald Woldemar ſich dem Vater erklärt; auch Belmonts Mißverſtändniß war mit zwei Worten zu löſen. Trotz dieſer zwei Fehler (die auch in Schillers Kabale und Liebe vorkommen) hat das Stück etwas Rührendes, was beſonders im Charakter und Benehmen der zärtlichen Julie liegt. In ihrer Ueberreizung hat ſie viel Aehnliches mit Leſſings Emilia, ſo wie Sturz auch in der Gemeſſenheit der Sprache ſich Leſſing zum Muſter genommen zu haben ſcheint.

Neben Leſſing war für Hebung des deutſchen Theaters am thätigſten der aus Mecklenburg gebürtige Friedrich Ludwig Schröder, Theaterdirector in Hamburg, einige Zeit auch in Wien. Der größte deutſche Schauſpieler ſeiner Zeit, wirkte er zugleich als dramatiſcher Dichter auf den Geſchmack wohlthätig ein, indem er, wie Leſſing, der Natur und den Engländern huldigte. Nebenbei war er ein Reformator des Freimaurerordens, den er von ſeinen franzöſiſchen Verirrungen zur engliſchen Einfachheit zurückführte. Sein Leben iſt ausführlich beſchrieben von Meyer, Hamburg 1819. Seine Schauſpiele herausgegeben von E. von Bülow, Berlin 1831 in 4 Bänden, mit einer Vorrede von Tieck. — Als Schauſpieldichter hat zwar Schröder wenig Originelles geſchaffen und meiſt nur mehr oder weniger frei überſetzt, aber er hat den deutſchen Bühnen ein vortreffliches Repertoir gegeben, indem er hauptſächlich engliſche und von den franzöſiſchen Stücken nur die beſſern, feinern und witzigen wählte. Naturwahrheit galt ihm vor allem, doch wollte er ihr die Poeſie nicht opfern; in ſeinen Familiengemälden iſt daher weit mehr Leidenſchaft, Verwicklung, Ueberraſchung und poetiſches Wunder, als in den ſpätern von Iffland, Kotzebue ꝛc. Unter ſeinen geiſtreichen Bearbeitungen ausländiſcher Originale zeichnen ſich beſonders aus: der Ring, ſtille Waſſer ſind tief, die heimliche Heirath, die Wankelmüthige, der vernünftige Narr. „Der Fähndrich“, von ſeiner eigenen Erfindung, zeichnet ſich durch die Wärme der Charakteriſtik aus.

Ein alter reicher Offizier, Baron Harrwitz, verbirgt unter dem alten Polterer ein ungemein gutes Herz, ſtürmt die Leute öffentlich an und thut ihnen heimlich wohl, iſt dabei äußerſt zerſtreut und ein heimlicher Kum-

mer nagt an ihm. Niemand weiß ihn zu behandeln, als ſein Arzt, der auch das Werkzeug ſeiner Wohlthaten iſt. Er hat eine Tochter Sophie, um die ſich ein Hauptmann bewirbt, die aber einen armen Fähnrich lieber hat. Dieſer wohnt im Hauſe zur Miethe und iſt in ſeiner Armuth ſtolz und etwas ſtörriſch, zufahrend raſch, und doch von großer Herzensgüte, gerade ſo, wie der alte Baron. Dieſer Alte ſteckt einmal bei Tiſch einen ſilbernen Löffel in Gedanken in die Taſche und nun wird der arme Fähnrich beſchuldigt, ihn entwendet zu haben. Als der Irrthum entdeckt iſt, beeifert ſich der Baron, den Jüngling noch zärtlicher zu behandeln, als zuvor, da er ihm ſchon durch den Bedienten heimlich Geld hat zufließen laſſen. Der Alte ſelbſt iſt es, der, nachdem er die heimliche Liebe Sophiens zum Fähnrich bemerkt, ihre Hände in einander legt. Nur ein Hinderniß gibt es noch. Der Fähnrich hat eine heimliche Bekanntſchaft. Da entdeckt es ſich, es ſey nicht eine Geliebte, ſondern ſeine arme alte Mutter, für die er alles gethan. Dieſe Mutter aber iſt die vom alten Baron Verlaſſene, um die er ſich ſo ſchwere Gewiſſensbiſſe gemacht, und der Fähnrich iſt ſein Sohn. Zum Glück aber erklärt ſich nun auch, daß Sophie nur ſeine angenommene Tochter iſt, und ſo werden ſie denn noch ein Paar.

Von ähnlicher Charakteriſtik und meiſt von ſpannenden Scenen iſt Schröders „Vetter aus Liſſabon".

Wagner, ein Kaufmann, hat ſich durch ſeine zweite Frau (nachdem er ihre Hand durch Vorſpiegelung, er ſey reicher als er wirklich war, erſchlichen hatte) beherrſchen und ſein Vermögen vergeuden laſſen. Aus Scham und angeborner Schwäche wagt er keinen Widerſtand. Zugleich wird ſeine Tochter erſter Ehe, Sophie, als Aſchenbrödel mißhandelt. Das Geld iſt zu Ende, der Vater muß ins Gefängniß, die ungerathenen Kinder zweiter Ehe, Charlotte und Wilhelm, gehen mit einem Abentheurer durch. Ein reicher Kanzleirath, der um Sophie geworben, läßt ſie ſitzen, weil ſie heimlich verheirathet geweſen und ein Kind hat. Die Hoffnung auf einen reichen Vetter aus Liſſabon ſcheitert auch, da ihm ein Brief meldet, er ſey plötzlich um all ſein Vermögen gekommen. — In dieſer äußerſten Noth tritt ein Herr Sievers, der im Hauſe wohnt und bisher über die üble Wirthſchaft ſtrengen Tadel ausgeſprochen und ſich deßwegen den Haß der Hausfrau zugezogen hat, als Retter auf. Er ſelbſt nämlich iſt der Vetter aus Liſſabon, der unter fremdem Namen ſeine Verwandten eine zeitlang beobachtet und geprüft hat. Er heirathet Sophie, verzeiht der Hausfrau, nachdem ſie Beſſerung verſprochen, und läßt die Geflüchteten arretiren und beſſern.

Ein recht guter Schauſpieler und Schauſpieldichter war Heinrich Beck, welcher ſeit 1788 einige beliebte Stücke im Geſchmack Schröders und der Engländer ſchrieb: das Herz behält ſein Recht — alles aus

Eigennutz — Verirrung ohne Laster — die Quälgeister — die Schachmaschine. Der „Bettelstudent" von Paul Weidmann (1775) machte durch seine gute Laune Glück auf der Bühne.

Zwei Brüder aus Breslau, Christoph Gottlob und Gottlieb Stephanie, wurden Lustspieldichter, aber nur der jüngere erlangte einigen Ruhm. Derselbe diente im siebenjährigen Kriege als preußischer Husar, wurde von den Oesterreichern gefangen, nahm bei ihnen Dienste, stieg zum Offizier, wurde aber plötzlich Schauspieler und Schauspieldichter und half das Nationaltheater in Wien in Aufnahme bringen. Seine Schauspiele erschienen zuerst 1771, vollständig 1789.

Es sind großentheils Soldatenstücke, voll Erinnerungen an den siebenjährigen Krieg, aber nicht so geistvoll wie Lessings Minna. Mehrere Stücke, worin die Werber und ihre Listen eine Rolle spielen, der berühmt gewordene „Deserteur aus Kindesliebe", die „Kriegsgefangenen", die „Wölfe in der Heerde", ein Stück, worin soldatische Brutalität auf dem Lande in ihre Schranken zurückgewiesen wird, der „Oberamtmann und die Soldaten", worin ein braver General den Retter spielt, die „abgedankten Offiziere", die sich laut und bitter über ihr Schicksal beklagen, aber durch einen großmüthigen Minister befriedigt und beschämt werden. Dazu noch ein Rührstück „die Liebe für den König", die Flucht und Rettung Karls II. in England darstellend (später von Kotzebue benützt); ein gutes Lustspiel „der Spleen", worin zwei Engländer, die eben ins Wasser springen wollen, zusammentreffen und den Selbstmord verschieben, bis einer des andern Tochter heirathet. Als Vorbilder Kotzebues kann man „das Mädchen in der Irre" und „den Ostindienfahrer" ansehen. Das erstere schadet durch Leichtsinn ihrem guten Ruf, wird deßhalb von ihrem Bräutigam verlassen, aus Mitleid und Rührung aber nachher doch noch von ihm angenommen. Der Ostindienfahrer, eine offene und derbe Natur und sehr reich, freit ein armes Mädchen in Holland. Die übrigen Stücke übergehe ich. Am längsten erhielt sich auf der Bühne seine komische Oper „Doctor und Apotheker".

Auch Friedrich Aloysius, Graf von Brühl, polnischer Kronfeldzeugmeister und Sohn des berühmten Ministers, schrieb 1785 theatralische Belustigungen, worin noch die Erinnerung des siebenjährigen Krieges lebt.

Die Brandschatzung, bezüglich auf die Großmuth des preußischen Offiziers, welcher auf Friedrichs des Großen Befehl die Güter des Grafen plündern sollte, sie aber großmüthig schonte. — Die Rache. Ein alter Soldat, dem ein feindlicher Offizier muthwillig als schon Gefangener die Hand abgehauen, reißt eben diesen Offizier edelmüthig aus dem tiefsten Elend. — Ein Jeder

reitet ſein Steckenpferd. Zwei Offiziere entlarven einen Betrüger, der ſchon im Begriff iſt, die Hand eines edeln Mädchens zu erſchleichen. — Der „Bürgermeiſter", abermals ein edler Retter. — „Edelmuth ſtärker als Liebe". Major Tiefenau iſt verabſchiedet und vernachläſſigt, wie Leſſings Tellheim. Sein treuer Reitknecht Herold liebt die Tochter ſeiner Wirthin, läßt ſich aber dennoch abermals bei den Soldaten anwerben, um mit dem Angeld ſeines Majors Schulden zu bezahlen. Inzwiſchen wird der Major vom König wieder anerkannt und hochgeſtellt und Herold wieder frei.

Der Roman „Henriette oder der Huſarenraub", von Beuvius (1779) verſetzt uns lebhaft in den ſiebenjährigen Krieg, iſt aber trotz des Intereſſes, welches man von dem verlornen und wiedergefundenen Mädchen nimmt, im Ganzen langweilig, hauptſächlich wegen der Briefform. Ein Pendant dazu iſt Sattlers „Friederike oder die Huſarenbraut".

Hatte man, ſeit der engliſche Geſchmack aufkam, der franzöſiſchen Tragödie und den Alexandrinern entſagt, ſo fühlte man ſich doch immer noch angezogen vom franzöſiſchen Luſtſpiel. Das heitere und geiſtreiche Paris ſchuf deren immerwährend und iſt heute noch unerſchöpflich in dieſer Gattung von Erfindungen. Dem Geſchmack der deutſchen Höfe ſagten die etwas frivolen Luſtſpiele der Franzoſen eben ſo zu, wie die Gedichte Wielands. Unter den vielen Dichtern, welche franzöſiſche Luſtſpiele und Operetten auf die deutſche Bühne brachten, war der Epigrammatiſt Johann André in Offenbach beſonders thätig, ſeit 1772. Sam. Gottl. Bürde in Breslau, der Milton und Goldſmith überſetzte, bearbeitete auch Voltaires Alzire und ſchrieb einige dramatiſche Sachen ohne Bedeutung. Auch Joh. Chr. Bock in Dresden überſetzte viel für die Bühne.

Wie ſich 1746 Gottſched ſeine deutſche Schaubühne, eine Sammlung der ſeiner Schule angehörigen Stücke (meiſt nach franzöſiſchen Muſtern) herausgegeben hatte, ſo erſchienen jetzt neue Sammlungen von Stücken des veränderten Geſchmacks: ein Theater der Deutſchen ſeit 1776 in 16 Bänden, eine deutſche Schaubühne ſeit 1789 in 72 Bänden, geſammelte Schauſpiele in 13, Luſtſpiele in 16 Bänden.

Im bürgerlichen Schau- und Luſtſpiel ging man aus der Moral und Humanität je mehr und mehr zur Philiſterei und Empfindſamkeit über.

Hin und wieder kam eine kräftige Charakteriſtik in den deutſchen Stücken vor.

So Hilaria in dem Luſtſpiel „Triumph der guten Frauen" (Theater der

Deutſchen, Berlin und Leipzig 1767. V.), die verlaſſene Frau des treuloſen Nikander verkleidet ſich als Mann, geht ihrem Gatten nach, ſtört ſeine neuen Liebeshändel und bringt ihn endlich zur Reue. Ein lebendiges Bild, aber voll Thorheiten. Nikander ladet ſeine Frau, die er für einen Mann hält, „auf ein hübſches Mädchen“ ein.

4.

Die Gräkomanie.

Bodmer war der erſte, der die antiken Dichter rein von allem Schnörkel der Renaiſſance aufzufaſſen und wiederzugeben verſuchte. Mit wenig Talent freilich, aber mit richtigerem Blick als ſelbſt der viel geiſtreichere Wieland, der die griechiſche Anmuth noch viel zu ſehr mit franzöſiſcher Ueppigkeit würzen zu müſſen glaubte. Aber der erſte Anſtoß war gegeben und man fuhr fort, die klaſſiſchen Dichter des Alterthums in ihrer reinen Eigenthümlichkeit zu erkennen, zu überſetzen, nachzuahmen. Samuel Gotthold Lange, Paſtor in der Nähe von Halle, ahmte 1746 in den „horaziſchen Oden“ horaziſche Versmaaße nach, wenn auch ohne Geiſt, weshalb ihn Leſſing mißhandelte. Mehr noch als die römiſchen, zogen die griechiſchen Dichter an. Es war ein natürliches Bedürfniß des guten Geſchmacks, dem Perücken und Reifröcke immer wunderlicher wurden und den es unwiderſtehlich hinzog zur ſchönen Naturwahrheit der Hellenen. Allein es war doch nicht möglich, die deutſche Natur in die griechiſche umzuſetzen und je echter man Grieche ſeyn wollte, um ſo mehr fiel die Unechtheit auf. Die Natürlichkeit, die man ſuchte, war gerade die größte Unnatur. Denjenigen, der die ioniſchen Formen am ſtrengſten durchführen wollte (Voß), hatte die Natur zu einem mehr als böotiſchen Bauern geſtempelt. Das rauhe Klima des Nordens ſo wenig wie der keuſche Sinn des Volkes paßt zur griechiſchen Nacktheit. Selbſt der weiße Marmor verwittert im Eiswinde, der von der Oſtſee herweht.

Der Uebergang vom falſchen Claſſicismus der Renaiſſance und Rococozeit zur echten und treuen Auffaſſung des Antiken wird bezeichnet durch die Verdrängung des Alexandriners und das Aufkommen des Hexameters, hauptſächlich ſeit Klopſtock. Das iſt in der That ein äußeres Kennzeichen. Indeß war Klopſtock viel zu ſehr Schwärmer für das Chri-

ſtenthum und Deutſchthum, als daß ſeine claſſiſchen Formen mehr als eben nur Formen hätten ſeyn können. Auch ſein niederſächſiſcher Landsmann und Nachahmer Johann Heinrich Voß, der es übernahm, die Herrſchaft dieſer Formen in der deutſchen Dichtung durchzuführen, blieb beim Formellen ſtehen, denn man müßte vor Homer und Plato erröthen, wollte man behaupten, Voß ſey auch in den Geiſt der alten Griechen eingedrungen. Selbſt ſein Fanatismus gegen das chriſtliche Mittelalter war nur mit einem dürren Rationalismus gepaart und ging keineswegs etwa aus einer Fülle heidniſchen Schönheitsgefühles hervor. Es iſt charakteriſtiſch, daß er ſchon die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland mit dieſem Haſſe begrüßt. Der heidniſche Wodan ſey ein viel reinerer, vernünftigerer, humanerer Begriff geweſen, als der chriſtliche Jehovah. Von Karl dem Großen ſagt Voß in der Ode „Deutſchland", die er Stolberg zueignet (III. 29):

Die Sklavenfeſſel klirrt in das Eigenlob,
Die uns der Frank' einſt (wecke den Mönch, der ihn
Als Großen pries) um Hals und Knöchel
Schlang, da mit trieſendem Stahl der Herrſchſucht,
Für Gott, der Heuchler, mordet' ein fromm Geſchlecht,
Die Prieſter austilgt', und dir, o Wittekind,
Statt Wodans unſichtbarer Gottheit
Wurmige Götzen gebot zu feyern.

In einem „Geſang an die Deutſchen" beginnt Voß mit einer gräßlichen Schilderung der mittelalterlichen Finſterniß:

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd auf Deutſchlands dumpfen Gauen ꝛc.

In dem „Penſeroſo" ſagt Voß:

Und bet', o heilige Natur!
Dich an mit Zeno, Epicur,
Pythagoras und Sokrates
Und Plato und Diogenes:
Dich, Weltgeiſt, hehr und unbekannt,
Den Weiſen minder nur, genannt
Jehovah, Jupiter und Thot,
Zeus, Oromazes, Tien und Gott.

Fünf Fabeln widmet Voß „den Lichtſcheuen", worin der Papſt als Oberuhu auftritt. Doch einen Cultus erkennt der Deiſt an, den der Frei-

maurer. Ihm widmet er mehrere Feſtlieder. Politik treibt Voß nicht; nur verſtohlen verknüpft er ein paarmal die politiſche Freiheit mit der Glaubensfreiheit, während er mit großer Oſtentation ſeine Loyalität kund gibt, den Kaiſer Alexander anpoſaunt und die ſchöne Marſeillaiſe der Franzoſen in einem eckelhaft ſervilen deutſchen Philiſterliede parodirt. In einem Liede, „die Anſchwärzer", ſchwärzt er ſelbſt die Gläubigen an, als ſeyen ſie allein die Revolutionäre, die Freigeiſter aber alle loyal:

Bekämpft ſey, was ihr trachtet,
Papſtthum und Barbarei.
Kein Volk, wo Dummheit nachtet,
Bleibt Gott und Fürſten treu!

In der „Warnung an Stolberg" wird die chriſtliche Kirche von der Bekehrung an bis auf Luther als ein Reich der Dummheit, des Truges und der Bosheit, als „grauſer Hildebrand unmenſchliche Frohn" aufgefaßt, von der erſt Luther „zum Licht zwangloſer Vernunft" und die claſſiſchen Studien durch den „Anhauch griechiſcher Luft" befreit hätten. Die langen Jahrhunderte unſerer nationalen Größe und Herrlichkeit warf dieſer pedantiſche Schulmeiſter als nichtswürdig weg.

Nichts geht über ſeine Anmaßung in dem die Homerüberſetzung einleitenden Gedicht an Stolberg. Hier erſcheint ihm der alte Homer ſelbſt und weiht ihn ein, für Deutſchland zu werden, was er für Hellas geweſen. Und das dedicirt Voß boshaft an Stolberg, der vor ihm eine Ueberſetzung deſſelben Homer gewagt hatte, die nun durch die Voßiſche vernichtet werden ſollte. Voß hat den Homer, Heſiod, Orpheus, Theokrit, Bion, Moſchus, Ariſtophanes, Aratus, Virgil, Horaz, Tibull und Lygdamus (in Verbindung mit ſeinen Söhnen auch den Aeſchylos und Shakeſpeare) überſetzt. Insbeſondere ſein Homer erlangte ungeheuern Ruhm, weil er wirklich möglichſt treu überſetzt und zugleich gut ſkandirt iſt. Allein dieſer Correctheit der Verſe opferte Voß jede Grazie der Natürlichkeit und des Wohllauts auf. Unter dem Hammerſchlag ſeiner Hexameter wird das zarteſte Gefühl zerknickt. Man vergleiche zum Beiſpiel die liebliche Anrede der Gäſte: „woher kommt ihr? und welcher Leute Kind ſeyd ihr?" die bei Homer ſo einfach, landüblich und gemüthlich klingt, mit der Ueberſetzung von Voß:

Woher der Männer und wer die Erzeuger?

Kann man pedantiſcher, thorſchreibermäßiger, inquiſitoriſcher fragen? — Eben ſo verſchwindet bei Voß jede virgiliſche Anmuth. Statt Mutter ſagt er Gebärerin, ſtatt Amme Säugerin. Zum verkünſtelten Horaz paßt er etwas beſſer, aber der romantiſche Shakeſpeare iſt in dieſer Voßiſchen Radebrechung ganz ungenießbar. Ueberhaupt iſt es bezeichnend für die Voßiſchen Ueberſetzungen, daß alle Dichter, die er überträgt, mögen ſie noch ſo verſchieden ſeyn, alle zu kleinen Voßen werden, alle wie er reden müſſen und ihre Eigenthümlichkeit ganz verlieren.

Karl Wilhelm Ramler, Profeſſor in Berlin († 1787) überſetzte den Horaz, Catull, Martial, Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften und gab Sammlungen von Sinngedichten und Fabeln heraus, auch eine lyriſche Blumenleſe. In ſeinen eigenen Gedichten ahmt er hauptſächlich den Odenton des Horaz nach.

Auf dem Titelkupfer der Ausgabe von 1800 ſitzt er mit einem merkwürdigen, halbängſtlichen, halbpedantiſchen deutſchen Philiſtergeſicht vor einer Lyra da, die ihm eine recht niedliche, etwas ſoubrettenartige Muſe hält. Wie groß aber immer der Contraſt zwiſchen den Zeiten ſeyn mag, ſo hatte doch das 18. Jahrhundert mit ſeinen abſoluten Fürſten und ihren poetiſchen Lobrednern in vieler Beziehung etwas mit dem auguſteiſchen Zeitalter gemein, und was Horaz für den Auguſtus war, konnte Boileau für Ludwig, Ramler für Friedrich ſeyn. Boileau war es aber mehr im franzöſiſchen Geſchmack, Ramler dagegen ſchreibt ſclaviſch den Formen des Horaz nach, Klopſtock folgend, ſucht er nicht nur die antiken Versmaße, ſondern auch die Conſtruktion, den ganzen Gedankengang und die Bilderſprache der Römer nachzuahmen, unter Beiziehung des mythiſchen Apparates und der antiken Namen. Singt er von Liebe, ſo iſt es in alcäiſchen, ſapphiſchen, choriambiſchen Verſen und ſeine Damen heißen wie bei Horaz Chloe, Lalage, Delia ꝛc. In der achten Ode beſingt er den Tod einer Wachtel, ganz ſo wie Catull den des Sperlings. Doch iſt die Zärtlichkeit bei ihm nicht die Hauptſache, er iſt dazu viel zu ernſt. Seine meiſten Oden ſind Gelegenheitsgedichte auf das königliche Haus und auf vornehme Gönner, ganz wie bei Horaz. Andere enthalten allgemeine Betrachtungen und Lehren, ebenfalls wie bei Horaz. Dazu eine Menge ernſter Cantaten.

Die 39. Ode von Venus Urania, bezeichnet den horaziſchen Ton des Ganzen und zeigt zugleich, wie der Dichter im franzöſiſchen Allegoriengeſchmack ausſchweift.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unſers Cineas Sohn, ſeinen vollendeten

Tempel: zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erſtgeborne des Himmels ein!

Freude hüpfe voran, Unſchuld begleite dich
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuſchende Wahrheit und
Unbeſtechliche Treue nach. ꝛc.

Die Klopſtockſche Eitelkeit ſchlug auch bei Ramler ſtark vor. Eine Cantate, Dankopfer für Friedrich Wilhelm II., beginnt er mit den Worten:

Mein Geiſt beginnt erhabene Geſänge.
Monarch, dir iſt mein Lied geweiht,
Dir meine Zunge, dir mein Meiſtergriffel.

Die ſehr zahlreichen Oden Ramlers auf Friedrich II., bei den verſchiedenſten Gelegenheiten, ſind von ſchönem Enthuſiasmus durchglüht, wenn gleich die antike Sprache ganz und gar nicht dazu paßt.

In der 15. Ode wird Friedrich mit Herkules und ſeinen zwölf Arbeiten verglichen. Leider verdirbt Ramler den guten Eindruck gerechten Lobes durch unvernünftiges Schmeicheln. So ſagt er in der 31. Ode, die zum Triumpheinzug des Königs in Berlin nach dem ſiebenjährigen Kriege gedichtet war: „Schäme dich, Camillus, ſchäme dich, Cäſar, daß ihr triumphirtet. Hier iſt ein weit größerer Held ꝛc.“ Bekanntlich wollte aber Friedrich der Große ſelbſt damals von einem Triumph nichts wiſſen und zog bei Nacht in einem ſchlichten Wagen ein.

Unter den Cantaten ſind einige rein antik mythologiſch, z. B. Ino, Pygmalion, Cephalus und Prokris, immer mit viel Exclamation. Einige allegoriſch z. B. das Opfer der Nymphen Sprea, Pregolla, Wiadrina, Wiſſula, (der huldigenden preußiſchen Flüſſe). In einem Singſpiel „Cyrus und Caſſandane“ ſoll der reiſende Cyrus den reiſenden Großfürſten von Rußland (Paul I.) bedeuten. — Einige Cantaten ſind chriſtlich, z. B. der durch Grauns ſchöne Compoſition berühmt gewordene Tod Jeſu.

Chriſt. Aug. Clodius, Profeſſor in Leipzig, deſſen vermiſchte Schriften 1780 erſchienen, wurde ſchon von Göthe verſpottet wegen des hohlen Pathos ſeiner Oden und ſeiner geſchraubten Proſa. Er hat nichts Großes geſchrieben, nur lauter kleine Dialoge, Erzählungen, Gedichte, Briefe, Fabeln geringen Werthes. — Mehr reines und edles Gefühl verrieth der im Odenton mit Ramler wetteifernde Jeſuit Karl Maſtalier in Wien (Gedichte und Oden 1785).

Wenn Gleim der deutſche Anakreon, Ramler der deutſche Horaz, Voß der deutſche Homer, Wieland der deutſche Lukian ſeyn ſollte ꝛc., ſo

ſtellte in dieſer Reihe der Gräkomanen Joh. Gottl. Willamow den deutſchen Pindar vor. Seine Dithyramben erſchienen 1766, dialogiſche Fabeln 1791. Er liefert übrigens den Beweis, wie ſchlecht es mit ſolchen ſpätern Copien alter Originale beſtellt iſt, da er in den Tönen und mit dem Schwunge des helleniſchen Sängers nichts zu beſingen wußte, als die allerhöchſten Geburtstage, großfürſtliche Geneſungen von den Pocken und Siege ruſſiſcher Generale.

Nur eine Ode auf Friedrich den Großen und eine auf Johann Sobiesky machen hievon eine Ausnahme. Dieſen Fürſten zu beſingen, war wohl eines Pindars werth. Mitten unter den pindariſchen Erinnerungen, antiken Göttern ꝛc. fällt es Willamow zuweilen ein, ſich einen Sohn Teuts und Barden zu nennen, wie es in der Klopſtock'ſchen Schule Sitte war. Aber das macht die Schmeicheleien, die er den Ruſſen widmet, noch widriger.

O daß der Barde, der entzückt
Sein Saitenſpiel dir weiht,
Held Romanzov ꝛc.

Wenn deutſche Barden ruſſiſchen Epaulettes nachſchleichen, ſo iſt das ekelhaft. Doch faßt Willamow die ruſſiſche Natur großartig auf. Der ganze Druck der ruſſiſchen Winteratmoſphäre verräth ſich in der ſchönen Ode an das Schickſal.

Im furchtbaren Gewand heiliger Dunkelheit,
Wie vom ſtürmenden Pol ſich eine Mitternacht
Dick um Eisberge lagert,
Sitzt das Schickſal, ein mächtger Gott.

Hoch vom ehernen Thron hängt von der ſchweren Hand
Stets die Wage des Glücks; um ihn herum entſtehn,
Künftige Tage der Menſchen
Und erwarten gebückt ihr Loos.

Hingeraffet vom Weſt wölkt ſich ein lautes Heer
Eitler Wünſche zum Thron unbewußt ihrer ſelbſt.
Doch die mächtige Wage
Gibt den Ausſchlag und ſie ſind hin.

Willamow hat ſich auch an rein antike Stoffe gemacht, namentlich an bacchiſche Scenen. So beſingt er auch das Erwachen Ariadnens in des Bacchus Armen. Ferner ein Wunder des Gottes, wie er das öde Burgund in ein fruchtbares Weinland umſchafft. In den „Himmelsſtürmen" ſchildert er den Titanenſturz, nur mit zu viel Exclamationen.

Alle dieſe Dichter kokettirten und prahlten nur mit der angeblich

echten Classicität. Die wirklich echte fand erst der große Johann Joachim Winkelmann. Sohn eines armen Schusters in Stendal wurde er Sekretair des sächsischen Ministers von Bünau, lernte in Dresden die vom König August von Polen gesammelten Antiken kennen und studirte mit dem regsten Eifer die alten Classiker. Ihm nun ging das erste reine Verständniß der plastischen Ideale der Alten auf und wie keiner vor ihm erklärte er der überraschten Welt schon in seiner ersten Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" 1755 den Zauber des menschlich Schönen in jenen Idealen. Im Zeitalter der häßlichsten Moden war dieser Zug zum Schönen instinctartig. Winkelmann, ein echter Norddeutscher, männlich schön, selber von dem edeln „Gewächs", das er an den Hellenen pries, konnte die Verzerrung der Menschen nicht länger ertragen. Es wäre freilich noch besser gewesen, wenn er das männliche Ideal in Thaten gesucht hätte, aber als Mann der Schule in dem Zeitalter bloß geistigen Lebens suchte er es nur in den Marmorresten der griechischen Sculptur, nur in der schönen Form. Der Einblick in den verlornen Himmel der griechischen Götter sollte hinreichen, uns über die Gegenwart zu trösten.

Durch Winkelmann wurden vornehmlich Lessing, Göthe und Herder begeistert, die Männer, die damals in Deutschland das feinste Schönheitsgefühl besaßen. Was Klopstock durch sein prahlerisches Pathos, was Wieland durch seine frivole Auffassung des Alterthums nimmer erreichen konnte, das erreichte Winkelmann durch seine einfache, aber tiefe Ergründung des griechischen Schönheitsideals. Er weckte eine allgemeine Begeisterung. Um aber in Italien unter den Antiken leben, um mit ihnen ganz Grieche, also Heide werden zu können, wurde Winkelmann katholisch und ließ sich in Rom von Cardinal Albani anstellen. Auch eine von den vielen Unnaturen der Zeit. Er zog aber das für Schönheit schwärmende Deutschland hinter sich her. Es wurde Mode, nach Italien zu reisen, um dort die noch erhaltenen antiken Kunstwerke zu studiren. Tausende sind bis auf den heutigen Tag nach Rom gewallfahrtet, um im Vatican nicht den Oberhirten der abendländischen Kirche, sondern die marmornen „Götter Griechenlands" zu suchen.

Inzwischen darf man nicht außer Acht lassen, daß auch durch große musikalische Componisten der Sinn für antike Schönheit lebhaft geweckt

wurde. Neben den bibliſchen Stoffen der Oratorien hatten ſchon längſt claſſiſche Operntexte geglänzt. In dem Maaß aber, wie die geiſtliche Muſik durch Bach und Händel ſich veredelte, nahm auch die Compoſition zu antiken Stoffen einen ungleich tieferen Ernſt und reichere Fülle des Ausdrucks an. Die Opern Glucks (Iphigenia, Alceſte, Helena, Orpheus) hatten eine nicht minder große Wirkung, wie die Schriften Winkelmanns. Auch die Opern von Benda (Ariadne auf Naxos, Text von Brandes; Medea, Text von Gotter, 1775). Seitdem mehrten ſich die deutſchen Tragödien nach antiken Muſtern: Polyxena von Bertuch 1775, Kephalus und Prokris von Ramler, Achilles Schatten von Berger 1777, Elektra von Dalberg 1780, Andromeda und Perſeus von Braun 1780, Orpheus und Euridice von Riehl, 1787.

Leſſing, von Winkelmann mächtig angeregt, drückte nach ſeiner kritiſchen Weiſe ſeine Begeiſterung für die Antike nur in einem ſcharfſinnigen und gelehrten Werke „Laokoon" aus, der viel phantaſiereichere und productivere Göthe aber, der ſicher zugleich von Gluck und Benda angeregt war, dachte ſogleich daran, mit den claſſiſchen Dichtern der Alten ſelbſt in Darſtellungen zu wetteifern. Uebrigens verband auch er mit der Liebe zu den alten Heiden den Haß gegen die Kirche des Mittelalters, wie Voß, blieb aber nicht ſo ganz in ſeichtem Rationalismus befangen, ſondern griff aus dem Alterthum den Prometheustrotz gegen die Götter auf, um ihn anzuwenden auf das ſtolze Ich gegenüber den chriſtlichen Autoritäten und Geboten.

Ich dich ehren? wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal?
Hier ſitz ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Dieſelbe Grundidee hat Göthe ſpäter im Fauſt durchgeführt, die Un-

antaſtbarkeit des Menſchlichen durch das vermeinte Göttliche. — Davon abgeſehen vertiefte ſich Göthes Schönheitsſinn in die antike Tragödie, wie Winkelmann in die antike Plaſtik. Beiden ſtrahlte ein wunderbar reiner Glanz entgegen, von dem jedes angeborne barbariſche Gefühl in äſthetiſcher Andacht ſich gefangen gab. Was Winkelmann verſagt war, was lange nach ihm erſt Canova und Thorwaldſen verſuchten, mit feſter Hand die antiken Götterideale ſelber in Marmor nachzubilden, das wagte Göthes nie verſagende Kraft in Nachahmung der großen Tragiker der Alten. Jedoch nur einmal (1787) in ſeiner Iphigenia. Darin eint ſich ſophokleiſche Reinheit und Klarheit allerdings ſchon mit etwas wärmerer Färbung, jedoch ohne die euripideiſche Unreinheit. Mit Recht hat zwar ſchon Julian Schmidt bemerkt, wie ſehr Göthe in ſeiner Iphigenia auch die reine griechiſche Form erſtrebt hat, „würden die Alten dieſen Inhalt: das in ſich reflectirte Herz, das ſeines Widerſpruchs mit ſich und der Allgemeinheit bewußt iſt, nicht verſtanden haben und die Löſung des ſittlichen Conflictes widerſpricht ſeiner Vorausſetzung.“ Allein der moderne Leſer unterſcheidet nicht ſo genau und wird in Göthes Iphigenia immer einen ſo hohen ſittlichen Adel und eine ſo vornehme Simplicität bewundern, wie bei Sophokles ſelbſt. Aber je weniger Göthe ein Sophokles war, je gewiſſer er ſich hier nur künſtleriſch auf einen ganz fremden Boden verſetzt hat, um ſo mehr muß die Virtuoſität ſeines ſchönen Talentes überraſchen. Die Behauptung, er habe nach Ueberwindung des innern Kampfes oder des prometheiſchen Standpunktes in der Iphigenia die wiedergefundene Harmonie und den heiligen Frieden ſeines Innern abgeſpiegelt, iſt abſurd. Göthe hat erſt nach der Iphigenia den zweiten Theil des Fauſt und manches andere noch ſehr Unruhige geſchrieben. Es war ihm überhaupt nie um Beruhigung, ſondern nur um geiſtiges Schaffen zu thun, und der Dämon in ihm legte, wie er ſelber ſagt, in ſeinen Werken nur eine Schlangenhaut nach der andern ab. Die Iphigenia zu ſchreiben trieb ihn lediglich nichts, als das Bewußtſeyn und der Stolz ſeiner ſchaffenden Dichterkraft in einer Zeit, in welcher alles für die Antike begeiſtert war. Er wollte das Größte in dieſem Gebiete durch die Iphigenia leiſten, wie er das Größte auf dem empfindſamen Gebiet durch den Werther und auf dem Gebiet der philiſtröſen Poeſie durch die Dorothea leiſtete.

Amalie v. Imhoff ſuchte in dem Epos „die Schweſtern von Lesbos“ (1801) der Götheſchen Iphigenia nahe zu kommen, weshalb man auch eine Zeitlang Göthe ſelbſt für den Verfaſſer hielt. Ideale Weiblichkeit in der Entſagung und Hochſtellung über die Leidenſchaft darzuſtellen, iſt ihr auch wohlgelungen.

Kleinere Schöpfungen Göthes im griechiſchen Style waren die beiden von äſchyleiſchem Geiſt eingegebenen Dramen von Prometheus und Pandora, die heitere freie Bearbeitung der Vögel des Ariſtophanes, das etwas langweilige Erwachen des Epimenides, wodurch er das Erwachen des deutſchen Volks im Jahr 1813 feiern ſollte; aber gerade, weil man ihn dazu aufforderte und er es nicht gern that, fiel das Werk ſo kühl und nüchtern aus. Im Elpenor, welcher unvollendet blieb, wollte Göthe eine ächt antike Tragödie vom Vatermord und Blutrache des Sohnes ausführen. Auch begann Göthe ein homeriſches Epos „Achilleis“ und beabſichtigte eine „Nauſikaa“ zu ſchreiben. Seit Göthe in Süditalien geweilt und die weiche Luft Großgriechenlands geathmet, ſchrieb er reizende Elegien ganz im Geiſt der Anthologie. Hier unterhält ſich Pauſias mit ſeinem Blumenmädchen. Hier erblickt der Dichter (in der Elegie Euphroſyne) die antiken Heroen und Heroinen und rühmt ſich der Poeſie, welche eben ſo ewige Geſtalten dem ewigen Ruhm liefere, wie die wirkliche Geſchichte. In den römiſchen Elegien, wozu noch die reizende Idylle „Alexis und Dora“ gehört, ahmt Göthe freilich mehr dem Tibull und Properz nach, indem er ſeine in Rom verlebten kleinen Liebesabentheuer in antiken Formen ſchildert. Seit 1795 ließ Schiller die „Horen“ erſcheinen, 1797 erließen Goethe und Schiller gemeinſam die „Xenien“, Blitze des joviſchen Doppeladlers, der im Reich der Geiſter zu herrſchen begann. Das alles hatte antiken Zuſchnitt. Göthe ſchwärmte für die Alten nicht ohne feindſeligen Hinblick auf die damals aufſproſſenden erſten Keime der romantiſchen, d. h. chriſtlichen Poeſie.

Auch der geſchmackvolle Herder, den wir erſt ſpäter nach dem ganzen Umfang ſeiner Leiſtungen werden kennen lernen, war groß im Claſſiſchen. Er überſetzte viel aus Horaz, Perſius, Pindar, der Anthologie ꝛc. und dichtete ſelbſt viele Oden und Elegien im antiken Versmaaß, meiſt lehrhaften Inhalts. Am zarteſten ſind ſeine Auffaſſungen von Amor und Pſyche, Amphion und die Paramythien. Die letztern ſind eigentlich Fa-

beln, in denen aber ſtatt der Thiere Götter handeln, liebliche kleine (erſt von Herder erfundene) Mythen von der Aurora, Sphinx, Flora, vom Tode (an Leſſings Grab), vom Feſt der Grazien, von der Minerva als Schutzgöttin der Frauen, von Kalligeneia als Mutter der Schönheit. Dazu kleine dramatiſche Fragmente, charakteriſtiſche Scenen aus der Mythe der Alkeſtis, Ariadne, des Philoktet ꝛc. Bezeichnend iſt ſein entfeſſelter Prometheus, worin er nicht, wie Göthe, einen Gott trotzenden Titanen, ſondern den mit Gott verſöhnten Förderer der Humanität erkennt. Hieher gehört auch die ſeltſame Scene vom Tode des Brutus. In ihm ſieht Caſſius den letzten Römer und mit ihm die Freiheit ſterben. So dichtete derſelbe Herder, der in hohem Odenton die ruſſiſche Katharina beſang.

Eine ganz eigenthümliche Abzweigung der claſſiſchen Dichtung bildeten die antiken Stoffe in moderner Balladen- oder Romanzenform. Sie gefielen außerordentlich und gelten heute noch in der Schule vorzugsweiſe als die beſten Memorirſtoffe. Der Beifall, den ſie fanden, erklärt ſich aber durch die Verwandtſchaft ſo vieler antiker Sagen mit den heimathlichen Sagen, welche den Stoff der beliebteſten Volkslieder bilden. In der That eignet ſich der griechiſche Stoff, den Göthe ſo meiſterhaft in der „Braut aus Korinth“ bearbeitete, ganz eben ſo zur Ballade, wie der deutſche Stoff zu Bürgers Lenore. In antiken Balladen errang Friedrich Schiller, von dem wir ſpäter erſt ausführlicher reden, eine hohe Meiſterſchaft. Urſprünglich ein wildes Genie und durchaus naturaliſtiſch, wandte ſich Schiller unter Göthes Einfluß in Weimar dem antiken Geſchmack zu, wobei er theils die antike Schickſalsidee feſthielt, z. B. im Ring des Polykrates, in der Zerſtörung von Troja (der ſchönen Ueberſetzung des zweiten Buchs der Aeneide), der Caſſandra, der Klage der Ceres, der Kraniche des Ibykus, theils den herrlichen Mannesmuth pries, wie in der Bürgſchaft, theils ſich hingeriſſen zeigt für die Schönheit der griechiſchen Form und des Idealen im griechiſchen Leben. Im „eleuſiſchen Feſt“ erhebt ſich die ganze althelleniſche Bildung wie eine aufgehende Sonne aus der alten Nacht der aſiatiſchen Barbarei, und in den „Göttern Griechenlands“ wagt es Schiller ſogar, dieſelbe Bildung als eine untergehende Sonne wieder verſchlungen zu denken von der neuen Nacht der (chriſtlichen) Barbarei im Mittelalter. Dieſes ſchöne melancholiſche Gedicht, welches den Untergang der heiteren griechiſchen Götterwelt beklagt,

iſt mit Recht vielfach angefochten worden. Es war des großen Schiller nicht würdig, ſich ſo zärtlich in das griechiſche Heidenthum zu verlieben, und ſich von dem unendlich höhern Ideal der chriſtlichen Weltanſchauung wie ſcheu abzuwenden. Als Graf Stolberg das Gedicht Schillers tadelte, antwortete dieſer mit einer feierlichen Ausſtoßung Stolbergs vom Parnaß. Ohne Zweifel übte dabei Göthe großen Einfluß auf Schiller, gerade in der Zeit, in welcher Göthe den antiken Geſchmack auf alle Weiſe hob, um den romantiſchen nicht aufkommen zu laſſen.

Ganz in dieſen Ton ging auch Auguſt Wilhelm Schlegel ein, in den ſchönen Balladen von Arion, Pygmalion, Ariadne. In ſeinem Prometheus vermiſſen wir die einfache Größe des kleinen Götheſchen Gedichts. In der „Erfindung des Küſſens“ ſteigt Schlegel zu Wieland hinab. In der „Kunſt der Griechen“, ein Lehrgedicht in Diſtichen, ſchließt er ſich ganz der Anſicht Göthes an, dem er auch dieſes Gedicht gewidmet hat. In der großen Elegie „Rom“ miſcht er die Erinnerungen ſeines Aufenthalts in Italien mit der Bewunderung der antiken Denkmäler. Schlegel verſuchte ſogar ſeine Tragödie „Jon“ der Götheſchen Iphigenia an die Seite zu ſtellen, 1803. Göthe ſelbſt protegirte dieſen Jon, weil er ſeiner Iphigenia zur Folie dienen mußte. Obgleich von ſchöner Sprache getragen, iſt Jon doch ein ſchwächliches Produkt.

> Jon, der zarte Jüngling, wächst unter der Hut der Pythia im delphiſchen Tempel auf; bis zwei Mütter ſich ſtreiten, welche ihn geboren habe. Apoll entſcheidet für den Kreuſa, indem er ſie an die ſüße Schäferſtunde erinnert. Das iſt der ganze Inhalt, von einem ſchweren Unglück, von einer höheren ſittlichen Kraft iſt hier nirgends die Rede.

Die Tragödien, welche hiſtoriſche Stoffe aus dem claſſiſchen Alterthum entlehnten, führen aus der Steifigkeit der Schule Gottſcheds allmählig zur politiſchen Schwärmerei der Sturm- und Drangperiode hinüber. So Graf Stolbergs Timoleon und Dyks Coriolan, beide von 1785, die vielen Stücke von Collin, Cramers Themiſtokles, Seumes Miltiades, beide von 1805 ꝛc.

Nach Göthes Iphigenia wuchs die Zahl der antikiſirenden Tragödien immer mehr an. Ihre Strömung theilt ſich in zwei Arme. Die Einen hielten ſich an mythiſche Stoffe, die Andern an geſchichtliche. Von der erſtern Art waren: Menöceus von Bouterwek 1788, Theſeus

von Rambach 1791, Pygmalion von Herklot 1794, Iphigenia in Aulis von Lewezow 1805, Niobe von W. v. Schütz 1807, Achill auf Skyros von Zimmermann 1808, Ino von Pfeiffer 1809.

Einige Dichter faßten am Alterthum vorzugsweise das furchtbar Erhabene, das unbarmherzige Schickſal, die coloſſale Leidenſchaft und den heroiſchen Untergang der Helden auf, aber mit romantiſcher Gluth, ja faſt Ueberſchwänglichkeit. Unter ihnen ſteht der geniale Maler Müller von Kreuznach, mit ſeiner ſchon 1778 erſchienenen „Niobe" voran. Ich kann von ihnen erſt ſpäter handeln.

Johann Apel, Senator in Leipzig, wollte Göthen noch übertreffen und in drei Tragödien je den Aeſchylos, Sophokles und Euripides wiedergeben, zu welcher Trilogie noch ein Satyrſpiel kommen ſollte. Er wurde aber nur mit dem erſten und dritten Stück fertig. Im erſten „Polyidos" von 1805

wird der Sohn P., nachdem ihm das Orakel verheißen, er werde als König begraben werden, fälſchlich eines Mordes beſchuldigt und wirklich mit königlichen Ehren, aber — lebendig begraben. Zum Beweiſe, wie das ſchreckliche Schickſal mit dem Menſchen ſpiele.

In den „Aitoliern" wird Meleagers tragiſcher Tod behandelt. Apel hielt es aber bei der ſtrengeren antiken Manier nicht aus, ſondern fiel ins Sentimentale und Weinerliche. Seine „Kallirhoe"

ſoll dem Dionyſos geopfert werden, weil ſie deſſen Prieſter nicht lieben will, der zärtliche Prieſter tödtet ſich an ihrer Statt, nun will ſie ſich aber an Großmuth nicht übertreffen laſſen und tödtet auch ſich ſelbſt.

Von gleicher Art iſt ſein balladenähnliches Gedicht Olenos und Lethäa.

Das Volk opfert der Venus, König Olenos aber ſagt: was nützt es todten Göttern zu opfern, ich opfere meiner lebendigen Lethäa, dem ſchönſten Weſen der Natur. Da erzürnt die Göttin und verwandelt ſeine Königsburg in einen Tempel und Lethäa verſteinert zum Götterbilde, als deſſen Prieſter nun Olenos ihr ſein Leben lang opfert.

Vorzugsweiſe ſentimental war „Kyllenion oder ein Jahr in Arkadien" von Herzog Auguſt von Gotha 1805 verfaßt. Karl Philipp Conz, Profeſſor in Tübingen, der den Tyrtäus, Aeſchylos ꝛc. überſetzte und ein Trauerſpiel Conradin ſchrieb, hat auch recht gute lyriſche Ge-

dichte geſchrieben (erſte Ausg. 1792), worin das „Maigewitter“ und „die ſilberne Hochzeit“ das beſte, desgleichen viele Romanzen, worin alte deutſche Sagen behandelt ſind. Auch den guten Schwank:

Hermotimus, ein Magier, pflegte des Nachts ſeinen Körper zu verlaſſen und als Geiſt in der Welt herumzuſchwärmen, bis ſein Weib einmal, ärgerlich darüber, daß er ihr nicht Geſellſchaft leiſte, ſeinen Körper verbrannte. Als er nun nach Hauſe kam, fand er den Leib nicht mehr und tobte wüthend im Hauſe und in der ganzen Stadt umher. Aber ſein Weib kümmerte ſich nicht um ihn und heirathete einen Anderen, der die ganze Nacht hübſch bei ihr blieb. Die Bürger der Stadt beſchloſſen, den Poltergeiſt zu ſühnen und errichteten ihm einen Altar mit Kultus und Opfern, ſeine Frau aber lachte dazu.

Am unpaſſendſten waren die empfindſamen Verarbeitungen antiker Stoffe in den Romanen von Meißner, Feßler, Lafontaine, Bouterwek, Rambach (Cicero und ſeine Familie) der Frau Naubert, der Frau Karol. Pichler ꝛc. Indeß hatten ſchon die Franzoſen Fenelon, Marmontel, Florian ꝛc. das Beiſpiel dazu gegeben. Dazu geſellten ſich die ſentimentalen Romane, in welchen die Neugriechen, wie die Italiener, als romantiſche Helden auftreten, ſeit dem Vorgang von Lindau in ſeiner Heliodora, oder die Lautenſpielerin in Griechenland (1799).

Friedrich Matthiſon, aus dem Magdeburgiſchen, Lektor und Reiſegefährte der Fürſtin von Deſſau, ſpäter in württemb. Dienſten, ſtellte eine Miſchung aus Salis und Ramler dar. Eigenthümlich iſt dieſem Dichter die Landſchaftsmalerei. Er verſtand ſehr gut in wenig Worten die italieniſchen und Schweizerlandſchaften hinzumalen, die er geſehen. Aber er ſtört den einfachen Eindruck ſolcher Landſchaftsbilder durch das fatale Einmiſchen antiker Götter, und noch mehr durch die erkünſtelte Empfindſamkeit. Hierin erreicht er faſt den unerträglichen Salomon Geßner. Außerdem folgt er in der Neigung zu Nebelgeſtalten dem Jacobi. Am meiſten indignirt an ihm die Eitelkeit, mit der er ſich ſelbſt die himmliſche Seligkeit und unſterblichen Ruhm zuerkennt, und die innerliche Verlogenheit ſeiner Poeſie, indem er, wie ihm ſchon Gleim vorwarf, von der ſanften Melancholie, mit der er vor der Welt kokettirt, gar nicht beſchwert wurde, ſondern es ſich allezeit wohl ſeyn ließ. Er zerfloß in Thränen, wie ein Schooßhund, wenn er ſich zu dick gefreſſen hat.

Bezeichnend iſt die Anekdote von König Friedrich von Württemberg, der

ihm einmal, als er ihn nach einem großen Diner im Garten beläſtigte, um ihn los zu werden, befiehlt, an einem gewiſſen Platz in der Mittagshitze ſtehen zu bleiben, bis er ein Mondſcheingedicht vollendet haben würde. Als derſelbe König das große Jagdfeſt zu Bebenhauſen abhielt, bei dem die Bauern, die treiben mußten, kaum weniger geplagt waren, als die Hirſche, gab Matthiſon als Hofdichter eine pomphafte Beſchreibung des Feſtes heraus, worin er den dicken Herrn mit dem fernhintreffenden Apollo verglich, ein non plus ultra von poetiſcher Schweifwedelei.

Nun iſt nicht zu verkennen, daß gerade die Sentimentalität den reinſten und edelſten Charakter vorausſetzt, wenn ſie nicht anwidern ſoll. Bei Hölty iſt ſie rührend, aber bei Matthiſon und Kotzebue iſt ſie eckelhaft. — Auch die „Erinnerungen" des Dichters, ein Werk in Proſa, das manche ſchätzbare Nachrichten über ſeine Zeit und Zeitgenoſſen enthält, ſtecken voll von perſönlichen Rückſichten und Eitelkeiten. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen zu Zürich 1826 in 8 Theilen.

Unter ſeinen berühmten Gedichten ſtehen die Landſchaftsbilder oben an, zuerſt „der Genfer See", worin aber die Landſchaft gar nicht gemalt wird, ſondern der Dichter ſich von der ſokratiſch milden Freude bekränzen läßt und an Platos und Xenophons Hand einhergeht, um ſich im Geiſt mit Rouſſeau, Bonnet ꝛc. zu unterhalten. Um den See und ſeine Umgebung zu ſchildern, weiß er nichts beſſeres, als zu ſagen, die Ausſicht vom Aetna und Stromboli ſey weniger ſchön, und wenn er zugleich ein Weiſer, wie Haller, ein Seher, wie Geßner, ein Held, wie Anſon, ein Maler, wie Claude Lorraine wäre, ſo würde er an nichts denken, als immer nur wieder an den Genfer See. Endlich wünſcht er ſich ein Grab an dieſem See, umſchattet von Trauerweiden und Roſen, ohne ein Marmordenkmal, „da ihn der eitlen Größe Schimmer nie geblendet."

Die berühmte „Elegie, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben,"

Schweigend in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt,
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt ꝛc.

iſt frei von den antiken Reminiscenzen, die Seufzer über die Vergänglichkeit der Dinge ſind aber affectirt, wie ſchon aus der Widmung des ganzen Liedes erhellt.

Hier ꝛc., wo der Vorwelt Schauer mich umwehn,
Sey dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht.

Der Dichter ſoll uns wehmüthig ſtimmen, aber nicht von der Wehmuth reden. Der „Herbſtabend" iſt wieder viel zu claſſiſch:

Heſpers bleiche Trauerkerze
Lodert an des Tages Gruft ꝛc.

Am beſten gelingen dem Dichter die etwas nebelhaften Abendbilder aus der norddeutſchen Landſchaft, z. B. „das Kloſter“.

Der Weſtgewölke Purpurſaum ergraut
Aus Eichendunkel ſteigt der Mond empor,
Die Winde ſeufzen bang im Haidekraut,
Der Elfen Tanz weht leis am Weidenmoor ꝛc.

Aber lächerlicherweiſe „lehnt hier die Melancholie an Grabestrümmern“. Aehnlich die Landſchaftsbilder im „Todtenopfer“:

Die Berge ſtehn ſo düſter
Von Nebelduft umflort,
Durch banges Rohrgeflüſter
Rauſcht ſchwach das Bächlein fort ꝛc.

Das „Mondſcheingemälde“:

Der Vollmond ſchwebt im Oſten
Am alten Geiſterthurm ꝛc.

Auch hier wieder ein Mühlenbach und Binſen an ſeinen Ufern. In einem andern Landſchaftsgemälde „Melancholie“ wiederholt ſich das oben ſchon gebrauchte Bild vom Abendſtern, der als Grablampe leuchtet:

Der Abendſtern blickt auf die Veilchenmatten
Blaß wie der Schmerz auf Sarkophage ſchaut.

In den Erinnerungen an Italien ſchlägt auf eine widrige Weiſe das Kokettiren mit den Dichtern und Philoſophen des Alterthums vor, die Matthiſſon als ſeinesgleichen anſieht, und deren Namen er in alle Verſe einwebt. Daneben giftiger Haß gegen die Kirche. Nur als Staffagen in ſeinen Mondſcheingemälden mag er Kirchen und Kapellen leiden; den Gottesdienſt in der Kirche aber haßt er, der nur die Götter Griechenlands und den eingebildeten eigenen Genius anbetet. So verhöhnt er im campo vaccino den frommen Kapuziner, der hier auf den Trümmern des claſſiſchen Alterthums predigt, als eine lächerliche Carikatur Ciceros. In demſelben Geiſt iſt ſeine „Nonne“ gedichtet, der er affectirte Thränen nachweint, weil ſie das Recht der Natur nicht befriedigt und keinen Mann gehabt habe. Dahin gehört auch die abgeſchmackte Vergötterung des elenden Rouſſeau. Doch wagt Matthiſſon nur ein einzigesmal dem antiken Satyr zu opfern in einem üppigen „Faunenliede“. Im Uebrigen iſt er mehr prüde als laſciv. Der claſſiſche Zopf hängt durch die ganze Sammlung hindurch. Von Friederike Brun ſagt Matthiſſon:

Du rührſt im Grazienſchleyer
Die lesbiſche Leyer.

Indem er sich Agathon zu seyn wünscht, preist er, wie dieser im Myrthenhain, wo Psyche und Amor sich umarmen, von Hebes Blumen umduftet, den Grazien opfert.

In einer sapphischen Ode an die Nachtigall, die ein Muster von Schwulst ist, (z. B. heißt es da:

elysisch
Hallten, gleich Harmonikatönen, ihre
Silberakkorde) S. 51.

muß Diana den Wagen lenken, reicht der Sohn Cytherens dem Vogel Götterspeise und Nektar. In dem Gedicht aus Tibur S. 55 weiht der Dichter dem venusischen Schwan das dunkelglänzende Haar der keuschen Daphne und sprenkt opfernd milden Albanerwein.

In einem fürstlichen Geburtstagsfestgedicht S. 188 läßt er Parzen, Musen, Horen und Dryaden um Franzens Altar den Kreis schließen. Unter seinen classischen Gedichten ist nur eins wirklich schön, Elysium S. 38, in welchem die Psyche, in Elysium angelangt, Vergessenheit trinkt. Ganz hübsch ist auch „das Lied aus der Ferne" S. 175, worin der Geist eines verstorbenen Freundes den Freunden vorübergeht. Gar nicht übel ist ferner die Charakteristik der Elementargeister S. 124.

Das berühmte Gedicht an Adelaide S. 53 ist so gekünstelt und affectirt als möglich, von jeder wahren Empfindung baar. Ein gewisser Wohllaut ersetzt bei ihm, wie das Prunken mit classischen Namen, den Geist.

Eine wahrhaft eckelhafte Eitelkeit spricht aus den Gedichten Wunsch S. 115 und die Vollendung S. 159. In dem einen schwebt er als unsterblicher Geist und Seliger empor zu Xenophons und Platons Weisheit und zu Anakreons Myrthenlaube, im andern gelangt er zu „göttlicher Vollendung".

Karl Victor von Bonstetten, ein Berner Patrizier, nahm als Matthisons Freund Theil an dessen Ruhm, obgleich er außer einigen philosophischen und ethnographischen Studien nur einen Versuch in der Idyllenmanier Geßners geschrieben hat. Einen ebenso unverdienten Ruf genoß Matthisons Freundin Friederike Brun, Schwester des gelehrten Bischof Münter, ein sentimentaler und eitler Blaustrumpf, unnatürlich in die Höhe geschraubt durch eben so eitle Männer, insbesondere durch Matthison, lächerlich verliebt in ihre Tochter Ida, die sie selbst in ihren Schriften zu einem Weltwunder erzogen zu haben sich rühmte. Man hat von ihr viele schwache empfindsame lyrische Gedichte und prosaische Schilderungen ihres Aufenthalts in Italien. Ohne allen Werth, empfindsame Phrasen und alberne Wichtigthuerei.

Auch der preußische Gesandte in Neapel, von Ramdohr, schrieb

ſeit 1787 außer über das Schöne in Natur und Kunſt, moraliſche Erzählungen, eine etwas ſchwärmeriſche Venus Urania und „die vier weiblichen Syſteme der Glückſeligkeit“ (1807).

5.

Die philiſterhafte Natürlichkeit.

Das philiſterhafte Behagen fand ſeinen bequemen Ausdruck in der Poeſie bereits in den Gelegenheitsgedichten der Pegnitzer, der Schleſier und der Leipziger. Doch ſtellte man damals die gemeine Wirklichkeit der Familie und Häuslichkeit noch tief unter die eigentliche Poeſie, die man ſich noch von Göttern und Heroen nicht getrennt denken konnte. Erſt die neue Begeiſterung für Natur und Natürlichkeit machte den Philiſtern Muth, ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung mit dem poetiſchen Object zu identificiren. Der poetiſche Zauber, den zuerſt Thomſon, Haller, Brockes, Kleiſt in Wald und Wieſe und im Garten kennen gelernt, zog nunmehr durch alle Thüren und Fenſter in die Wohn-, Studier- und Kinderſtube ein. Das Haus mit Haushund und Hauskatze, der Schlafrock und die Schlafmütze, die gemüthliche Pfeife und Tabaksdoſe, alles wurde auf einmal poetiſch. Es bedurfte nicht einmal mehr intereſſanter Unglücksfälle oder wunderbarer Fügungen, um einen Familienroman, ein Familiendrama, eine Familienidylle poetiſch zu machen, das Familienhafte, Alltägliche, Gemeine ſchon an ſich galt als Poeſie. Der Hauspapa im Kreiſe der Seinen oder unter den übrigen Philiſtern ſitzend, mit allen ſeinen kleinen Schwachheiten, wurde das Ideal der in Rede ſtehenden Poeſie.

Gleim, den wir ſchon kennen, darf als der poetiſche Urphiliſter betrachtet werden. Er nennt ſein gaſtliches Haus immer nur ſein „Hüttchen“. Das Wohlwollen, das er zahlreichen Freunden und namentlich jüngeren Dichtern bewies, wurde von allen Seiten erwiedert und er wurde als „Vater Gleim“ der Großpapa der damaligen deutſchen Dichterwelt. Aus ſeinem weiten Freundeskreiſe aber, der noch ganz formlos war, ging allmählig ein engerer förmlicher Freundesbund hervor, der berühmte Göttinger Hainbund, deſſen Mitglieder zwar in ihren Richtungen mannigfach divergirten, die jedoch im philiſterhaften Freundſchaftsenthuſiasmus lange harmonirten.

In Paris erſchien 1765 der erſte Almanac des Muses. Nach dieſem Vorbilde gab Boie in Göttingen, in Verbindung mit Gleim, Klopſtock, Gotter ꝛc. 1770 den erſten deutſchen Muſenalmanach heraus. Indem ſich aber mehrere junge Dichter damals in Göttingen zuſammenfanden, ſtifteten ſie daſelbſt einen Dichterbund, 1772, der, von den Grundſätzen Bodmers und Klopſtocks ausgehend, nach Natürlichkeit und Wahrheit ſtrebte, zum Theil ſogar mit patriotiſcher Geſinnung der deutſchen Vorwelt gedachte, vorzugsweiſe aber die alten Claſſiker zum Muſter nahm und in Gleims Weiſe auf eine übertriebene und affectirte Weiſe für Freundſchaft ſchwärmte, daher auch im wechſelſeitigen Loben und Bewundern der Mitglieder das Unglaubliche leiſtete.

Die Seele des Bundes war der Mecklenburger Bauernſohn, Johann Heinrich Voß, der ſich durch Fleiß aus der Niedrigkeit emporgearbeitet hatte. Er ſtudirte zu Göttingen, wurde Rector in Eutin, zuletzt Profeſſor in Heidelberg. Eine gewiſſe Steifigkeit, Zähigkeit und Grobheit der Bauernnatur, die er ſein Lebenlang nicht ablegte, wäre ihm nicht übel angeſtanden, wenn er nicht die Marotte gehabt hätte, theils es den Hellenen an Feinheit nachzuthun, theils als zärtlicher Familienpapa empfindſam zu ſchwärmen. Als einen echten nordiſchen Barbaren ergriff ihn die Schönheit der griechiſchen Sprache und Poeſie mit einer unwiderſtehlichen Zaubergewalt, aber gleichſam wider ſeinen Willen, und riß ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne daß er je im Stande geweſen wäre, ſeine angeborne Bärenhaut fallen zu laſſen und plötzlich in voller helleniſcher Anmuth dazuſtehen. Von ſeinen berühmten Ueberſetzungen des Homer ꝛc. wie überhaupt von der Gräkomanie war ſchon oben die Rede. Hier haben wir es nur mit Voß, dem deutſchen Philiſter, zu thun.

In ſeinen Oden, Liedern, Elegien folgt Voß ganz dem Muſter Klopſtocks, wählt antike Versmaaße und überſchwillt von Begeiſterungen. Ueberall aber ſchlägt der harte Tact vor. Auch wo Voß anmuthig zu hüpfen verſucht, wird es nur ſteifes Getrampel. Was den Inhalt betrifft, ſo iſt die Hauptſache eitle Selbſtbeſpiegelung und manierirtes Lob Anderer, um wieder von ihnen gelobt zu werden. „Sie glauben gar nicht," ſchrieb Gleim einmal an Voſſens Frau, „wie wir einander gelobt haben" (Briefe von Voß II. 370). Sodann Lob der Dichtkunſt überhaupt, Anrufungen der Muſe, des Genius, Oden an die Laute ꝛc., jenes unglück-

ſelige Beſingen des Singens, worin ſich immer nur mittelmäßige oder eitle Dichter gefallen. Auch in ſeinen zahlreichen Rundgeſängen und Trinkliedern ſetzt er ſich immer die Sporen an: ſingt, wir wollen ſingen, laßt uns ſingen ꝛc. Nichts kann pedantesker klingen. Ein paar Proben:

Traulich auf ein ſchmal Gericht
Seyd ihr eingeladen,
Auf ein friedlich Angeſicht
Und auf dieſen Fladen.
Hält man nur den Fladen feucht,
Dann verdaut und ſchläft man leicht.

* * *

Ausgeleert des Weines Gläſer,
Den der Wirth erlas!
Edleres Getränks Erleſer,
Schafft er reines Glas.
Fröhlich nun des ſtillen Wunſches
Schlürfen wir geſtählten Punſches
Volles Maaß! volles Maaß!

Noch pedantiſcher ſind die Arbeitsgeſänge, z. B. ein Geſang der Milchmädchen.

Mädchen, nehmt die Eimer ſchnell,
Habt ihr ausgemolken ꝛc.

Lieg' und wiederkäu' in Ruh
Dein geſegnet Futter:
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käſe ſchenkeſt du,
Rahm und ſüße Butter.

Ein Lied beim Flachsbrechen.

Plauderinnen, regt euch ſtracks,
Brecht den Flachs,
Daß die Schebe ſpringe
Und der Brechen Wechſelklang
Mit Geſang
Fern das Dorf durchdringe! ꝛc.

Ein Lied beim Spinnen zu ſingen.

Schnurre, Rädchen, mit Geſang
Sorg und Schlaf hinunter.

Trägheit macht den Abend lang,
Arbeit hält uns munter.
Was im Kopf uns heimlich murrt,
Wird abgeſchnurrt. ꝛc.

Endlich das berüchtigte Kartoffellied.

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang! ꝛc.

Voß hat auch eine ziemliche Anzahl Liebeslieder gedichtet. In dieſen ſpielt er gern den Schalkhaften, was ihm überaus poſſierlich anſteht. Man höre das Minnelied:

Der Holdſeligen
Sonder Wank
Sing ich fröhlichen
Minneſang:
Denn die Reine,
Die ich meine,
Winkt mir lieblichen Habedank. ꝛc.

Der Frauentanz.

O herum mit Geſang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freiern Tanze!
Wann die Haube uns geziemt,
Sey das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Dann ſo friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberſchritt!
Nach der Weiſe
Tanzet leiſe
Auch das fromme Männchen mit!

Daß auch Eheſtands- und Kinderſtubenlieder nicht fehlen, verſteht ſich.

Ein Wiegenlied V. 286 iſt höchſt wunderlich, weil ſeine Naivetät qualvoll erkünſtelt iſt. Auch in dem Gedicht „die ſäugende Mutter“ VI. 50 waltet zu ſehr dieſes Bewußtſeyn und das Beſchreiben der eignen Empfindung vor. Dagegen iſt ein Gedicht auf den Geburtstag ſeiner Frau V. 208 ein anſprechendes Genrebildchen. Auch das kleine Wintergemälde III. 182 iſt gut. Das beſte Gedicht unter allen iſt die Spinnerin IV. 184.

Die Oden und Lieder enthalten auch mancherlei Polemik. Voß war ein Rationalist, Todfeind nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der lutherischen Rechtgläubigkeit. Dieses hing mit seiner Schwärmerei für die heidnischen Classiker zusammen. Es gehörte aber auch gewissermaßen zu seiner amtlichen Stellung. Denn er wurde vom Großherzog von Baden nur deßhalb nach Heidelberg berufen, um der Rheinbundspolitik zu dienen, von welcher bekanntlich der kirchliche Geist systematisch unterdrückt und unter der deutschen Bevölkerung, um sie mit Napoleons Tyrannei auszusöhnen, ein bornirtes und behagliches Philisterthum nach Möglichkeit gepflegt wurde.

Bedeutender als die Oden und Lieder sind die Idyllen von Voß:

1) Der Frühlingsmorgen. Eine Braut geht früh in den Garten, um mitten unter den Blumen des Lenzes an einem Geschenk für den Geliebten zu sticken. Da fallen ihr Tropfen vom Baum auf ihren Stickrahmen, weil es noch zu früh ist, und sie flieht, bis die Sonne den Thau ausgesogen haben wird. Ein recht ansprechendes Genrebild. 2) Das erste Gefühl. Schilderung einer Wochenstube. Die Mutter hat geboren, das junge Kind wird beguckt von den anderen Kindern, die alle das neue Schwesterchen sehn wollen. Man mahnt zur Stille. Da hört man den leisen Gesang zweier Schutzengel, die das Kind umschweben. 3) Die Leibeigenen. Zwei Leibeigene unterhalten sich von der Rohheit des Junkers und von ihren Leiden, der eine mit mehr Gelassenheit, der andere mit tiefster Erbitterung. 4) Das Gegenbild. Ein braves, adeliges Ehepaar freut sich, die schweren Lasten der Bauern erleichtert zu haben. 5) Ein ähnliches Gemälde. Ein Freigelassener freut sich mit seiner Braut der neuen Freiheit. 6) Die Bleicherin. Anna wird, indem sie ihre Aussteuer bleicht, von Freundinnen besucht und mit dem Bräutigam geneckt, gekitzelt und mit Wasser begossen. 7) De Windrawend (Winterabend), in plattdeutschen Hexametern, höchst unnatürliche Sprachspielerei. Wie kommt der niedersächsische Bauer zum Hexameter? 8) Das Ständchen. Ein häßlicher Edelmann wimmert vor dem Fenster einer schönen Försterstochter, die das Nachtgeschirr über ihn ausschüttet. Schlechtes Machwerk, worin nicht reiner Humor, sondern Adelshaß das Motiv ist. 9) Der Bettler, unbedeutend. 10) De Geldhapers, handelt von der Lotterie, wieder plattdeutsch. 11) Der Riesenhügel. Ein Krämer läßt sich von einem Schäfer vom Hünengrab erzählen und von einer Beschwörung des Geistes nnd Schatzes daselbst. Voß hat hier den Fehler gemacht, antike Beschwörungsformeln in den deutschen Aberglauben einzumischen. 12) Die büßenden Jungfrauen, erscheinen geisterhaft an einem Teich einem Jüngling, ihn zu ermahnen, daß er heirathe, indem sie es im Leichtsinn versäumt. 13) Der Abendschmaus. Ironische Beschrei-

bung eines Festmahls in Hamburg, an dem zwölf dickbauchige Herren und zwölf breithüftige Damen Theil genommen 14) Die Kirschenpflückerin. Ein Mädchen ist auf den Baum gestiegen und pflückt schwarze Kirschen, ein anderes steigt über den Zaun zu ihr, so daß jene sie warnt, die Nesseln würden sie in's Kinn stechen. Dann plaudern sie vom Geliebten der erstern. Würde zuletzt nicht ein abgeschmacktes Lied gesungen, so wäre dieses Genrebild artig. 15) Der Teufel Lucian findet den Teufel Pux mit eingeklemmtem Schwanze. Gaßner hat ihn da hingebannt. Er erzählt nun von Gaßner, bis Lucian ihn frei macht. Sehr albern. 16) Der siebzigste Geburtstag, mit Recht die berühmteste Idylle von Voß. Ein alter Schulmeister, der an seinem siebzigsten Geburtstag seinen zum Pfarrer ernannten Sohn an einem schneereichen Wintertage besucht, gewährt ein sehr anmuthiges Genrebild. Die junge Frau des Pfarrers weckt den im Sorgenstuhl entschlafenen Alten mit einem Kuß. 17) Die Heuerndte. Bartel und Lene begrüßen sich beim Heumähen und er muß ihr ein Heulied singen, ein ganz abgeschmacktes Lied, worin eben blos das Heumähen beschrieben wird. 18) Philemon und Baucis, die bekannte antike Mythe.

Louise, ein ländliches Gedicht (1783) ist Voßens berühmteste Dichtung.

Der Pfarrer von Grünau feiert den Geburtstag seiner Tochter Louise, wobei auch der Hofmeister der adeligen Gutsherrschaft, Louisens Liebhaber „der edle bescheidene Walter", zugegen ist. Das ländliche, aber reiche Mahl wird in den schönsten Hexametern beschrieben. Beim Kaffee orakelt der Pfarrer und kramt Voßens Lieblingstheorie aus. Laßt uns freuen

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, den liebenden, und Zoroaster
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edlen
Mendelssohn ꝛc.

Walter erzählt eine Legende, wie einst ein Katholik habe in die Himmelsthür eindringen wollen, Petrus ihn aber auf die Bank vor der Thür gewiesen habe. Darauf sey ein Reformirter und ein Lutheraner gekommen und auch sie hätten auf die Bank müssen, bis sie dem Tanz der Gestirne und Engel zuschauend erkannt hätten, es gebe nur Einen Gott und die Unterschiede, die sie auf Erden gemacht hätten, seyen Thorheit. Nach dieser Herzenserleichterung wird wieder getafelt. Walter faßt den Kelch oben an, daß es schlecht klingt. Der Papa zankt ihn deshalb aus. Er entschuldigt sich, er sey durch einen Blick Louisens verwirrt worden. Sie erröthet, stellt sich aber unbefangen und schnellt nach Karl einen Kirschkern ꝛc. — Walter ist bereits Pfarrer und Louisens erklärter Bräutigam. Er kommt an einem kalten Wintermorgen und umarmt die noch schlaftrunkene Braut. Endlich die Hochzeit, wobei die Gutsherrschaft. Beim Abendschmause witzelt der Alte, als ob er schon ein wenig benebelt wäre, über die Bibelstelle „ein Bischof sey eines Weibes Mann" und

ſchenkt dabei Biſchof ein. Dann wird ein Hochzeitlied geſungen vom Liebchen, das warm im Bette liegt beim Männchen, dann ſchwanger wird und ſich ſchwer ſchleppen muß, bis es ſich endlich hinlegt und das Kindlein ſäugt und Vater ehrbar ſitzt und wiegt.

Schade für die wohllautenden Verſe, in denen dieſe trivialen Dinge vorgetragen werden.

Unter den vielen Dichtungen, welche erſt durch die Louiſe hervorgerufen wurden, ſteht Göthes Hermann und Dorothea oben an. Ohne dem, was in Göthes Geiſt einheitlich iſt, irgend Abbruch thun zu wollen, glaube ich doch die Materien und Manieren, mit denen er ſo oft gewechſelt hat, ſondern zu müſſen, hebe alſo hier wieder nur, was hieher gehört, ſeine Dorothea heraus. Er ſchrieb dieſe Idylle in Hexametern lediglich in Rückſicht auf den großen Beifall und Ruhm, welchen Voß für ſeine Louiſe eingeerntet hatte. Es kitzelte Göthe, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philiſter zu wetteifern und der Welt zu zeigen, daß man die Sache noch beſſer machen könne. Dorothea erſchien 1798.

Dorothea kommt mit Auswanderern, welche den Schrecken der franzöſiſchen Revolution entfliehend den Rhein überſchreiten, in die Nähe eines kleinen deutſchen Städtchens, erregt die Aufmerkſamkeit eines braven Jünglings, dem ſie an einem Brunnen Waſſer reicht, und gewinnt ſeine Liebe. Er iſt der Sohn eines reichen Wirths, der mit ſeinen Freunden, einem Pfarrer und Apotheker, zu Rathe geht. Am Ende aber, da ſie des fremden Mädchens Rechtſchaffenheit erkennen, willigen die Eltern ein, daß ihr Sohn ſie freie.

Das alles iſt viel ſchlichter, einfacher und natürlicher gehalten, als in der Louiſe von Voß. Das Mädchen aus der Fremde, der bewegte politiſche Hintergrund, die faſt bibliſche Brunnenſcene bringen einen romantiſchen Zug in die im Uebrigen ganz philiſterhafte Idylle. Man muß dieſe Dichtung loben, aber für ſie zu ſchwärmen und was weiß ich für erhabene Geſinnungen herausleſen zu wollen, iſt lächerlich. Am Schluſſe meint zwar der Bräutigam, wenn alle ſo dächten, wie er, ſo würden die Deutſchen aufſtehen und die Franzoſen bändigen. Aber ſo etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohlwiſſend, daß doch Niemand aufſtehen wird, iſt keine Probe eines feurigen Patriotismus. Nebendem hat Göthe noch 1813, wie E. M. Arndt berichtet, der deutſchen Begeiſterung geſpottet: „Ihr Guten, ſchüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet ſie nicht los, der Mann (Napoleon) iſt euch zu groß.“

Jens Baggesen, Professor in Kopenhagen, schrieb geläufig deutsch, wie dänisch, und war hauptsächlich ein Nachahmer und Parteigänger von Voß. In seinen lyrischen Gedichten affectirt er in horazischen Versmaaßen die krampfhafte Dichtart seines Meisters. Z. B. in der Ode an Klopstock S. 163.

Tag des Ruhms, Lichtgefild der Heroen, Smintheus
Zauberkreis, der, Horen umtanzt, von Aufgang
Durch die Luft weitstrahlend hinab ins Weltmeer
Helios wandelt ꝛc.

Am meisten gefällt er sich in dithyrambischen Krämpfen, in einer wahrhaft unausstehlichen, weil nur erkünstelten Trunkenheit der Worte. In der Ode „an die Dichter" lermt er alle Dichter der Welt, die lebenden wie die todten, aus ihren Gräbern zusammen, um — den großen Napoleon zu besingen, und hat die Schamlosigkeit, die Göttin Teutonia als das personificirte Deutschland den Reigen führen zu lassen. In dem längern Gedicht „Napoleon" an Voß gerichtet I. 167 f. wagt es Baggesen, als Affe des großen Dante sich den Virgilius erscheinen und sich von demselben zum Sänger weihen zu lassen, um Napoleon zu besingen.

Nenn' ich den heiligen Namen? verkünd' ihn Zunge, mit Ehrfurcht,
Einst den gekanntesten weit: Napoleon Buonaparte!
Sing ihn du der bewundernden Welt und der staunenden Nachwelt!

Das einzige Gedicht Baggesens, was einigen Ruhm erlangt hat, ist das heitere Trinklied

„Als Vater Noah in Becher goß
Der Traube trinkbares Blut ꝛc.,

eine Satire auf die Fichte'sche Philosophie. Merkwürdig ist auch das Gedicht auf Göthe:

Der Schalk spielt Blindekuh mit allen Pierinnen,
Mit allen Chariten versteckt,
Kaum steht er sternbekränzt auf Säulen oder Zinnen,
Husch, liegt er irgendwo mit Eicheln zugedeckt ꝛc.

In dem „Karfunkel oder Klinklingel-Almanach" 1802 trachtete Baggesen in Sonetten die romantischen Dichter in Heidelberg zu verspotten, die damals seinen Freund Voß plagten. Es ist darin wenig Witz, weil Baggesen den Werth und das Verdienst von Schlegel, Tieck ꝛc. gänzlich

verkannte. In dem ſ. g. „vollendeten Fauſt“ parodirt Baggeſen Göthe's Fauſt mit einer Menge von Anſpielungen auf die Dichter im Beginn des 19. Jahrhunderts.

Baggeſens humoriſtiſches Epos „Adam und Eva“ 1826 iſt in der leichten Manier Wielands in freien Jamben gedichtet und etwas breit.

Doch ſind einige witzige Parthien darin. Das erſte Schmollen Evas iſt ſehr artig geſchildert. Auch der Gedanke, daß die verführeriſche Schlange franzöſiſch ſpricht und des Weibes Herz mit Eitelkeit erfüllt, iſt glücklich. Die Neugierde der guten Eva, zu wiſſen, was Kinder ſeyen, iſt höchſt naiv und liebenswürdig, aber zu weit ausgeſponnen.

In einem höchſt abgeſchmackten Singſpiel „die Zauberharfe“ von Baggeſen

beſitzt der Sänger Terpander eine Zauberharfe, verliebt ſich in die Prinzeſſin Dione, muß ſich gleich den übrigen Freiern derſelben der harten Probe unterwerfen, wer ſeiner Liebe das größte Opfer bringen könne? und beſteht die Probe, indem er der zur See verunglückten und im Froſt verſchmachtenden Prinzeſſin ein Feuer aus — ſeiner Harfe macht.

In „Parthenais oder die Alpenreiſe“ ahmte Baggeſen die Voſſiſche Louiſe nach, aber nach Art der ältern komiſchen Heldengedichte mit Herbeiziehung des antiken Olymp. Parthenais heißt das Gedicht zu Ehren der drei Jungfrauen, deren grazienhafte Gruppe den Mittelpunkt deſſelben bildet.

Drei junge Schweizerinnen, Cynthia, Daſne und Myris haben Luſt, eine Parthie auf die Jungfrau im Berner Oberlande zu machen und laſſen ſich, mit Erlaubniß ihrer Eltern, von dem jungen Dichter Nordfrank begleiten. Dieſer ſieht, wie ſie ein Fußbad nehmen, dann im Mondſchein als Grazien tanzen ꝛc. Da wird Gott Hermes, der die ſchönen Mädchen ſelber führen wollte, eiferſüchtig auf Nordfrank und verſchwört ſich mit dem kleinen Eros, der auf das Finſteraarhorn hinaufſliegt, wo Zeus thront und denſelben gegen Nordfrank einzunehmen ſucht. Aber Apollo, als Gott der Dichtkunſt, beſchützt den Nordfrank und lenkt den tödtlichen Blitzſtrahl von ihm ab. Eros überfällt in der Nacht den jungen Dichter und verwundet ihn mit ſeinem Pfeile, woraus das große Unglück entſteht, daß Nordfrank ſich von nun an allein in die jüngſte der Heldinnen Myris verliebt. Die kleine Geſellſchaft fährt über den Thunerſee, erlebt einen kleinen Sturm, wird naß. Kaum haben die Mädchen ſich getrocknet, ſo läuft Myris ſchon wieder einem Schmetterling nach und verirrt ſich. Der Dichter folgt ihr und findet ſie in der Beatushöhle, aus der er ſie zurückführt, ohne auch nur einen Kuß zu wagen. Dabei auch eine gute

Beſchreibung des Staubbachs. Die drei Mädchen kommen an einen Bergſpalt, Nordfrank muß eine nach der andern hinübertragen; als er Myris trägt, zittert ſein Herz, er ſchwindelt und fällt. Dieſe einfache und hübſche Scene wird unerträglich verunziert, indem Baggeſen alles durch ſeine Götter motivirt. Eros hat den Dämon des Schwindels heraufbeſchworen, der den Nordfrank angrinſen und erſchrecken muß. Aber indem er fällt, rettet Apollo wieder ſeinen Schützling und veranlaßt den Helios eine Bergwand einſtürzen zu laſſen und den Abgrund in aller Geſchwindigkeit auszufüllen. Die kleine Reiſegeſellſchaft kommt nun glücklich auf die Wengernalp und genießt die entzückende Ausſicht auf die Jungfrau, verdirbt dieſelbe aber unnöthig durch die fadeſten Anrufungen der Muſe und durch bombaſtiſche Entzückungsphraſen. Endlich wagt es Nordfrank, ſein Herz der Myris zu entdecken und ſie verloben ſich. Die Eltern kommen und ſtimmen zu.

Der Prediger Fr. Wilh. Aug. Schmidt zu Werneuchen in der Mark gab 1797 Gedichte heraus, die Göthe in ſeinem Gedicht „Muſen und Grazien in der Mark" verſpottete. In ihnen gipfelt die Gemeinheit des Natürlichen.

Rümpft ihr Modegecken nur die Naſen,
Wenn den einzgen Rock ich, ungeputzt,
Trage ſchier bis auf den letzten Faſen
Und mein Weib mir die Perücke ſtutzt.

Das Stillleben mit ſeinem Weibchen ſchildert der gute Paſtor, wie wenn von Vögelchen im Neſt die Rede wäre. Aus dieſer Beſcheidenheit aber poltert er immer wieder derb heraus, wie Voß, und gefällt ſich in Pfützen, Ententeich, Miſt und Vieh.

Ludwig Theobul Koſegarten, Probſt zu Altenkirchen auf Rügen, ließ ſich zur Zeit der franzöſiſchen Occupation 1808 zum Profeſſor in Greifswald machen. Nachdem er (weil Rügen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zu Schweden gehörte) in ſervilen Lobgedichten auf den ſchwediſchen König Gott gedankt, daß der Deutſche in Pommern und auf Rügen mit den Finnen und Lappländern vereinigt für das Wohl gedachten Königs bete (Dichtungen X. 228), huldigte Koſegarten mit eben ſo ſerviler Hingebung ſeit 1808 den Franzoſen und hielt eine berüchtigte Rede am Napoleonstage in Greifswald 1809, worin er dem Unterdrücker Deutſchlands aufs niederträchtigſte ſchmeichelte. Kaum aber hatte Napoleon Unglück und erhob ſich Deutſchland im Jahr 1813, ſo beeilte ſich Koſegarten auch ſchon wieder, Friedrich Wilhelm III. und die Koſacken zu beſingen. Dies

genügt zur Charakteriſtik des Dichters. Er war ein unausſtehlicher, aufdringlicher Poet ohne alle Originalität und Wahrheit, nur mit fremden Begeiſterungsphraſen und fremden Empfindſamkeiten ſich ſchmückend, ein Nachäffer von Voß. Kaum iſt es zu verantworten, daß Literarhiſtoriker und Muſterſammler dieſe Lakaienſeele immer noch unter die deutſchen Claſſiker einſchreiben.

Koſegarten ſchrieb auch nach dem Muſter der Voſſiſchen Louiſe zwei Idyllen. „Die Inſelfahrt“ 1808.

An ſich hätte die Fahrt eines Jünglings mit zwei Mädchen, worunter eine ſeine Geliebte (Aloyſius und Agnes) am romantiſchen Ufer der Inſel Rügen auf einem Kahn an einem ſchönen Sommertage, den ein ſchreckliches Gewitter und ein kleiner Schiffbruch endet, aus dem jedoch die Liebenden gerettet werden, viel Anziehendes. Aber Koſegarten hat weder Naturgefühl noch Phantaſie. Sein Gedicht iſt eine fade Nachahmung der Parthenais von Baggeſen und der Louiſe.

Gleichſam um an Voß wieder gut zu machen, daß er aus dem Baggeſen'ſchen Abwaſſer und nicht unmittelbar aus Voß geſchöpft hatte, ſchrieb Koſegarten 1808 die „Jucunde“, eine ſklaviſche Nachahmung der Louiſe.

Denn auch hier iſt es ein langweiliger orakelnder Pfarrer, ein edler beſcheidener Freier, eine empfindſame Pfarrerstochter und eine Freundin, um die alles ſich dreht. Nur daß die Scene aus dem Binnenlande ans rügeniſche Ufer verlegt iſt. Sonſt iſt der Hexameter, das Ausmalen des Haushalts, die Salbaderei und Familienpimpelei ganz die nämliche, nur daß der Voſſiſche Hexameter viel reiner und metalliſcher, und die ſentimentale Pedanterie wenigſtens urſprünglicher iſt.

Die Inſel Rügen fand noch ſpäter ihre Sänger; Arkona wurde epiſch 1828 von Furchau, 1835 von Chriſten, 1840 dramatiſch von C. A. Menzel, die Stubenkammer noch 1843 von Boltze beſungen. Karl Lappe in Stralſund ſchrieb ſeit 1801 ein hiſtoriſches Gedicht „Minona“ und andre, worin er gleichfalls vorpommeriſches Landleben pries.

Zu den ſchwachen Nachahmungen gehören Fiſchers „die Letten zu Buchen“, Halle 1804.

Lettiſche Bauern empören ſich. Einem deutſchen Gutsherrn wird mit dem Tode gedroht, aber das Zeugniß ſeiner Leibeigenen, daß er ein braver Herr ſey, rettet ihn. Alles in Hexametern, phraſenreich und empfindſam.

Friedrich von Oertel († 1807), der viele engliſche Romane überſetzte,

ſchrieb ein Gedicht Diethelm, eine empfindſame Nachäffung von Hermann und Dorothea und Louiſe. Sklaviſche Nachahmungen der Louiſe waren noch 1816 Holzapfels Wilhelm und Emma, Heinels Pfingſtfeſt 1833, die Verlobung von Cruſius und der Feierabend eines Greiſes von Kirſch, beide von 1844. Noch ſpät klingt Hermann und Dorothea nach in den patriotiſchen Idyllen „Richard“ von V. v. Strauß (1841) und „Irmgard“ von Tellkampf (1850).

Johann Martin Uſteri, Rathsherr in Zürich, ſchrieb „vermiſchte Gedichte“, voran der berühmt gewordene Rundgeſang „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ ꝛc. Die übrigen Gedichte ſind ſehr mittelmäßig, ſchwächliche Ermunterungen zur Freude, didaktiſche Betrachtungen, Gelegenheitsgedichte, auch viele Künſtlerlieder. Beſſer ſind einige Balladen wenigſtens durch ihren Inhalt, ſo Ida von Toggenburg und andre Sagen und geſchichtliche Erinnerungen aus der Schweizer Vorzeit. Auch ſchrieb er Dichtungen in Züricher Mundart. Abgeſehen von dem rein ſprachlichen Intereſſe kann ich dieſe Arbeiten Uſteri's nur für verfehlt halten, weil ſie uns lediglich in die Kinderſtube und in die Familienpimpelei des Schweizer Philiſterthums einführen und nie und nirgends das Heroiſche der Schweizernatur zu erkennen geben. Es iſt ſeltſam, daß dem kräftigen nordalbingiſchen Volksſtamm mit den Idyllen des Johann Heinrich Voß das nämliche begegnen mußte. Die wahre Schweizer Idylle iſt weder bei Geßner, noch bei Uſteri zu finden. Außer Kinderliedern hat Uſteri in Züricher Mundart drei alterthümlich gehaltene geſchichtliche Erzählungen in Proſa „Zeit bringt Roſen“, „Gott beſcheert über Nacht“ und „der Erggel im Steinhuus“ und zwei große moderne Idyllen in Hexametern geſchrieben „de Vikari“ und „de Herr Heiri“. In dieſen waltet eine unleidliche Gemüthlichkeitsaffectation und ein Kokettiren mit dem Alltäglichen vor, welches die wahre Natürlichkeit doch ausſchließt, weil ſich immer erkünſtelte Sentimentalität einmiſcht.

Ludwig Neuffer, Stadtpfarrer in Ulm, ahmte ebenfalls Voß in Idyllen nach, der Herbſttag (1802), ein Tag auf dem Lande, Hilkar ꝛc. Er war eine patriarchaliſche Natur, von viel mehr Wohlwollen als Voß, aber ſchwächer an Geiſt.

Von dieſen Idyllendichtern, die wir zuſammenfaſſen mußten, gehen

wir zur Betrachtung der Schauspieldichter über, die ihnen am nächsten verwandt waren.

Otto Heinrich, Freiherr von Gemmingen bearbeitete zuerst Diderots père de famille unter dem Titel „der deutsche Hausvater" (1783) und machte dadurch die Philisterei auf der deutschen Bühne heimisch. Denn der Franzosen empfindsame und zugleich praktische Familienliebe nahm in Deutschland den nationalen Beigeschmack an, den man vorzugsweise als den philiströsen bezeichnet.

Der Hausvater Gemmingens ist ein Graf, der mit seinen beiden Söhnen seine liebe Noth hat. Der eine ist Offizier und macht Schulden (Ferdinand), da er sich aber in einer Ehrensache cavaliersmäßig benimmt, so vergibt ihm der gute Papa und bezahlt ihm die Schulden. Der andere Sohn, Karl, soll standesmäßig eine Gräfin Amaldi heirathen, die ihn liebt, liebt selbst aber Lottchen, eine arme bürgerliche Malerstochter. Dieses Lottchen ist naiv genug, zur Gräfin hinzugehen und sie zu bitten, sie möge ihr doch ihren Karl lassen, bei welcher Gelegenheit wir erfahren, daß sie sich bereits von Karl in guter Hoffnung befindet. Das bestimmt die Gräfin, Karln wirklich aufzugeben. Auch den alten Hausvater weiß Lottchen durch ihre naiven Lamentationen zu rühren und er entsagt allem Adelsvorurtheil, nicht auf Geburt, nur auf Tugend komme es an ꝛc. Der gute Hauspapa hat auch eine Tochter, Sophie, die an einen Weltmann, Herrn von Monheim, verheirathet und im Begriff ist, sich von ihm scheiden zu lassen. Beim Abschied wird ihr einziges Kind gebracht, das aber beide bei den Kleidern zerrt und keines von beiden fortlassen will und dadurch wird Herr von Monheim so gerührt, daß er die Scheidung aufgibt und Sophie behält. Am Schluß ruft der Hausvater pathetisch aus: Meine Belohnung? Daß ihr mich liebt, und dann, wenn ich einst todt bin, daß ein deutscher Biedermann an mein (sic) Grab vorbeigehe und sage: er war werth, Vater zu seyn!

In diesem merkwürdigen Hausvater liegen schon alle Elemente der Iffland-Kotzebueschen Poesie, das biedermännische Gepolter wie das lüderliche Sündigen und Verzeihen. Julius Graf von Soden stellte ihm 1797 ein Schauspiel „die deutsche Hausmutter" an die Seite.

Hier hat die Mutter ihre liebe Noth mit einem verdorbenen Sohn, einer wahnsinnigen Tochter und einer Schwiegertochter, welche die Kasse bestiehlt, sie verliert aber nie den Muth als gute Christin.

August Wilhelm Iffland aus Hannover, ein berühmter Schauspieler, der die höchste Meisterschaft in ein natürliches und wahres Spiel im Gegensatz gegen die Lermmacherei und das manierirte Pathos setzte,

aber auch seinerseits in der studirten Effectmacherei des natürlichen Spiels zu weit ging, schrieb auch viele Familienschauspiele, rührende Scenen aus dem bürgerlichen Leben. Nur sehr selten ging er in die ältere Periode zurück, wie z. B. mit seinem schlechten Stück Kaiser Friederich III., den er, um den Kaiser Leopold II. 1791 zu loben, aus einem Faulthier zu einem sittlichen Ideal erhebt. Trotz dieser Hofschmeichelei war Iffland in vieler Beziehung liberal und sogar ein Oppositionsmann. Wenn auch noch so ergeben der unverletzlichen Majestät, bringt er doch in seinen Stücken furchtlos alle Mißgriffe und Willkührlichkeiten der Beamtenwelt seiner Zeit zur Sprache. Ja die Corruption, der Nepotismus, der Kastengeist ꝛc. der höheren und auch niederen Beamten bildet ein Hauptmotiv der tragischen Begebenheiten, die er auf die Bühne bringt. In andern Stücken contrastirt er die Unnatur der höheren Stände mit der schönen Einfalt des ländlichen Daseyns. Nicht selten aber fällt er in den Fehler, die menschliche Schwäche allzu nachsichtig zu entschuldigen, der lieben Natur gar zu sehr den Lauf zu lassen. — Er hat seine „Theatralische Laufbahn" selbst beschrieben, aber mit zu viel Selbstgefälligkeit. Ich gebe hier nur eine charakteristische Auswahl aus seinen vielen Bühnenstücken.

Ifflands erstes unbedeutendes Stück war „Albert von Thurneisen", 1781. Erst das zweite machte bedeutenderes Glück „Verbrechen aus Ehrsucht" ꝛc. 1784.

Der junge Ruhberg liebt eine vornehme Dame, die ihn zu großen Ausgaben veranlaßt. Um ihre Hand zu erlangen, setzt er alles aufs Spiel und bestiehlt zuletzt die Kasse des Vaters. Das Verbrechen wird entdeckt, anfangs der Vater beschuldigt, aber durch des Sohnes Geständniß gerechtfertigt. Der Sohn flieht, nachdem er dem Vater gelobt, sich kein Leids anzuthun. Es fällt auf, daß Iffland den elenden Buben von Sohn mit so vieler Vorliebe und Schonung zeichnet. Aber das war es, was man damals verlangte, Strenge hätte man ihm mehr verübelt. Daher konnte Iffland es wagen, noch zwei Fortsetzungen dieses beliebten Stücks zu schreiben: „Bewußtseyn" und „Reue versühnt", worin der junge Ruhberg als völlig gebessert und purificirt wieder in den Schooß der Familie zurückkehrt.

Im „Mündel" (1785) tritt zum erstenmal ein böser Kanzler auf, der einen ehrlichen Mann ins Unglück stürzen möchte, aber entlarvt wird.

Der ehrliche Mann ist Vormund eines leichtsinnigen Jünglings, den der

Kanzler verführt, wird der Vermögensveruntreuung angeklagt, aber glänzend gerechtfertigt.

Alle bisherigen Stücke Ifflands übertrafen „die Jäger" 1785, die bis auf dieſen Tag als ſein Beſtes gelten.

Der alte biedere aber jähzornige Oberförſter Warberger läßt ſeine Nichte Friederike, die früher bei ihm lebte, in der Stadt erziehen. Sie kommt einmal zum Entzücken ſeines eben ſo ungeſtümen Sohnes Anton, der ſie längſt liebt. Die Mutter jedoch, die gutmüthige aber ſchwache Oberförſterin, hat im Sinn, ihren Anton mit dem Fräulein von Zeck, Tochter des reichen aber böſen Amtmanns, zu verheirathen. Ihre Bedenken machen den Oberförſter zornig und in dieſem Zorn fährt er Anton rauh an, der nun gleich toll wird und fortläuft, um ſich zum Soldaten anwerben zu laſſen, was natürlich niemand ahnt. Während die Familien beim Feſt zuſammenſitzen, bekommt Anton draußen unterwegs Streit mit Mathes, dem Diener des Amtmanns, und als man bald darauf denſelben Mathes verwundet findet, ſo wird Anton als Mörder verhaftet. Aber die Angſt der Familie dauert nicht lange, denn ein älterer Diener, den Mathes mit Liſt um's Brod gebracht, war der Thäter und entdeckt ſich, um Anton zu retten. Der Amtmann zieht mit Fräulein Tochter ab und Anton bekommt ſeine Friederike.

Der Reiz dieſes Stücks liegt in der unübertrefflichen Wahrheit der Charakterzeichnung. Auch dieſes Stück wurde, ſeiner ungeheuren Beliebtheit wegen, von Iffland fortgeſetzt in „der Hand des Rächers", worin der Amtmann, als der den Staat betrogen ꝛc., entlarvt und unter dem Fluch ſeiner eigenen Kinder zur Strafe abgeführt wird.

Der „Frauenſtand" 1792

ſchildert eine Frau, die Hofräthin Teſtenfeld, deren Gatte ſich im häuslichen Kreiſe zu enge fühlt, falſchen Freunden folgt und ſich vollends gegen die treffliche Gattin einnehmen läßt. Es kommt ſo weit, daß er ſich einbildet, das Geld, das ſie zur Bezahlung ſeiner Schulden angewendet, könne ſie nur von einem Liebhaber erhalten haben. Sein Verdacht wird durch die Delikateſſe ihres Stillſchweigens genährt, bis ſie ihm endlich alle Beweiſe liefert und er reuig zu ihren Füßen zurückkehrt.

Noch mehr auf Schrauben geſtellt iſt „Eliſe von Vallberg", 1792

ein 16jähriges Fräulein vom Lande, in das ſich der Fürſt verliebt, auf welches die Fürſtin eiferſüchtig wird, das aber durch ſeine Unſchuld, Offenheit und Moralpredigen ihn beſſert, ſie vollſtändig befriedigt. Alles ſehr unwahrſcheinlich.

Die „Hageſtolzen" (1793) wurden am beliebteſten nächſt den Jägern.

Ein ſchon 40jähriger, durch die vornehme Welt geeckelter Hofrath Rein-

hold läßt ſich von ſeinem ehrlichen Pächter bereden, einmal zu ihm aufs Land hinaus zu kommen und ſich zu erholen. Da findet er in des Pächters Schwägerin Margarethe ein Naturkind von eben ſo großer Schönheit, als Herzensgüte, und beſchließt, ſeiner liſtigen Schweſter zum Trotz, dieſes Dorfmädchen zu heirathen. Die Schweſter ſammt einigen älteren Bekannten kommen nun auch aufs Land hinaus, um den Flüchtling wieder zu holen, aber er bleibt ſtandhaft und heirathet ſein Mädchen, deren Naivetät zwar übertrieben, aber rein und fern von aller Kotzebue'ſchen Schlüpfrigkeit iſt.

Eines der beſten Stücke Iffands iſt ferner: „Dienſtpflicht" von 1795.

Der ehrliche alte Kriegsrath Dallner hat eine ſchändliche Betrügerei beim Lieferungsweſen entdeckt und die Schuldigen angeklagt. Es ſind aber einflußreiche Perſonen, ſogar ein unmittelbarer Vorgeſetzter von ihm dabei betheiligt und durch falſche Anklage bringt man es beim Fürſten dahin, daß er durch Penſionirung beſeitigt wird. Zugleich hat ſein Sohn, ein Sekretär, von einer koketten Wittwe verführt, Schulden gemacht und ein Kapital ſeines Schwagers unterſchlagen. Die Lieferanten kommen dahinter und drohen nun dem alten Dallner, den Sohn zu verderben, wenn er nicht in Bezug auf die Lieferung ein Auge zudrücke. Aber er bleibt ſeiner Pflicht treu und opfert den Sohn, der zwar Gelegenheit zur Flucht hat, aber die Schande nicht überleben will. Der ſchon entlaſſene Dallner will um jeden Preis den Fürſten ſprechen. Die Hofſchranzen verſperren ihm lange den Weg, endlich gelingt es ihm. Der Fürſt hört ihn und der ehrliche Jude Baruch bringt den Beweis herbei, wie ſchändlich Fürſt und Armee durch die Lieferanten betrogen werden. Da drängt ſich ein kleiner Knabe mit dem Bildniß des Fürſten herein, das Original ſuchend, und fleht ihn um Hülfe an, ſein Onkel habe ſich eben durch den Kopf geſchoſſen und ſeine Mutter weine ſo ſehr. Es iſt des alten Dallners Enkel, Sohn ſeiner verwittweten Tochter. Der Fürſt tröſtet den Alten über den Verluſt ſeines Sohnes, ſtellt ſeine Ehre her und gelobt, den Mißbräuchen ein Ende zu machen.

„Der Vormund", Schauſpiel von Iffland, 1795.

Rothenburg, der 50jährige Vormund der ſchönen und wohlhabenden Louiſe, hat ſich dieſes Mädchen durch ſeine treue Sorge und Liebe ſo zur Dankbarkeit verpflichtet, daß ſie ihn und keinen andern heirathen will. Allein wie ſehr er ſie auch liebt, ſo ſorgt er doch dafür, daß ſie einen jungen ausgezeichneten Offizier zum Mann bekommt, der ſie innig liebt, und erträgt geduldig die Verleumdungen, als ſpeculire er auf das Vermögen der Mündel. Zuletzt ſteht er gereinigt da, als Märtyrer der Uneigennützigkeit.

Das weibliche Seitenſtück dazu zeichnete Iffland in dem Schauſpiel „Selbſtbeherrſchung".

Die verwittwete Baronin von Rosenstein liebt ihren Sekretär, den jungen Willnang, und ist im Begriff, ihm ihre Hand anzubieten, als sie merkt, er liebe ihre Gesellschafterin, die junge Louise. Großmüthig entsagt sie nun und macht die armen Liebenden glücklich.

Der „Spieler" Ifflands wurde sehr beliebt.

Der junge Baron Wallenfeld ist von seinem reichen Oheim schlecht erzogen und, weil er ein armes bürgerliches Mädchen heirathete, enterbt worden. Aus Noth spielt er, verliert alles und muß Croupier des v. Posert werden, des Spielers, der ihn um alles gebracht hat. Seine Gattin duldet treu. Endlich wird Posert wegen falschen Spiels verhaftet und ein alter General übernimmt es, den Mitschuldigen Wallenfeld zu bessern und zu retten. Er veranstaltet eine Bank in seinem Hause, Posert muß Bankier, Wallenfeld Croupier seyn, Weib und Kind von Wallenfeld setzen ihr letztes auf die Karte und verlieren. Da setzt der General den Knaben Wallenfelds selbst auf die Karte. Der erschütterte Vater reißt das Kind weg und erhält — Verzeihung.

„Die Advokaten", 1796.

Einige unmündige Waisen sollen um ihr Erbe gebracht werden. Niemand nimmt sich ihrer an, als der alte chiragrische Advokat Wellenberger, der das Verbrechen aufspürt und dem vornehmen Bösewicht die Stirne bietet. Dieser will ihn bei einer Unterredung unter vier Augen vergiften, was aber mißlingt, und er wird entlarvt. Der Charakter des alten Advokaten ist meisterhaft gezeichnet und wurde eben so meisterhaft von Seydelmann gespielt.

In den „Höhen" zeichnet Iffland

einen schändlich verleumdeten Präsidenten von Lerchenfeld, der endlich gerechtfertigt wird, aber es in der vornehmen Welt nicht mehr aushält und sich in ländliche Einsamkeit zurückzieht.

Dies mag genügen, Ifflands Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Auf seine vielen anderen unbedeutenderen Stücke will ich nicht eingehen.

Am nächsten steht ihm Joh. Christian Brandes, der zwar schon früher zu dichten anfing, als Iffland, aber von Lessings Manier später zu der Ifflands überging. Brandes war in Stettin geboren, brachte seine Jugend in großer Noth zu als Krämer, Bedienter ꝛc., bis er Schauspieler wurde. Zuerst schrieb er Trauerspiele.

Seine „Olivia" (1774) ist ein Greuelstück. Eine böse Stiefmutter vergiftet den Gatten und will auch dessen Tochter erster Ehe vergiften, bekommt aber das Gift selbst. — Eben so „Ottilie" (1780). Eine edle Maitresse opfert alles für ihren Geliebten, bis das Uebermaß seiner Treulosigkeit sie

dahin bringt, ihn und ſich ſelbſt zu erdolchen. — In den „Mediceern“ bringt er die bekannte Verſchwörung der Pazzi auf die Bühne. — Mehrere ſeiner Stücke ſind nur Nachahmungen, z. B. Rahel, die ſchöne Jüdin, nach dem Spanier Huerta; der Gaſthof, eine Scene aus Fieldings Amalia; das Trauerſpiel Alderſon, nach einer Erzählung der Frau von Riccoboni; der liebreiche Ehemann nach Marmontel; der Schiffbruch nach Prevots Manon Lescaut.

Beſſer ſind die bürgerlichen Schau- und Luſtſpiele, in denen Brandes Iffland nahe kommt, z. B. „der Bürgermeiſter“.

In einer entfernten Provinz regiert Graf Sellenthal als Statthalter, ergibt ſich Maitreſſen und Schmeichlern, läßt die Provinz ausſaugen, das Recht verkaufen, Unterſchleif üben ꝛc. Wer Geld bringt, bekommt Recht; wer nichts bringt, wird brutal abgewieſen. Eine Maitreſſe tyranniſirt das ganze Haus, ſchon aber ſchleicht eine Kupplerin umher, die dem Statthalter die wunderſchöne Louiſe, Tochter des verabſchiedeten und blutarmen Hauptmann v. Weghorſt zukuppeln ſoll. Der Hauptmann iſt ausgepfändet und lebt in den ärmlichſten Umſtänden, aber Sekretär Wiederau, der die Tochter liebt, nimmt ſich ſeiner an. Ein anderer Sekretär, Springel, führt eine verrätheriſche Correſpondenz mit einem auswärtigen Miniſter, die durch Zufall in Wiederaus Hände kommt, aber Springel iſt ſo frech, ſie aus Wiederaus erbrochenem Schreibtiſch zu ſtehlen, ſie an Wiederau ſelbſt zu adreſſiren und ihn dann als Verräther zu denunciren. — Inzwiſchen iſt im Wirthshaus, wo Weghorſt ſich aufhält, ein fremder Baron angelangt, in dem wir alsbald den König erkennen. Incognito unterſucht er das Benehmen ſeiner Beamten und wird nun hier bald der Retter und Rächer. Springel wird zum Tode verurtheilt, Sellenthal abgeſetzt, Wiederau wird an ſeiner Stelle Statthalter.

„Die Schwiegermutter“.

Das eheliche Glück des Baron Reichenau wird durch die beiderſeitigen Schwiegermütter, eine Generalin und eine Landräthin, geſtört. Insbeſondere die erſtere, ſeine Mutter, tritt aufs feindſeligſte gegen ſeine Frau auf, indem ſie dieſelbe in den Verdacht bringt, ein fremdes, von ihr angenommenes Kind ſey ihr eigenes, vor der Ehe geboren. Zu ihrer Beſchämung zeigt es ſich aber, daß es ein uneheliches Kind des Barons iſt, welches die Baroneſſe großmüthig angenommen hat.

Am originellſten iſt „Hans von Zanow oder der Landjunker“ (1785).

Ein echter Pommerſcher Junker kommt in die feine Reſidenz und ergötzt durch ſeine Grobheit und Gutherzigkeit. Er ſpricht echt plattdeutſch. Seine ſchöne, feine, ſchalkhafte und hochgebildete Tochter Wilhelmine, die am Schluß eine glückliche Braut wird, contraſtirt ſehr gut mit ihm.

Franz Kratter in Lemberg ſchrieb ſeit 1782 Stücke in Ifflands Manier, voll Edelmuth und Empfindſamkeit, ließ ſie aber meiſt an Höfen ſpielen, ſo daß die höchſten Perſonen ganz bürgerlich fühlen und reden.

So faßt er im „Mädchen von Marienburg“ Katharina I. auf. Desgleichen Menzikoff und Natalie, Eginhard und Emma. Im „Vicekanzler“ geht der Liebende in ſeiner weinerlichen Großmuth ſo weit, ſeine Geliebte ſelber zu überreden, daß ſie ſich einem verhaßten Feinde hingebe, um den Vater zu retten.

Aehnlich Iſenburg von Buri, welcher viele Anecdoten von Friederich II. und Joſeph II. herausgab und 1787 Schauſpiele ſchrieb, in denen in Iffländſcher Art Großmuth geübt wird.

„Das Intelligenzblatt“. Der junge Durbach erfährt, ſein reiches Erbe gehöre rechtmäßig einem armen Mädchen, ſucht dieſes auf und findet in ihr ſeine Geliebte. „Die Matroſen“. Ein alter Schiffscapitän hilft einem liebenden Mädchen aus der Noth und entdeckt in dem Mädchen ſeine verlorene Tochter.

Haß und Liebe, Schauſpiel von Chr. Fr. von Bonin (Deutſche Schaubühne VII. 1).

Geheimerath von Steinau hegt eine Affenliebe zu ſeinem ruchloſen Sohn Ferdinand und einen tödtlichen Haß gegen ſeinen braven Sohn Karl, weil ſeine ſchöne Frau an der Geburt des letztern geſtorben iſt. Ferdinand beſtiehlt des Vaters Kaſſe und ſtürzt ihn in eine Anklage, während er zugleich ſeinem Bruder Karl nicht nur die Geliebte zu rauben ſucht, ſondern ihn auch durch einen falſchen Brief bis nahe an die Todesſtrafe bringt; doch der Fürſt entdeckt alles und Karl wird mit der Hand der Geliebten und der Verſöhnung des Vaters belohnt.

In den Schauſpielen des ſchon unter Klopſtocks Nachahmern erwähnten Kretſchmann kommt vor:

Die Familie Eichenkron. Ein unſchuldiges Mädchen wird vor den Nachſtellungen eines Prinzen geſchützt. — Die Hauskabale. Eine adelige Schwiegermutter plagt die bürgerliche Schwiegertochter, bis der letzteren Vater ihr beiſteht. — Die Belagerung. Ein Oberſt läßt ſich durch nichts irre machen in Vertheidigung einer Feſtung und wird durch glückliche Liebe belohnt. — In der Erzählung „Hoheit und Stolz“ kehrt der Kampf zwiſchen Patrizier und Plebejer wieder.

Guſt. Fr. Wilh. Großmann, ein geborener Berliner, Schauſpieldirector zuletzt in Hannover, ſchrieb mehrere dramatiſche Werke und Ueberſetzungen, ohne Werth. Nur das Stück „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln“ erlangte bedeutenderen Ruf,

weil darin ein zäher deutscher Hausvater geschildert ist, der bei seinen 6 Schüsseln bleibt, wie sehr auch seine adeligen Verwandten ihn bestürmen, wenigstens 18 Schüsseln auf den Tisch zu stellen und ein großes Haus zu machen.

Johann Jakob Engel, Professor und Prinzenlehrer, später Theaterdirektor in Berlin, dessen Werke 1801—1806 in 11 Bänden erschienen, war Mitglied der Akademie und wurde ungeheuer gepriesen, weit über seinen Werth. Auch er war ein Erzvater deutschen Philisterthums. Sein Hauptwerk ist der Roman „Lorenz Stark" von 1801.

Ein echt deutscher Hausvater mit allen seinen Tugenden und Schwächen, ehrlich, fleißig, dadurch reich geworden, aber ein wenig kleinlich, händelsüchtig, argwöhnisch gegen seinen eigenen Sohn, dessen Verdienst er mißkennt. Dazu die Hausfrau, eben so bieder und gegen den Sohn viel mütterlicher. Einige andere Verwandte, Hausfreunde und Diener von guter und schlimmer Art, ganz aus dem Leben des vorigen Jahrhunderts gegriffen. — Stark, der Sohn, ordnet die zerrütteten Vermögensverhältnisse eines verstorbenen Freundes Lyck, dessen Wittwe ihm dabei ein zärtliches Interesse einflößt. Stark, der Vater, hält den Sohn mit Unrecht für einen Spieler und Verschwender und kränkt ihn durch seinen Tadel aufs bitterste. Die Wittwe ist genöthigt, um Gläubiger befriedigen zu können, sich an die Großmuth des Alten selbst zu wenden. Eine meisterhafte Scene, das beste, was Engel je geschrieben. Er meint es gut, hat aber rauhe Formen und hört schlecht. Sie spricht in der Angst leise und wird mißverstanden. Als sie ihre Absicht so verfehlt sieht, fällt sie in Ohnmacht. Starks Tochter aber klärt seinen Irrthum auf und nun hilft er der Wittwe. Am Ende, überzeugt von dem Werth dieser Wittwe, versöhnt er sich mit seinem Sohne und erlaubt ihm, sie zu heirathen.

Neben Lorenz Stark figurirt in Engels Werken Tobias Witt, die Hauptfigur in seinem „Philosophen für die Welt".

Derselbe hat gewisse praktische Maximen, die er in Beispielen deutlich macht. Es ist ein Bauwesen, Einer blickt immer tiefsinnig vor sich hin, sieht den vorstehenden Balken nicht und stößt sich an den Kopf; ein Anderer hat die Nase immer hoch, sieht die Steine unten nicht, fällt und bricht ein Bein. Einer spricht immer von 50 Thälerchen als einer Kleinigkeit und wird bankerott; ein Anderer spricht von derselben Summe immer als von etwas Großem und Ehrwürdigem und wird reich.

Unter den Schauspielen Engels erlangte unverdienten Ruf „der Edelknabe" von 1772.

Der Edelknabe schläft, der Fürst findet neben ihm einen angefangenen Brief an seine Mutter, wird dadurch gerührt und sorgt fortan für Mutter und Sohn.

Noch unbedeutender ſind: Eid und Pflicht, der dankbare Sohn, der Diamant, Titus, Stratonice. Desgleichen die lehrhaften Schriften, der Fürſtenſpiegel und die „Ideen zur Mimik", aus denen man ſeiner Zeit viel zu viel machte.

6.

Die Herrſchaft der Empfindſamkeit.

Das empfindſame Weſen hatte ſchon mit der Schäferpoeſie angefangen, und war eine natürliche Reaction gegen die Barbarei der Religionskriege. Es wurde genährt durch die Verweichlichung, in welche das Rococozeitalter verfiel, und durch die falſchen Humanitätsideale, die ſeit Rouſſeau aufkamen. Man bildete ſich ein, die ganze Menſchheit ſey gleich einem vornehmen Kinde, welches ſeinen Eltern, ſeinem natürlichen Beruf entriſſen, unter unnatürlichem Zwange und allen Arten Mißhandlungen geſeufzt habe und das man nun erlöſen, dem man für ſo viel Noth nun wieder ſchmeicheln und liebkoſen müſſe. Das menſchliche Herz ſey rein und gut, und alles Schlimme liege nur in der Verhältniſſen, welche dieſes arme Herz kränken. Daher bei den Dichtern ein Wetteifer, das Herz zu rühren, zu pflegen und zu verhätſcheln, und der Ausdruck eines Weltſchmerzes, der das leidende Herz beklagt. Es lag wohl etwas Wahres in dieſer Auffaſſung, aber man übertrieb, indem man das Herz überſchätzte, die Erbſünde ganz und gar vergaß und aus purer Eitelkeit ſich in ſich ſelbſt verliebte. Nur einige anſpruchsloſe Dichter faßten das Wahre an der Sache auf, indem ſie Worte liehen dem ſtummen Schmerz, der durch einen großen Theil des Volkes ging. Wir haben dieſe Berechtigung zur Wehmuth ſchon an dem wundervollen Roman von Hippel erkannt. Ein großer Theil des Volkes litt unter der Tyrannei eines halbbarbariſchen Adels, einer durch alte kirchliche Sympathien und gutes altes Herkommen unbarmherzig durchfahrenden Bureaukratie, an der Ertödtung jeder nationalen Begeiſterung, unter Nahrungsſorgen, in trivialer Lebensgewohnheit und hatte nicht einmal mehr den rechten Troſt der Religion denn die Seelſorger waren faſt durchgängig ſchale Rationaliſten. Das deutſche Volk war nie vorher in einem ſo verkommenen Zuſtande geweſen, ſo ganz ohne Nationalgefühl, ohne Bewußtſeyn der Kraft und Größe,

verſtückelt, zerklüftet, kunſtreich klein gemacht, gehudelt, gepudelt, verachtet, und zur Selbſtverachtung officiell verpflichtet. Da konnte ein tiefer Schmerz, wenn man ſich ſeiner auch aus Unterthantreue nicht einmal recht bewußt zu werden wagte, doch nicht ganz, nicht immer unterdrückt werden und machte ſich irgend einmal im ſüßen Klageton eines Volksliedes laut oder ſtimmte die melancholiſche Harfe eines gebildeten Jünglings, deſſen krankes Herz die Krankheit der Zeit mitfühlte, deſſen Todesahnung in der eigenen geknickten Lilie das Sinnbild eines nationalen Hinſterbens ſah.

Das Volkslied, ſeiner natürlichen Anſpruchsloſigkeit gemäß, kokettirt mit keiner Thräne, drückt aber nur um ſo wahrer den tiefempfundenen Schmerz aus. Welches Klagelied der Kunſtdichter gleicht desfalls an zarter Innigkeit dem Heimwehlied des Schweizers, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den gemeinen Soldaten entſtanden iſt:

Zu Straßburg auf der Schanz
Da ging mein Trauern an.

Der Schweizer Söldner ſtand Schildwacht, da hörte er von ferne ein Alphorn klingen, oder glaubte es nur zu hören, ſprang hinunter und fort, wurde aber als Deſerteur ergriffen und ſang das rührende Lied auf ſeinem letzten Gange.

Dieſen edelſten und beſcheidenſten Ausdruck des Schmerzes kannten nur wenige Kunſtdichter, die immer zu viel winſelten. Ludwig Heinrich Chriſtian Hölty aus Marienſee bei Hannover, ſtudirte in Göttingen, wurde dort ein ausgezeichnetes Mitglied des Dichterbundes, ſtarb aber bald, noch als Candidat, an der Schwindſucht, 1776. Seine Gedichte ſind einfach, zart, der treue Ausdruck einer reinen unentweihten Jünglingsſeele, durchdrungen von einem ſüßen Wehe, durchzittert von einer Thräne. Der tiefe Eindruck, den ſie auf die Nation gemacht haben, der Ruhm, den Hölty heute noch mit Recht genießt, beruhte auf dieſer rührenden Charakterſchönheit mehr noch, als auf dem reizenden Wohllaut und der edeln Simplicität ſeiner Sprache.

Unter ſeinen heitern Liedern iſt am berühmteſten:

Wer wollte ſich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?

Doch am meiſten ſpricht ſich ſein Weſen in den mehr ernſten und wehmüthigen Liedern aus, z. B. an den Mond (der ein geliebtes Grab beſcheint), an ein Veilchen, in das ſeine Seele übergehen und das am Buſen der Ge-

liebten ſterben ſoll. Elegie auf ein Landmädchen und der arme Wilhelm (beide auf den Tod eines jungen Mädchens).

Viele Seufzer im Mondſchein und ſüße Liebesthränen kommen auch in Johann Martin Millers, des Ulmers, im Uebrigen ziemlich geringen Gedichten von 1783 vor. Am berühmteſten wurde deſſen Lied:

Was frag ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?

Neben Hölty zeichnete ſich der Graubündtner v. Salis durch edle Einfachheit und eine gewiſſe natürliche Wehmuth aus.

Er hat nur wenig gedichtet, aber mehrere ſeiner Lieder fanden unter den gebildeten Claſſen in Deutſchland die weiteſte Verbreitung. So das berühmte:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen ſtill und ländlich
Und ein kleiner eigner Heerd ꝛc.

Und das Frühlingslied:

Unſre Wieſen grünen wieder,
Blumen duften überall
Fröhlich tönen Finkenlieder
Zärtlich ſchlägt die Nachtigall.
Alle Wipfel dämmern, grünen,
Liebe girrt und lockt darin.
Jeder Schäfer wird nun kühner,
Sanfter jede Schäferin ꝛc.

Wie auch das berühmte Grablied:

Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauderhaft ſein Rand,
Es deckt mit ſeiner Hülle
Ein unbekanntes Land ꝛc.

Ein Lied, welches dem Rationalismus der Zeit beſonders zuſagen mußte, da keine Spur von chriſtlicher Gefühlsweiſe darin iſt. Nur dieſe einfach gehaltenen Lieder begründeten Salis Ruhm. In den meiſten übrigen findet man claſſiſche Affectation; z. B. in dem Gedicht „Berenice“:

Lauſcht, Nymphen, lauſcht, Dryaden lispelt leiſer!

Und in der Abendwehmuth:

Ueber den Kiefern blickte Heſpers Lampe.

Vorbilder für Matthiſſon ſind ſeine Landſchaftsbilder:

Abendglockenhalle zittern
Dumpf durch Moorgedüfte hin ꝛc.

oder:

Der Mond, umwallt von Wolken, ſchwimmt
Im feuchten Blau der Luft,
Der Forſtteich matt verſilbert glimmt
Durch zarten Nebelduft.

Merkwürdig ſind die Lehrgedichte „das Mitleid“ und „die Wehmuth“, weil ſie ganz im Versmaaß und allegoriſchen Bilderſchwulſt gefaßt ſind, wie Schillers Lied an die Freude.

Chriſtoph Auguſt Tiedge, geboren zu Gardelegen bei Magdeburg, durch Gleim begünſtigt, begleitete nachher die Frau von der Recke auf ihren Reiſen und lebte bei ihr bis ins hohe Alter in Dresden († 1841). Von einer Frau lebend, war Tiedge weniger ein Mann, als ein gutes Kind, allgemein geſchätzt wegen ſeiner Seelengüte und Beſcheidenheit, gewiß nächſt Hölty unſer ſanfteſter Dichter. Er dichtete ſeit 1796, ſeine ſämmtlichen Werke wurden 1823 geſammelt und ſeitdem wieder aufgelegt. Seine Gedichte ſind meiſt elegiſch und man bemerkt in ihnen den Einfluß engliſcher Dichter, der Nachtgedanken Youngs und der Oſſian'ſchen Nebelgebilde. Die Hauptſache iſt bei ihm immer die mit überſchwenglicher Empfindſamkeit hervortretende Subjectivität, in deren Gefühlsfluidum Stoff, Gedanken und Bilder verſchwimmen. Sodann wählt er vorzugsweiſe gern Bilder, die nichts Feſtes und Beſtimmtes darbieten, ſondern ſchon zerfließen, ehe man ſie recht anſchauen kann. Die meiſten Bilder ſtehen nicht, ſondern ſie wehen, ſind nicht von ruhenden Gegenſtänden, ſondern von vorübergehenden Bewegungen hergenommen, und ſind oft nur das nämliche, wie das, dem ſie zum Gleichniß dienen ſollen.

In der „Morgenfeier“ heißt es:

Lebensathemzüge wehen
Und ein großes Auferſtehen
Rauſcht vom Traum der Nacht empor.
Zarte Blüthen taumeln nieder,
Ueber die der Geiſt der Lieder
Wie ein lindes Säuſeln fuhr:
Und aus einer weiten Laube
Tönt und triumphirt der Glaube
An die ewige Natur.

Einmal beſingt Tiedge das abſtrakte Weſen „Wiederſehen“, beſchreibt aber dabei nur ſeine eigene Ungewißheit, wie er es beſingen ſoll? man kann die Entfernung des Gefühls von der Wirklichkeit eines poetiſchen Gegenſtandes in das leere Nichts der Reflexion nicht weiter treiben.

Wiederſehn!
Endlich tönt dir mein Willkommen,
Meine höchſten Huldigungen,
Sollen dir entgegenwehn!
Endlich hab ich dich errungen,
Hell wie Frühlingsauferſtehn,
Leuchteſt du, o Wiederſehn! ꝛc.

In einem Liede auf Laura's Tod ſagt Tiedge:

Hochgeheiligt, wie die Schlummerhöhle,
Der die Blum' ihr Todtenopfer weiht,
Und melodiſch, wie die Harfenſeele,
Liſple dort die Abgeſchiedenheit.

Tiedge's Empfindſamkeit culminirt in dem poetiſchen Briefwechſel zwiſchen Abälard und Heloiſen und in dem Gedicht „Vergiß mein nicht“. — Obgleich es dem Dichter immer gut ging und ſeine Seelenruhe nie getrübt erſcheint, iſt er doch aus angeborenem Temperament melancholiſch. Er liebt nur bange Dämmerungen, mondbeglänzte Ruinen in ſtiller Nacht, die Freundin trauernd an der Urne ꝛc.

Der bewölkte Mond
Blickt in die zerfallnen Tempelhallen,
Wo ein klagenreiches Echo wohnt.

Wie dieſes Landſchaftsbild, ſo iſt ſeine ganze Poeſie. Nirgends aber tritt bei ihm der Ernſt eines tiefen Schmerzes in erſchütternder Wahrheit hervor. Der Tod iſt ihm nur Ruhe, Schlummer. — Nichts charakteriſirt das melancholiſche Temperament des Dichters beſſer, als ſein „Geſellſchaftslied“, das zur Freude ſtimmen ſoll, aber ganz wehmüthig und weinerlich iſt.

In der „Geburt der Freude“ feiern Amor und Pſyche ihre Hochzeit in einer Palmenlaube (die hochſtämmigen Palmen eignen ſich nicht zu Lauben). Indem ſie im höchſten Entzücken liegt, tropft es von den Palmen auf Pſyche herab und der Tropfen wird zur Thräne, d. h. Freudenthräne. Aus Amors und Pſyches Umarmung aber wird ſofort die Freude geboren, „Theogone“ genannt. Muſen, Grazien und die Weisheit pflegen ſie. Sie reist ſodann durch

die Welt, bleibt aber immer die kühle moraliſche Freude, die Schülerin der Weisheit.

Abgeſehen von dieſen Schwächen des Dichters erfreut ſeine Milde und Zartheit.

Seine berühmte Elegie auf dem Schlachtfeld von Kunnersdorf iſt nicht empfindſamer, als es eine ſo traurige Gelegenheit verlangt; aber die Idee iſt aus dem Engliſchen des Gray (Elegie auf einen Dorfkirchhof) geſchöpft. Sehr ſchön iſt ſein Gedicht „auf dem Komoor", worin er Betrachtungen über die rings um ihn herum ausgebreitete Alpenwelt anſtellt. Unter ſeinen Romanzen iſt am bekannteſten „die Blume der Lauenburg". Die Nonne Bertha wird aus dem Kloſter entführt, ſtirbt aber unterwegs, ehe der wilde Ritter ihrer habhaft wird und ſeitdem geht ihr Geiſt auf ſeiner Burg um. Die Romanze „Robert und Klärchen" erinnert an Hölty's ländliche Romanzen. Robert bleibt zu lange aus, Klärchen ſtirbt vor Gram. Als er wiederkehrt, ſtirbt er ihr nach. „Im Echo oder Alexis und Ida", läßt der Liebende Ida's Namen vom Echo wiederhallen. Alle kleine Reize der Annäherung, des Fliehens und Wiederkehrens ſind hier anmuthig aufgefaßt. Berühmt iſt das Lied mit der Roſe „an Alexis ſend ich dich."

Tiedge's größtes Werk iſt die berühmte, ſehr oft gedruckte Urania, zuerſt 1801 erſchienen.

Sie handelt von der Unſterblichkeit und beantwortet theils die Zweifel daran, theils die hoffnungsloſe Sehnſucht darnach. Tiedge malt die Fülle der Natur und des Lebens, den unermeßlichen Reichthum der Schöpfung aus und ſtellt ihnen dann den herben Gedanken der Vergänglichkeit gegenüber. Seine Philoſophie iſt weſentlich Kantianismus, er greift nur nach ſogenannten Forderungen der Vernunft und übergeht die Verheißung, die chriſtliche Offenbarung gänzlich. Seine Hauptargumente ſind: 1) der Menſchengeiſt iſt Licht, zum Licht geboren; ſein Wiſſensdrang kann nur im höchſten Wiſſen ſein Ziel finden. 2) Die Tugend kann nicht untergehen; der moraliſche Werth iſt die ſicherſte Bürgſchaft der Fortdauer. Der letzte Gedanke iſt der Schlußgedanke und allerdings poetiſcher, als das übrige. Dieſes rein philoſophiſche Gedicht ſucht die Trockenheit der Gedankenfolge überall durch weiche Rührungen und ſchwärmeriſche Begeiſterung zu verbeſſern.

Auch in einigen ſeiner kleineren Gedichte huldigte Tiedge dem Rationalismus der Zeit. In einer dramatiſirten Cantate „die Apoſtel am Pfingſttage" läßt er jeden Apoſtel eine der verſchiedenen Confeſſionen und religiöſen Meinungen bedeuten und ſagt, in ihnen allen ſey doch nur ein Geiſt. — In einer Betrachtung der Ruinen Roms bejammert er, daß

ruchlose Pfaffen die Erben des antiken Heldenthums hätten werden müssen, und in dem Gedicht „Duldung" sagt er von einem großen Geiste, es sey ihm erlaubt, nicht an Gott zu glauben, weil er, indem er selbst ein Gott sey, beweise, was er leugne.

Den geringsten Werth haben die rein didaktischen Gedichte Tiedge's, die Episteln, der Frauenspiegel, die Wanderungen durch den Markt des Lebens. Alles Betrachtungen über Welt und Menschen in Jamben, mild und freundlich, nur sehr selten witzig oder einigermaßen geistreich.

Es hält schwer, alle empfindsamen Dichter der Zeit herauszufinden, da ihrer so viele waren. In den Göttinger Musenalmanach schrieben unter andern v. Stamford 1777 das berühmte Lied „Wenn die Nacht mit süßer Ruh" und ein sächsischer Pastor Senf daselbst 1782 das Lied „Auf des Mondes sanftem Strale", Keltzen 1788 das Lied „Im Arm der Liebe ruht sichs wohl" ꝛc. Christ. Adolf Overbeck gab 1786 „Lieder für empfindsame Herzen" heraus. Von ihm das berühmte Lied „Blühe, liebes Veilchen". — Der Schwede v. Brinkmann gab unter dem Namen Selmar 1789 deutsche Gedichte heraus, in antiken Versmaaßen, empfindsam und schwärmend für Einsamkeit, Freundschaft, meist Episteln an Freunde und Freundinnen. Ohne Originalität, in Matthissons Ton. — Isenburg von Buri ist in seinen Gedichten (Basel 1784) schwermüthig, wie Hölty und Tiedge, klagt um Laura und läßt sie aus dem Grabe antworten. — Mnioch in seinen Gedichten (1796) preist in empfindsamen Tönen eine „Wallina und Minona".

Der Dichter liebt zwei Mädchen, Wallina und Minona zugleich, und weint und jammert nun, daß es nicht blos eine ist, und daß er, weil er nicht blos eine liebt, von beiden verschmäht wird. Eine solche Situation sentimental aufzufassen, ist höchst ungeschickt und schwächlich. Ein rechter Mann ist entweder tugendhaft und dann liebt er nur eine, oder er ist es nicht und dann liebt er alle beide, aber lustig und frivol. Die sentimentale Donjuanerie, die in Lenau ihren Gipfelpunkt fand, ist hier in ihrem Beginne angedeutet.

Indem wir zu den empfindsamen Romanen übergehen, ist voraus zu bemerken, daß Rousseau's neue Heloise den Ton angab, in dem alle späteren fortklangen. In diesem weltberühmten Roman verliebt sich der Held schwärmerisch in eine schon verheirathete Frau, und alles läuft darauf hinaus, das Recht des Herzens gegenüber der Pflicht der Ehe in

Schutz zu nehmen. Das alte Thema, welches ſchon Gottfried von Straßburg im Triſtan behandelte. Unter den deutſchen Dichtern, die nach Rouſſeau auf dieſes Thema zurückkamen, ſteht wieder Göthe oben an mit ſeinem berühmten Roman „Leiden des jungen Werther", den er ſchon 1774 geſchrieben hat. Außer Rouſſeau's Heloiſe ſchwebte ihm Oſſian vor. Der Engländer Macpherſon hatte kurz vorher (1760) die angeblichen Dichtungen eines altſchottiſchen Sängers Oſſian herausgegeben, die ſich durch ihre moderne Sentimentalität als verfälſcht erwieſen, an deren Echtheit man aber damals glaubte und die durch ihre Weinerlichkeit alles mitweinen machten. Göthe flocht nun eine Ueberſetzung aus dem falſchen Oſſian ſeinem Roman ein und taufte ihn reichlich mit Thränen.

Werther iſt ein edler und ſehr gebildeter Jüngling, aber bürgerlich, wird einmal in einer adeligen Geſellſchaft ſchlecht behandelt und fortgewieſen und iſt darüber untröſtlich. Schon an Selbſtmord denkend verläßt er Amt und Eltern, wird aber an einem dritten Ort durch die ſchöne Lotte gefeſſelt, die Verlobte und nachher Gattin Alberts. Ihre Liebe bleibt eine platoniſche, aber da er ſie mehr zu verdienen, ihrer würdiger zu ſeyn glaubt, als der geiſtig ihm weit untergeordnete Albert, ſo verbittert ihm dies Verhältniß vollends das Leben und er ſchießt ſich wirklich todt. Der Dichter hat den Schwächling nicht nur idealiſirt, ſondern gibt auch nirgends zu erkennen, daß er den feigen Selbſtmord mißbillige. Auch die ſonſt praktiſche Lotte thut nicht, was jede tüchtige und fromme deutſche Frau thun würde, um einem ſolchen ſentimentalen Hämling den Kopf zurecht zu ſetzen.

Vergebens erklärte ſich Leſſing gegen dieſes „kleingroße, verächtlich ſchätzbare Original", vergebens ſpottete der praktiſch fromme Claudius und der nüchterne Nicolai, v. Göchhauſen (Wertherfieber) ꝛc., die große Mehrheit des gebildeten Publikums begann dennoch für Werther zu ſchwärmen, ja es entſtand ein ſog. „Wertherfieber", das lange in Deutſchland graſſirte. Das Jünglingsideal der deutſchen Dichtung, einſt der tapfere, treue, anſpruchsloſe, arbeit- und thatenreiche Sifrit, wurde jetzt der ſchmachtende, weinerliche, faule, feige und doch anſpruchsvolle und im Egoismus erſtickende Werther. Indem ſich die gebildete Welt für dieſen erbärmlichen Geſellen intereſſirte, verrieth ſich ihre ganze ſittliche Fäulniß und Charakterſchwäche.

Unter den Nachahmungen, die alsbald den Büchermarkt überſchwemmten, erlangte nur des Ulmer Profeſſors Joh. Martin Miller thränen-

reicher „Sigwart, eine Kloſtergeſchichte“ vom Jahr 1776 faſt gleichen Ruhm wie Werther.

Xaver Sigwart, der Sohn eines Amtmanns an der Donau in Schwaben, kommt einmal als Knabe in ein Kapuzinerkloſter und wird durch den ehrwürdigen Pater Anton und durch die fremdartige Heiligkeit, die ihn hier umgibt, bewogen, ſich ſelbſt für das Kloſter zu beſtimmen. Auf der Vorbereitungsſchule lernt er einen jungen Herrn von Kronhelm kennen, mit dem er aufs Land zu deſſen Vater reist, wo das roheſte Junkerthum, Saufen, Lüderlichkeit und Bauernſchinderei herrſcht. Andererſeits beſucht Kronhelm mit Sigwart auch deſſen Familie und verliebt ſich in deſſen Schweſter Thereſe. Dieſes aufgeweckte Mädchen hat proteſtantiſche und moderne Bildung verſchmeckt, weiht ihren Bruder in die Poeſie Gellerts, Klopſtocks ꝛc. ein und macht ſelbſt Verſe, worin ihr der Bruder bald nachahmt. Eine gewiſſe Sophie verliebt ſich zum Sterben in ihn und wir bekommen ihr ſapphiſches Schmachten zu leſen. Aber er liebt ſie nicht wieder und ſo reſignirt ſie ſich, in ihm einen reinen ihr ewig unerreichbaren Heiligen und Engel Gottes anzubeten. — Inzwiſchen verliebt ſich Sigwart als Student in Ingolſtadt in die ſchöne Marianne, Tochter des Hofraths Fiſcher, und bald liebt ſie ihn wieder und ſie verhimmeln zuſammen. Da Kronhelm, trotz des väterlichen Zornes, durch Vermittlung eines guten Oheims in den Stand geſetzt wird, Thereſen, als ein bürgerliches Mädchen, heirathen zu können, will auch Sigwart das Kloſterleben aufgeben und Marianne heirathen, aber ihre Eltern wollen ſie einem Andern geben und ſperren ſie, da ſie ſich ſträubt, in ein Kloſter. Aus dieſem iſt Sigwart eben im Begriff, ſie heimlich zu befreien, als ſie plötzlich, die ſchon lange vor Gram kränkelte, das Leben aushaucht. Aus Verzweiflung geht er ins Kloſter. Nach einiger Zeit kommt er als Beichtvater zu einer ſterbenden Nonne, es iſt Marianne, die jetzt erſt wirklich ſtirbt. Nun kann auch er es im Leben nicht mehr aushalten. Er wird vermißt und auf ihrem Grabe gefunden.

Auch noch ſehr ſentimental iſt Millers „Geſchichte Karls von Burgheim und Emiliens von Roſenau“, ein Roman in Briefen.

Er handelt von der Liebe des Herrn von Burgheim zu Emilien, die den Herrn von Alten liebt. Karl tritt dieſem auf's großmüthigſte Emilien ab, als aber Alten kränkelt und ſtirbt, überläßt er ſeine Wittwe wieder ihrem erſten Liebhaber und Emilie hält es für ihre Schuldigkeit, ihn nunmehr glücklich zu machen. Der Verfaſſer hat ſich gar zu ſelbſtgefällig gehen laſſen, auch ſeine eigene Perſon, als Freund der adeligen Familien, von denen er ſchreibt, mit eingeflochten.

Zu den Nachahmungen des Sigwart gehörten: Hartmann, eine württembergiſche Kloſtergeſchichte von David Chriſtoph Seybold, 1779;

Pater Hyacinth, 1782; Verfolgungen des Pater Hartung von Winkopp, 1782; die Wanderungen des Pater Abilgard, 1797.

Der Pater entflieht dem Kloſter und wird von einer Dame unterſtützt, bei der er die Kloſterſitten ablegt und die Weltſitten annimmt. Seine Schüchternheit und das klöſterliche Befremden, womit er in die Welt tritt, ſind nicht ohne Reiz geſchildert.

„Das Paradies der Liebe", ein Kloſterroman von Schad (1804). Hieher gehören noch: „Sophie Berg, ein Beitrag zur geheimen Geſchichte des Kloſterlebens" von Albrecht (1781) und „die Widerwärtigkeiten der jungen Emilie" zum Unterricht tugendhafter und empfindſamer Seelen. Leipzig 1778.

Emilie iſt ins Kloſter gebracht worden, ihr Geliebter küßt eben durchs Gitter ihre ſchöne Hand; als ſein Nebenbuhler dazu kommt. Es gibt ein blutiges Duell. Nach allerlei Nöthen aber heirathen ſich die Liebenden. Im Kloſter lernt Emilie eine andere Nonne kennen, die von einem Liebhaber geſchwängert und von dem uneigennützigen andern in dieſem Zuſtand gepflegt worden war.

Eine der beſſeren Wertheriaden war der 1782 anonym erſchienene Roman „Guſtav Wolart".

Guſtav iſt ſchwärmeriſch in Julie verliebt. Sie wird endlich gezwungen, einen gewiſſen Süßkind zu heirathen. Guſtav grämt ſich zu Tode, in ſeiner Sterbeſtunde aber erſcheint Julie, ſinkt in ſeine Arme und ſtirbt mit ihm.

Werthes († 1817 in Stuttgart) ſchrieb die „Begebenheiten Eduard Bomſtons in Italien". Sie knüpfen ſich an Rouſſeau's neue Heloiſe an. (Altenburg 1782.)

Bomſton verliebt ſich in die ſchöne Laura, die einem wollüſtigen Cardinal zum Opfer gebracht, in dieſem Verhältniß dennoch die Unſchuld ihrer Seele bewahrt hat und als ſie endlich ihre Schande inne wird, in Verzweiflung geräth. Weiter verliebt er ſich in eine ſchöne Gräfin, deren Gatte auch ſo gefällig iſt, zu ſterben. Da aber die Gräfin nicht ſo viel Seelenadel beſitzt, wie Laura, kehrt Bomſton zu dieſer zurück und will ſie heirathen, als ſie freiwillig ins Kloſter geht. So von zwei Frauen geliebt, bekommt er gar keine.

Werthes überſetzte den Arioſt zum erſtenmal in achtzeiligen Stanzen, auch Gozzi, und ſchrieb noch Hirten- und Mädchenlieder, einige vergeſſene

Schauspiele und Opern. — Karolinens Tagebuch von Maria Anna Sagar (1772) konnte ich nicht einsehen.

Die moralischen Romane tränkten sich immer mehr mit Empfindsamkeit. Was sonst nur als „Begebenheit" eines zärtlichen Paares oder einer Familie hatte interessiren sollen, mußte jetzt schon mehr zum Gefühl sprechen. Die Zahl dieser Romane aus den achtziger Jahren ist sehr groß, sie wurden schon fabrikmäßig bearbeitet, um dem Publikum als Modelecture feil geboten zu werden. (Emilie Sommer von Thilo, 1780. Eleonore, wahre Geschichte in Briefen von Friedel, 1780. Emilie Goldbach v. Trützschler, 1783 ꝛc.) Es fehlte jedoch auch nicht an Opposition. Nicolai verhöhnte den empfindsamen Werther und den Dichter Jacobi (im Nothanker). Timme schrieb 1781 einen empfindsamen Maurus Pancratius Ziprianus Kurt als Satire.

Deutschland hatte damals auch einen empfindsamen Philosophen. Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, Kaufmann, Hofkammerrath und endlich Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, war ein Philosoph, den seine Schmeichler den deutschen Plato nannten, während ihn Schelling wie einen dummen Jungen behandelte (beides übertrieben) und zugleich Dichter, als solcher nicht weniger mittelmäßig. Tiefe, einschneidende Wahrheit oder herzgewinnenden Zauber des Poetischen findet man nirgends bei ihm, wohl aber eine edle, jedoch ein wenig eitle Gefühlsschwärmerei. Für das, was er glauben macht, daß er sey, ist er in der Wirklichkeit immer zu wenig. Offenbar hat Jacobi im Privatleben durch seine Tugenden sich einen großen Freundeskreis gebildet, aber die Achtung, die dem Menschen gezollt wurde, auf den Philosophen und Dichter, der sie weniger verdiente, übergetragen. Dieses entschuldigt die stillschweigende Voraussetzung, daß seine Helden, d. h. er selbst in ihnen, von höchster Vortrefflichkeit seyen.

Seine Romane sind: „Woldemar" von 1779.

Der reiche, stolze, eigensinnige Kaufmann Hornich hat drei Töchter, aber keinen Sohn. Die älteste Tochter heirathet einen reichen jungen Kaufmann von Bildung; die jüngste einen jungen Gelehrten, der, um ihre Hand bekommen zu können, Kaufmann werden muß. Die mittlere Tochter, Henriette, ist überaus geistreich und seelenvoll; ihres jüngeren Schwagers jüngerer Bruder, Woldemar, der alles weiß, aber noch viel mehr fühlt, tritt mit ihr in Rapport, flieht aber vor ihrer Ueberlegenheit und heirathet gleichsam aus

Trotz eine andere. Nachher erkennt er seinen Fehler und schämt sich bis zum Wahnsinn, aber Henriette heilt ihn. Vor der Reinheit ihrer Liebe muß jeder Schmutz, jedes Dunkel weichen. Ihr Triumph ist, daß Woldemar seine Alwine wieder liebt, ja mehr als zuvor, und daß sie beiden Freundin bleibt. — Der Roman verkehrt die Geschlechter. Henriette hat männliche Festigkeit, Woldemar ist ein eitles und schwaches Weib.

Eduard Allwills Briefsammlung von 1792.

Amalie Clerdon und Sylli Clerdon, die Frauen zweier Brüder, und ihre Cousinen Lenore und Clärchen von Wallberg unterhalten sich in Briefen von einem gewissen Eduard Allwill, einem jungen kräftigen und etwas eigensinnigen Mann, der viel in Amaliens von ehelichem Glück und Kindern gesegnetes Haus kommt, allen Mädchen die Köpfe verrückt, als großer Mann behandelt wird und zwar nichts thut, aber desto mehr Philosophie auskramt. In dem höchst sententiösen, aber ganz inhaltlosen Geschwätz tauchen nur wenige halbwegs charakteristische Züge auf. So erfahren wir von Allwill, er habe sich als Kind eingebildet, sein hölzernes Pferd müsse lebendig werden, wenn er eine lebendige Fliege hineinbringen könne, was er denn standhaft zu bewerkstelligen versuchte. Ein andermal habe er seinen Bruder in Gegenwart des Vaters geschlagen, als er von diesem selbst Strafe zu erwarten hatte. Wieder einmal setzt er sich, ehe Amalie aufgestanden, in deren Sessel und trinkt ihren Kaffee aus. Als sie zum Frühstück kommt, entschuldigt er sich, der Kaffee sey schon zu kalt für sie gewesen und servirt ihr galant eine Chokolade. Kurz er soll einen genialen Sonderling vorstellen, in dem eine tiefe philosophische Weisheit steckt. Eine gewisse Lucie hat sich in ihn verliebt, die er aber sitzen läßt. Er ist so unverschämt, ihr zu schreiben, sie könne eben so gut die Sonne am Himmel fixiren, als ihn. Darauf antwortet sie indeß in einem Brief mit überlegener Vernunft und weiblicher Würde. Damit bricht der unerträgliche Roman glücklich ab.

Zu den empfindsamsten Schwärmern der Zeit gehörte der Züricher Pfarrer Johann Caspar Lavater. Die beste Schilderung von ihm gaben Ulrich Hegners Beiträge zur Kenntniß Lavaters, Leipzig 1836. Lavater war groß und schlank gewachsen, leichten und vornehmen Ganges, gleichsam ätherisch schwebend, sein Gesicht edel, fein und weiß. Er hatte als tapferer Schweizer mehr als andre den Muth, sich in einer entchristlichten Gesellschaft als Christ zu gebaren. Aber sein Muth wurde Prahlerei und Affectation. Er war nicht nur ein Christ, sondern spielte auch einen Heiligen. Unter allen christlichen Tugenden war ihm die Demuth am fremdesten. Er reiste, von einem Nimbus umgeben und von salbungsreicher Rede überfließend, durch ganz Deutschland (ein kleines Gegenbild

zu der Reise Pius VI.). Er ließ sich von andächtig verliebten Weibern beräuchern. Er hielt sehr viel darauf, ein schöner Heiliger zu seyn, und sein berühmtes Werk über Physiognomik hatte eigentlich nur den Zweck, auf die ideale Schönheit hinzuweisen, zu welcher die Stufenleiter der Thierphysiognomie hinaufführe. Diese Physiognomik sollte eigentlich nur der Rahmen zu seinem eigenen Porträt seyn. Er schrieb Psalmen (1765), geistliche Lieder, einen Jesus Messias (Nachahmung Klopstocks), einen Pilatus, Joseph von Arimathia und ähnliche Sachen, alle viel zu oratorisch und empfindsam, Aussichten in die Ewigkeit und Predigten, auch eine Anzahl „Schweizerlieder". Seine Werke wurden von Orelli 1842 in einer Gesammtausgabe edirt.

August Gottlieb Meißner aus Bautzen, Professor in Prag, schrieb seit 1778 „Skizzen", später historische Romane fabrikmäßig, indem er fremde Stoffe verarbeitete und über alles eine sentimentale Brühe goß. Sein Styl ist affectirt. Ueberall verräth sich der gemeine Tropf, der gern vornehm scheinen möchte. Seine Skizzen enthalten in 13 Bänden eine Menge kleine Erzählungen, meist entlehnt. Darunter sind die gräßlichen Kriminalgeschichten noch am anziehendsten, die empfindsamen Geschichten aber am widrigsten.

Eigenthümlich ist sein Hundssattler, ein Raubmörder, der als Krämer umherzieht mit zwei riesenhaften Hunden, welche seinen Kram tragen und zugleich auf das Packen von Menschen abgerichtet sind. Mit ihm contrastirt ein frommer Leineweber, den er unglücklich macht. Wie ruchlos nun aber auch der Hundssattler ist, Meißner läßt ihn doch noch unter dem Galgen gerührt werden. — Nicht minder originell sind „die Spießruthen". Ein Unteroffizier dient seinem Hauptmann als postillon d'amour bei einer verheiratheten Frau, die einen überaus bösen Mann hat. Er wird von diesem ertappt, verräth aber den Hauptmann nicht, sondern opfert sich für ihn und läuft Spießruthen. Der böse Mann stirbt, der Hauptmann erneuert bei der Wittwe seine Anträge, aber sie hat unterdessen seinen schlechten Charakter kennen gelernt und heirathet — den braven Unteroffizier. — Was wagt eine Mutter nicht? Donna Elvira hat eine Tochter Clara, die den Don Alvaro liebt, aber Maitresse des Königs Philipp werden soll. Da geht sie zum König und eröffnet ihm, Clara sey seine Schwester, heimlich mit ihr vom König, seinem Vater, erzeugt. Nun darf Alvaro sie heirathen. — Die ältere Ehefrau, Helene, ist so gefällig, als ihr Mann eine andere liebt, sich todt zu stellen und zum Schein begraben zu lassen. Lange lebt sie verborgen, um ihn seine Geliebte heirathen zu sehen und aus der Ferne ihr Glück theilnehmend zu beobachten. Erst spät wird ihre

Großmuth entdeckt. — Die Matrone, wie es deren wenige gibt. Eine reiche Wittwe bei Jahren heirathete einen jungen Mann, der ihr wohlgefiel, trat ihm ihr ganzes Vermögen ab und ließ sich freiwillig wieder von ihm scheiden, indem sie selbst ihn nöthigte, ein junges Mädchen, das er liebte, zu heirathen. — Charlotte Ormond. Eine reich gewordene Maitresse liebt einen Jüngling, der sie wieder liebt, und heirathet ihn, legt ihm aber in dem ersten Halbjahr der Ehe das strengste Cölibat auf, um ihn dadurch zu überzeugen, daß sie alle Schwächen des Fleisches abgelegt und nur in seine schöne Seele verliebt ist. — In der Sentimentalität ist jedoch bei Meißner die echte Kotzebue'sche Frivolität nicht ausgeschlossen. Was er, ein Prediger und Consistorialrath, dem Publikum damaliger Zeit bieten durfte, erhellt am besten aus der Skizze I. 20 in welcher auf's Rührendste die glückliche Erkennungsscene zwischen einem jungen Manne und seinem Vater, einem Pastor Primarius, geschildert wird, der ihn einst im Ehebruch gezeugt hat. Meißner nimmt daran nicht den mindesten Anstoß, als ob sich solche kleine Verirrungen von selbst verstünden und nur das Rührende und „Reinmenschliche" dabei in's Auge zu fassen wäre. Echt Kotzebuisch sind auch folgende Gedanken: Blutschänder, Mordbrenner und Mörder zugleich den Gesetzen nach und doch ein Jüngling von edler Seele.

Gern schmückt sich Meißner mit fremden Federn. Die schöne patriotische Anekdote, die er von Herzog Alexander von Württemberg erzählt, ist einer lateinischen Comödie des Frischlin entlehnt, ohne daß Meißner diesen nennt. Die frivole Erzählung von Hammelfell hat er wie Langbein, von den Franzosen entlehnt.

Die größeren Romane Meißners sind alle abgeschmackt.

Alcibiades ist fast durchaus in Dialogen fortlaufend, mit philosophirender Affectation geschrieben, aber nur Gemeinplätze enthaltend. Das Plastischschöne der antiken Gestalt wird in einer durchaus ungriechischen Gefühlsschwärmerei, die noch dazu aus Phrasen aufgedunsen ist, verschäumt. Der geniale Leichtsinn echt hellenischer Wollust wird höchst pedantisch in ein Paar moralische Hosen versteckt und noch am Schluß faselt des Alcibiades letzte Buhlerin von seinem (sittlichen) Manneswerthe.

Ganz ohne Geist sind die Romane: Julius Cäsar, Epaminondas, Spartacus, Masaniello ꝛc. Mehr Interesse gewährt „Bianca Capello", das Leben einer italienischen Buhlerin (nach Sanseverino). M. schrieb auch ein Paar ganz unbedeutende Schauspiele und übersetzte viel, unter andern Humes Geschichte von England.

August Lafontaine, Canonicus in Halle, schrieb Romane in ungeheurer Anzahl, alle voll von schwärmerischer Zärtlichkeit. Keiner

hat die Sentimentalität so sehr übertrieben und keiner sie so populär gemacht, als Lafontaine. Gewiß hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Deutschen zu verweichlichen und sie über ihr nationales Unglück mit den süßlichen Schwächlichkeiten des Herzens wie Kinder mit Zuckerbrod zu täuschen. Seine Sentimentalität wird nicht selten ehrlos, wie die Kotzebue'sche, und wie die Sentimentalität überhaupt nie verfehlt, irgendwo mit der Ehre in Conflict zu kommen, weil sie immer darauf ausgeht, Schwächen zu entschuldigen. Nie aber fällt Lafontaine ins Frivole, wie Kotzebue. Nie wird er ein lachender Faun, immer, auch wenn er verführt, thut er es seufzend und weinend. Seine größte Verirrung ist, daß er die Liebe schon in Knaben und kaum erwachsenen Mädchen sich zur vollen Reife entfalten läßt. — Ich zeichne nur die am meisten charakteristischen seiner Werke aus. Im Anfang schrieb er Revolutionsromane. Zuerst Clara du Plessis und Clairant (1794).

Clara, die schöne Tochter eines Vicomte, liebt Clairant, den Sohn eines Pächters, erweckt aber dadurch den wildesten Zorn ihres adelstolzen Vaters. Da bricht die Revolution aus. Clairant rettet ihren Vater vor der Volkswuth. Sie muß mit ihrem Vater flüchten. Clairant folgt ihr nach, läßt sich heimlich in Deutschland mit ihr trauen und lebt mit ihr einsam im Walde in idyllischer Wonne, als plötzlich der böse alte Vater ihr Glück zerstört und Clairant mit Gewalt fortschleppen läßt. Sie stirbt aus Gram, von ihm ist jede Spur verschwunden.

Das Gegenstück dazu war der Roman: Liebe und Dankbarkeit.

Graf d'Ormeston will den armen Pächter Salier vertreiben. Er wird vorgebeten, er darf bleiben, der junge Salier wird Bedienter im Hause des Grafen. Die Revolution bricht aus. Der alte Salier gibt sein Leben hin für Rettung des Grafen und der junge beschützt ihn in einer Höhle, bis er ihn in Sicherheit bringen kann. Mehr als einmal wagt er sein Leben. Dadurch wird des Grafen Tochter Julie, die den jungen Salier von Jugend auf gern gesehen, so gerührt, daß sie ihn, als sie wieder in glückliche Umstände gekommen, trotz aller Standesvorurtheile heirathet.

Auch der Roman „St. Julien" spielt mitten in der Schreckenszeit der Revolution, ist aber viel verworrener.

Rudolf von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus der Revolutionszeit Helvetiens.

Graf Rudolph ist der bekannte historische Held, der sich im Appenzellerkriege zum Landvolk schlug, als Bauer kämpfte und lebte und Appenzell die Freiheit

erringen half. Hier aber erſcheint er verweichlicht, wie in einer Geßnerſchen Idylle.

Dann fiel Lafontaine ein wenig in die Manier des Müller von Itzehoe. Sein Quinctius Heymeran von Flaming (1795) erinnert ſehr an den Siegfried von Lindenberg.

Der edle Freiherr rühmt ſich, von römiſchem Blut zu ſeyn, und daß das flaminiſche Geſetz „keiner von Adel darf Handel treiben" von ſeinen Vorfahren ſtamme. Zudem hat er ſich ein Völkerſyſtem gemacht, wornach nur die keltiſche Race den wahren Adel darſtellt. Aber ſeine Theorien ſcheitern an der Erfahrung. Ueberall täuſcht er ſich und wird betrogen, bis er dahin gelangt, die Negerin Iglou zu heirathen, die durch ihre Tugend und treue Hingebung allen weißen Frauen, die er je geliebt, weit den Rang abläuft.

„Die Familie von Halden" von 1797, gleichfalls die Geſchichte eines ſonderbaren adeligen Hauſes, iſt viel verwickelter und geiſtloſer. Dieſelbe Manier herrſcht noch in „Wenzelfalk".

Sofort legte ſich Lafontaine auf das Naive und ahmte Kotzebue's Gurli nach in der „Tochter der Natur", einem Drama in Proſa von 1799, und in „Engelmanns Tagebuch" von 1800.

Hier wird ein holdes Suschen in aller Unſchuld ſchwanger, ein Thema, was Lafontaine ſpäter noch oft variirt hat. Die liebe Natur thut, was ſie nicht laſſen kann, und ahnt dabei nichts von Sünde, noch auch nur von Unanſtändigkeit.

Von dieſer Art war auch „der Naturmenſch" und „Hermann Lange", worin wieder eine unſchuldige Pfarrerstochter außerehelich ſchwanger wird. Rührend iſt Fedor und Marie oder Treue bis zum Tode, 1802.

Fedor Dolgoruki trifft unterwegs mit drei Damen zuſammen. Ein überſchwemmter Fluß nöthigt ſie, einen Tag lang ſich in einer ſchlechten Hütte zu behelfen. Die Mutter will ihm wohl, noch mehr aber ihre ſchöne Tochter. In Petersburg angekommen, wird er von der Kaiſerin, ſeiner Siege in Perſien wegen, ſehr ausgezeichnet und erkennt in der Dame, die er unterwegs lieb gewonnen, Marie Menzikoff, die Tochter ſeines Todfeindes, des Miniſters. Die Kaiſerin ſelbſt aber führt ſie ihm zu und er muß mit ihr tanzen. Sie hat noch von der Reiſe, denn die Kaiſerin ließ ſie ſogleich eintreten, den grünen Schleier auf, Fedor ſteckt ihn in die Taſche und behält ihn als ewiges Andenken. Marie ſoll dem Kaiſer vermählt werden, bleibt aber ihrem Fedor treu. Menzikoff wird plötzlich geſtürzt und mit der ganzen Familie nach Sibirien geſchickt. Fedor, unter dem Vorwand einer Reiſe nach Frankreich, folgt ihnen nach. Die Mutter erblindet, der alte Menzikoff ſtirbt, Marie

ſelbſt wird ſiech, Fedor aber iſt immer an ihrer Seite. Rührend iſt die Schilderung, wie die Liebenden einmal auf einer Erdſcholle vom Orkan weggeſchwemmt, doch glücklich gerettet werden. — Unterdeß hat Dolgoruki, der alte, die Allgewalt in Rußland erlangt und will ſeine Tochter mit dem Kaiſer vermählen, allein der Kaiſer ſtirbt, die Dolgoruki werden verbannt und kommen in Sibirien an, eben als Marie ſtirbt. Fedor weint ihr nach, ſitzt, den grünen Schleier in der Hand, troſtlos da, bis auch er ſtirbt.

Einer der beſten Romane von Lafontaine iſt das „Leben eines armen Landpredigers" (1801).

Der arme Pfarrer Bebenroth, der immer bebt und leicht erröthet, wie die furchtſamen Jünglinge bei Jean Paul, lebt mit ſeiner braven Frau gar ruhig auf dem Lande, nur gehaßt vom Amtmann, der früher Livrée getragen und dem die Pfarrerin, weil er ſie hatte verführen wollen, die Livrée vorgeworfen hatte. Ihre älteſte Tochter Eliſabeth heirathet einen armen Edelmann, von Pahlen. Deſſen Oheim ſpielt unter dem Namen Friedleben eine humoriſtiſche Rolle, neckt die Familie, reißt ſie aber auch wieder, denn er iſt ungeheuer reich, aus aller Noth. In einer Geſellſchaft trägt Eliſabeths Schweſter Auguſte Perlen, die ihr der alte Oheim geſchenkt hat, und ſtaunend erkennt die Amtmännin, daß es echte Perlen ſind. Bebenroths älteſter Sohn Karl wird auf des böſen Amtmanns Betrieb entfernt und als Rekrut über See geſchickt. Auguſte verliert ihren Geliebten. Der junge Pahlen wird hart bedrängt durch einen andern Oheim. Aber Friedleben hilft überall und verzeiht ſogar dem heruntergekommenen und reuigen Amtmann, deſſen Tochter den glücklich heimkehrenden Karl heirathet. — Trotz mancher Unnoth in dieſem Roman, macht die reine Gutmüthigkeit und Unſchuld der armen Pfarrersfamilie einen rührenden Eindruck.

Wie weit derſelbe Lafontaine verirren konnte, beweist ſein Roman „die beiden Bräute".

Hier heirathet Amalie einen Andern bloß aus Liebe zu Norden, damit dieſer Roſetten heirathen könne, nicht etwa als ob Norden Roſetten mehr liebte, als Amalie, ſondern nur, weil er zwiſchen beiden ſchwankt und Amalie ihren Ruhm darin ſucht, die Großmüthige zu ſpielen.

Faſt alle andern Romane Lafontaine's ſind Fabrikarbeit, in denen immer die gleichen Charaktere und Situationen in derſelben widrig empfindſamen Sprache wiederholt werden.

Sehr ähnlich ſind die Romane von Schmiedtgen im Saatfeld, ſeit 1796 (Anna, Dämmerungen, der hohe Windbruch, die ſtille Ecke am Rohrteiche, die Liebe am See, Clementine oder mein Wonneleben, Adonide ꝛc.).

An Lafontaine lehnte ſich auch Sophie Brentano, geb. Schubert, an, die mit ihm gemeinſchaftlich 1799 eine kleine Romanbibliothek herausgab. Unter ihren lyriſchen Gedichten iſt „die Schwärmerei der Liebe“ am bekannteſten geworden. Schiller ſelbſt nahm einige Gedichte von ihr in die Horen auf. Sodann ſchrieb ſie „das Blüthenalter der Empfindung“ (1794), die Margarethenhöhle, Amanda und Eduard und überſetzte viele ausländiſche Romane und Novellen. — Die Weimar'ſche Oberhofmeiſterin, Frau von Wolzogen, ſchrieb 1797 einen Roman, der ſehr beliebt wurde, „Agnes von Lilien“.

Ein Miniſter ſtört als obligater Böſewicht das Glück der Liebenden, die Heldin muß entſagen, aber lauter vortreffliche Menſchen nehmen ſich ihrer an und führen ſie in die Arme ihres geliebten Nordheim. Die Sprache iſt ein Strom von Empfindſamkeit.

Friedrich Jacobs, der berühmte Philolog in Gotha, der 1807 nach München berufen wurde, um Baiern aufklären zu helfen, überſetzte mit Geſchmack die griechiſche Anthologie, gab ſich aber übrigens ganz weibiſchen Gefühlen hin und ſchrieb für Weiber wie ein Weib: Roſaliens Nachlaß, Renate an ihre Tochter, Schule der Frauen ꝛc. Ein merkwürdiger Gegenſatz zu denjenigen Philologen, die durch die Alten zur griechiſchen Liebe verführt wurden und nichts mehr als Männliches liebten. — Eben ſo gut gemeint und ſchwach ſind die Seelengemälde, die ländlichen Studien aus Agathens Leben, Euphranor ꝛc. von Ehrenberg ſeit 1805, und Familenromane von Fr. Rochlitz in Leipzig, ſeit 1794, und die des Halleſchen Buchhändlers Chriſt. Eberhard ſeit 1798. Des letztern Idylle „Hannchen und die Küchlein“ erlangte einigen Ruhm als Seitenſtück zur Louiſe von Voß; daneben ſein „Ferdinand Werner“, der arme Flötenſpieler.

Roſegarten, den wir ſchon als Voßens Nachahmer in Idyllen kennen, ſchrieb auch empfindſame Proſaromane. In „Ida von Pleſſen“ (1800)

ſchildert ein Engländer in Briefen an ſeine eigene Geliebte die Liebe eines andern Engländers zu der ſchönen Ida. Da wird auf der Inſel Rügen am Meeresufer geſeufzt, geacht und geoht, geküßt und verhimmelt, dann wieder getrennt und geweint.

Beſſer iſt ſeine „Adele Cameron“ von 1803, wieder in Briefen:

Der Hauptbriefſteller iſt ein Miſſionsgeiſtlicher, der auf die äußerſte Nord-

küſte Schottlands und die benachbarten Inſeln geſchickt wurde, deren wildſchöne Natur und weltfremde Menſchen er ſeiner geliebten Eweline ſchildert. Dabei fließen viele empfindſame Erinnerungen an Oſſian ein und ſogenannte Volkslieder, die aber den echten Ton ſchottiſcher Nationallieder entbehren und zugleich koſegarteniſiren, ſo namentlich im Eingang ein angebliches Schwanenlied. — Die Heldin des Romans iſt Adele, eine reiche Erbin, eine der vornehmſten Töchter des Landes, die aus der Hauptſtadt Briefe ſchreibt. Hier contraſtirt das glänzende Hofleben mit dem einfachen, aber unendlich anmuthenderen Gebirgsleben der Heimath. Man ſtellt ihr nach, ſie wird auf der Heimkehr zweimal entführt und zweimal gerettet. Der Entführer iſt der Seeräuber Roß, der letzte glückliche Erretter, der ihr Gatte wird, Angus of Errol, ihr ritterlicher Landsmann. — Obgleich etwas breit, hat doch dieſer Roman manche ſchöne Züge und iſt beſſer als alles, was Koſegarten in Verſen geſchrieben hat.

Er ſchrieb noch einige empfindſame Romane: Ewalds Roſenmonde 1790, Hainings Briefe, Bianca del Giglio.

Einer der weichlichſten Romanſchreiber war der Ballenſtedtiſche Oberhofprediger Gotthelf Wilhelm Chriſtoph Starke. Seine Gedichte und Predigten ſind vergeſſen. Nur ſeine „Gemälde aus dem häuslichen Leben", Berlin 1793—98, erlangten Ruf, weil ſie der damaligen Mode, die Häuslichkeit über alles zu preiſen, entſprachen. Starke iſt ein ſüßlicher Autor, der auf die Dauer zu leſen faſt unerträglich wird, indem er nicht etwa häusliche Scenen in anſpruchsloſer Natürlichkeit und mit homeriſcher Einfalt malt, ſondern eine predigende Lobpreiſung derſelben auskramt und immerwährend mit ſeiner Reflexion darüber ſteht.

So beginnt er z. B. die Erzählung „Mutterliebe": „Einfach und herzlich ſey meine Rede von Clementinens Mutterliebe. Für wen bedürfte Mutterliebe großen Preiſes, damit er gerührt werde? Wen hat ſie nicht im Leben willkommen geheißen? wen nicht ꝛc.? über weſſen Wiege ꝛc.? weſſen Schlummer ꝛc.? an weſſen Krankenlager ꝛc.? wem nicht ꝛc.? wen hat ꝛc.? wer hat ꝛc.?" In dieſem Salbaderton geht es fort. Worin beſteht aber dieſe erſtaunlich bevorwortete Mutterliebe? Eine Schlange hat Clementinens Töchterchen geſtochen und ſie ringt die Hände und ſchreit, bis der Vater dazukommt und merkt, daß es eine unſchädliche, gar nicht giftige Schlange geweſen iſt. — In „dem Blumenfreund in Tonſtädt" iſt ein herzguter Landpaſtor geſchildert, der über ſeinem Nelkenflor alles, ſogar auch ſeinen Anzug vergißt, während das Töchterchen ſich mit Brautgedanken erquickt. Das wäre nun alles recht natürlich, wenn es nicht ſo breit gedehnt wäre. — In der dritten Erzählung „Emilie Normann" wird eine alte Jungfer, die ſich um ihre Nebenmenſchen

redlich verdient macht, mit folgender ſüßlichen Sauce übergoſſen: „O gute, gute Emilie Normann, frommes graues Mädchen, die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich an dich denke und mein Herz ſchlägt höher und ich werde befeſtigt in meinem Glauben an Menſchenwürde, und nenne dich einen Engel mit einer Inbrunſt, mit welcher gewiß nur ſelten eine zwanzigjährige Schöne ſo genannt wird. Gute Emilie Normann, iſt dein Kuß auch nicht ſo ſüß, als die Umarmung der blühenden Huldin, ſo ꝛc.“

Sehr ſüßlich war auch Herm. Chriſt. Gottfr. Demme, der ſeit 1792 unter dem Namen Karl Stille „Erzählungen, Abendſtunden, aus Burgfelds Leben, Pächter Martin und ſein Vater“ ſchrieb.

Die Schwärmerei für Liebe und Ehe, welche die Deutſchen verweichlichte, ganz ins Privatleben ſich vertiefen und von den großen Intereſſen des Vaterlandes abſehen ließ, culminirte in dem Berliner Legationsrath Franz von Kleiſt († 1797). Es iſt kein Zufall, daß in demſelben Jahr, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent ſeine Schrecken ausgehen ließ, dieſer ſtille Berliner ſeinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutſches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leiſtete, concentrirt erſcheint. Zamori iſt in ſchönen weichen achtzeiligen Stanzen geſchrieben.

Zamori, das Ideal eines zur Liebe geſchaffenen Mannes, liebt Mindora, das Ideal eines zur Liebe geſchaffenen Weibes, und vereinigen ſich beide „in der Religion der Liebe“, die zugleich Naturcultus iſt. Da Liebe aber nicht allein das Herz des Mannes ausfüllen kann, ſo muß Zamori auch noch in Achmed das Ideal eines zur Freundſchaft geſchaffenen Mannes finden, nach deſſen „Kuß“ er ſich nicht minder ſehnt, wie nach dem Mindora's. So nun von Liebe und Freundſchaft umſchlungen, findet Zamori ſchon hier auf Erden die höchſte Seligkeit.

Die damals die ganze Modewelt beherrſchende Schwärmerei für Liebe iſt in keinem deutſchen Gedichte einfacher und in reinerer Harmonie ausgedrückt, wie hier. Der Dichter ſchwimmt in Wonne und kommt nicht einen Augenblick aus der Sicherheit und Klarheit ihres Genuſſes heraus. — Derſelbe Dichter hat noch mehrere Dichtungen in gleichem Geiſt und Ton geſchrieben; Hohe Anſichten der Liebe an Minona, das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, Sappho ꝛc. — Aeußerſt ſentimental iſt auch „Siama und Galmory“, ein Epos in Hexametern von Siegfried, ein 1801 erſchienenes Prachtwerk mit Kupfern von Schnorr.

Siama, indianiſcher Prinz von Panama, und Galmory, Prinzeſſin von

Peru, werden mit Willen ihrer Eltern unter den glücklichſten Umſtänden vermählt und führen ein paradieſiſches Leben, als die Spanier hereinbrechen und ihr Glück ins tiefſte Elend verwandeln. Der Contraſt der noch wilden Unſchuld mit einer ſchon wieder verwilderten Civiliſation iſt an ſich poetiſch, hier aber zu ſehr in Empfindſamkeit verſchwommen.

In dieſe Epoche gehört auch Aloys Schreiber, welcher 1802 „Gemälde der Kindheit und des häuslichen Glückes“ ſchrieb, und Klinkicht mit den „vier Stufen des weiblichen Alters“, 1804. Auch die Kinderſchriften, die mit Rochows und Weiße's Kinderfreund (1776) und Schummels Kinderſpielen, Pfeffels dramatiſchen Kinderſpielen noch praktiſch und lehrhaft, wenn auch ſchon widrig ſchwatzhaft begonnen hatten, wurden immer empfindſamer. So das beliebte Kinderbuch „Gumal und Lina“ von Loſſius (1795) und die Familiengemälde für die Jugend von Glatz ſeit 1799. Die Bearbeitung des Robinſon Cruſoe für Kinder von Campe in Hamburg ſchreibt ſich von 1779 her. Sie wurde nicht wegen der lehrhaften Zuſätze, ſondern wegen des romantiſchen Inhalts unermeßlich populär.

7.

Die lüderliche Natürlichkeit.

Nachdem Wieland, wenn auch immer mit feinem Geiſt und äſthetiſchem Vorbehalt, doch das Recht der Sinnlichkeit über die ſittliche Pflicht hatte triumphiren laſſen, und Göthe der Herzenslüderlichkeit im Werther, in der Stella, den Geſchwiſtern ꝛc. offen das Wort geredet, genirten ſich auch Dichter niedern Ranges nicht mehr, und das Hohnlachen einer leichtfertigen Moral über die alte deutſche Familientugend wurde Mode. Dieſe Mode aber paßte für die deutſche Nation nicht und ſtand ihr ſchlecht. Sie verträgt ſich mit franzöſiſcher Pikanterie, ſie ſteht einem chevalereſken Polen an, ſie kann in einem ſpaniſchen Don Juan, einem italieniſchen Caſanova zu einer intereſſanten Natürlichkeit werden, aber dem Deutſchen bleibt ſie immer unnatürlich. Das urſprünglich kräftige, ernſte und unſchuldige Naturell des Deutſchen kann durch ſie nur entſtellt werden. Wenn man gefunden hat, daß unter dem lüderlichen Geſindel in Nordamerika die Deutſchen am gemeinſten, eckelhafteſten und verächtlichſten

ſeyen, ſo macht dieſe Wahrnehmung unſerer Nation keine Schande. Nur wer hoch ſtand, kann ſo tief ſinken.

Schwerlich würde die Frivolität ſich ſo raſch eingebürgert haben, wenn ſie nicht an der Hand der Sentimentalität gekommen wäre. Das Herz diente zum Vorwande. Was der fein egoiſtiſche Göthe desfalls begonnen, ſetzte hauptſächlich Kotzebue fort zur gänzlichen Demoraliſirung der gebildeten Claſſen.

Wir werden den großen Göthe auf andern, höhern Gebieten wiederfinden. Hier müſſen wir ihn als den Protector der lüderlichen Moral betrachten. Schon die im Werther war nicht weit her. In der Weinerlichkeit verbarg ſich das verbotene Gelüſten. Noch ungezwungener äußert ſich Göthe in dem 1776 erſchienenen Schauſpiel „Stella", worin er die Bigamie eben ſo ſentimental beſchönigt, wie im Werther die Gier nach des Nächſten Weibe.

Fernando hat die Cäcilie geheirathet und eine Tochter mit ihr gezeugt, da verliebt er ſich in die junge Stella, bringt ſie auf ein abgelegenes Gut und lebt mit ihr in wilder Ehe. Aber ſein Blut läßt ihn nicht ruhen, er geht in den Krieg für eine ſchlechte Sache (die Unterdrückung der Corſen) und kommt unbefriedigt zu Stella zurück. Unterdeß iſt die verlaſſene Cäcilie mit ihrer Tochter verarmt und von Stella, ohne das Verhältniß zu Fernando zu kennen, liebreich aufgenommen worden. Als Fernando ſich zwiſchen beiden Frauen ſieht, geräth er in Verzweiflung, Cäcilie aber hilft ihm aus der Noth, indem ſie ihm den Vorſchlag macht, er ſolle, wie der Graf von Gleichen, mit beiden Frauen zugleich leben. Damit ſchloß Göthe das Schauſpiel in ſeiner erſten Auflage. Später ſah er ein, daß die Welt daran Anſtoß nehmen könne und änderte den Schluß: Fernando und Stella tödten ſich ſelbſt.

In den „Geſchwiſtern" gefällt ſich Göthe, die Linie der Schweſterliebe mit dem feinſten ſinnlichen Raffinement zu überſchreiten. Ein wollüſtiges Spiel der Phantaſie, ſich die eigene Schweſter als Braut zu denken. Dieſe Geſchwiſterliebe kommt bei Göthe noch einmal vor. In W. Meiſters Lehrjahren wird Auguſtin wahnſinnig, weil er gegen ſeine Schweſter in unerlaubter Liebe entbrannt iſt.

Sentimentalität und Frivolität reichen ſich die Hand in Göthe's „Claudine von Villa Bella" 1776.

Claudine, als Geliebte zwiſchen einen ſentimentalen Liebhaber, Don Pedro, der ſie zuletzt bekommt, und einen frivolen geſtellt, Don Carlos, genannt Rugantino, der ſie mit Liſt und Gewalt verfolgt und durchaus gern zu Fall

bringen möchte, aber nicht reuſſirt. Gleichwohl hat Göthe dieſem Carlos zuletzt als einem liebenswürdigen Wildfang volle Verzeihung angedeihen laſſen. Eine äußerſt ſchwache Produktion.

Die Frivolität feiert ſofort ihren glänzendſten Triumph in Göthe's „Mitſchuldigen".

Hier läßt ſich die Frau von einem Liebhaber verführen und der Mann weiß ſich dafür zu rächen und zu tröſten, indem er dem Liebhaber ſein Geld ſtiehlt.

Man kann die Gemeinheit nicht weiter treiben. Selbſt Kotzebue hat ſie nicht weiter getrieben. — Unter den ſpäteren Dichtungen Göthe's gehören der hier in Rede ſtehenden Richtung hauptſächlich noch die „Wahlverwandtſchaften" an.

Der Held dieſes Romans, ein reicher, junger, phantaſievoller Edelmann, Eduard genannt, heirathet die mehr verſtändige Charlotte, die ſein Herz nicht befriedigt. Er wendet die ganze Gluth deſſelben der jungen, lieblichen, neben ihm aufſproſſenden Ottilie zu, während Charlotte ſich an den Hausfreund, einen echt männlichen, klaren und ruhigen Hauptmann attachirt. Nun könnten alle glücklich ſeyn, wenn die fatale Ehe nicht wäre, oder wenn ſie Muth genug hätten, dieſe Ehe aufzulöſen. Aber Eduard iſt zu ſchwach dazu, Charlotte fürchtet zu ſehr das Gerede der böſen Welt; der Hauptmann iſt zu ſtolz und Ottilie zu unſchuldig, um die Initiative zu ergreifen. So bleiben ſie denn in der peinlichſten Spannung, bis die Unnatur ein tragiſches Ende herbeiführt. Das feinſte und boshafteſte Raffinement hat Göthe in die Scene gelegt, in welcher Eduard als rechtmäßiger Gatte ſeine Frau umarmt und doch, weil er ſie nicht liebt, weil er dabei an eine Andre denkt, in Wahrheit im eigenen Ehebette ein Ehebrecher iſt. Das aus jener Umarmung hervorgegangene Kind iſt nun begreiflicherweiſe ein Unglückskind, Ottilie muß das unſchuldige Werkzeug ſeines Todes werden und ſtirbt ſelbſt aus Schmerz darüber. Der ſchwache Eduard ſtirbt wieder aus Schmerz um ſie und Charlotte und der Hauptmann, welche übrig bleiben, fühlen ſich nun doch durch jene Gräber von einander getrennt. Es würde Aufſehen erregen, wenn ſie nach ſolchen Vorgängen ſich heirathen wollten. Alſo müſſen ſie, getrennt bleibend, den Fluch der Unnatur forttragen.

Dieſe nichtswürdige Verhöhnung des heiligen Eheſtandes bot der große Göthe dem gebildeten deutſchen Publikum gerade zu der Zeit dar, als die tapfern Tiroler ihr Blut für alte deutſche Treue vergoſſen, im Jahr 1809. Mit ſolchem elenden Zeuge beſchäftigten ſich die höheren Claſſen in Deutſchland, während allein der gemeine Mann im Volk des hohen Ruhmes der Ahnen würdig blieb.

Aber wenigſtens bis in die Mittelklaſſen, die Handwerker und den Stadtpöbel hinab ſollte die lüderliche Poeſie eindringen. Dafür ſorgten Dichter, welche viel geringeren Ranges als Wieland und Göthe, doch ungleich größere Verbreitung und Popularität fanden mittelſt der Leihbibliotheken und der immer zahlreicher in allen deutſchen Städten auftauchenden Theater. Hier entſtand ein Publikum, welches ſich an Bildung bereits hoch über das einfache Landvolk erhoben fühlte und doch immer noch ſehr tief unter der Geſchmacksbildung der höheren Claſſen zurückblieb. Kotzebue namentlich, von dem wir ſogleich mehr handeln müſſen, fand den ungetheilteſten Beifall in dieſen mittleren Regionen und wurde unermeßlich populär, weit mehr als Göthe, den doch nur die feineren Geiſter recht goutirten.

Ein guter Humor waltete noch in dem 1764 erſchienenen Roman „die Braut bis ins Alter".

Die Heldin macht eine Hochzeit nach der andern, wird immer dabei geſtört und verliert den Bräutigam, ſo daß ſie ihr lebenlang Braut bleibt.

Aber in „Lottchens Reiſe ins Zuchthaus" von Kirſten (1778) iſt die Moral ſchon ſehr zweideutig, indem die kleinen Schwächen und Sünden, die ins Zuchthaus führen, nicht um der Abſchreckung, ſondern des Anreizes willen beſchrieben ſind.

Als ein Vorläufer Kotzebue's iſt der Wiener Theaterdichter, Freiherr von Gebler anzuſehen, deſſen Werke 1772 erſchienen. Er bearbeitete franzöſiſche Comödien und gab auch Originale, in denen Frivolität und Rührung um den Rang ſtreiten.

Maßgebend iſt deßfalls beſonders ſein „Leichtſinn und gutes Herz," worin um des letztern willen das erſte verziehen wird. Auch das Geld ſpielt hier bereits eine große Rolle. In der „Verſühnung" kommt eine Heirath zwiſchen edeln Weſen nur durch Zufall zu Stande, ſofern dem Wucherer, der den Liebhaber ſeines Vermögens beraubt hat, das Geld wieder abgenommen wird. In dem ſentimentalen in Aegypten ſpielenden „Thamos" kommen ſchon verliebte Sonnenjungfrauen vor, kurz, überall guckt, wie ein neckiſcher Kobold, der künftige Kotzebue hinter Geblers Theatervorhang heraus.

Zu Kotzebue's Vorläufern gehört ferner noch Chriſtoph Bretzner, ein beliebter Schauſpieler, der ſelber viele Stücke ſchrieb, z. B. den Text zu Mozarts „Belmont und Conſtanze". Am längſten erhielt ſich auf der Bühne ſein „Räuſchchen", worin echt kotzebue'ſch ein gutmüthiger Papa be-

trunken gemacht wird, damit die Mädchen ihm ſeine Einwilligung zu ihren Verliebungen ablocken können. Berühmt wurde auch ſein „Leben eines Lüderlichen".

Karl Wild verführt Sophie, ſie ſtirbt vor Gram, ihr Vater wird wahnſinnig, ihren Bruder tödtet er im Duell. In tiefſte Lüderlichkeit verſunken, nachdem er all ſein Geld verſpielt, ſchießt er ſich todt und wird noch als Leiche von einem andern Mädchen, das er verführt hatte, gepflegt und geliebkost.

Felix und Hannchen.

Felix und Hannchen, zwei bildhübſche Naturkinder vom Lande, kommen in die Stadt. Da verlieben ſich alle Damen in ihn, alle Herren in ſie. Aber die Naturkinder haben Mutterwitz und ſind ſchlauer als die Städter, foppen ſie daher und bleiben einander treu.

Die ganze Frivolität der Zeit ſpiegelt ſich in Bretzners Luſtſpiel „Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator".

Lizentiat Storr hält ein Heirathsbureau und verkuppelt für Geld Alle, die ſich bei ihm melden. Da meldet ſich eine luſtige Hofräthin aus Dresden und ihre jungfräuliche Tante Olympia, auf der andern Seite ein Hauptmann Wild und ein Doctor Linde; während Julie, des Lizentiaten Mündel, eine Liebſchaft mit einem jungen Menſchen Namens Eſch hat, der ſich für einen Baron ausgibt und auch nur nach Berlin gekommen iſt, um eine reiche Frau zu fiſchen. Kaum hat Wild die Hofräthin geangelt und ſie ſich willig erklärt, ſo kommt deren Mann, der Hofrath, an, wird aber als Bildernarr durch ein koſtbares Bild bewogen, ſeine Frau dem Hauptmann abzutreten. Linde, der die Hofräthin ebenfalls hat heirathen wollen, wird, ohne es zu wiſſen, mit der Tante Olympia getraut, die in der Hofräthin Kleidern und verſchleiert für ſie eintrat, und muß ſie behalten. Der junge Eſch wird durch die Ankunft ſeines Vaters entlarvt, erhält aber Verzeihung und Juliens Hand.

Noch frivoler iſt „die verſtorbene Ehefrau", worin ſelbſt mit dem Ernſt des Todes Hohn und Spott getrieben wird.

Frau Arnold iſt geſtorben, Bediente und Mägde tanzen im Hauſe herum, weil ſie nun den tyranniſchen Hausdrachen los ſind. Ihr Wittwer ſelbſt iſt äußerſt froh und denkt ſogleich auf eine neue Heirath mit der ſanften Juliane. Daſſelbe Mädchen will aber auch ſein Schwager, ein alter Offizier, und ſein Sohn heirathen. Sie begünſtigt den Sohn und entflieht mit ihm. Indem ſie über den Kirchhof retiriren, wird dort der Sarg der Mutter von ſpitzbübiſchen Bedienten, die ihr den Schmuck abnehmen wollen, geöffnet. Die Scheintodte erwacht, gibt den Liebenden ihren Segen und kehrt ins Haus zurück, um Mann und Bruder zu ſtrafen.

Die „Erbſchaft aus Oſtindien", ein Luſtſpiel Bretzners, iſt merkwürdig, ſofern es den Dorfſchulmeiſter Rabe, der durch ſeinen aus Oſtindien reich heimkehrenden Bruder geprüft wird, als Vorbild der demokratiſchen Schulmeiſter unſerer Tage auffaßt. Rabe iſt ein Philoſoph, ſchwärmt für die Ehre, ein Menſch zu ſeyn, und ſpottet des Edelmanns, der ſich für beſſer halte, als andere Menſchen.

An Geiſt ihm ziemlich nahe verwandt war Joh. Fr. Jünger, geboren in Leipzig, Hoftheaterdichter in Wien, aber 1794 entlaſſen und bald darauf im Elend geſtorben. Er ſchrieb viele Luſtſpiele, deren erſte Sammlung 1785 erſchien, dazu auch Romane. In ſeinen Stücken werden, wie bei Kotzebue, die Alten durch die Jungen betrogen, leichtſinnige Treuloſigkeiten geſühnt, und entſteht beſonders viel Spaß durch komiſche Verwechslungen. Ich zeichne nur ein Paar ſeiner Stücke aus.

Im „Strich durch die Rechnung" werden bei einer Entführung die Perſonen verwechſelt, was zu ſehr luſtigen Verwicklungen führt. In „Maske für Maske" geben ſich Herr und Dame, die einander heirathen ſollen, ohne ſich zu kennen, für Bedienten und Kammermädchen aus, indem jedes das andre unter dieſer Maske prüfen will. Aehnlich „Freundſchaft und Argwohn".

In mehreren Stücken ſpiegelt Jünger das lüderliche Leben der vornehmen Wiener. So in „Verſtand und Leichtſinn".

Die Baroneſſe Olbau durchſchwärmt die Nächte auf Bällen, fährt mit windigen Cavaliers herum, verliert viel Geld im Spiel und hört nicht auf die ſanften Warnungen ihres Gatten, bis ſich ein gewiſſer Stornbach, ein Krösus, im Hauſe einniſtet, ihr tüchtig den Kopf zurechtſetzt und den Baron dahin bringt, es bis zur Scheidung zu treiben. Indem ſie aber die ſchändlichen Anträge eines ihrer Geſellſchafter ſtolz abweist, wird ihre Tugend erprobt und ihr Gatte verzeiht, der alte Stornbach aber gibt ſich als Onkel und Gouverneur zu erkennen.

Die „Unvermuthete Wendung", gleichfalls aus dem Wiener Leben.

Graf Mittelburg iſt verſchuldet und verlangt von ſeinem Sohn, einem Hauptmann, er ſoll die reiche Wittwe Palmer heirathen. Er will auch das Opfer bringen, obgleich er nicht die Wittwe, ſondern deren jüngere arme Schweſter Fanny liebt. Aber die Wittwe iſt ſo großmüthig, ihn mit Fanny zu vereinigen. Daneben läuft noch eine andere Intrigue. Der alte Graf ſucht die junge Baroneſſe Flottenbach zu verführen, die mit ihrem eben ſo jungen Männchen immer im Zank lebt, die Baronin wird aber durch ſeine beſonnene Gemahlin, die Gräfin, gewarnt. Dieſer Graf Mittelburg iſt ohne Zweifel ein aus dem Leben gegriffener Charakter, in dem die ganze innere

Nichtswürdigkeit des verdorbenen Wiener Adels mit aller äußern Feinheit und Glätte aufgefaßt iſt. Ein Pendant zu Kotzebue's Klingsbergen.

Aehnlich das Wiener Luſtſpiel „Der Ton unſerer Zeiten". Gleiche Frivolität waltet in Jüngers Romanen vor.

Sein komiſcher Roman „Fritz" von 1796 hat einen ganz ordinären Jungen zum Helden, der nach allerlei leichtfertigen Abentheuern in den Hafen der Ehe gelangt. — „Wilhelmine". Die klöſterlich Erzogene liebt einen vielverſprechenden Jüngling, aber erſt in der Ehe mit ihm merkt ſie, wie ſehr ſich ihre Unerfahrenheit vom äußern Schein hat täuſchen laſſen und daß er ihrer nicht würdig iſt. — „Eheſtandsgemälde". Eine gewiſſe Antoinette, ein von Jugend auf verzärteltes Fräulein, macht ihren Mann unglücklich und läßt ſich von einem Grafen verführen. — Ein gewiſſer Ferdinand macht auf ähnliche Art ſeine Frau unglücklich und lebt mit einer Gräfin. — „Prinz Amaranth mit der großen Naſe" iſt in Wielands Manier geſchrieben.

Auguſt Kotzebue aus Weimar, wo ſein Vater Legationsrath war, lebte bei der guten, nur zu nachgiebigen Mutter, ſpottete ſeiner Hofmeiſter und zeigte ſchon ſehr frühe Neigung zu Lügen und Bubenſtreichen, ſpäter zu ſinnlichen Ausſchweifungen. Schon in Weimar hatte ihn das Theater über die Maßen angeſprochen. Als Student in Jena begründete er ein Liebhabertheater, ſeine erſten Stücke gefielen aber nicht, bis er „die Weiber nach der Mode" ſchrieb und darin einige Damen aus Jena an den Pranger ſtellte. Dieſes hämiſche Stück machte Glück und ſo erkannte er, wie Mediſance und Bosheit die beſten Hülfsmittel ſeyen, um in der Welt ſein Glück zu machen. Als er aber 1781 in Weimar Pasquille auf dortige Damen machte, erregte er ſolche Indignation, daß er flüchten mußte. Durch Empfehlungen kam er als Sekretair des Generals Bawr nach Petersburg, ſchrieb auch dort für das Theater (einen Demetrius), erwarb die Gunſt der Kaiſerin Katharina II. und wurde Präſident des Oberappellationstribunals in Reval, wo er ein Liebhabertheater errichtete und das reiche Fräulein von Eſſen heirathete, 1784. Hier ſchrieb er Adelheid von Wulfingen, das erſte Stück, das in weiterem Kreiſe Aufmerkſamkeit erregte, dann 1786 ſein weltberühmtes Stück „Menſchenhaß und Reue." Hiemit betrat er die Bahn der alle Moral erſchlaffenden weichlichen Rührung, der ſyſtematiſchen Vertheidigung jeder Sünde, Schwäche und Gemeinheit im Namen des guten Herzens. Menſchenhaß und Reue iſt wie Göthe's Werther und Wahlverwandtſchaften eine ſentimentale Entſchuldigung des Ehebruchs.

Eulalie läuft mit einem Offizier davon und läßt nicht nur ihren tugendhaften Gemahl, Herrn von Mainau, ſondern auch zwei Kinder zurück. Ihrerſeits wieder von ihrem Buhlen verlaſſen, bereut ſie und dient in einem fremden Hauſe als Wirthſchafterin unter dem Namen Madame Müller. Zufällig kommt Mainau, als Menſchenhaſſer, in dieſelbe Gegend und lebt einſam in einem Häuschen, von wo aus er in Erfahrung bringt, wie tugendhaft, wie wohlthätig ꝛc. ſeine ihm noch unbekannte Nachbarin, die Madame Müller ſey. Da erblickt er ſie endlich, erkennt ſein treuloſes Weib und verzeiht noch nicht, bis die von beiden Eltern im Stich gelaſſenen Kinderchen kommen. Da ſchließt das Stück mit allgemeiner Umarmung und Vergebung.

Hauptſächlich in Bezug auf dieſes Stück ſagte Schiller: „wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.“ Um dieſes ekelhafte Tugendmahl noch mehr zu würzen, ſchrieb Kotzebue eine Fortſetzung*) „Die edle Lüge“.

Nachdem Mainau die reuige Eulalie wieder zu ſich genommen, will er ſie ganz in ihrem Gewiſſen beruhigen und erkauft ein von einem Bauernburſchen geſchwängertes Mädchen, um auszuſagen, er habe ſie geſchwängert. So ſtellt er ſich freiwillig in der Schuld mit Eulalie gleich, um ihr dadurch die ihrige zu erleichtern. Das iſt womöglich noch ärger, als Menſchenhaß und Reue.

Dies charakteriſirt den Dichter völlig. Ehebruch entſchuldbar, Lüge ſogar edel. Bald darauf brachte Kotzebue die geſchwängerte Unſchuld, mit welcher Lafontaine ſo viel Glück machte, ſchamlos auf die Bühne in der „Sonnenjungfrau“.

Rolla, Feldherr des Ynka von Peru, liebt die ſchöne Sonnenjungfrau Kora, muß ihr aber entſagen, da dieſe Jungfrauen als Veſtalinnen keinen Mann lieben dürfen. Der Oberprieſter weiſt ihn mit Strenge in die Schranken, bekennt ihm aber am Ende, daß er ſelbſt eine Sonnenjungfrau geliebt habe, daß ſie wegen Verletzung ihrer Keuſchheit eines grauſamen Todes habe ſterben müſſen und daß — Rolla ſelbſt ihr Sohn ſey. Inzwiſchen hat ſich der Spanier Alonſo ebenfalls in Kora verliebt und ſie ſich in ihn. Auf das unbefangenſte geſteht ſie ihm, daß ſie guter Hoffnung ſey, und freut ſich unmäßig auf das kleine Kind. Alonſo aber weiß beſſer, was dieß zu bedeuten hat und iſt äußerſt erſchrocken. In der That wird Kora angeklagt, ihr Gelübde gebrochen zu haben und ſoll geopfert werden. Mit ihr ſoll der Verführer Alonſo

*) Auch Ziegler ſchrieb eine Fortſetzung: „Eulalie Mainau“, worin er von der Unnatur zur Natur zurückführen wollte. Mainau und Eulalie leben nach ihrer Verſöhnung nicht glücklich, die Untreue der Gattin und Mutter läßt ſich nicht ausſöhnen. Der Officier, der Eulalien verführt, wird von Mainau erſchoſſen. Dieſer flieht nach Amerika und Eulalie bleibt einſam büßend zurück.

ſterben. Rolla rettet ſie großmüthig und der Ynka erſcheint, um das harte Geſetz überhaupt aufzuheben und den Sonnenjungfrauen zu erlauben, künftig guter Hoffnung zu werden, von wem ſie wollen; wozu auch zwei unter ihnen, Koras Geſpielinnen, große Luſt tragen. Kotzebue hat in dieſer Kora Marmontels Koraly copirt.

Als Fortſetzung ſchrieb Kotzebue: „die Spanier in Peru oder Rolla's Tod."

Abermalige ungeheure Großmuth Rolla's. Kora hat ihr Kind verloren, Spanier haben es gefunden und der grauſame Pizarro behält es als Geißel, aber Rolla entreißt es ihm, wird dabei verwundet und bringt es, ſelbſt ſterbend, geſund der Mutter zurück.

Auf die naive Kora, die ungeheures Glück machte, ließ Kotzebue die noch naivere Gurli folgen in dem Stück „die Indianer in England".

Kaberdar, der vertriebene Nabob von Myſore, ſein Sohn Fazir und ſeine Tochter Gurli leben in England bei einem reichen Kaufmann Smith, der auch einen Sohn und eine Tochter hat, Robert und Liddy, welche beide Pärchen am Ende unter einander heirathen. Der ganze Witz beſteht darin, daß Gurli, als ein Naturkind, ganz und gar keinen Begriff von den europäiſchen oder von menſchlichen Sitten überhaupt hat und in aller Unſchuld die verfänglichſten Dinge ſagt. Als ſie ſchon Roberts Braut iſt, will ſie aus Mitleid deſſen Bruder heirathen ꝛc. Liddy ihrerſeits ſollte anfangs den alten Kaberdar heirathen, wurde aber mit dem Sohn beglückt. Gurli mit ihren affectirten Natürlichkeiten, die lediglich Plattituden und ſtudirte Schlüpfrigkeit ſind, machte beim deutſchen Publikum unermeßliches Glück und war lange Zeit die dankbarſte Rolle für die Schauſpielerinnen. Aber ſie iſt gar nicht einmal von Kotzebue's Erfindung, ſondern von Chamfords jeune Indienne entlehnt.

Zu dieſen Naivetäten gehört auch das Schauſpiel „Bruder Moritz".

Moritz iſt pikirt darauf, ein gefallenes Mädchen zu heirathen, die ihm ihren Unfall geſteht. Gerade dem Vorurtheil der Welt zu trotzen, gefällt ihm, und ihr kleines Verſehen verzeiht er ihr leicht, denn „alles liebt ſich ja, alles baut ſich Neſter." Dieſes Stück iſt in einer Spatzenlaune geſchrieben.

Die Moral ſolcher Stücke fand unermeßlichen Beifall in der von aller Religion und Vaterlandsliebe immer mehr entleerten Zeit. Die Kotzebue'ſche Sittenlehre, vom Theater herab verkündet, drängte immer mehr die chriſtliche von der Kanzel herab verkündete Sittenlehre in den Hintergrund.

Klein und ſchwächlich von Natur, frühe ausſchweifend und raſtlos mit der Feder beſchäftigt erkrankte Kotzebue in Reval und nahm Urlaub

zu einer Erholungsreiſe. Sein Arzt war der berühmte Zimmermann, der damals eine literariſche Fehde mit Bahrdt hatte. Nun ſchrieb Kotzebue, angeblich für Zimmermann, aber weſentlich aus eigener Malice und um ſich einmal ſo recht behaglich im eigenen Koth zu wälzen, die Brochure „Bahrdt mit der eiſernen Stirne", das ſchmutzigſte, ekelhafteſte Pasquill, das je geſchrieben worden, wobei er als Verfaſſer Knigge auf dem Titel nannte, und außer Bahrdt auch den genialen Lichtenberg und andre mit Unflath überſchüttete. Als man ihm, als dem muthmaßlichen Verfaſſer, auf die Spur kam, verſicherte er ſeiner Mutter in einem Briefe heilig und theuer, er ſey es nicht, und beſtach einen jungen Mann, ſich als Verfaſſer zu nennen. Aber alle dieſe Ränke halfen nichts. Es wurde ihm bewieſen, daß er allein der Verfaſſer ſey und er mußte abermals aus Deutſchland flüchten. Aber in Rußland wurde ihm von der Kaiſerin Katharina II. leicht verziehen, weil er vorgab, alles für Zimmermann, den ſie ſehr ſchätzte, gethan zu haben, und weil er ſie durch ein Buch über den Adel beſtochen hatte, 1790. In demſelben Jahre ſtarb ſeine Frau, die er auf dem Krankenbett verließ, ehe ſie noch geſtorben war, um nach Paris zu eilen und ſich ſchon unterwegs, wie er ſelber in ſeiner „Flucht nach Paris" naiv bekennt, bei hübſchen Mädchen erholte. Nachdem er Paris genoſſen, blieb er eine Zeitlang in Mainz und ſchrieb Schauſpiele, 1795 kehrte er nach Rußland zurück und heirathete ein Fräulein von Kruſenſtern. 1797 ging er nach Wien, von wo man ihn angeblich durch Intriguen wieder vertrieb. Er wollte ſich nun in Weimar niederlaſſen, aber Göthe goutirte ihn nicht und die Schlegel fingen an, ihn kritiſch zu geißeln. Da ſchrieb er gegen dieſe die Satire „der hyperboreiſche Eſel" und machte ſich davon. Aber in Rußland war unterdeß Paul I. zur Regierung gekommen, der den Rückkehrenden für einen geheimen Agenten des Auslands nahm und ſogleich nach Sibirien transportiren ließ, 1800. In Tobolsk angekommen, wurde er noch in demſelben Jahre zurückgerufen, nachdem er den Kaiſer durch das in Petersburg aufgeführte ſervile Luſtſpiel „der alte Leibkutſcher Peters III." verſöhnt hatte.

Nach Pauls Ermordung begab ſich Kotzebue nach Berlin, nachdem er erfahren hatte, welchen ungeheuren Beifall gerade dort ſeine Stücke bei Hofe wie beim Publikum gefunden hatten. In der That herrſchte

zwiſchen der damaligen Berliner Frivolität und Sentimentalität und der Kotzebue'ſchen eine Wahlverwandtſchaft. Kotzebue wurde wie der größte geiſtige Heros in Berlin empfangen und vom König zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, von der Königin zum Vorleſer ernannt. 1804 nach dem Tode ſeiner zweiten Frau heirathete er die dritte, eine Verwandte der letzteren. Als Napoleon Preußen überwältigte, floh Kotzebue wieder nach Rußland.

Von Rußland aus begann nun Kotzebue eine politiſche Polemik gegen Napoleon in der nordiſchen „Biene", wie er denn 1813 dem ruſſiſchen Hauptquartier nach Deutſchland folgte. Nach Beendigung der Kriege blieb er im Solde des Kaiſers Alexander in Deutſchland, um demſelben in „literariſchen Bulletins" Bericht zu erſtatten über die Zuſtände der deutſchen Preſſe und Univerſitäten. Da er dieſes Vertrauen des Kaiſers benutzte, um ſeine perſönlichen Gegner zu verdächtigen, und überhaupt die damaligen deutſchen Patrioten denuncirte, ſo wurde der Haß in der deutſchen Jugend gegen ihn allgemein und am 23. März 1819 ſtach ihn Ludwig Sand aus Wunſiedel, Student der Theologie aus Jena, in Mannheim mit einem Dolche nieder.

Kotzebue hat unzählbare Schauſpiele, auch viele Romane und Erzählungen geſchrieben. Ich gruppire ſie nach dem Inhalt. Zu der oben charakteriſirten ſentimental-lüderlichen Gruppe geſellt ſich eine von reinſter Frivolität, deren Mittelpunkt „die beiden Klingsberge" bilden, ein Luſtſpiel von 1805. v. Hormayr ſagt in ſeiner letzten Schrift „Kaiſer Franz und Metternich" S. 30, unter Klingsberg ſey Fürſt Metternich gemeint und das Ganze beruhe auf einer wahren Geſchichte.

Graf Klingsberg, der Vater, iſt ein ewig heiterer gutmüthiger Lebemann, aber ein alter Geck, der noch jeder Schürze nachläuft. Sein Sohn iſt ein vollkommener Roué, wie der Vater in ſeiner Jugend, beide im Punkt der Weiber einer ſo verdorben wie der andere. Adolph, ſo heißt der Sohn, ſchleicht einem ſchönen Frauenzimmer in der Nähe Wiens auf einem Dorfe nach. Auf dieſelbe hat auch der Vater ſein Auge geworfen. Sie treffen unvermuthet zuſammen. Der Sohn erzählt dem Vater einen Spaß, wie er geſtern bei einer ſchönen Italienerin geweſen und von dem alten Herrn, der ſie unterhalten, beinahe ertappt worden wäre. Der alte Herr aber iſt der Vater ſelbſt. Aergerlich, daß ihm der Sohn überall ins Gehege geht, hat der Papa doch eine Freude daran, daß ihm der Sohn ſo ganz nachſchlägt. Der Sohn küßt das Kammermädchen, der Vater auch. Der letztere will ihr

einen Shawl ſchenken, aber ſeine alte Schweſter kommt dazu und er muß nun die Miene annehmen, als ſey der Shawl ihr beſtimmt geweſen. Der Alte hat die Schöne vom Lande liſtig in die Stadt gelockt und macht ihr ſeine Anträge, der Sohn kommt wieder dazu und thut desgleichen, beide aber werden abgewieſen und überliſtet, denn Amalie, ſo heißt die Schöne, iſt bereits mit einem Offizier, von Stahl, verheirathet, der jedoch in armen Umſtänden lebt. Zufällig hat dieſer Offizier eine hübſche Schweſter, Henriette, welche Adolph aufſpürt und der er gleich Anträge macht. Sie weist ihn ab, da wirft er das Geld zum Fenſter hinaus. Die Straßenbuben ſchlagen ſich drum, es gibt einen Auflauf. Stahl kommt dazu und ſtellt den leichtſinnigen Grafen zur Rede. Sie ſchlagen ſich. Adolph bereut ſeinen Leichtſinn, und da er erfährt, Stahl ſey von gutem Adel, ſo entſchließt er ſich, die Ehre der Schweſter durch eine Heirath herzuſtellen. Ohne davon zu wiſſen, kommt nun auch der alte Graf zu Henrietten und macht ihr Anträge. Als er nun alles erfährt und ihm Henriette durch ſeinen Sohn, Amalie durch Stahl entführt iſt, tröſtet er ſich damit, ſein lüderlicher Sohn werde in vier Wochen an ſeiner Frau genug haben und dann ſey noch immer Zeit, wieder bei ihr anzuklopfen.

Ein anderes eben ſo frivoles Stück von Kotzebue iſt der „Rehbock".

Auf des Grafen Gut hat Pächter Grauſchimmel einen Rehbock geſchoſſen und ſoll vom Gute gejagt werden. Die Baroneſſe Freyling, eine junge Wittwe, Schweſter des Grafen, die ihn ſeit früher Jugend nicht geſehen und eben ankommt, trifft mit den weinenden Pächtersleuten zuſammen und erbietet ſich, in den Kleidern ſeiner jungen Frau zum Grafen zu gehen und fürzubitten. Gleich iſt nicht nur der Graf, ſondern auch ſein Stallmeiſter in ſie verliebt. Dieſer Stallmeiſter iſt ein Baron, Bruder der Gräfin, aber eben ſo wenig von ihr erkannt, wie die Baroneſſe von ihrem Bruder, dem Grafen, und hat daher auch bereits als Liebhaber Glück bei ſeiner Schweſter gemacht. Der Baron kauft dem Pächter ſeine vermeinte Frau um Geld ab, dieſer will ihm aber ehrlich ſeine wirkliche Frau abtreten. Als endlich alles ſich aufklärt, bleibt keiner übrig, der nicht die Treue gebrochen hätte; da auch die Pächterin ſich in der Baronin als Jüngling verkleidetes Kammermädchen verliebt hatte.

In den „Pagenſtreichen" wird mit dem ehrwürdigen Alter der frivolſte Spott getrieben. In den „Stricknadeln" wird einer galanten Dame, die ſich Liebhabern und hohem Spiel ergibt, von dem treuen Ehemann aus der Noth geholfen und verziehen. Ein ſeltenes Rührei von Empfindſamkeit und Unzucht iſt Kotzebue's Roman „Leontine".

Leontine von Blondheim heirathet ihren Couſin Arlhofen, nachdem ſie dem Rittmeiſter Wallerſtein, der bei ihr verleumdet worden, als habe er eine Maitreſſe gehalten, den Korb gegeben. Nachher findet ſich, er ſey ganz unſchuldig

und ein edler Mann, Arlhofen dagegen der Wüſtling. Jetzt erſt liebt ſie Wallerſtein, bleibt aber keuſch, verſagt ſich ſeinen Begierden und treibt ihn von ſich in den Krieg. Als Arlhofen ein Kammermädchen ſchwängert, ſtellt ſich Leontine ſchwanger und übernimmt das Kind. Arlhofen kommt in einem Duell um. Der Rittmeiſter hat ſich im Kriege ausgezeichnet und will eine gewiſſe Louiſe heirathen, aber gute Freunde ſchieben ihm Leontine unter und es gibt ein glückliches Paar.

Aus der Maſſe lüderlicher Sachen, welche Kotzebue geſchrieben, unterſcheidet ſich ein Jugendroman „die Leiden der Ortenbergiſchen Familie" als rührend ohne falſche Empfindelei, und das berühmte Luſtſpiel „die deutſchen Kleinſtädter".

Sabine, die Bürgermeiſterstochter von Krähwinkel, war eine Zeitlang in der Reſidenz, hat dort den jungen, liebeswürdigen und reichen Olmers kennen gelernt, der ihr die Cour gemacht, glaubt ſich aber von ihm vergeſſen, da ſie, in ihr Vaterſtädtchen zurückgekehrt, nichts mehr von ihm hört. Auf einmal kommt er ſelbſt mit einem Empfehlungsbriefe ſeines Freundes, des Miniſters, an ihren Vater. Zufällig hat ihre Großmutter ſie ertappt, wie ſie das Portrait von Olmers betrachtet, und Sabine hat es in der Verlegenheit für das Bildniß des Königs ausgegeben. Nun wird Olmers für den König gehalten und von der Familie und ihrer redſeligen Frau Muhme auf lächerliche Art venerirt. Nachdem der Irrthum erkannt iſt, ſtimmt die Familie ihre Meinung von Olmers um ſo mehr herab, als er es vornehm verſäumt, ſich in die kleinſtädtiſchen Sitten zu fügen, jedem und jeder den gebührenden Titel zu geben ꝛc. Als er nun förmlich um Sabine anhält, beſchließt der Familienrath, ſie ihm nicht zu geben, ſondern den bisherigen Bräutigam, Bau-, Berg- und Weginſpectorsſubſtitut Sperling beizubehalten. Aber Olmers und Sabine verabreden in deſſen Gegenwart in äquivoken Reden, die er nicht verſteht, ein Rendezvous auf den Abend. Bei dieſem werden ſie ertappt, Sabinens Ruf iſt dadurch compromittirt und es wird Olmers nun um ſo leichter, ihre Hand zu erhalten, als er jetzt mit einem Titel herausrückt, die Gunſt, die er beim Miniſter genießt, gehörig geltend macht, dadurch den Bürgermeiſter aus einer Verlegenheit, in die er durch die Flucht einer Delinquentin gekommen iſt, zu reißen verſpricht und endlich der alten Großmutter, dem Vater und Onkel, ſowie allen Frau Muhmen ihren Titel gibt und Jedem den althergekömmlichen Reſpect erweiſt.

Das Stück wurde ungeheuer beliebt, ohne daß es irgend Geiſt verriethe. Es faßt nur eine, und noch dazu ziemlich unſchuldige Lächerlichkeit an der Kleinſtädterei auf, die Titelſucht und Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten.

Im Allgemeinen iſt an Kotzebue's Luſtſpielen der leichte Dialog,

mancher gute Witz, eine meist natürliche Auffassung der Charaktere zu loben. Aber der Leichtsinn, mit dem er alles Ernste, Würdige und Heilige behandelt, kann nur Ekel erwecken. Und doch wagte er sich ins tragische Gebiet und wollte mit Schiller wetteifern. Aber seine ernsten Dramen: Octavia, Rudolf von Habsburg, Bela's Flucht, Bajard, Eduard in Schottland, Graf Benjowski ꝛc. ertränken den oft guten Stoff in empfindsamen Effekten und hochtrabenden Phrasen, hinter denen immer die Kotzebue'sche Gemeinheit hervorblickt. Wie er sich zur Romantik verstieg, davon noch später.

Burchard, Rechtsgelehrter in Rostock († 1787) schrieb unter dem Namen Roller zwei Schauspiele, die in Effekten mit Kotzebue's Stücken wetteifern.

Im Grafen von Santa Vecchia (1792) stellt er den zu jener Zeit berüchtigten Cagliostro und alle verwandten Mysterien und Charlatanerien an den Pranger und läßt den gesunden Menschenverstand und die Aufklärung einen glänzenden Sieg feiern. In der „Dichterfamilie" weiß er die Zuhörer durch das Elend eines verarmten Poeten fürchterlich zu rühren.

Joh. Ludwig Huber, Oberamtmann in Tübingen († 1800), gab schon 1751 Oden und Lieder, 1787 affectirte Reden mit Gott heraus, und schrieb 1791 das lüderliche Trauerspiel Zamira.

Eine Pest verheert Golkonda. Der König will seine einzige Tochter Zamira den Göttern zur Sühne opfern. Ihr Geliebter Mora raubt ihr nun eilig noch vor dem Opfermorgen die Eigenschaft der Jungfräulichkeit, als die unerläßliche Bedingung des Opfers, und rettet dadurch zwar sie, verfällt aber selbst der Todesstrafe. Zamira aber stirbt mit ihm.

Nächst Kotzebue wirkte hauptsächlich der pensionirte preußische Lieutenant Julius von Voß durch seine in allen Leihbibliotheken weitverbreiteten Schriften auf das Berliner und norddeutsche halbgebildete Publikum ein. Er schreibt zum Theil grob, unzüchtig und höchst gemein, aber seine längst verworfenen und vergessenen Romane sind der treueste Sittenspiegel seiner Zeit, zunächst der preußischen Corruption vor der Schlacht von Jena. Die zuerst von ihm geschriebenen „Begebenheiten eines schönen Offiziers, der wie Alcibiades lebte und wie Cato starb" (Berlin 1817), erschienen anonym, weil das Buch ein nur zu treues Bild des Berliner Offizierslebens vor der Schlacht von Jena enthielt und der Autor sich keinen Vorwürfen persönlich aussetzen wollte.

Der Held des Romans iſt der junge Herr von Sall, ein Standartenjunker von der Garde comme il faut, als Ideal einer ganzen in Berlin wohlbekannten Gattung von jungen lüderlichen Edelleuten in maleriſcher Uniform. Die Lieblinge des Hofes, ſpielten ſie die erſte Rolle bei allen Bällen, wurden von den vornehmſten Damen protegirt und zu Rathe gezogen, verführten junge Mädchen, feierten Orgien, verſchwendeten ungeheure Summen, machten eine Studienreiſe nach Paris, um das Schwelgen aus dem Grunde kennen zu lernen, und gaben öffentlichen Skandal durch Bubereien aller Art. — Der noch blutjunge Sall verführt, wie Faublas, ein junges Fräulein, indem er ſich, der noch Bartloſe, in Mädchenkleidern zu ihr ſtiehlt. Er verführt noch viele und läßt ſich verführen. Er übertrifft alle Nebenbuhler an Keckheit. Einmal wettet er, ohne Hoſen an Damen vorüberzureiten und thut es; wegen ſeinen hohen Stiefeln und des Küraſſierrocks ſieht man nur einen Streifen ſeiner Beine und merkt nicht, daß man bloß die Haut ſieht. Ein ganzes Heer von Mädchen und Frauen zieht an ſeinem Triumphwagen. Wie dem Don Juan ſind ihm alle recht, Groß und Klein, Prinzeſſin und Kammermädchen. Dafür bekommt er frühzeitig die Gicht. Der lange Frieden erlaubt kein Avancement. Als endlich der Krieg ausbricht, wird er gleich anfangs gefangen. Dieſe Demüthigung und das frühzeitige Schwinden ſeiner Kräfte machen ihn ſchwermüthig und er ſchießt ſich eine Kugel vor den Kopf.

Wie Voß hier die Offiziers- und Adelswelt, eben ſo meiſterhaft, wenn auch mit ariſtophaniſcher Freiheit, ſchildert er die tiefere Schicht in den „Begebenheiten einer Marketenderin mit ihren kritiſchen Anſichten der Feldzüge von 1806 und 1807". (Berlin 1809.)

Die Heldin Veronica iſt Tochter einer Kupplerin in Weimar, im Bordell geboren und erzogen, aber angeflogen von der Geiſtigkeit der Stadt und ihrer poetiſchen Koryphäen. Ihre Mutter kommt ins Zuchthaus und zuletzt an den Galgen. Sie ſelbſt wird Magd und verliebt ſich in den Schuſterlehrling Samuel, dem ſie (immer auf dem Abtritt) äſthetiſche und philoſophiſche Bildung beizubringen ſucht. Ein alter Vormund, der ſich in ſie verliebt hat, wird von Samuel durchgeprügelt, weßhalb dieſer letztere fliehen muß. Er wird Soldat. Seine äſthetiſche Bildung zieht ihm Spießruthen zu. Veronica folgt ihm und will ihn heirathen, aber ihre Trauung wird ſtets geſtört. Sein Oberſt ſtellt ihr nach, aber ſie rettet ſich vor ihm, indem ſie ihn bittet, erſt ſeine Stiefel auszuziehen, und ihn dann mit den Beinen und den halb ausgezogenen Stiefeln zappeln läßt und davonläuft. In der Schlacht bei Jena kommt ihr Samuel um. — Ein Wundarzt Wolf nimmt ſich ihrer an und heirathet ſie. Auf der Flucht bekommt ſie einen Schuß in den Theil, der ſie der Venus Kallipygos ähnlich macht, und wird von ihrem kundigen Gatten geheilt, verliert ihn aber durch den Tod. Ein Kanonier ſchützt ſie vor der Brutalität anderer Soldaten und wird ihr dritter Mann, fällt aber auch.

Ein italieniſcher Offizier, in deſſen Gewalt ſie geräth, macht ihr die zarteſte Liebeserklärung, ſtößt ſie aber kalt wieder von ſich, als er entdeckt, ſie ſey ein Weib und kein — Jüngling. Ein Herrnhuter hilft ihr, heirathet ſie, berührt ſie aber nicht und geht in einem Schiffbruch unter. Nach der blutigen Schlacht bei Eilau wird ſie von einem Koſaken ausgeplündert und mit Gewalt geheirathet. Er frißt ſich aber beim Hochzeitsſchmauſe zu Tode und ſie flieht. Der junge ſchöne Pole Boleslaw verliebt ſich in ſie und heirathet ſie, gibt ſich aber im Brautbett als — Weib zu erkennen. Beide werden arretirt und ſollen ſterben, als Samuel wieder erſcheint und ſie rettet. Sie wird nun für immer ſeine Gattin und ihre übrigen Männer, die ſich alle ebenfalls wieder einfinden, werden auf andere Art abgefunden.

In dieſer plebejiſchen Manier, die alles ſagt und das Gemeinſte und Widrigſte der Wirklichkeit wie in einem holländiſchen Schmutzgemälde ohne Scheu ausmalt, ſchrieb J. v. Voß auch ſein Schauſpiel „die Liebe im Zuchthauſe", worin aller Gemeinheit ungeachtet mehr Menſchenkenntniß und Witz vorkommt, als in mancher koſtbaren Jambentragödie.

Voß ſchrieb, weil ſeine erſten Romane Glück machten, noch mehrere dergleichen, die Geſchichte eines öſterreichiſchen Partheigängers, eines Huſarenoffiziers, einer Uhlanenbraut, einer franzöſiſchen Marketenderin, alle aber minder originell. Dagegen iſt ſeine kleine Erzählung von Herrn von Schiewelbein vortrefflich.

Dieſer Schiewelbein iſt ein dummer Junge, aber von Adel und wird protegirt, ſo daß er mit all ſeiner Dummheit von Stufe zu Stufe immer höher ſteigt bis zum General und Geſandten. Auch ein nur zu wahres Spiegelbild der Zeit, wie die Commandanten der preußiſchen Feſtungen in den Jahren 1806 und 1807 bewieſen haben.

In dem Roman „die Flitterwochen" (1818) behandelt Voß nicht ohne Geiſt den Leichtſinn der damaligen Berliner in Bezug auf Ehe und Eheſcheidungen.

Herr von Edenthal, ein ſentimentaler Bräutigam, feiert mit ſeiner eben ſo ſentimentalen Braut Julie eine ganz eigenthümliche Hochzeitsfeier und nachher höchſt romantiſche Flitterwochen, indem er mit ihr auf einer einſamen Inſel halb nackt im reinſten Unſchuldsſtande zubringt. Aber dieſe Phantaſterei nimmt ein übles Ende. Das zärtliche Paar findet ſich nach und nach langweilig, entdeckt hinter dem theatraliſchen Schein eine gemeine Wirklichkeit, ekelt ſich, erzürnt ſich und ſcheidet ſich.

Die Unnatur des Comödianten- und Literatenthums, ſeine innere Lüge, die Frechheit, mit der es auf das Publikum ſpeculirt, auch dieſe

Corruption wurde von J. v. Voß meisterhaft dargestellt in seinem Lustspiel „Künstlers Erdenwallen".

Ein Paar junge Leute vom Lande hoffen in der Stadt hohe Kunstgenüsse und halten jeden Dichter und Künstler für ein Menschheitsideal. Da geräth der junge Mann an eine in allen Intriguen abgehetzte Sängerin, das junge Mädchen an einen abgefeimten Tagesschriftsteller, werden von denselben ausgebeutet und merken endlich ihre Täuschung.

Die übrigen zahlreichen Romane und Erzählungen dieses Autors enthalten viel Frivoles, aber auch Pikantes.

In seiner „Tausend und einen Nacht" kommt eine Erzählung vom Pfeile vor, deren geniale Obscönität nur von Rabelais und Aristophanes übertroffen wird. In dem Roman „die Flöte" bekennen Bräutigam und Braut höchst schüchtern jedes, schon ein uneheliches Kind zu haben, als sie die überraschende Entdeckung machen, es sey nur ein einziges, dasselbe, und zwar ihr beiderseitiges Kind. Im „Don Vigo und Donna Cajetania" machen Bräutigam und Braut eine noch seltsamere Entdeckung, nämlich, daß er ein Mädchen und sie ein Jüngling ist. Im „verwünschten Prinzen" wird ein etwas übermüthiger Prinz durch weise Vorkehr gebessert, indem man ihn in eine Verschwörung verwickelt, einkerkern, entfliehen, in der Noth Rekrut werden läßt und in harte Zucht nimmt, bis er reif genug ist, um die Wahrheit zu erfahren und von seiner Pein erlöst zu werden.

Einem guten Theil dessen, was Julius v. Voß geschrieben hat, wird im nächsten Jahrhundert dieselbe Ehre widerfahren, die dem Simplicissimus in unserem widerfuhr, und er verdient es. — Sein sehr schwacher Nachahmer in Bayern war Adolf v. Schaden, der mit seinen Blumen- und Fischermädchen, seiner Leipziger Jungemagd, seinem deutschen Don Juan ꝛc. kein Glück machte, obgleich ihn Voß bevorwortete.

Einer der gelesensten Romanschreiber war damals auch Gustav Schilling, dessen erster vierbändiger Roman „Guido von Sohnsdom" 1791 erschien.

Guido ist ein sächsischer Cavalier und Offizier, ein Alcibiades, in den alle Damen sich verlieben, der wüthend eifersüchtig wird, als er erfährt, seine Geliebte Julie sey Maitresse des Fürsten, alsbald einen Mord begeht, ins Gefängniß kommt, bald aber selbst deren Beispiel nachahmt und das Leben genießt ohne alle Rücksicht auf Moral. Als er endlich die schöne Emilie heirathet, langweilt ihn diese bald und er stürzt sich in neue Abentheuer ꝛc. Das Ganze ist eine rohe Kette von Schäferstunden, Mord und Kerkerscenen. Die Damen reden und handeln alle wie in einem Bordell.

Derſelbe Verfaſſer hat noch eine große Menge Romane verwandten Geiſtes geſchrieben, die in den Geſammtausgaben von 1810 und 1828 ſich auf 50 Bände beliefen. Er war ſächſiſcher Offizier und ſpiegelt neben dem Preußen Julius von Voß am beſten die damalige Lüderlichkeit des Offizierslebens. Inzwiſchen ſteht er tief unter Voß.

Der thüringiſche Forſtrath Karl Gottlob Cramer, von deſſen politiſchen und Ritterromanen wir ſpäter handeln werden, ſchrieb auch viele Romane von der lüderlichen Art. Seine Schriften waren ſehr beliebt und durch die Leſebibliotheken verbreitet. Beſondern Ruf erlangte ſein deutſcher Alcibiades (1802).

Albert, ein junger Graf, wird von allen Mädchen und Frauen geliebt und liebt immer ein Paar zu gleicher Zeit. Dabei renommirt er entſetzlich mit Thatendrang und Tugend und will ein großer Mann werden. Das wird er auch, Feldherr und Fürſt, derweil er immerfort zugleich liebt. Faſt immer hat er zwei um ſich. Seine Gemahlin Riſa und ſeine Geliebte Julie theilen ſich in ihn. Eine dritte, die ihn mit tödtlicher Eiferſucht verfolgt, Gräfin Thereſe, verwundet ihn durch einen Piſtolenſchuß, wird aber von einem ſeiner Jäger mit dem Hirſchfänger „wie eine Sau“ abgefangen und muß ſterbend ſehen, wie er vor ihren Augen ſeine Riſa küßt und ihrer ſpottet. Alle Teufel, Donnerwetter und die gemeinſten Schimpfwörter aller Art erfüllen den Roman.

Als Anhang dazu ſchrieb Cramer den Hermann von Nordenſchild. Nicht beſſer iſt ſein Roman „der Glückspilz“.

Ein gewiſſer Fritz, junger Gehülfe eines alten Verwalters, wird von deſſen junger Frau Dorchen verführt; der Alte ertappt ſie einmal im Ehebruch, läßt ſich aber nichts merken und ſchickt einfach den jungen Menſchen fort. Fritz hat noch eine zweite Liebſchaft mit Lottchen, einem hübſchen Mädchen in der Nähe, und kommt nach einiger Zeit glücklich zurück und heirathet ſie, während Dorchen, die mit ſeinem Nachfolger ebenfalls gebuhlt hat, von demſelben ſchändlich beſtohlen wird. Die lockerſten und ſchlechteſten Sitten werden in dieſem Roman als etwas, was ſich von ſelbſt verſtehe, vorausgeſetzt. Doch iſt der Charakter des üppigen Weibes kräftig und ſehr wahr gezeichnet.

Aehnlich iſt Cramers „Freiherr von Rubin“.

Adolph iſt der Sohn eines Marſchalls, der im Kriege großen Ruhm erwirbt. Adolph ſelbſt aber dient nicht als Soldat, ſondern iſt nur ein im Irrgarten der Liebe herumtaumelnder Cavalier, ermordet den Bruder ſeiner geliebten Louiſe und indirekt auch ihren Vater, weil dieſer aus Schrecken an einem Schlage ſtirbt. Das hindert Louiſen nicht, ihn aufs zärtlichſte, ja luſtigſte zu lieben. Als ſie aber ſeine Frau iſt, buhlt ſie gleich wieder mit einem

Baron, den er ebenfalls niederschießt. Sie stirbt aus Gram, er heirathet eine andere und wird glücklich. Sein Freund Albrecht, an den er alles schreibt, was ihm widerfährt, erschießt seinerseits die ihm untreu gewordene Henriette. Toller Roman in der gemeinsten Sprache. Die vornehmsten Leute reden beständig per Kerl und fluchen und schimpfen.

Die größten Frivolitäten findet man in Cramers Rasereien der Liebe (1801), lauter kleine verbuhlte Erzählungen.

Julius, Graf von Soden, preuß. Gesandter beim fränkischen Kreise in Nürnberg, schrieb viele Schauspiele. Eines seiner frühesten und das am meisten phantastische ist seine Aurora von 1790.

Als die natürliche Tochter eines Königs ist Aurora ein Kind der Liebe und will ihr ganzes Daseyn nur der Liebe weihen. Zu dem Behuf sucht sie sich einen gewissen Antonio, einen schönen, aber etwas einfältigen und wundersüchtigen Offizier aus, erscheint ihm bei einer Geisterbeschwörung als Satan verkleidet und bietet ihm alle möglichen Wege zum Glück an, die er alle ausschlägt, endlich die Liebe, die reinste, idealste, beseligendste Liebe. Diese wählt er. Da verschwindet Satan und unter seiner schwarzen Hülle erscheint die himmlisch schöne Aurora, die sich nun für ein bloß geistiges Wesen, für das Geschöpf seines bloßen Wunsches ausgibt und diese phantastische Rolle mit vieler Anmuth durchspielt, bis er endlich merkt, daß sie von Fleisch und Bein und eine Prinzessin ist.

In der „Macht der Wallungen" 1791 ist es eine Lina, die den in sie verliebten Prinzen durch Moralpredigten zur Tugend zurückführt. Im „neuen Timon" bleibt eine Leonore, obgleich ein Fürst sie liebt, ihrem von Allen verlassenen Geliebten treu. „Laura" wird in dem Augenblick von einem Prinzen entführt, in dem sie Nonne werden soll. „Schah Sadi" erstickt sich aus purer Großmuth, um die schöne Alma sammt dem Reiche ihrem Geliebten Almansor zu überlassen. „Franz von Sickingen" vermählt aus Empfindsamkeit und Liberalismus seine einzige Tochter einem armen Hirten. Dergleichen überspannte Großmuth kehrt noch öfter in Sodens Stücken wieder. Er wagte sich auch in Trauerspielen an Medea, Kleopatra, Virginia, Heinrich IV., Inez de Castro, Anna Boley, Pizarro ꝛc., bleibt aber überall zu empfindsam. Die ganze Kotzebue'sche Lüderlichkeit kehrt wieder in Sodens „Emmi oder die zerbrochenen Eier", einer Idylle in Hexametern wie Göthe's Dorothea, Voſſens Louise ꝛc.

Emmi ist ein naives Schweizermädchen. Im Jahr 1814 kommen Kosaken ins Quartier. Edmund, ein schöner Kosakenoffizier, verliebt sich in Emmi;

und als ſie einmal mit einem Korb Eier zu Markte geht, kommen ſie in einen zärtlichen Conflikt, daß die Eier zerbrechen. Der Koſak muß weiter ziehen und vergißt das kleine Abentheuer. Emmi aber wird guter Hoffnung. Ihr Vater, anſtatt böſe zu werden, tröſtet ſie (S. 109):

Emmi, verloren iſt deine jungfräuliche Ehre,
Doch nicht die Unſchuld, ich fühl' es, Er raubte dir jene,
Dieſe konnt' er nicht rauben.

Zufällig kommt Kathinka, Edmunds Braut, die ihm nachreist, in dieſelbe Gegend, erfährt was vorgegangen und beſchließt, Edmund zu Gunſten Emmi's zu entſagen. In Straßburg, wo Kathinka ihren Bräutigam wiederſehen ſoll, ſetzt ſie ihm am Oſterfeſt ein großes Oſterei vor, und als er es neugierig öffnet, findet er darin ſein und Emmi's Kind. — Ganz gegen das in ihr liegende frivole Motiv iſt dieſe Idylle nicht im ſatiresken Styl mit humoriſtiſcher Laune geſchrieben, ſondern im empfindſamſten Ernſt.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein, ein geborner Sachſe, aber als Cenſor in Berlin angeſtellt, war lange Zeit beliebt durch ſeine zahlreichen Schwänke und komiſchen Erzählungen, in denen er, noch in Gellerts und Wielands Manier, altdeutſche, italieniſche und franzöſiſche Stoffe behandelte. Er ſchrieb dieſe kleinen Sachen abwechſelnd in Verſen und Proſa. In einem größern Roman „Thomas Kellerwurm" von 1806 wetteifert er mit Julius von Voß.

Der Held iſt ein Major von Pampel, ein dicker Falſtaff, zubenannt der Kellerwurm, weil er ſchrecklich viel trinkt. Wie ſehr er bramarbaſirt, iſt er doch feig und während er bei einer nächtlichen Affaire ſich ins Heu verkriecht, zieht ſeine zärtliche Freundin, die Marketenderin Gertrud Schnick, ſeine Kleider an und ſiegt für ihn, fällt aber, als ſie dieſen Kleidertauſch zum zweitenmal unternimmt, und ſeine Schande kommt an den Tag.

Die kleineren Erzählungen und erzählenden Gedichte erſcheinen unter vielen Titeln als: Schwänke, neue Schwänke, komiſche Erzählungen, Märchen, Jocus, Novellen, Herbſtroſen, Talisman gegen die Langeweile, Zeitſchwingen, Feierabende, kleine Romane, Gedichte. Sie ſind zuweilen arg frivol, im Ganzen aber iſt darin viel Geiſt und echter Witz, weil ſie faſt alle älteren guten Quellen entnommen ſind. Was Langbein ſelbſt erfunden hat, iſt durchgängig ſchwächer, doch zuweilen recht heiter, wie er denn auch beliebte Geſellſchaftslieder dichtete, z. B. „Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen". — „Magiſter Zimpels Poſt- und

Brautfahrt", die beste und auch berühmteste Erzählung von Langbein, erschien im Becker'schen Taschenbuch auf 1813.

Der Magister erzählt selbst, wie er in Gimpelwalde als dritter Lehrer angestellt, durch ungeschickte Höflichkeit beim Jubelfest des Superintendenten Allen zum Spott geworden sey. Indem er nämlich den Superintendenten beglückwünscht, stieß er mit dem Allerwertheſten den Bürgermeister auf den Bauch, und indem er sich wieder umwandte, trat er den Justizamtmann auf den gichtischen Fuß. Dann bei Tafel stieß er eine Baumtorte um ꝛc. Da er nun von allen Damen des Orts verhöhnt wurde, wollte er sich eine Braut in der Residenz suchen und setzte sich auf die Post, fand aber die Zukünftige schon im Postwagen, nämlich eine junge hübsche Wittwe. Bei einem Sturz aus dem Wagen zersprengte er sich die Beinkleider und verwundete sich leicht an der Stirne. Die Wittwe verband ihn mit einem Tuch. Der Hosen wegen mußte er auf der Station zurückbleiben. Dann traf er mit einem Heer von Studenten zusammen, die ihn foppten. Einer derselben kleidete sich als Mädchen und lockte ihm eine Menge lächerlicher Höflichkeiten ab, zog aber nachher eine Tabackspfeife hervor und demaskirte sich. Kaum diesem Hohngelächter entgangen, traf Zimpel auf der Weiterreise mit einem grimmigen Förster zusammen, der die Wittwe auch liebte und ihr nachreiste. Dieser erkannte das Tuch, nahm es dem armen Zimpel ab und ließ ihn arretiren, als wisse er von der Vermißten oder habe sie wohl gar ermordet (weil Blut an dem Tuche war). Da erschien die Wittwe selbst wieder, auf der Rückreise, befreite ihn und wurde seine Braut. — Der Ton dieser Erzählung ist sehr launig, und Zimpel bleibt trotz aller Lächerlichkeit liebenswürdig.

Im Style der Langbein'schen Schwänke, aber ungleich frivoler schrieb unter dem Namen Althing Professor Christ. Aug. Fischer in Mainz im Anfang unseres Jahrhunderts viele erotische Erzählungen (Dosenstücke, der Hahn mit neun Hühnern, Hannchens Hin- und Herzüge, Geschichte der sieben Säcke ꝛc.). Dieser Classe gehörten auch schon die „Natürlichkeiten" des Freiherrn von Goltz (1798) an, und dessen „Gedichte in Grecourts Geschmack" (1771). Mit welcher Speise man das Publikum damals labte, mag aus folgenden Titeln von aus den Leihbibliotheken ausgelesenen Romanen hervorgehen: Christinchen in tausend Gefahren oder Mutter und Tochter im Kindbett (1806), Cölestinens Strumpfbänder (1805), Röschens Verlegenheiten, Gustchens Geschichte oder so mußte es kommen, um Jungfer zu bleiben (1805), Mariannens Schäferstunden (1801), Nonne und Aebtissin im Wochenbett (1797), das wunderthätige Unterröckchen (1800), das Unterröckchen, wie es seyn soll;

Felix mit der Liebesgeige, Julchens Schwachheiten, Guſtavs Verirrungen, die Honigmonate, acht Probenächte ꝛc.

Anton Wall (der eigentlich Chriſtian Lebrecht Heyne hieß und zu Hirſchberg im Vogtlande privatiſirte) ſchrieb neben jetzt vergeſſenen Kriegsliedern dramatiſche Kleinigkeiten und einige Romane, die bekannter gewordenen „Baggatellen", die einige Luſtſpiele, Erzählungen und Anecdoten enthalten, doch auch nur von geringem Werth.

Die Findung eines Strumpfbandes iſt artig erzählt. Witzig auch das Gaſtmahl eines toleranten Oberprieſters, der ſechzig Prieſter von eben ſo viel verſchiedenen Sekten bei ſich tafeln läßt im „herzlichen Einverſtändniß". Sentimental iſt die Geſchichte einer Dame, welche, zur Heirath gezwungen, ihren Mann haßt und flieht, bis ſie ſich beim Anblick ſeines Portraits und indem ſie hört, auf welche ihm zur Ehre gereichende Weiſe er ein Auge verloren habe, ſich plötzlich in ihn verliebt.

Albrecht, Arzt in Altona, ſchrieb 1789 den Roman „Lauretta Piſana", der dreimal aufgelegt wurde,

die Geſchichte einer eiteln Buhlerin, welche durch Pfaffen verführt, immer tiefer ſinkt, bis ein edler Engländer ihr ſittliches Gefühl wieder erweckt, worauf ſie in ein Kloſter geht.

Sehr viele Romane hatten berühmte Buhldirnen und fürſtliche Maitreſſen zum Gegenſtande. Eigenthümlich war dabei das Idealiſiren der Buhlerinnen. Schiller in ſeiner bürgerfreundlichen Lady Milford hatte den Ton angeſchlagen. Maitreſſen, die ihre Fürſten zum Guten lenkten, und aus dem Laſter eine Tugend machten, wurden in Romanen und Schauſpielen beliebt. Auch glaubte man in dem Vagabundenleben von Buhlerinnen niedrigſter Extraction das Romantiſche ganz nahe in der eignen Heimath zu beſitzen und gleichſam neu zu entdecken. Daher nicht nur fürſtliche Maitreſſen und Schauſpielerinnen, ſondern auch gemeine Bettlerinnen zu Romanheldinnen erhoben wurden. Alle fürſtlichen Celebritäten dieſer Art aus älterer und neuerer Zeit kamen in deutſche Romane. Eben ſo Italienerinnen, Lauretta Piſana, Bianca Capello ꝛc. Selbſt noch lebende deutſche Maitreſſen, wie die Gräfin Lichtenau, Diana, Berlins erſtes öffentliches Mädchen (1794), Jettchen Schönthal, die ſchönſte Buhlerin ihrer Zeit, Galanterien von Wien, Berlin ꝛc., Adelma, die Fürſtenbuhlerin (1805), Eliſe, die Buhlerin (1804). Amalie, die ſchöne Solotänzerin. Eliſe oder Bekenntniſſe einer Buhlerin. Die dreifache

Friederike, glückliche Schauspielerin ꝛc. Goldchen, das Zigeunermädchen. Hannchen, die schöne Schinderstochter. Rosa, das Bettlermädchen. Das Schleifermädchen. Selma, das Mädchen vom Hundsrück.

Clauren (eigentlich Karl Gottlieb Samuel Heun), geheimer Hofrath in der preußischen Staatskanzlei, später beim Postwesen, kam Kotzebue am nächsten. Er schrieb eine ungeheure Menge Novellen und Romane, auch einige Schauspiele, die vom Berliner Publikum eben so verschlungen wurden, wie früher die Sachen Kotzebue's und aus demselben Grunde, weil sie zugleich frivol und sentimental waren, und sich gerne zum Gemeinen hinabließen. Er löste Kotzebue nur ab. Seine Epoche fällt in die Jahre 1815—1825.

Die Hauptsache bei Clauren ist das Kokettiren mit Unschuld und Naivetät, zu keinem andern Zweck, als um lüstern zu machen. Sein Meisterstück in dieser Art ist die Erzählung „Mimili".

Ein preußischer Offizier macht nach der Einnahme von Paris eine Erholungsreise in die Schweiz, bewundert die Schönheiten des Lauterbrunnerthals und findet auf einer Alpe ein Wundermädchen, die schöne Mimili, die mit der vollen Naivetät des Bauernmädchens eine hohe Bildung, Bücherkenntniß, Clavierspiel ꝛc. verbindet. Ihre Alpenhütte ist voll von Kupferstichen und Prachtbänden und sie macht ihrem Gast eine Limonade von Ananasscheiben. Kurz Dame und Alpenmädchen sind hier eins. Natürlich ist der Ritter gleich bis über die Ohren verliebt und Mimili läßt ihn gewähren, bietet ihm die volle Brust, damit er von einem daran steckenden Erdbeerstrauch die Beeren mit den Lippen abpflücke, setzt sich auf seinen Schoß, läßt ihn sogar bei Nacht zu sich. Das Ende ist dann eine glückliche Heirath. — Wer die Alpenwelt kennt, weiß, daß es keine Mimili gibt, oder daß die geputzten Dirnen, die auf den Alpen Fremde à la Mimili locken, nur Hetären sind. Clauren aber erreichte seinen Zweck, indem er den verdorbenen Berlinern den wollüstigsten Reiz vorspiegelt, den das Comfortable einer Residenzdame mit dem Unschuldsreiz und der Naturfülle der Alpen vereinigt darbieten können.

Daneben viel Rührung. Clauren kokettirt auch gern mit der Armuth, wie Kotzebue. In dieser Art ist sein Hauptwerk ein Lustspiel „der Bräutigam aus Mexiko".

Don Alonso Montequilla, Erbe von vielen Millionen, kommt aus Mexiko um sich in Deutschland eine brave Frau zu suchen. An eine gräfliche Familie auf dem Lande gewiesen, findet er in derselben zwei durchaus verzogene und verbildete Comtessen Töchter, in der Nähe aber ein liebes unschuldiges schönes Kind, das arme Suschen, das ihre Mutter mit ihrer Händearbeit ernährt.

Nachdem er seinen Hofmeister für sich selbst, sich aber nur für einen Diener ausgegeben, und in dieser Verkleidung die Herzen geprüft hat, entscheidet er sich, das arme Suschen zu heirathen, und die ihn kurz vorher noch mit schlichten Kartoffeln im Pelz traktirt, wird eine Millionärin. Die Wonne dieses Glückswechsels ist bis zum Ekel ausgebeutet und Plutus ist hier Stellvertreter des Amor, wie aller Musen und Grazien.

Wer die übrigen süßen Lieschen, Liesli und Elsi, Molly, das Christpüppchen, das Dijonröschen, das Mädchen aus der Fliedermühle, die unterirdische Liebe, die Rutschpartie ꝛc. genauer kennen lernen will, wird sie noch in allen Leihbibliotheken finden.

Einer der fruchtbarsten Romanschreiber war Fr. Aug. Schulze in Dresden, der unter dem Namen Laun seit 1790 eine Menge Romane und Erzählungen herausgab. Er neigte zum Romantischen und gab mit Apel das reichhaltige Gespenster- und Wunderbuch heraus. Seine meisten Romane bewegen sich aber im modernen Leben und sind harmlose, unbedeutende Familien- und Liebesgeschichten: „Heirathshistorien, die Gevatterschaft, Kleinstädtereien, Brautproben, der große Mann in Liebesnöthen, Verlegenheiten, die Stiefmutter, die Handschuhe ꝛc."

Karl Ludwig Woltmann, Professor in Jena, dann Geschäftsträger des Kurerzkanzlers in Berlin und in den Adelstand erhoben, schrieb Geschichtsbücher, nicht ohne Geist, aber flüchtig, und einen diplomatischen Roman „Memoiren des Freiherrn von S—a" (1815), woran seine Frau Karoline mitgearbeitet haben soll. Man erkennt hieraus den parvenue, den bürgerlichen Diplomaten, der um jeden Preis den Adeligen spielt und selbst das Frivolste nur affectirt. Aber der Roman enthält gute Schilderungen aus der Zeit.

Der Verfasser kommt nach Berlin, im Anfang des Jahrhunderts. Die damaligen Diplomaten werden charakterisirt, Haugwitz, Hardenberg, Johannes Müller, Woltmann selbst. Sehr gut wird die damalige Confusion vor und nach der Schlacht bei Jena geschildert. Der Verfasser hat sich inzwischen in die schöne, geistreiche Gräfin Rosamunde verliebt, der er bei der Flucht aus Berlin den Koffer packen hilft. Er findet sie in Prag wieder. — Im zweiten Theil erzählt ein italienischer Marchese seine diplomatischen Abentheuer, und schildert mit südlicher Sonnengluth seine geheime Liebe zu der Gräfin Agnes, die an einen alten Geizhals vermählt gewesen, als Wittwe von dem Fürsten geliebt wird, an dessen Hofe er beglaubigt ist, die aber nur ihn, den Marquis liebt. Er belauscht sie, wie sie sich auskleidet, bei Nacht am Fenster.

Er wird endlich von ihr aufgenommen und ſtaunt, daß ſie noch eine Jungfrau iſt. Gut iſt die Schilderung der geheimen Liebe während einer großen Hoftrauer. Die Liebenden werden getrennt, der Marquis muß ſchnell verreiſen. — Im dritten Theil findet der Marquis Agnes auf ihrem ſchönen Landgut wieder, auf dem ſich auch der Fürſt einfindet, aber durch ſeine gleichfalls angelangte Gemahlin neutraliſirt wird. — Der Verfaſſer iſt wieder in Berlin, ſchildert abermal den Hof, Blücher, Scharnhorſt, die Leichenfeier der Königin Louiſe. Er iſt mit Roſamunde vereinigt und verläßt die diplomatiſche Laufbahn, um einzig dem Glück ſeiner Liebe zu leben. Agnes kommt nach Berlin und ihr Marquis ſchreibt; auch er entſagt dem Dienſt, auch dieſes zweite Pärchen will ungeſtört ſein Glück für ſich genießen.

Hieher gehören auch die franzöſiſch geſchriebenen Memoiren des Grafen Alexander v. Tilly, der alle Weiber verführte, ein Don Juan und Caſanova zugleich. Vgl. über ihn das Ausland 1828 Nr. 264.

Chriſtian Ernſt, Graf von Benzel-Sternau, in der Rheinbundzeit Miniſter des Fürſten Primas, ſchrieb eine große Menge von Romanen, worin die Schwärmerei des Herzens, unmittelbar in die Blaſirtheit des Weltmanns übergehend, dem Leſer nur Aufregung und ein ſchmerzliches Unbehagen zurückläßt. In ſeinen ſpätern Erzeugniſſen tritt die Empfindſamkeit zurück und eine mehr heitere Ironie und Satire wird vorherrſchend. Am berühmteſten iſt ſein vierbändiger Roman „das goldene Kalb" von 1802.

Onkel Klarenfeld erſchließt ſeinem Neffen Alfred die Geheimniſſe ſeines Pultes, vier weibliche Porträts von großer Schönheit und eine Anzahl alter Papiere unter einem kleinen Bilde des goldenen Kalbes. Die Papiere enthalten des Onkels unglückliche Liebesgeſchichten. Das erſte Porträt iſt das Purpurinens, die er als ihr Bräutigam mit einem Andern im Bade überraſcht. Das zweite gehört der geheimnißvollen Bella William an, einer Engländerin, die als ſein Schutzgeiſt in männlicher Tracht nur unter der Bedingung mit ihm reist, daß er ſie nie an ihr Geſchlecht erinnere. Unter ihren Augen verliebt er ſich in die reizende Zoë (das dritte Porträt), aber auch ſie findet er untreu. Vergebens beſtürmt er Bella um ihre Liebe, ſie trennt ſich von ihm für immer. Aber in der feenhaften Hulda, die eine Inſel der Glückſeligkeit bewohnt, wohin jeder Arme und Bedrängte flüchtet, findet er reichen Erſatz. Schon iſt ſie ſeine Braut, da wird ſie ihm entführt und er findet nur ſpät ihr Grab wieder. Der Sinn iſt: die Welt wird vom Eigennutz regiert, alles betet das goldene Kalb an, zarte Jünglinge und Mädchen allein erheben ſich über dieſe Gemeinheit, deren Opfer ſie zuletzt werden müſſen. — Das Ganze

wäre nicht übel erdacht und insbeſondere die Zwittererſcheinung Bella's reizend, wenn nicht der Verfaſſer ſo gar breit und geiſtlos ſchriebe.

Benzel-Sternau ließ dem goldenen Kalbe nun noch mehrere Werke nachfolgen „aus dem Klarfeldſchen Archive", worin er ſeine Lebensweisheit weiter entwickelt. Darunter iſt „Proteus oder das Reich der Bilder" 1806 das beſte, „Morpheus" das ärmlichſte.

Proteus zeugt mit der Wahrheit eine Menge Kinder, Fabeln, Allegorien, Parabeln ꝛc. Solche nun enthält das Buch. Einige Fabeln ſind gut erdacht, ſinnig und fein, z. B. S. 37. Einige Trauerweiden werden beim Geſang der Nachtigall tief gerührt, indem ſie dabei an die Heimath ihrer Vorfahren, Babylon denken, der ſie für immer entriſſen ſind. Die Nachtigall aber ſpottet ihrer, daß ſie im Genuß der ſchönen Wirklichkeit und im heitern Lenz ſich ſo unnütze Sorgen machen. S. 65 Zeus ſchuf die Sonne und als ſie aufging, fiel ein Wiederſchein ins Meer und in den Orkus. Da wurde Neptun neidiſch, wollte auch ſo etwas Schönes ſchaffen und ſchuf die Fata Morgana, und auch Pluto wurde neidiſch und ſchuf das Mondlicht. S. 123. Die Elſter ſtiftete allerlei Uebel, wobei ſie die ſchwarzen Federn herauskehrte; wurde dann geklagt, ſo ſagt ſie, der Rabe habe es gethan; geſchah aber durch den Schwan etwas Gutes, ſo kehrte die Elſter ihre weißen Federn vor und ſagte, ſie habe es gethan. S. 155. Die Gans producirte ſich im Gehen, Fliegen und Schwimmen und ſang dazu, hielt ſich daher für eine große Virtuoſin.

„Der ſteinerne Gaſt" (1808) iſt ohne Zweifel die mit dem meiſten Geiſtesaufwand hervorgebrachte Schrift des Grafen, aber eben deshalb auch ſeine unausſtehlichſte. Denn mit allen Fehlern ſeiner früheren Schriften, den kurzen, unklaren, abgeriſſenen Sätzen und der künſtlichen Verwirrung in der Erfindung, verbindet er hier noch eine krampfhafte Nachahmung des Jean Paul'ſchen Styles. Da ſeinem Genius keine ſo langen Schwingen gewachſen ſind, wie dem Jean Pauls, ſo kann man ſich denken, wie ungeſchickt er mit den kurzen Stummeln flattert. Unter den dramatiſchen Arbeiten des Grafen iſt „Weiß und Schwarz" (1826) die beſte.

Ein Graf und Diplomat ſpielt bei ſehr beſchränktem Verſtande den tiefſinnigen Staatsmann, ſeine bürgerlich geborene Gemahlin hat bei ſonſtigen Vorzügen doch die Schwachheit, auf ihren Adel eitel zu ſeyn. Auch die Nebenfiguren ſind aus dem Leben gegriffen.

Zehntes Buch.

Die Sturm- und Drangperiode.

Ich behalte dieſen Namen bei, weil er ſchon herkömmlich iſt und auch den Charakter der betreffenden Periode nicht übel bezeichnet. Es war allerdings ein Stürmen und Drängen der geſunden Natur aus dem Zwange der Unnatur heraus. Die Natürlichkeit, zu welcher die deutſchen Dichter nach dem Vorgange der Engländer zurückgekehrt waren, genügte nicht. Sie war Landſchaftsmalerei, Genremalerei, eine Art Quietismus des Stilllebens. Man brauchte aber wieder Kraft, Leidenſchaft, Begeiſterung. Auf die Gefahr hin, wieder nur, wie in der zweiten ſchleſiſchen Schule, in Schwulſt und Uebertreibung zu fallen, mußte man doch aus der Philiſterei und ſchwächlichen Empfindſamkeit ſich herausreißen. Die deutſche Dichtung kam in die Lage eines lebensluſtigen Jünglings, der es in der Philiſterei des elterlichen Hauſes abſolut nicht länger aushalten kann und nach allen Seiten wild ausſchlägt, wenn auch renommiſtiſch, doch berechtigt.

Es war damals noch nicht möglich, daß die Gebildeten der Nation ſich wieder hätten zurechtfinden können im reinen einfachen Nationalgefühl Schon zu ſehr verbildet und an fremde Muſter oder an philoſophiſche Abſtraktionen gewöhnt, ſchufen ſie ſich Utopien, unerreichbare Ideale und begeiſterten ſich für Dinge, welche mit der wahren Natur und dem eigentlichen Bedürfniß der Nation geradezu im Widerſpruch ſtanden. Ohne eine Ahnung davon zu haben, daß das Volk ältere Rechte und die Volksthümlichkeit eine unvertilgbare und nie verjährende Macht beſitzt, verlang-

ten ſie, durch Preſſe und Schule ſolle ſich das geſammte Volk plötzlich umgeſtalten und wie aus einer neuen Form gießen laſſen nach einem Modell, wie es gerade das Vorurtheil und die Mode der Zeit mit ſich brachten. Man hatte den guten Willen, das deutſche Volk und alle Völker glücklich zu machen. Man ſchwärmte für die Menſchheit. Man würde es für kleinlich gehalten haben, ſich als Deutſcher zu fühlen, man glaubte ſich als Menſch, als Weltbürger (Kosmopolit) fühlen zu müſſen. In der allgemeinen brüderlichen Menſchenliebe, die ihren ſymboliſchen Ausdruck vorzüglich im Maurerbunde fand, glaubte man den Talisman gefunden zu haben, durch den die Welt gebeſſert, alle Menſchen gebildet und glücklich werden könnten.

Negativ war alſo der Sturm und Drang gerichtet gegen alles bisher Beſtehende. Er verachtete und haßte die Kirche, ſah in ihr nur eine Zwangs- und Verdummungsanſtalt und ließ am Chriſtenthum ſelbſt nur die moraliſche Seite, eine Art von Sokratismus, gelten. Zerſtörung aller alten Kirchen und Alleinherrſchaft der Loge war das Feldgeſchrei. Nicht minder war der Sturm und Drang dem Staate gegenüber revolutionär, denn wenn er auch in milderer Form die Fürſten zur freiwilligen Anerkennung der Menſchenrechte und zur offiziellen Menſchenbeglückung aufforderte, ſo ließ er doch merken, daß, wenn die Fürſten nicht nachgeben würden, die Revolution unvermeidlich ſey. Der Sturm und Drang focht auch mit aller Macht jegliche Ariſtokratie an. Alle Menſchen ſollten Brüder ſeyn, frei und gleich. Dieſe Mißkennung aller natürlichen Unterſchiede der Racen, Stände, Geſchlechter und Alter veranlaßte eine Menge poetiſcher Ungeheuerlichkeiten. Man legte es darauf an, alles, was bisher als heilig und erhaben galt, herunterzuwürdigen und alles Niedere zu erhöhen. Wie Leſſing den bisher verachteten Juden als Idealmenſchen bezeichnet, ſo wurden von andern Dichtern ſofort edle Neger, edle wilde Indianer, edle Räuber, edle Galeerenſträflinge, edle Maitreſſen ꝛc. auf die Höhe der Menſchheit geſtellt und zur Bewunderung und Nachahmung empfohlen, indeß alle Prieſter, alle Könige, aller Adel als verdorben, ruchlos, niederträchtig dem Haß und der Verachtung bloßgeſtellt wurden.

Unvermerkt aber ſchlich ſich in den Sturm und Drang, der nur das allgemeine Beſte zu wollen ſchien, der raffinirteſte Egoismus ein. Einige

beſonders begabte und kühne Dichter glaubten den Umſturz alles Beſtehenden nur für ſich ausbeuten zu dürfen. Glaubt, dachte ein ſolcher Dichter, das Volk nicht mehr an Gott, wohlan, ſo ſoll es an mich glauben. Gehorcht es keinem Geſetz und keiner Sitte mehr, wohlan, ſo ſoll es meiner Sophiſtik, meiner Verführung gehorchen. Gelten die zehn Gebote nicht mehr, deſto beſſer, ſo will ich mich der ſüßen Wolluſt, ſie übertreten zu haben, noch rühmen.

Wir beginnen mit der antichriſtlichen Richtung der Poeſie, welche, obgleich äußerſt leer und nüchtern und von den eigentlichen Philiſtern ausgehend, doch die Revolution vorbereitete, wie wer Wind ſäet, Sturm erndtet.

1.

Die freigeiſtigen Poeten.

Das deutſche Volk innerhalb beider großen Religionsparteien hatte ſich einen guten Glauben bewahrt und hing um ſo treuer daran, als es im dreißigjährigen Kriege und unter dem nachfolgenden harten Fürſten- und Adelsdruck beten gelernt hatte. Aber die Höfe und Univerſitäten, der Adel und höhere Bürgerſtand fielen in immer tieferen Unglauben. In Frankreich verſpottete Voltaire und ſeine allmächtige Schule alle Religion, in England begannen die Deiſten die chriſtliche Geſchichte zu einem kahlen Gottesbegriff zu deſtilliren. In Deutſchland wurde das gleich nachgeahmt und die proteſtantiſchen Theologen fingen an, die h. Schrift zu kritiſiren, und das, was ſie mit ihrer ſ. g. Vernunft nicht vereinigen konnten, zu beſtreiten, oder aber, was buchſtäblich als Wunder verkündet war, durch die Auslegung natürlich zu erklären. Dieſe Neologen, ſpäter Rationaliſten genannt, ſollten das ganze proteſtantiſche Deutſchland erobern und die alte lutheriſche Rechtgläubigkeit verdrängen.

Auch unſere Dichtung nahm an dieſer Umwandlung weſentlichen und thätigen Antheil. Allen andern Dichtern aber, die gegen das Chriſtenthum zu Felde zogen, geht der berühmte Leſſing voran. Dieſer behielt ſich das Recht eines freien Geiſtes vor, keine Autorität zu glauben, ſondern ſich ſeine Ueberzeugungen erſt ſelbſt, ſey es aus Erfahrung, ſey

es durch Schlüsse zu bilden. Er sagte: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen. In diesem stoischen Stolze gefiel er sich, ohne zu ahnen, daß dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebührt und daß es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde. Er trotzte seinem Heiland und trug mehr als jeder Andere zu dem beklagenswerthen Abfall vom Christenthum bei, der seitdem die protestantische Gesellschaft charakterisirt hat. Das Manifest, welches er gegen das Christenthum schleuderte, waren die „Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten", im Jahr 1777.

Diese berühmten Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt. Ihr Zweck ist, die christliche Offenbarung als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Als der Hamburger Hauptpastor Götze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammte, fiel Lessing mit einem Witz und Spott über ihn her, dem die ganze damalige gebildete Welt Beifall zujauchzte.

Ein Freund und Anbeter des großen Lessing, der Berliner Jude Mendelssohn, griff gleichzeitig in seinem „Jerusalem" unter der Maske einer unpartheiischen Forschung über den Talmud das Christenthum mit dem giftigsten Hasse an. Das wollte der edle Hamann in Königsberg nicht leiden und deckte des Juden hämische Bosheit auf in der Schrift „Golgatha und Scheblimini". Aber die Aufgeklärten achteten nicht auf die christliche Stimme und Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hinzustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel „Nathan" mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen.

Nathan der Weise ist der Form nach eines der besten Schauspiele Lessings, meisterhaft charakterisirt und in schönen Jamben geschrieben. Aber der Grundgedanke ist scandalös. Ein Jude nämlich wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Muhamedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester. Und um noch deutlicher zu machen, was er will, flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten, worauf jeder den seinen für echt hielt. Das heißt, keine Religion ist die wahre. Das Frevelhafte des Stückes liegt darin, daß Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm

als Meſſias verworfenen Chriſtus ein neues, viel höheres Ideal, an das er allein glaubt, in ſeinem preciös friſirten Nathan entgegenſetzt.

In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelsſohn nannte Leſſing das Chriſtenthum „das abſcheulichſte Gebäude des Unſinns, deſſen Umſturz der Chriſt nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne," und pries den Juden glücklich, der dieſe Rückſicht nicht zu nehmen brauche. Dieſe Marotte Leſſings privilegirte die modernen Literaturjuden, ſyſtematiſch unſere Religion zu verhöhnen und ihren Koth auf Alles fallen zu laſſen, was dem Deutſchen heilig iſt. So verblendet war damals das gebildete Deutſchland, daß es dem Nathan zujauchzte und daß es Niemand wagte, das Chriſtenthum gegen ihn zu vertheidigen, außer der Hofprediger in Meiningen, Joh. Georg Pfranger in ſeinem „Mönch vom Libanon" von 1782, welcher dreimal aufgelegt wurde.

Pfranger ſetzt Leſſings Gedicht einfach fort. Saladin erkrankt ſchwer, die Nathan'ſche ſich ſelbſt erlöſende Menſchenvernunft kann ihn nicht heilen. Ein Mönch vom Libanon aber heilt ihn geiſtig und leiblich und zeigt das Chriſtenthum in einem Lichte, vor welchem das Nathan'ſche Reformjudenthum in's Nichts zurückſinkt. Schön iſt beſonders ein Geſpräch des Mönchs mit Recha, worin er ihr von den Apoſteln, Martyrern und Heiligen ſpricht:

Wenn Betrug
Sie zu Bekennern Chriſti machte? nein,
So konnten ſie nicht denken, ſo nicht dulden,
Nicht ſchreiben, wie ſie ſchrieben. Recha, lies,
Und fühle nur, es braucht da nicht viel Wiſſens,
Nichts als ein redlich unbefangnes Herz.

Pfranger brauchte kein großer Dichter zu ſeyn, um durch bloße Hinweiſung auf die welthiſtoriſche Bedeutung des Chriſtenthums die modernen Juden und Judengenoſſen ad absurdum zu führen. Aber freilich damals betete das ganze gebildete Publikum der noch ſ. g. Proteſtanten weit mehr Leſſings Nathan an als das Evangelium. — Der größte Förderer des Leſſing'ſchen Ruhmes und Einfluſſes war ein Berliner Buchhändler. Ueberhaupt verlegte damals die kahle Verſtandesdürre, wie ſie in der Wolfiſchen Philoſophie und Gottſched'ſchen Poeſie vorgewaltet hatte, ihre Reſidenz aus Sachſen nach Berlin. Chriſtoph Friedrich Nicolai, in ſeiner Art ein großer Mann, begann hier als Buchhändler, Kritiker, Philoſoph und Dichter und als Chef einer mächtigen literariſchen Partei

eine Rolle zu ſpielen, in der er Gottſched zwar nicht an leerem Ruhm, aber an vollgehaltiger Wirkſamkeit weit übertraf. Der Geſchmack war ihm nämlich nur noch Nebenſache, Hauptſache dagegen der Kampf gegen das Chriſtenthum. Das gab ſeinem höchſt nüchternen Raiſonnement eine pikante Würze und machte ihn ſeinen gleichgeſinnten Zeitgenoſſen überaus lieb und theuer. Sein reicher Verlag in Berlin war das Bollwerk der antichriſtlichen Partei unter dem Schutz des Philoſophen von Sansſouci, der jedoch in keiner Weiſe ſich mit den Nicolaiten gemein machte, ſondern ſie immer nur tief unter ſich ſah. Wie Gottſched warf ſich Nicolai zu einem Tyrannen der Literatur auf zuerſt ſeit 1754 durch die Literaturbriefe, dann durch die Allg. deutſche Bibliothek, große Rezenſionsanſtalten, denen er die eigene Feder lieh. Eine Zeitlang ſchrieb ſogar Leſſing in die Literaturbriefe. Nicolai's Hauptmitarbeiter war der ſchon genannte Jude Mendelsſohn und der Wolfianer Abbt, das proſaiſchſte Weſen, das je in Deutſchland eine Feder führte, von inſtinktartigem Haſſe gegen Phantaſie oder Geſchichte erfüllt und für nichts empfänglich, als dürre Verſtändigkeit.

Als er vom König von Preußen im ſiebenjährigen Kriege als Profeſſor zu Frankfurt an der Oder angeſtellt worden war nnd dicht vor den Thoren dieſer Stadt der Dichter Kleiſt in der unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf fiel und der neue Profeſſor veranlaßt wurde, etwas über den Tod für das Vaterland zu ſchreiben, um Muth und Ehrgefühl aufrecht zu erhalten, glaubte er ſein Thun philoſophiſch conſtruiren zu müſſen: „Um den Tod für das Vaterland als eine Pflicht darzuſtellen, mußte nothwendig vorher die Verbindlichkeit zur Liebe für das Vaterland dargethan werden“ ꝛc.

Ganz ſo dürr iſt Abbts Schrift „vom Verdienſte“, der Nicolai einen ungeheuren Ruhm verſchaffte. Nur der Haß gegen das Chriſtenthum machte ihn einmal witzig; als Secundant Leſſings contra Götze ſchrieb er nämlich eine „erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich zu errichtenden proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte.“ Wogegen Michaelis in ſeiner oriental. Bibliothek X. 3. mit mehr Recht ſagte, die Allg. deutſche Bibliothek ſey eine „Inquiſition der Aufklärung“ und ihre Kritiken ſeyen „Autodafé's der Toleranz.“

Nicolai beſaß die echte Berliner Arroganz, eine unzerſtörliche Selbſtwerthſchätzung und entſprach darin auf wunderbare Weiſe ſeinem Antipoden, dem in ſeiner Weiſe eben ſo ſtolz dahinfahrenden Lavater. Davon

zeugt unter anderm auch ſeine Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz in 12 Bänden. Hier verhöhnt er Alles, was in ſeinen Berliner Kram nicht paßt, mit beleidigender Geringſchätzung. Todfeind war er vor Allem der katholiſchen Kirche, dem Mittelalter, der Romantik, ſo wie allem Gemüthlichen und Gefühlvollen. Nur der praktiſche Verſtand galt bei ihm, verbunden mit der nüchternſten Moral. Daß er von dieſem Standpunkt aus die entgegengeſetzte Einſeitigkeit der Gefühlsſchwärmerei und Sentimentalität bekämpfte, war natürlich. So verſpottete er Göthe's Werther gleich nach ſeinem Erſcheinen durch die „Freuden des jungen Werthers". Aber auch, als von der Schweiz aus Sinn für die altdeutſche Poeſie und die Volkslieder geweckt worden war, gab Nicolai 1777 ſeinen „kleinen feinen Almanach" heraus, worin er echte Volkslieder geſchmacklos verhunzt hatte, um die Freunde der altdeutſchen Dichtkunſt zu perſifliren. Geiſtlos ſind auch ſeine dem Swift nachgebildeten „Meditationen eines alten Kautz über Beſenſtiele, Stiefelknechte, Schuhbürſten" ꝛc. und die Geſchichte der Perücken. Lobenswerth dagegen die Anecdoten von Friedrich dem Großen. Nicolai's beſte Werke ſind:

Leben und Meinungen des H. Magiſter Sebaldus Nothanker 1773.

In einem kleinen deutſchen Fürſtenthum hat der Magiſter Sebaldus Nothanker die aus Thümmels Gedicht berühmte Wilhelmine geheirathet. Verführt von einem vornehmen Herrn, bei dem ſie Kammermädchen war, mußte ſie an den Mann gebracht werden und der gute Landpaſtor merkte nichts. Ihr erſter Sohn kam etwas zu früh auf die Welt. Der ſiebenjährige Krieg begann. Nothanker ließ ſich durch ſeine dem Erhabenen zuneigende Frau überreden, in einer Predigt den Tod fürs Vaterland zu rühmen, was einige junge Bauern reizte, unter den Preußen Dienſte zu nehmen. Das Conſiſtorium nahm das ſehr übel und da ohnedies das Factotum darin, Dr. Stauzius ihm ſpinnenfeind war, weil Nothanker nicht an die ewigen Höllenſtrafen glaubte, und weil die Frau Stauzius früher gern den Nothanker geheirathet hätte aber von ihm übergangen worden war. Der Abgeſetzte ging ins Elend, Wilhelmine ſtarb. Der Sohn und die Tochter mußten in der Fremde ihr Brod ſuchen. Nothanker kam nach Leipzig, wo er zufällig einen Sohn ſeines Feindes Stauzius aus den Händen preußiſcher Werber rettete, indem ein alter preußiſcher Major ſein Freund geworden war. Der alte Stauzius verſprach, aus Angſt vor den Preußen, die auch ſein kleines Fürſtenthum beſetzt hatten, den Nothanker wieder anzuſtellen, hielt ihn aber hin und wies ihn, ſobald die Preußen entfernt waren, höhniſch ab. Nothanker gerieth nach Berlin unter Pietiſten und Frei-

geiſter. Hier fiel ſein Freund, der Major, in einem Duell durch Hinterliſt. Nothanker verſuchte ſein Glück in Holſtein, wo er mitten in das ärgerlichſte Gezänk orthodoxer Prediger gerieth; dann in Holland, wo ihn ein Seelenverkäufer kaperte. Ein edler Prediger rettete ihn, aber ein Buchhändler betrog ihn durch eine erdichtete Verfolgung. Er floh und erkrankte. Nach langer Zeit wieder geneſen erblicken wir ihn als Bettler, wie er von einem mitleidigen jungen Herrn Almoſen empfängt, von einem zweiten aber verhöhnt wird. Der erſte iſt Säugling, der Liebhaber ſeiner Tochter Marianne, der zweite Rambold, ſein mißrathener Sohn. Sie kennen einander nicht. Der junge Säugling nimmt ſich aber des alten Nothanker an und bringt ihn in das Haus ſeines Vaters. Da findet er ſeine Tochter wieder, weil aber der alte Säugling nicht in die Heirath mit einem ſo armen Mädchen willigen mag, räth Nothanker den jungen Leuten ſelbſt ab. Nun gewinnt er aber mit einem Lotterieloose, das ihm geſchenkt worden war, und iſt auf einmal reich. Die jungen Leute dürfen ſich heirathen und der mißrathene Sohn gibt ſich reuig zu erkennen.

Das iſt der Faden der Geſchichte, an welchen Nicolai aber eine Menge Betrachtungen über die proteſtantiſche Kirche Norddeutſchlands anreiht, wie ſie damals war. Als flacher Rationaliſt ſchreibt er das ganze Buch nur, um den alten Glauben im Volk untergraben zu helfen; indem er von der Aufklärung nur die ſchöne, vom alten Glauben nur die häßliche Seite hervorkehrt. Seine Aufgeklärten ſind nämlich durchweg die edelſten und gefühlvollſten Menſchen, ſeine Gläubigen aber Dummköpfe, Pedanten und Böſewichte. Trotz dieſer Parteilichkeit iſt das Buch leſenswerth, weil es ins innere Getriebe der kirchlichen Parteien ein helles Schlaglicht wirft. In Säugling hat Nicolai den Dichter Jacobi, in Rambold den elenden Riedel perſiflirt.

In dem Roman „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, eines deutſchen Philoſophen“ ſpottet Nicolai über das gänzlich Unpraktiſche der gelehrten Speculation in Deutſchland, mit beſonderem Hinblick auf die Kantiſche Philoſophie.

Herzog Friedrich von Württemberg mußte ſich, als er den Hoſenbandorden bekommen, in London in eine Zunft aufnehmen laſſen und wählte die Weberzunft. Aus dieſem Anlaß wollte er ſelbſt etwas für Weberei thun, pflanzte öde Stellen bei Urach mit Flachs an und gründete ſo die großen Webereien daſelbſt. Gundibert, ein Weberſohn in Urach, ſtudirte Philoſophie und wurde in das a priori ſo vernarrt, daß er, wie Don Quixote, mit der Theorie überall an die derbe Praxis anſtieß. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen und während er über die Theorie der Straßen philoſophirte, half ein Praktikus den Wagen aufrichten. Er erklärte einer Dame, die er heirathen wollte, das Weſen der Liebe; ſie aber ging mit einem Praktikus durch. Er diſputirte mit einem über die Wahrheit, ſagte ihm, wo das Geld ſeines reichen Reiſegefährten liege, und dieſer Praktikus ſtahl es ꝛc. Nach den bitterſten Er-

fahrungen ſolcher Art ſah er den Unſinn der Philoſophie ein, ging heim und wurde ein Weber, überzeugt, daß das Weben mit Flachsfäden ſolider ſey als alle Geſpinnſte der Philoſophie.

In der „Geſchichte des dicken Mannes" 1794 perſiflirt N. die Eitelkeit und Schwärmerei der Pädagogen. — Das Buch „Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels, nebſt dem Leben verſchiedener merkwürdiger Frauenzimmer, aus dem Engländiſchen 1778", wird gewöhnlich dem Nicolai zugeſchrieben, iſt jedoch von einem Andern, wenn auch ganz in ſeiner Richtung verfaßt; eine in Romanform gebrachte Apologie des Deismus.

Der junge Bunkel ſchwärmt für die Religion der Vernunft und kommt insbeſondere immer mit gleich ſchwärmeriſchen Frauenzimmern in Berührung, mit denen er ſich weniger von Liebe, als von theologiſchen Gegenſtänden unterhält. Auf der einen Seite wird die geoffenbarte Religion beſtritten und verdammt, auf der andern wird für die Vernunftreligion auf eine Weiſe gefaſelt, daß man Muſteranſtalten für ſie in proteſtantiſchen Mönchs- und Nonnenklöſtern und eine Idealkirche auf glückſeligen Inſeln ſtiftet. Bei alledem ſpielt der Eheſtand und das Erzeugen von künftigen Himmelsbürgern ſo ſehr die Hauptrolle, daß Bunkel nach einander neunmal entweder wirklich heirathet oder ſich wenigſtens verlobt, indem er das Unglück hat, daß ihm ſeine Bräute immer ſchon vor der Hochzeit und die jungen Frauen bald nach der Hochzeit wieder abſterben. Bei jeder neuen Wahl verwahrt er ſich gegen die Meinung, als treibe ihn Liebe zu der neuen Ehe; durchaus nicht, nur die Pflicht, Kinder zu zeugen.

Ein ſchwacher Nachahmer Nicolai's war Kindleben, der als Prediger in Berlin wegen Lüderlichkeit entlaſſen werden mußte. Er ſchrieb 1779 ein „Leben des Schluterius" als Pendant zum Nothanker, einen Emanuel Hartenſtein, das Leben eines verunglückten Philoſophen und Studentenlieder, welche verboten wurden.

Chriſtian Friedrich Sintenis, Conſiſtorialrath in Zerbſt, ſchrieb ſeit 1776 eine Menge moraliſche Romane, Bücher über Menſchenwürde, für Familien, Predigten ꝛc., empfindſam und langweilig, aber mit einer merkwürdigen liberalen Tendenz. Er droht der Monarchie mit Revolution, wenn ſie ſich nicht zu liberalen Reformen im Sinn der humanen Aufklärung bequeme. In „Hallo's glücklichem Abend" 1783 zeichnet er ein politiſches Utopien.

Hallo magnetiſirt den ſchwachen Fürſten Guſtav mit liberalen Ideen, daß

er, um die Menſchen vollkommen glücklich zu machen, die alten Geſetze und Sitten abſchafft und einen neuen Staat nach dem ſchulmeiſterlichen Recept des Rationalismus conſtruirt. Alles wird auf der Goldwage der Humanität gewogen. Unter andern wird die Todesſtrafe abgeſchafft, weil auch der Sünder ein Menſch und als ſolcher nur ſchwach ſey, ſeine Schwäche aber nicht in der Erbſünde, ſondern nur in der Erziehung und im Beiſpiel ihren Grund habe, ein Regent alſo niemals befugt ſey, Menſchen, die er nicht beſſer erzogen hat, mit dem Tode zu beſtrafen (Th. I., S. 190). Das ganze Buch ſchwimmt in Thränen der Rührung, mit denen ſich Guſtav und Hallo gegenſeitig einweichen.

In „Flemmings Geſchichte" von 1789

iſt es ein gewiſſer Flemming, der als Miniſter ſeinen ſchwachen Fürſten eben ſo am liberalen Gängelbande führt und ihm ſchließlich beweiſt, nur wenn er ſo regiere, habe man die eben in Frankreich ausgebrochene Revolution nicht zu fürchten. Nebenbei auch etwas von Liebe. Die Heldin des Romans wird aus einem Nonnenkloſter gerettet, um zu heirathen. Die alte Kirche wird mit noch verhaßtern Farben geſchildert, wie die Revolution. Der moderne Liberalismus ſoll, ſo lehrt Sintenis, jene verſchönern, um dieſe zu vermeiden.

Ein merkwürdiges Aufſehen erregte der öſterr. Major Wilhelm Friedrich von Meyern, gebürtig aus Ansbach, im Jahr 1787 mit ſeinem dicken Roman „Dya-Na-Sore oder die Wanderer", angeblich aus dem Sanſkrit überſetzt.

Dya iſt ein edler Schwärmer für die Menſchheit. Durch einen geheimnißvollen Bund mit maureriſchen Formen empfängt er die höhere Weihe. Die Zeit iſt jedoch noch nicht reif für die Ausführung des großen Planes „Erlöſung der Menſchen durch ſich ſelbſt". Dya und ſeine Freunde werden verbannt, kehren aber zurück, bilden ein Freiheitsheer, und kämpfen. Dya ſiegt und fällt. Aber mit ihm iſt der Geiſt entwichen. Die Seinen vermögen das Errungene nicht zu behaupten. — Nebenbei wird viel Theophilanthropie getrieben, die ganze Natur iſt ein Tempel, der Maurer der allein berechtigte Prieſter ꝛc.

Der Roman wurde bald zum zweitenmal aufgelegt, ſo entzückte er das joſephiniſche Zeitalter. Ein norddeutſcher Gelehrter ging ſo weit, zu ſagen, Dyanaſore werde ein ewiges Buch bleiben, wie die Bibel und Homer. Der tragiſche Ausgang, eine ſanfte Schwermuth, der halb Oſſianiſche oder Wertherton, die ganze ſentimentale Behandlung der Politik, das Ahnungsvolle des Buchs, ſofern es zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution erſchien, trugen zur Empfehlung deſſelben gewiß noch

mehr bei, als der Gebrauch der maureriſchen Modeformeln und der Reiz des Geheimnißvollen. Hinter allen optiſchen Täuſchungen des Myſteriöſen und Sentimentalen findet man aber zuletzt nur ein kahles und mageres Denkſyſtem.

Das Zauberweſen hatte ſich auf der Wiener Bühne von Stranitzky an erhalten, der es mit dem italieniſchen Carnevalshumor mitgebracht, und war auch in den kleinen Puppentheatern, die überall in Deutſchland aufgeſchlagen wurden, nicht erſtorben. Die neue Mode friſchte es nur wieder auf und brachte neue Elemente hinein. So entſtand eine der merkwürdigſten Opern, die je über die Bühne gegangen, die Zauberflöte. Der Wiener Theaterdirector Schikaneder wußte ſein Publikum nicht mehr zu befriedigen, ſein Haus nicht mehr zu füllen und erſann ein Stück, das alle möglichen Effekte vereinigen und zugleich eine Huldigung für die große Mode der Zeit, die Maurerei, ſeyn ſollte. Der große Componiſt Mozart aber ſchrieb ihm aus Mitleid die Muſik dazu und umkleidete allen Unſinn Schikaneders mit dem Zauber der Grazie. Die Oper entſtand 1792.

Prinz Tamino flieht vor einer Schlange, und wird von den Dienerinnen der Königin der Nacht gerettet, die in ihrem Sternenſchleier erſcheint und ihn auffordert, ihre Tochter Pamina, deren Bildniß ihm gezeigt wird, aus der Gewalt des böſen Saraſtro zu befreien, der ſie gefangen hält. Zu dieſem Behufe bekommt er eine Zauberflöte, deren Töne unwiderſtehlich zum Tanzen reizen, und einen Diener an dem Vogelfänger Papageno, der ganz in bunte Federn gekleidet iſt. Sie langen beim Saraſtro an, welcher ein König, Prieſter und Zauberer zugleich iſt, umgeben mit Pyramiden und ägyptiſchem Prieſterthum und Zauberanſtalten aller Art, in welchem aber Tamino nach kurzem Zweifeln den Repräſentanten des guten Princips erkennt, der die ſchöne Pamina ihrer Mutter nur geraubt hat, um ſie zu retten, weil die Königin der Nacht das böſe Princip iſt. Seinerſeits erkennt auch Saraſtro in Tamino, obgleich er als blindes Werkzeug der nächtlichen Königin aufgetreten, die innere Vortrefflichkeit und beſtimmt ihm die geliebte Pamina zur Braut, wenn er erſt mit ihr die verſchiedenen Tugendproben, ſchließlich die Muthprobe im Durchgehen durch Feuer und Waſſer beſtanden hat. Dieſe Proben beſteht er, während Papageno in lächerlicher Furcht denſelben erliegt. — Der Grundgedanke iſt eine Apotheoſe der Freimaurerei, der Sieg der Tugend über Meineid und Verrath, des Lichts über die Finſterniß, der Weisheit über die Dummheit, aber durch Mittel, welche der Dummheit noch reichliche Rechnung tragen, in-

dem Saraſtro noch den Zauberer ſpielen und allerlei Künſte anwenden muß, um die Uneingeweihten zu blenden.

Schikaneders theatraliſche Werke erſchienen 1792 und enthielten noch andre Opern (der Spiegel von Arkadien, das luſtige Elend ꝛc.), einige Poſſen und ſogar ein Paar Trauerſpiele.

Ein großer Agitator unter den Aufgeklärten und Freimaurern war der Freiherr von Knigge aus dem Hannöver'ſchen, deſſen Vater ſchon ein berüchtigter Schuldenmacher geweſen war, und der ſich ſelbſt durch Windbeutelei forthelfen mußte, ein adeliger Proletarier, wie weiland Ulrich von Hutten. Er verleitete den Landgrafen von Caſſel zur Errichtung einer großen Meerſchaumköpfefabrik und zum Bau von Cichorien in großem Maßſtab, machte ſich durch jugendlichen Uebermuth Feinde und wurde entlaſſen. Nun warf er ſich auf die Freimaurerei, wurde am Hofe des heſſiſchen Erbprinzen Wilhelm in Hanau aufgenommen, wo er zugleich ein Theater gründete, mußte ſich aber auch von hier wieder wegen Unvorſichtigkeiten entfernen. Es iſt charakteriſtiſch, wie dieſer Höfling, Projectmacher und Schauſpielarrangeur auf die erhabene Idee eines Menſchheitspriſterthums fallen konnte, dem er ſofort mit allem Eifer nachtrachtete. Durch die Maurerei ſollte die Menſchheit ſocialiſtiſch umgeſchaffen werden in eine aufgeklärte, weiſe, friedliche Brüdergemeinde, unter der Leitung von Obern mit prieſterlicher Weihe. Es war ihm damit voller Ernſt. Damals hatte Weishaupt in Bayern den Illuminatenorden geſtiftet mit dem ausgeſprochenen Zweck, das katholiſche Deutſchland für die Aufklärung zu erobern, aber auch mit revolutionärer Tendenz gegen das Beſtehende. Knigge wurde von den Illuminaten gebraucht, nachher wieder zurückgeſtoßen. In Hannover ließ er ſich noch einmal auf eine neue maureriſche Sekte, die ſog. Union des Dr. Bahrdt ein, weshalb Kotzebue „Bahrdt mit der eiſernen Stirne" unter Knigge's Namen herausgab. Dieſer ſtarb 1796. Gödeke hat ihn in ſeiner Schrift „Knigge's Leben und Schriften" 1844 möglichſt in Schutz genommen, als habe er wenigſtens redlich geſtrebt, ſich über die eigene Schwäche, wie über die Mißgunſt des äußeren Schickſals durch Selbſtkritik und freien Geiſt emporzuarbeiten.

Das berühmteſte ſeiner Werke iſt das „über den Umgang mit Menſchen", worin er 1788 das Reſultat aller ſeiner Lebenserfahrung niederlegt.

Es ist verunglimpft worden als eine Lehre, sich eben blos mit List und Verstellung durchs Leben zu helfen. Allein so unsittlich ist das Buch nicht. Es geht vielmehr von der Erfahrung aus, daß wer immer nur das Rechte thun und behaupten will, bei den Menschen anstößt und seinen Zweck verfehlt; er empfiehlt also eine Accommodationsmethode, ohne darum das Rechte zu verleugnen.

Der „Roman meines Lebens" von 1781 enthält Wahrheit und Dichtung in zu bunter Unordnung gemischt, ist planlos und konnte daher bei weitem nicht den Eindruck machen, wie der Umgang. — In drei merkwürdigen Romanen hat Knigge noch weiter seine Ansichten vom Menschenleben entwickelt. Einzeln erscheinen diese Romane ziemlich werthlos, es kommen gemeine Scenen darin vor und die Sprache ist vernachläßigt. Aber in ihrem Ineinandergreifen zeugen sie, wie Knigge seine Werke fein durchdachte.

Die „Geschichte Peter Clausens" 1783

zeigt uns einen jungen Menschen von gemeiner Geburt, gemeinen Sitten, gemeinem Charakter, schmählichem Leichtsinn, entehrenden Handlungen und Erfahrungen, der endlich durch Erfahrung nicht nur klug, sondern auch weise und tugendhaft wird. Es ist der Sohn eines Schusters, der in seiner Jugend Bedienter ist, sich von einer nicht mehr jungen und zahnlückigen Kammerfrau verführen läßt, Soldat, Deserteur, Schauspieler, Schriftsteller, Virtuose, Gesandtschaftssekretär, Günstling eines Fürsten und am Ende noch Minister wird.

Die „Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg" 1787.

zeigen einen Charakter von ganz entgegengesetzter Art, einen systematischen Mann, der immer nur nach Grundsätzen handelt, aber damit eben so übel fährt, als Clausen mit seinem Leichtsinn. Denn unbewußt folgt Seelberg doch immer nur inneren Trieben und Leidenschaften, deren Zweckmäßigkeit er sich in einem System zurechtlegt, so daß er die Systeme nicht selten wechselt und durch keines befriedigt wird, bis eine brave und kluge Frau ihn heilt.

Die „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" 1789

zeigt uns einen Mann, der allein auf Rechtschaffenheit sieht und immer und unter allen Umständen edel handelt, aber eben deßhalb seinen Zweck nie erreicht, überall anstößt und oft statt des Guten, das er im Sinn hat, einen Schaden stiftet. Am Ende muß er erkennen, daß es nicht bloß die Dummheit und Bosheit der Menschen ist, die sein besseres Wollen vereitelt, sondern seine eigene Unvorsichtigkeit. Hätte er sich, mit denselben sittlichen Grundsätzen,

ein wenig mehr nach den Menſchen accommodirt, ſo hätte er mehr ausgerichtet.

Man ſieht deutlich, daß Knigge in dieſen drei Romanen nur drei Seiten ſeines eigenen Naturells und ſeiner eigenen Erfahrungen aufgefaßt hat. Wie ernſt es ihm war, erſieht man auch daraus, daß er auch „Predigten" ſchrieb, welche Beifall fanden.

Merkwürdig iſt „die Geſchichte des Amtmann Gutmann" 1794,

eines Mannes, der durch Unglück viel heimgeſucht wird, ſich aber in Alles findet und Alles zur Ausbildung ſeines Ich und zur Befeſtigung ſeines innern Friedens benützt.

Charakteriſtiſch für die Neigung Knigge's zum maureriſchen Geheimthun iſt der Roman „das Zauberſchloß oder Geſchichte des Grafen Tunger" 1791.

Graf Tunger läßt ſich ein kunſtreiches Schloß bauen, in welchem er vermittelſt geheimer Thüren Alles beobachten und überall als deus ex machina erſcheinen und das ſtrafende und lohnende Schickſal ſpielen kann.

In „Noldmanns Geſchichte der Aufklärung in Abyſſinien" 1791 hat Knigge den Rouſſeau'ſchen Staat nach der Idee des contrat social als verwirklicht darzuſtellen geſucht, ein höchſt langweiliges Utopien ſeiner maureriſchen und illuminatiſtiſchen Schwärmerei, wenn es eine Schwärmerei und nicht vielmehr Berechnung war. — Beſſer iſt „des abyſſiniſchen Erminiſters Wurmbrand politiſches Glaubensbekenntniß" 1792, worin er die franzöſiſche Revolution erklärt und rechtfertigt.

Am beſten ſind Knigge's witzige Schriften und vorzugsweiſe ſein komiſcher Roman: „die Reiſe nach Braunſchweig".

Amtmann Waumann lieſt in der Zeitung, der berühmte Luftſchiffer Blanchard wolle zu Braunſchweig aufſteigen und ladet ſeine Freunde und Nachbarn, den Paſtor Ehrn Schottenius und Förſter Dornbuſch ein, dahin zu reiſen und das nie geſehene Schauſpiel zu ſehen. Auch nimmt er ſeinen großen verwahrloſten Sohn Valentin mit. Unterwegs finden ſie im Wirthshaus eine Schauſpielertruppe, die gerade bei einer Probe der „Agnes Bernauerin" beſchäftigt iſt. Als die arme Agnes eben abgeführt werden ſoll, ſpringt Förſter Dornbuſch hinzu, zieht den Hirſchfänger und rettet ſie. In der Nacht darauf hat Valentinchen ein Bedürfniß, verfehlt bei der Rückkehr das Zimmer und legt ſich zu der alten Schauſpieldirectrice, deren Mann den Eiferſüchtigen ſpielt. Am Morgen haben Buben des Paſtors Manuſcript von Predigten, die er in Braunſchweig drucken laſſen wollte, aus dem Wagen geriſſen und Papierdrachen

davon zu machen angefangen. Der Förſter begegnet ganz unerwartet ſeiner Tochter, die er in Braunſchweig in Penſion gethan, auf der Flucht mit einem jungen Offizier. Er eilt ihnen nach. Den Amtmann und ſeinen Sohn nimmt ein fremder Reiſegefährte in Beſchlag, der ſehr vornehm thut, als ſie aber in Braunſchweig angekommen ſind, Valentinchen auf dem Abtritt einſperrt und den Koffer des Amtmanns leert, während dieſer ſelbſt mit dem Paſtor vorausgegangen iſt, in der Meinung, ſie werden nachkommen. Auf der Wieſe angelangt, wo Blanchard aufſteigen ſoll, iſt es ſehr heiß. Die beiden alten Herren ſetzen ſich in eine Bierhalle und gerathen in ein tiefſinniges Geſpräch mit dem Poeten Klingelzieher, worüber ſie den Luftballon vergeſſen. Als ſie nachſehen, iſt der Ballon eben wieder zur Erde gekommen. Valentinchen hat natürlich eben ſo wenig etwas vom Luftballon ſehen können, da er in dem einſamen Hauſe eingeſperrt zurückblieb. Er wird nun befreit. Der Amtmann findet Troſt bei alten Bekannten und bleibt bis zu einem Maskenball. Auf demſelben findet ſich auch der Förſter, ſeine wiedergefundene Tochter und ihr jetzt anerkannter Liebhaber ein, und ſie erkennen den Amtmann bald, da ein Schelm ihm hinten einen Zettel aufgeklebt hat mit den Worten „guten Abend, Herr Amtmann Waumann“. Alle Gäſte leſen den Zettel laut und der Amtmann kann ſich nicht genug bücken, alle dieſe Grüße zu erwiedern, und iſt ganz ſelig über die Ehre. Darauf kehren ſie alle glücklich wieder heim.

In den „Briefen auf einer Reiſe aus Lothringen nach Niederſachſen“ (1793) läßt ſich Knigge behaglich gehen in kleinen Abentheuern und Geſprächen, ohne daß ein geſchichtlicher Faden durchliefe. Die „Reiſe nach Fritzlar vom Kammerjäger und Titularratzenfänger Spiesglas“ (1794) iſt eine Parodie der pretiöſen Reiſebeſchreibung Lavaters, aber nicht ſo geiſtreich, als Weber (Demokritos XI. 120) behauptet, vielmehr ziemlich platt.*) Witziger iſt Knigge's Parodie auf Zimmermanns Geſpräch mit Friedrich II.: „Meywerk des kurhannover'ſchen Hoſenmachers Unterredung mit Friedrich Wilhelm dem Liebreichen“ 1788. Der große König läßt ſich von einem Schneider Hoſen anmeſſen, findet Genie in ihm und traktirt mit ihm von Staatsſachen. — Knigge's „hinterlaſſene Papiere des Etatsrath von Schafskopf“ 1792 enthalten die ſatiriſche Selbſtbiographie eines hochadeligen und frömmelnden Schafskopfs, welcher die Grundſätze des Pinſelordens entwickelt, der ſich zur Aufgabe geſetzt hat, der Aufklärung entgegenzuwirken. Ganz im Geiſt der Zeit, aber ohne Witz.

*) Gödeke ſagt in ſeinem Leben Knigge's (S. 181), er habe die Reiſe nach Fritzlar nicht auftreiben können. Sie iſt aber noch im Buchhandel und zwar ganz in ſeiner Nähe zu haben bei Vieweg in Braunſchweig, von wo ich ſie noch ungebunden bekommen habe.

Knigge war klein, ſchwächlich, unſchön, und auffallend durch ſein überaus langes Kinn.

Wilhelm Ludwig Weckherlin, aus der Familie des älteren berühmten ſchwäbiſchen Dichters, ſchrieb ſeit 1777 eine Menge politiſch-ſatiriſche Schriften, unter denen Anſelmus Rabioſus, die hyperboreiſchen Briefe, das graue Ungeheuer (1784) am meiſten Ruhm erlangten. Er war ein frivoler Freigeiſt, Mädchenjäger, Trinker und rückſichtsloſer Spötter, daher überall gemieden und zurückgeſtoßen.

Die „Raritäten" des Rummelburger Küſter Baldrian Schwarzbuckel von 1778 ſind ein jämmerliches Machwerk, eine ganz geiſtloſe Buchhändlerſpeculation auf das lachluſtige Publikum. Eben ſo geiſtlos iſt „der Teufel auf Reiſen" von 1789.

Eine der frechſten Aufklärungsſchriften aus Nicolai's oder der Berliner Schule war Steinsbergs „zweiundvierzigjähriger Affe von 1784."

Der vielgereiſte Affe erzählt, wie es bei den Menſchen, im Staat, den Höfen, bei der Kleriſei ꝛc. zugehe. Ein Gemälde ſchaudervoller Corruption und Unvernunft, in welchem vorzugsweiſe aller Haß auf die alte Kirche, ihre Klöſter, Beichte ꝛc. abgeladen wird. Alles, was mit der Kirche zuſammenhängt, iſt hier ſchwarz, und nur die Freigeiſterei gilt als Tugend.

Damals ſchon drängten ſich die Proletarier der Preſſe, mißrathene Candidaten oder abgeſetzte Beamte, zur Demagogie. Im Allgemeinen Literatur-Anzeiger von 1799 Nr. 48 leſen wir:

„Es erwachſen aus der zahlloſen Menge von Magiſtern und Studenten die Schmeichler, die Mode-Autoren, die Lohnſchriftſteller. Sie ſchreiben, wenn ſie nicht bald befördert werden, gegen die Religion und gegen den Staat; wenn ſie Aufſehen erregen können, ſo ſind ſie nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Die verfluchteſten Schriften kamen ſeit den letzten 35 Jahren zum Vorſchein, und über 7000 Romane und Liebeshiſtörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutſchen Töchter und Weiber ſchrecklich verdorben haben. So wie dieſe den Müßiggang beförderten, die Ehen zerrütteten und die Sitten allgemein verſchlimmerten, ſo arbeiteten ſie zugleich dem Deſpotismus in die Hand, denn ſie machten die Nation eitel, weichlich, kleinſinnig."

Im Jahr 1800 erſchien anonym (verfaßt von Venturini) eine „natürliche Geſchichte des großen Propheten", worin das Evangelium zu einem gemeinen Roman verarbeitet iſt.

Chriſtus iſt ein wohlwollender und mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter

Menſch, der ſeine Kenntniſſe der Natur und Heilkunſt benutzt, um durch frommen Betrug die Menſchen zu veredeln, indem er für göttliches Wunder ausgibt, was ganz natürlich zugeht. Nebenbei ſpielt er einen ganz zärtlichen Roman mit der ſchönen Magdalene.

Auch das Leben der h. Jungfrau Maria wurde von Jakob Friedrich Schmidt (1765) als Roman behandelt, was dem Verfaſſer die ſchwere Ungnade der Kaiſerin Maria Thereſia zuzog.

Der Zweibrückiſche Präſident v. Rebmann (der ſich auch Janus Eremita nannte) ſchrieb außer unbedeutenden Romanen und ein Paar politiſchen Sachen eine empfindſame Reiſe nach Schilda (1793), einen jüngeren Münchhauſen, einen Obſcurantenalmanach (1798), der ihm Verdruß zuzog ꝛc. Eine Nachahmung des Sebaldus Nothanker war Rebmanns „Hans Kick in die Welt“ 1795.

Paſtor Bieder wird wegen Heterodoxie vom Amte gejagt und muß faſt durch alle Welttheile wandern, um überall gleiche Intoleranz zu finden, bei Calviniſten und Katholiken, wie bei den Lutheranern und überall. In die Schilderung des aſiatiſchen Bonzenthums und der „drei Pantoffelſyſteme“ wird alles das hineingelegt, was der Verfaſſer eigentlich von ſeiner eigenen Heimath ſagen will. Nur bei den Türken findet Bieder Duldſamkeit und in dem neuen Freiſtaat Nordamerika.

Alles ziemlich geiſtloſe Klopffechtereien der damaligen Aufklärung. — Von ähnlichem Schlage waren die von dem Berliner Auguſt Wilhelm Cranz anonym edirten Bücher: Galerie der Teufel (1776), Kraut und Rüben, Berliner Chronik, Silen, Charlatanerien, Bockiaden ꝛc.

Der Freiherr von Göchhauſen aus Weimar trieb wie Knigge hauptſächlich Maurerei und diente dem Zweck derſelben mit vielen Schriften (Syſtem der Weltbürgerrepublik 1786, Geſchichte der Meinungen eines Menſchenſohns, Geſchichte des Sokratismus, Antoinette, ein Mädchen aus der andern Welt). Gegen Göthe's Einfluß ſchrieb er 1776 „das Wertherfieber“.

Die Freigeiſter, die ſich ihres feinen Verſtandes und Geſchmacks rühmten, mußten Einen unter ſich leiden, in dem die ganze Gemüthsverwilderung und Sittenrohheit des Unglaubens als in einem Vorbild des Sansculottismus hervortrat. Das war der Sachſe Karl Friedrich Bahrdt, der in ſeiner Lebensbeſchreiburg (Frankfurt 1790) von ſich ſelbſt erzählt,

wie er Theologie ſtudirt, jedoch gleich in ſeinem erſten Amte die Frau eines älteren Geiſtlichen verführt habe. Später als Prediger in Leipzig, wurde er von einer gemeinen Buhldirne als Vater ihres Kindes angeklagt und fortgejagt. Bei dieſem Anlaß ſagt er: von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa ſey keiner beſſer, als er. S. 382 folgt eine förmliche Apologie des Ehebruchs, eine Vertheidigung der Natur gegen die Convention. Von der Kirche verfolgt, wurde Bahrdt als Märtyrer der Aufklärung ſchnell ein berühmter und gefeierter Mann. Die Aufgeklärten, die damals ſchon viele Anhänger unter Fürſten und Miniſtern zählten, verſchafften ihm eine Anſtellung auf der Univerſität Erfurt, wo er als Theologe und unter der Maske, chriſtliche Dogmatik und Moral zu lehren, das Gift eines unglaublich ſeichten Deismus und Naturalismus verbreitete. Das böſe Gewiſſen trieb ihn insbeſondere an, gegen die Erbſünde anzukämpfen und alle Laſter und Schwächen des Menſchen als liebe Natürlichkeit zu entſchuldigen. Damals ſuchte er auch eine Frau, nur um des Geldes wegen, wie er geſteht, und fand eine, die er, nachdem er ihr Geld verbraucht hatte, ſtündlich mißhandelte und elend machte, wie er alles naiv ſelbſt erzählt. Um dieſe Frau zu bekommen, beging er, wie er ſelbſt berichtet, eine niederträchtige Täuſchung, um die fromme Schwiegermutter glauben zu machen, er ſey kein Freigeiſt, ſondern gleichfalls fromm. Kaum war er verheirathet, ſo ging er alle Tage ins Theater, das ihn mehr intereſſirte, als die Kirche. Nachdem ſich Bahrdt durch ſeine Frechheit in Erfurt Feinde gemacht und die Behörden ſelbſt gegen ſich aufgebracht hatte, zogen ihn ſeine atheiſtiſchen Freunde und Gönner nach Gießen, wo er dieſelbe Rolle aufs neue ſpielte, unter der Maske eines gelehrten Theologen die baare Irreligioſität und Immoralität durch Lehre und Beiſpiel zugleich zu predigen. Da ihm nach jeder Schandthat und nach jeder Ausweiſung an andern Orten nur immer größere Ehre erwieſen wurde, legte er bald die letzte Scheu ab und trat immer offener als direkter Bekämpfer des Chriſtenthums auf. Damals gab er auch ſeine „neueſten Offenbarungen Gottes“ heraus, eine vorgebliche Unterſuchung des neuen Teſtamentes, aber nichts als ein Syſtem von Blasphemien gegen das Chriſtenthum. In Folge deſſen war ſeines Bleibens nicht länger in Gießen. Begierig nahm er einen Antrag des Herrn von Salis in Graubündten an, dort ein Philanthropin zu gründen. Der liederliche Atheiſt wagte es, eine Muſteranſtalt für Menſchenbildung leiten zu wollen; Lavater fühlte ihm aber auf die Zähne, Salis überließ ihm die oberſte Leitung nicht, und Bahrdt machte, daß er wieder davon kam, um ſein Philanthropin in der Pfalz mit beſſerem Erfolg zu gründen. Hier wurde er nun ganz zum gemeinen Speculanten und prellte die vornehmen Eltern, die ihm ihre Söhne anvertrauten, um ihr Geld. Da er zugleich mit ſeiner atheiſtiſchen Schriftſtellerei fortfuhr, wurde er 1778 durch Reichtagsbeſchluß aller Aemter und Würden unfähig erklärt und aus dem Reiche verbannt.

Alsbald aber nahm man sich seiner in Preußen an und er wurde mit offenen Armen in Halle aufgenommen, wo er Vorlesungen hielt, bis er es auch hier zu arg trieb und man ihm das Lesen untersagte. Nun verlor er seine brave Frau, die er bis aufs Blut gemartert hatte, und hielt mit einer Magd, seiner Concubine, eine Kaffeewirthschaft in einem Garten bei Halle, wo er endlich 1792 starb.

Außer seiner Lebensgeschichte, seinen faden Lehrbüchern und Streitschriften schrieb Bahrdt auch Satiren, eine Standrede an Götzens Grabe (des Hamburger Hauptpastor, den Lessing verspottet), das Religionsedict (ein Lustspiel), einen Kirchen- und Ketzeralmanach und Romane, worin er die Orthodoxie verspottet und seinen Deismus lehrt: Zamor oder der Mann aus dem Monde, Ala Lama oder der König unter den Schäfern. Von ihm soll auch „die Reise des Prinzen Ohakanpol" vom Jahr 1790 geschrieben seyn. Vgl. Allg. deutsche Bibliothek 110 S. 121. In Form einer Reisebeschreibung derbe Satire gegen alle Kirchen.

Verwandt ist: „der Gevatter Matthies oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes." Berlin 1790, 2. Aufl.

Der Gevatter, ein junger Franzose, macht Reisen durch Europa und findet überall den Unsinn walten, was ihn zur Menschenverachtung bringt, bis er auf dem Todbette noch Mönchen in die Hände fällt. Die einzelnen Begebenheiten, so wie die Erzählungen der Freunde und Nebenpersonen sind vom Autor darauf berechnet, das positive Christenthum als Unsinn darzustellen und im Leser den Eindruck eines edlen Zorns über so vielen Unsinn zurückzulassen. Uebrigens ist die Schrift nichts weniger als witzig oder scharfsinnig, sondern anmaßend und langweilig.

Der anonym 1797 zu Riga erschienene Roman „der Wilde" hat denselben Zweck, das Christenthum verhaßt zu machen.

Der Peruaner Azeb, der als Heide in Einfalt und Unschuld mit seiner geliebten Gattin Xuna in einer abgelegenen Gegend unter dem tropischen Himmel im schönsten Garten der Erde wie im Paradiese lebt, wird plötzlich ins tiefste Elend gestürzt durch die Ankunft der Christen, die ihm den christlichen Glauben aufzwingen, ihm sein schönes Weib zu schnöder Lust rauben, ihn in den Kerker werfen und der heiligen Inquisition überlassen.

Die Presse wurde überschwemmt mit Schriften, die das Christenthum offen verhöhnten. In diesem Sinne schrieb Paalzow seine Geschichte des Aberglaubens, Geschichte der religiösen Grausamkeit, seinen Hierokles und Porphyrius, Wünsch einen Horus (1783) ꝛc. An die Stelle des

Chriſtenthums ſollte eine Religion der ſich ſelbſt anbetenden Menſchheit mit maureriſchem Ceremoniel treten.

Ignaz Aurelius Feßler entfloh als Kapuziner aus Bamberg, wurde in Preußen Proteſtant und Freimaurer und kam 1809 nach Rußland als Präſident des Conſiſtoriums zu Saratow. Seine freimaureriſchen Schriften und ſeine Geſchichte von Ungarn haben mehr zu ſeinem Ruhm beigetragen, als ſeine Dichtungen. Dieſe nämlich ſind hauptſächlich hiſtoriſche Romane, in denen antike Helden auf die langweiligſte Weiſe zu ſentimentalen Schwärmern und Weichlingen moderniſirt werden. In der bekannten Weiſe des Franzoſen Marmontel. So weichte Feßler den Mark Aurel 1790, Ariſtides und Themiſtokles, Alexander, Attila, Matthias Corvinus auf. Seine Hauptabſicht war aber, in ſeinen Romanen die Vernunftreligion zu predigen, die er, wie alle damaligen Aufklärer, an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen wollte.

In „Bonaventura's myſtiſchen Nächten" 1807 ſuchte ſich Feßler ſelber zu idealiſiren.

Bonaventura iſt dem Kloſter beſtimmt und wird von Jeſuiten erzogen, wird aber durch die Bewunderung der Kunſt zur Philoſophie hingezogen, ſtudirt Plato, gibt das Kloſterleben auf, wird eng verbunden mit Paoli auf Corſika, ſchwärmt für die Freiheit, für „die Ideen der Allgemeinheit", für Menſchenrechte, heirathet, wird Vater, ſieht mit Freuden den Jeſuitenorden untergehen, muß zwar ſelbſt, nach Paoli's Niederlage, von Corſika flüchten, erlebt aber noch eine Art Verklärung in der kleinen Republik San Marino, wo er, „nachdem die drei Steine ſeines Weſens zu einem einzigen diamantenen Spiegel von unwandelbarer Klarheit zuſammengeſchmolzen waren, und die Offenbarung der Macht und Heiligkeit des Idealen im Menſchen in ſeinem Daſeyn erreicht war", als für die Erde ſchon zu vollkommen geworden, derſelben in unmittelbarer Vergötterung entſchwindet.

Die eitelſte Selbſttäuſchung eines Freimaurers, die in der deutſchen Literatur vorgekommen iſt.

Auch im „Nachtwächter Benedict", Berlin 1809, huldigt der entſprungene Mönch, nachdem er ſeiner Kirche für ewig abgeſchworen, dem modernen Cultus des Genius.

Der verkappte Nachtwächter iſt ein Philoſoph, wird Orakel von Miniſter und Fürſt und endet als Geheimerath und Gemahl einer edeln Dame. In ſeinen Vorleſungen verräth ſich der im Irrgarten der modernen Claſſiker herumtaumelnde Kapuziner. Unter anderem ſchildert er das Elyſium der Dichter.

In der Mitte eine Tafel, an welcher Dante, Camoens, Cervantes und Shakespeare ſichs ſchmecken laſſen; daneben macht Ariſtophanes dem Moliere und Gozzi „die Honneurs", umarmt Homer den Arioſt, wallen Leſſing, Swift und Pope Arm in Arm, empfangen Prometheus (sic), Milton, Young den Klopſtock, gehen Pindar und Euripides dem Schiller entgegen ꝛc.

Eulogius Schneider, Franziscanermönch in Bamberg, gehörte wie Bronner, Feßler, Schad, zu den Emancipirten. Schon als Mönch ſchrieb er Gedichte, die nichts als Wolluſt athmen. Sie erſchienen jedoch gedruckt erſt 1790. Unter andrem ſingt er:

Einſam ſchmacht ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Vielleicht, fährt er fort, wird Kaiſer Joſeph mich retten, aber zu ſpät.

Wenn dein Jüngling einſt als Greiſe
Zittert und am Stabe keucht,
Lina, dann geſchiehts vielleicht.

Eine andere ſeiner Mönchsliebſchaften nennt er Babette. Eine dritte Minette. Als er dieſe küßte, ſah es ihre Schweſter und verrieth ihn. Darüber dichtet er ein artiges, für einen Mönch freilich höchſt frivoles Liedchen mit dem Schluß: was? beim Ofen ſeys geweſen? nicht doch, es war beim Kleiderſchrank.

S. 215 ſingt er:

Oft, wenn ich in der finſtern Zelle
Auf hartem Strohe lag,
Da malte mir der Gott des Traumes
Mein künftig Mädchen vor ꝛc.

Sinnenluſt, welche die Kette ſprengen will, athmet aus allen dieſen Kloſterliedern heraus. Eine Toleranzpredigt von ihm machte großes Aufſehen und bewog den Herzog Karl, ihn an ſeinen Hof zu berufen. Bald darauf berief ihn der aufgeklärte Kurfürſt von Köln nach Bonn. Hier als Profeſſor an der katholiſchen Univerſität ſang Schneider S. 177:

Lebewohl, Theologie!
Lange haſt du mich gequält,
Wintermärchen mir erzählt
Und gedacht, ich glaubte ſie ꝛc.

Und S. 223:

So kamen einſt bepurperte Spionen
Und hochgeweihte Straßenräuber,
Thuiskons Erbe auszuplündern,
Vom Vatikan geſandt.

Da ſogen ſie das deutſche Mark
Und gaben Ablaß ihm dafür
Und Aeſer, die man faſſen ſollte
Mit Perlen und Rubinen.

Beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution ging Schneider nach Straßburg, wurde Jakobiner und Terroriſt, ließ köpfen und wurde 1793 ſelbſt geköpft. Er war ein eitler Tropf, der um jeden Preis eine große Rolle ſpielen wollte, wie ſpäter Johannes Ronge.

Friedrich Juſt Riedel, Profeſſor in Erfurt, ein höchſt gemeiner und flacher Geiſt, brachte es durch ſeine Vergötterung Wielands, Nicolai's, Mendelsſohns ꝛc. dahin, daß er als Aufklärungsmiſſionär einen Ruf als k. k. Rath in Wien erhielt und auch dann noch, als er wegen Atheismus abgeſetzt wurde, vom allmächtigen Miniſter Kaunitz als Vorleſer beibehalten wurde. Er ſtarb in Wahnſinn 1785. Eitelkeit ſcheint ihn zu der Rolle getrieben zu haben, der er nicht gewachſen war. Seine geſammelten Werke erſchienen 1778 in Wien in fünf Bänden. Alles ſeyn ſollende Satiren, aber unendlich platt und fade.

Ueberſetzungen aus der Sprache der Thiere, die ſich über die Menſchen beklagen oder ihrer ſpotten. Ohne Witz. Das Märchen von einem Zauberhut, der die Gabe hat, dem, der ihn aufſetzt, Charakter, Stand und Amt zu verleihen. Gut ausgedacht, aber ohne Geiſt durchgeführt. Neues Lehrgebäude der Seelenwanderung, von elender Plattheit. Skribleriana gegen ſchlechte Skribler, zu denen der Autor ſelbſt gehört. Der Trappenſchütz, komiſches Epos in Proſa, ein ſchwacher Spaß, indem ſtatt eines Trappen ein Eſel geſchoſſen wird. Der Reſt, den ich nicht aufzählen will, iſt noch viel geringer. Einen großen Raum nehmen die Briefe an die damaligen Größen der Aufklärung und Riedels Gönner ein.

Welch eine Zeit, in der ein ſo ſeichter Geiſt vom römiſchen Kaiſer nach der Hauptſtadt des katholiſchen Deutſchland berufen werden konnte, um dort Licht zu verbreiten! In demſelben Wien ſchrieb Hofrath Ignaz v. Born eine lateiniſche Monachologia, worin er die Mönche nach dem Linnéſchen Syſtem als Thiergattungen claſſificirte. Im gleichen Sinn ſchrieb

Heinrich Gottfr. v. Bretſchneider einen „Almanach der Heiligen", worin er den katholiſchen Glauben aufs frechſte verhöhnt. Bretſchneider war ein Sachſe, ging im ſiebenjährigen Kriege zu den Oeſterreichern über, half ihnen bei Collin ſiegen, ging dann wieder zu den Preußen über, abentheuerte durch die Welt und endete doch noch als öſterreichiſcher Hofrath. Er ſchrieb auch Wiener Sittenſchilderungen in zwei Romanen „Abentheuer des Junker Ferdinand von Thon" und „Wallers Leben". Hieher gehört auch des Biſtorius „Kronik der Heiligen" mit Kupfern, Wittenberg 1787, eine Parodie der echten Legenden in Blumauers Manier, voll Spott über den katholiſchen Glauben. Alle Heiligen werden hier ungefähr wie Antonius der Große von den Teufeln, die ihn unter allen möglichen Geſtalten zu necken und zu verführen trachteten, von den Witzeleien des Dichters umdrängt. — Noch gemeiner iſt die „neue Legende der Heiligen", Salzburg 1784, worin die ſchändlichſten und albernſten Dinge von Heiligen erzählt werden (in Proſa).

Den meiſten Ruhm unter allen Aufklärern Wiens erlangte Aloys Blumauer. Bei ihm verband ſich der ſeichteſte Rationalismus und Humanismus mit der alten Genußſucht der Wiener zu der frivolen Spötterei, die ſich, weil ſie ſelbſt nichts Originales ſchaffen konnten, am bequemſten im Traveſtiren deſſen bewegten, was Andern groß, erhaben oder fein und edel erſchien. Der halbgebildete Pöbel hat Blumauer vergöttert, weil er alle ſeine Neigungen in ihm wiederfand.

Blumauer gab zuerſt 1780 ein langweiliges und geiſtloſes Ritterſpiel „Erwine von Steinheim", dann 1782 Gedichte heraus. Unter dieſen nehmen die burlesken den erſten Rang ein. Nur ſie waren es, die ein Publikum und zwar ein großes fanden und heute noch finden. Die poſſenhafte und zum Theil laſcive Art, wie er das Lob der Gans, des Flohes, des Ochſen, des Eſels, des Schweins und des Nachtſtuhls in Knittelverſen ſang, erregte wieherndes Gelächter. Auch ein Lob des Tabaks oder Schmauchlied ſang er. Am merkwürdigſten iſt das Gedicht „der evangeliſche Bauernjunge in der katholiſchen Kirche". Hier läßt er einen Bauernjungen erzählen, was derſelbe alles in der katholiſchen Kirche, in der er zum erſtenmal war, geſehen hat, lauter Dummheit und kraſſen Unſinn. Er ſchließt:

„Laß ſie Hocus Pocus treiben
Und die Narren Narren bleiben."

So durfte Blumauer über die Landeskirche ſchreiben. Dennoch gerieth er

in eine literariſche Fehde mit dem Berliner Nicolai, der doch ganz und gar ſo dachte, wie Blumauer, nur weil der Wiener anderweitige Scherze des Berliners über die Wiener auf Ambition nehmen zu müſſen glaubte.

An die Stelle der Kirche trat bei Blumauer die Loge. Eine Menge ſeiner Gedichte ſind Freimaurerlieder. Er pries Joſeph II. als den großen Gönner und Förderer der Logen im Gegenſatz gegen die Kirche. Er ſah im Geiſt ſchon die Kirche vernichtet und die Loge als Tempel der Humanität auf ihren Trümmern erbaut. Unter anderm beſang er die Aufnahme Voltaires unter die Maurer (im Jahr 1778), wobei er denſelben den „liebſten Sohn der gütigen Natur“ nennt. Bei jeder Gelegenheit brachte er in der Loge Geſundheiten in Verſen aus, ſo auch alljährlich in den Schweſterlogen. Man macht ſich einen Begriff von der Höhe, bis zu welcher Humanität und Natürlichkeit damals in Wien getrieben wurden, wenn man lieſt, was Blumauer den Schweſtern in offener chriſtlicher Verſammlung Alles ſagen durfte. Da leſen wir bei der Feier des Johannisfeſtes 1782:

Wenn eine Schweſter ſeitwärts ſchielt ꝛc., ihr Ehemänner, da nehmt geſchwind die Binde um die Augen als blinde Brüder. Seht nichts, das iſt das beſte, was ihr thun könnt. Wenn eine Schweſter zankt, daß ſie keine Kinder hat, ihr guten Ehemänner, ſo

Beruhigt ſie für dieſen Fall
Und machet für ein andermal
Die Ehſtandsarbeit beſſer.

Im folgenden Jahre 1783 wieder bei der Johannisfeier ruft Blumauer den Schweſtern die frivolſten Aequivoken zu, indem er ihnen die Sinnbilder der Maurerei erklärt, und ſchließt:

Für euch nun endlich feuern wir
Aus den Kanonen, welche hier
In voller Ladung ſtehen.
Drum laßt die Arbeit uns, und ſeyd
Zufrieden, wenn ihr jederzeit
Da erntet, wo wir ſäen.

Beim Namensfeſte der maureriſchen Schweſter Thereſia von S. verhöhnt er die h. Thereſe. Die trage zwar einen lichten Schein um das Haupt, aber das Licht im Kopfe habe die Maurerei ꝛc.

Blumauers Hauptwerk iſt die „Aeneis“, eine Traveſtie der virgiliſchen, in Knittelverſen.

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Aeneas nannte,
Aus Troja nahm ers Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte.

Juno bittet den Gott der Winde, dem Fliehenden auf dem Meere einen Sturm zu ſenden. Er thut es, klagt aber (S. 6):

Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am beſten brauchen könnten,
Iſt athemlos — ich lieh ihn den
Berliner Rezenſenten.
Die machten ihn zum Hekticus,
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eſelsmilch kuriren.

Die Winde toben. Neptun aber ſpricht ſein Quos ego und droht den Winden „das Maul zu vernähen". Venus bittet um Schutz für ihren Sohn Aeneas, und Jupiter, der eben auf dem Nachtſtuhl ſitzt, gewährt ihn gnädig. Aeneas kommt glücklich nach Karthago und geht in ein Kaffeehaus, wo er den Reichspoſtreiter lieſt. Dido läßt ihn kommen und erzählen: Infantin, laßt das Ding mir nach, es koſtet mich nur Thränen. (Infandum, regina, jubes, renovare dolorem.) Doch erzählt er vom Untergang Troja's (S. 43):

Wie Ihro Majeſtät geſehn,
Wenn Sie oft Flöhe fingen,
Daß ganze Flohfamilien
Aus jeder Falte ſpringen,
Und ängſtlich hüpfen hin und her
So flohen vor dem Mordgewehr
Der Griechen die Trojaner.

Aeneas erzählt ſeine Flucht. Das Ungeheuer der Scylla wird S. 79 als eine kokette Tänzerin geſchildert, die mit dem kurzen Röckchen zu ſehr gewirbelt und dadurch die Männer verführt habe, wofür ſie zur Strafe an den Fels gebannt worden ſey, bellende Hunde am untern Theil um ſich habe und beſtändig im Strudel das Meer und die Schiffe um ſich bewegen laſſen müſſe. Polyphem wird als ein Großinquiſitor aufgefaßt. — Als Aeneas ſeine Beichte geendigt, wird Dido immer verliebter. Sie wendet ſich an ihren Beichtvater, einen Jeſuitenpater, der da meint, weil Aeneas Prinz heiße, ſo dürfe ſie es mit ihm wagen, und ſey im Voraus abſolvirt. Nun das Gewitter und die (ganz decent gehaltene) Höhlenſcene. Als Aeneas fort muß, überhäuft ihn Dido mit den pöbelhafteſten Schimpfreden (S. 113). Dann geräth ſie in Verzweiflung. Als er fort iſt, klagt ſie:

Du ſüßes ewig theures Band,
Das ich, o ſel'ge Stunden,
Aeneen oft mit eigner Hand
Um ſeinen Kopf gewunden ꝛc.

Es mag genug ſeyn, um die Gattung zu charakteriſiren. Die drei letzten Geſänge der Aeneis, die bei Blumauer fehlen, ergänzte Schaller 1794. Bald erſchien auch eine traveſtirte Ilias, ein traveſtirter Ovid. Der letztere in vielen Bänden.

Unter Blumauers Nachahmern ſteht Schaller, der Straßburger, oben an, deſſen Stutziade oder der Perückenkrieg (1802) ganz im Ton und Versmaße Blumauers geſchrieben, aber in der Erfindung originell iſt.

Die olympiſchen Götter ſind im Begriff, ſich zu moderniſiren und haben ſich eben die neueſten Moden von Paris kommen laſſen. Apoll erſcheint in Pantalons, Mars als Incroyable, Juno trägt eine cul de Paris ꝛc. Da bringt Merkur die erſten Damenperücken, welche allgemeines Staunen erregen. Venus aber ärgert ſich darüber und wirft ſie zum Himmel hinaus. Sie fallen auf das Eiland der Circe, welche ſich gleichfalls über die ſeltſamen Geſchöpfe wundert und ſie aus Mitleid lebendig macht. Es iſt eine rothe und eine ſchwarze Perücke. Kaum können ſie ſich ſelbſtſtändig bewegen, ſo fallen ſie über einander her und zerzauſen ſich. Die Olympier bemerken es und kommen, nachdem ihr einziges Opernglas, weil es Jeder haben will, zerbrochen iſt, ſelber herunter, dem Perückenkrieg zuzuſehen, der ſie ſo lachen macht, daß Aeolus zerplatzt und eine furchtbare Exploſion hervorbringt. Indeſſen währt der Krieg nicht nur fort, ſondern rüſten ſich auch alle Perücken auf Erden, Partei zu ergreifen, und im Olymp ſelbſt ſtellt ſich Venus auf Seite der rothen, Juno auf die der ſchwarzen Perücken. Beide Göttinnen gerathen in höchſt unerbaulichen Hader. Der Krieg der Perücken beginnt nun im großen Style (mit vielen Anſpielungen auf Mack, Suwarof, Napoleon und die wirklichen Kriege der Zeit). Junone führt die ſchwarze, Cyprine die rothen Perücken an, Judaſine verräth die letztern an jene. Unterdeß hat Jupiter eine Anwandlung von Aufklärung und läßt die Verbannten aus der Unterwelt wieder frei, da aber der unverſchämte Irion ihn gleich wieder zum Hahnrei machen will ꝛc. und Momus, als olympiſcher Hofrath, kräftig Einſprache thut, proklamirt Jupiter, die böſe Welt ſey für die Aufklärung noch nicht reif und ſperrt die Emancipirten wieder in die Hölle ein, in der wir auch Robespierre, Carriere und die übrigen Ungeheuer der Revolution büßen ſehen. — Die Göttinnen nehmen fortwährend Theil am Perückenkrieg. Indem Juno zur Erde niederſchwebt und ihr Kleid ihr majeſtätiſch nachwallt, wird dieſe ſchöne Situation das Motiv zur Erfindung der Schleppe. Indem Venus auf die Inſel der Circe kommt und mit dieſer bald in Streit geräth, wird ſie von der boshaften Zauberin ſelber in eine Perücke verwandelt, kämpft heldenmüthig in Cypricens Heer, wird aber arg zerzaust und flieht weinend zum Vater Jupiter. Dieſer ſchleudert endlich einen Blitz auf die Inſel und die glücklich davon entzündeten Perücken lodern in Rauch auf.

Dieſer ſehr ſchalkhaften und geiſtreichen Dichtung fehlt nichts, als die Kürze, ſie iſt in drei Bänden zu lang ausgeſponnen.

Ratſchky in Wien, ein Freund Blumauers, verſpottete die franzöſiſche Revolution 1793 in einem komiſchen Heldengedicht „Melchior Striegel" in der Manier des engliſchen Hudibras.

Der Held ſtiftet einen Clubb, der Gaſthof zur Krone wird in den zur Jakobinermütze umgetauft. Die große Frage iſt, ob der Kegelkönig noch den Vorrang behalten ſolle ꝛc.

Joſeph Richters „Briefe des Eipeldauer über die Wienſtadt", ſeit 1774 geſchrieben, geben in burlesker Bauernſprache eine juvenaliſche Schilderung der Wiener Lüderlichkeit.

Man hat den Eipeldauer in Wien gut angeſtellt, indem man ihm die Maitreſſe eines vornehmen Herrn als Frau anhängt. Dieſe hält ihn nun unter dem Pantoffel und macht das luſtige Wiener Phäakenleben, Schlemmerei, Schleckerei, Ehebruch, Galanterien jeder Art, Bälle, Theater, Prater, neue Moden, Lotterie, Schulden ꝛc. mit. Selbſt in den Kirchen läßt uns der Eipeldauer nur Unzucht ſehen. Die Kirchen dienen nur zur Schauſtellung der tollſten neuen Moden und zu Rendezvous, oder um eine Meſſe ſingen zu hören von einer Sängerin, die geſtern Nacht noch als Bachantin raste. Um den Narrenthurm aber ſtehen die Wiener den ganzen Tag und hänſeln die Narren, damit ſie noch närriſcher werden. Allen Ständen wird, immer mit gutmüthigem Humor, der beſchämende Spiegel vorgehalten.

Dieſes zu ſeiner Zeit oft (1796 ſchon zum viertenmal) aufgelegte, heute vergeſſene Werk iſt der beſte Sittenſpiegel Wiens, wie die Romane des Julius von Voß der Berlins.

Ich muß hier noch eine Anzahl wohlmeinende, zum Theil edle Schwärmer anſchließen, welche die Welt mit ihrer neuen Aufklärung beglücken wollten.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Rouſſeau in Genf eine Revolution der ganzen Erziehung vorgeſchlagen, um ein neues philoſophiſch gebildetes Geſchlecht aufzuziehen, dem alle Erinnerung an die bisherigen aus dem Mittelalter noch ererbten chriſtlich-ſocialen Zuſtände verſchwunden ſeyn ſollten. Dieſen Gedanken faßte nun der Hamburger Baſedow auf, um ihn zu verwirklichen, indem er 1774 zu Deſſau ein ſ. g. Philanthropin als Muſterſchule der künftigen Erziehung des Menſchengeſchlechts gründete. Hier ſollten die Kinder alles ſpielend ler-

nen, nie bestraft werden ꝛc. Er machte aber bald Bankerott und wurde ausgelacht. Viel nüchterner und praktischer fing sein Schüler Salzmann die Sache an, indem er zu Schnepfenthal bei Gotha eine noch jetzt blühende Erziehungsanstalt gründete und hier zunächst nur die Unnatur der damaligen Mode, Puder, Zöpfe, Perücken, Reifröcke, Schnürbrüste ꝛc. abschaffte und bereits lange vor Jahn das Turnen einführte, um die Knaben zu kräftigen. Er hat auch viel geschrieben, 1781 sein berühmtes Krebsbüchlein, worin er lehrt, wie man die Kinder nicht erziehen soll, und 1783 den großen Sittenroman „Karl von Karlsberg" in sechs Bänden.

Darin verbreitet sich Salzmann über alle Verkehrtheiten der Mode und socialen Mißbräuche seiner Zeit. Scharf tadelt er, daß man in den Schulen griechisch und lateinisch lehre und die Knaben doch nicht zu kräftigen Bürgern erziehe, sondern philisterhaft vertrocknen lasse. Die Verweichlichung der Sitten, die häßlichen und ungesunden Moden, die gesellschaftlichen Lügen sind es vorzüglich, die seinen Unwillen erregen. In Bezug auf die politischen Gebrechen äußert er sich vorsichtiger und was die Kirche betrifft, so bleibt ihm dieselbe fremd und er hofft alles nur von der Aufklärung.

Dem gleichen Zwecke dienten Salzmanns übrige Volksschriften in „Constants sonderbaren Fatalitäten (1791), wie Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr wurde, und Sebastian Kluge", sämmtlich Anweisungen für das Volk im Sinn des aide toi et le ciel t'aidera.

Johann Heinrich Merk, den man als Göthefreund belorbeert mit herumzuschleppen pflegt, stand seiner Tendenz nach Salzmann nahe. Er wollte Natur, Wahrheit, Einfachheit, gab sich aber, anstatt sich an das Altvolksthümliche und an die Kirche zu halten, einem falschen Idealisiren und Experimentiren hin und ging darüber zu Grunde, denn wegen schlechter Speculationen schoß er sich 1791 todt. Er war ein Kunst- und Petrefactenliebhaber. Unter den vielen kleinen Aufsätzen, die er geschrieben, zeichnen sich zwei Erzählungen in Wielands Merkur (von 1778 und 1781) aus.

Die Geschichte des Herrn Oheims, eines der gebildeten Gesellschaft freiwillig entfliehenden Genies, welches sich der Landwirthschaft widmet und ein idealer, alles rationell behandelnder Bauer wird, ein natürlicher Mustermensch nach Merks Herzensmeinung. — Lindor, die Geschichte eines von Kindheit auf durch seinen Scharfsinn ausgezeichneten Jünglings, welcher hernach emporkommt und Günstling eines Ministers wird, jetzt aber erst mit tiefer Beschä-

mung erkennt, daß ihn alle Welt nur ausbeuten und benutzen will, ohne Achtung für ihn, ja ohne Verständniß seines Werthes. So der Minister, die eigene Frau ꝛc. Ein Gemälde von hoher psychologischer Wahrheit.

Ausgewählte Schriften von Merk edirte Stahr, 1840.

Einen ähnlichen Weg wandelte seit 1781 der Züricher Pestalozzi, der in seiner Musterschule eine neue Methode durch Ausbildung des Anschauungsvermögens, des Formen-, Zahlen- und Sprachsinns anwandte, und eine solche Hoffahrt unter die Schulmeister brachte, daß dieselben seitdem den Pfarrern aufsätzig wurden, und in den nach Pestalozzi's Grundsätzen allmählig in ganz Deutschland gegründeten Schullehrerseminarien die Ueberzeugung genährt wurde, es sey für die aufgeklärte Menschheit an der Schule genug und die Kirche müsse ganz verschwinden. Pestalozzi selbst dachte freilich nicht, daß es so weit kommen würde, noch wollte er es. Seine Fabeln, die zuerst unter dem Titel „Figuren zu seinem ABCbuch" 1797 erschienen, enthalten viel Schönes z. B.

Einer hält ein Thal für gesegnet, weil es so viel Quellen habe, aber ein Bewohner des Thales sagt: es sind der Quellen zu viel, sie machen die Ebene zum Sumpf. Das paßt ganz auf die deutsche Poesie, in der nur zu viel gemacht wird. — Der Fels frägt die Statue, was sie sich brüste, sie sey nichts mehr, als er. Die Statue aber antwortet: ich brüstete mich nicht, so lange ich zu dir gehörte, ich thue es erst, seit ich von dir los bin. — Ein König wünscht, seine Unterthanen möchten so an ihm hängen, wie die Blätter an der Linde. Die Linde aber sagt: ich nähre sie mit Saft, du aber willst den Saft aus ihnen ziehen. — Einer schalt, es sey zu wenig Gemeingeist im Volke. Ein Bauer aber antwortete, ich fordere von meinem Reich nur Gemeinkraft.

Eben so edel ist sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud" von 1781.

Didaktische Romane zur Belehrung des Volks: der philosophische Bauer von Hirzel 1774 (dem noch ein philosophischer Kaufmann folgte), Gottfried Walther, der Tischler von J. M. Miller 1786, die gute Christine, eine Geschichte für Dienstboten, von Essich 1793. Das Noth- und Hilfsbüchlein von Rudolph Zacharias Becker (Hofrath in Gotha) 1788 nebst einem Liederbuch ꝛc. der Mildheim'schen Mustergemeinde.

Sehr rührig in der deutschen Literatur war damals Heinrich Zschokke, ein Magdeburger, der, nachdem er Ritterromane, (Kurd von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehm-

gerichts), ein Räuberschauspiel (den großen Abällino) ꝛc. geschrieben hatte und nachdem er in der Schweiz Erzieher gewesen war, sich der Revolution in die Arme warf, 1798 helvetischer Commissär wurde, und später für die göttliche Mission Napoleons und für den Rheinbund gegen die Spanier, Tiroler und Preußen schrieb. Eine mit seinem Namen verbreitete Flugschrift von 1807 kündigte Deutschland die glücklichste Zukunft an, seitdem sich Napoleon und der russische Alexander desselben erbarmt hätten. Dabei war Zschokke ein eifriger Maurer, verbreitete Aufklärung und machte eine glänzende Speculation mit seinen rationalistischen „Stunden der Andacht". Diesem Standpunkt gehört auch schon sein Roman von 1802 „Alamontade" an.

Alamontade liebt eine verheirathete Frau, von der er sich aus Tugend wieder trennt, um abermals eine gewisse Clementine zu lieben, von der ihn das Schicksal trennt, indem er im Cevennenkriege als Reformirter gefangen und auf die Galeere geschleppt wird. Hier bringt er fast dreißig Jahre in nicht christlicher, sondern philosophischer Gelassenheit und Geduld zu, bis der Tod ihn erlöst.

Ein anderer Roman Zschokke's, „das Goldmacherdorf", machte noch weit mehr Glück, indem er darin der modernen Schulmeisterei schmeichelte und das Ideal einer Dorfgemeinde schilderte, in der „Bildung und Wohlstand für Alle" durch den jungen Schulmeister Oswald erreicht wird.

3.

Die Kraftgenies.

Im instinktartigen Gefühl, daß man bisher immer zu schwach, zu weichlich, zahm und nachgiebig gegen das Herkommen oder die Mode gewesen sey, begannen viele Dichter, mit groben Worten um sich zu schlagen und mit ihrer wirklichen oder nur eingebildeten Kraft zu renommiren. Es war nicht immer die kochende und brausende Jugend, die sich so geberdete, es schlich sich bald auch Affectation ein, da der neue Ton imponirte und Mode wurde. Ein ähnliches Gefühl hatte schon früher die Kraftausdrücke und den Schwulst der zweiten schlesischen Schule sowie der

Klopſtockiſchen Bardiete motivirt, und auch jetzt ſchöpfte man wieder einen Theil der neuen Kraft aus dem Stolz auf die deutſchen Ahnen, auf das alte Heldenthum der Nation.

Hier trug Graf Stolberg die Fahne voran. Seinen patriotiſchen Romanzen aber gingen ſchon ältere vorher. Als die erſte Romanze der Neuzeit gilt „Hermin und Gunilde" von Raſpe, vom Jahr 1766, obgleich ſie nach des Verfaſſers eigenem Bekenntniß mehr dem Arioſt, als dem deutſchen Volksliede nachgebildet iſt. Eben ſo unbedeutend ſcheinen 1768 Schiebelers Romanzen, ſowie die von Geißler 1773, Grahl 1776, Keſtinger 1779 geweſen zu ſeyn, da ſie unbeachtet verſchwunden ſind.

In dem jungen Dichterbunde in Göttingen, der ſeine Weihe hauptſächlich von Klopſtock empfing, nahm Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, mit ſeinem Bruder Chriſtian, einen hervorragenden Rang ein. Einem der älteſten Adelsgeſchlechter am Harz entſtammt, von echtem deutſchem Kern, faßte Friedrich Leopold die Grundgedanken Klopſtocks „Religion und Vaterland" viel tiefer, als Klopſtock ſelbſt. Seine Religioſität blieb nicht der willkührliche, von aller Tradition emancipirte, empfindſame Christianismus vagus, ſondern führte ihn zur wirklichen alten Kirche zurück, und ſeine Vaterlandsliebe blieb auch nicht im affectirten Bardiet ſtecken, ſondern ſuchte das wirkliche alte deutſche Reich, Adel und Volk. Ein tiefer magnetiſcher Zug, ein unwillkührlicher naturnothwendiger Trieb, wie er im Wurzelſaft eines oben abgehauenen Baumes ſich regt, um neue Aeſte zu treiben, führte den poetiſchen Grafen mitten durch alle Täuſchungen und Schmeicheleien, wie ſpäter durch alle Anfechtungen einer Zeitbildung hindurch, die von der Naturwahrheit abgewichen war. Es dauerte lange, bis er ſelbſt ſich faßte und begriff. Er ſchwankte in Sympathien und Manieren umher, bis gleichſam gegen ſeinen Willen, wenigſtens gegen alle Erwartung, immer die ſichre Natur in ihm den rechten Weg fand.

In ſeinen Gedichten ſchwärmt er anfangs wie Voß, Cramer ꝛc., für Klopſtock und ergießt ſich im hohen Odenton in Begeiſterungen für die Freunde, für den Geſang ꝛc. Bald aber ſehn wir ihn aus den antiken Versmaßen heraus zum deutſchen Reim, zum Ton des Volksliedes ſich durchringen. Er vergleicht die gute alte Zeit deutſcher Kraft und Herr=

lichkeit mit den verkommenen Zuſtänden der Gegenwart und mahnt, die alte Kraft zu verjüngen in dem Liede vom deutſchen Knaben:

Mein Arm iſt ſtark und groß mein Muth ꝛc.

Im Liede des alten ſchwäbiſchen Ritters.

Sohn, da haſt du meinen Speer,
Meinem Arm wird er zu ſchwer ꝛc.

Im Liede auf das Rüſthaus zu Bern:

Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüſtung ſeh ꝛc.

In einigen Balladen, unter denen „die Büßende" am berühmteſten wurde, ſuchte Stolberg gleichfalls den Sinn für die alte Zeit, Zucht, Sitte und Gemüthlichkeit zu wecken. Auch ſein Bruder Chriſtian ſchrieb dergleichen, doch ſind deſſen Gedichte nur ein ſchwächerer Abglanz der brüderlichen.

Das Griechenthum, für welches in Göttingen alles ſchwärmte, machte auch unſerem deutſchen Grafen viel zu ſchaffen. Nachdem er ſich einmal damit eingelaſſen, verräth es ſeinen großartigen Sinn, daß er gleich (1776) die Ilias überſetzte (ſowie ſein Bruder den Sophokles). Aber das war nicht ſein Beruf, ſeine Ueberſetzung wurde bald durch die von Voß verdrängt. Sodann ſchrieb er einige Schauſpiele in antiken Formen, und auch hier bezeugte ſich wieder ſein höher ſtrebender Geiſt, ſofern er in dieſen Werken Ideen der Freiheit zur Geltung bringen wollte. Damals gab es viele ausgezeichnete Edelleute, welche im Sinne des däniſchen Miniſters Bernſtorff, für Humanität begeiſtert, die Bauern emancipiren und zu edler Freiheit heranziehen wollten. Es war die Zeit, in welcher die vereinigten Staaten ſich vom engliſchen Mutterlande losriſſen und in ihrer Republik ein Ideal von Humanität, Freiheit, Geſittung, Wohlſtand und allen Bürgertugenden darzuſtellen und Rouſſeau's Ideal zu verwirklichen ſchienen. Im Gefühl, der Feudaladel habe ſich am Landvolk bisher verſündigt, nahm ſich ein franzöſiſcher Edelmann, Lafayette, mit leidenſchaftlicher Wärme des Volkes an, und regte ſich daſſelbe Gefühl auch in einem Theil des norddeutſchen Adels. So erklärt ſich die Freiheitsgluth in Stolbergs gräciſirenden Dramen.

Im „Thäseus“ wird dieser Held Befreier der Athenienser und Gründer ihrer bürgerlichen Freiheit. „Timoleon“ erobert die Freiheit wieder.

Christian schrieb zwei ähnliche Stücke:

„Belsazer“ wird in der Fülle seiner Sünden von den Persern überfallen und unter obligaten Freiheitsrufen auf seinem eigenen Thron ermordet, in der That eine Art Vision in Bezug auf das Schicksal der tiefverschuldeten Dynastie in Frankreich. „Otanes“ muß zusehen, wie der schlaue Darius sich durch unwürdige List der Herrschaft in Persien bemeistert, rettet aber sich und die Seinen in ein Asyl edler Freiheit.

Merkwürdig ist Leopolds Roman „die Insel“, in Prosa, 1788.

Der durch Unglück geprüfte Sophron unterrichtet auf einer schwäbischen Donauinsel einige Jünglinge und malt ihnen die beste Republik aus, die fast ganz socialistisch ist: Gleichheit des Standes und Besitzes, das Gesetz fast ganz entbehrlich durch die Sitte, Unschuld und Sittenreinheit die Grundlage, der Erfolg: das Paradies auf Erden.

Ganz verschieden von diesen Dichtungen ist Leopolds „Säugling“, nach Stoff und Form völlig classisch, ein allegorischer Mythus.

Die schöne Kritäis wird am Ufer durch wunderbare Töne, Düfte ꝛc. in süßen Schlummer gewiegt, als sie aber wieder erwacht, liegt ihr abgelöster Gürtel neben ihr und eine Stimme verkündet ihr, daß ihr ein Gott beigewohnt habe. Der Gott war Apollo, das Kind, das sie ihm gebiert, ist Homer. Auf Befehl des Gottes wird das Kind ihr geraubt, um auf dem Helikon von den Musen gepflegt zu werden. Da klagt die Mutter in den rührendsten Tönen, bis Apoll ihr das Kind wieder sendet, um endlich beide, Mutter und Kind, zu sich zu nehmen.

Das ist Stolbergs schönste und vollendetste Dichtung, und obgleich in streng classischer Form, doch von beinah indischem Charakter. Die Klage der Kritäis kann mit nichts verglichen werden als mit der Klage der Sakuntala, Draupadi, Savitri und der Verlassenen von Maghaduta.

Stolbergs „Jamben“ von 1784 sind poetische Episteln und Lehrgedichte, die seine edle Gesinnung und sein richtiges Gefühl bekunden.

In dem „Rath“ räth er ironisch, die Franzosen nachzuahmen; jede Modethorheit zu pflegen, die alte Treue und Sitte zu verlachen, Religion und Priester zu hassen ꝛc. In den „Schafpelzen“ aber straft er die falschen Pfaffen, Heuchler und Miethlinge. Unter dem „Kleinod“ versteht er die Ehre des Mannes und die Keuschheit des Weibes, dieses Kleinod soll ewig bei uns gewahrt werden.

Als Schiller die „Götter Griechenlands“ gepriesen und eine poetische Wehmuth darüber ausgedrückt hatte, daß eine schöne heitere Götterwelt durch das finstere häßliche Christenthum verdrängt worden sey, nahm sich Stolberg des letzteren an, wurde dafür aber auch gleich in den Bann gethan, denn welcher deutsche Dichter damals nicht dem Christenthum seine Mißachtung bezeugte, durfte unter den Classikern der Nation nicht mehr geduldet werden. Schiller und Göthe schrieben eine Xenie, worin sie Stolberg feierlich vom Parnaß herunterwarfen, damit er, wie sie spöttisch hinzufügten, in seinen Himmel eingehen könne. Stolberg aber duldete dieses erste Martyrium als Christ, trat 1800 zur römischen Kirche über und begann eine langathmende Kirchengeschichte zu schreiben. In hohem Alter fiel noch sein Jugendfreund Voß über ihn her, um ihn als Finsterling und Römling dem Haß und der Verachtung der gebildeten Welt preiszugeben. Stolberg antwortete mit Würde und verschied in Frieden 1819.

Gottfried August Bürger aus dem Halberstädtischen, schloß sich an den Göttinger Dichterbund an und gab 1778 daselbst den Musenalmanach heraus, blieb aber bei den vornehmen Professoren verachtet, weil er ein etwas roher Polterer war und Unglück in der Ehe hatte. Zwei Frauen starben ihm, die dritte, die sich ihm aus Anlaß seines Lieds von der Weibertreue als biederes Schwabenmädchen selber angeboten und an den Hals geworfen hatte, quälte ihn mit ihren schlechten Sitten zu Tode (1794) und langweilte die Welt noch lange als herumziehende Declamatorin und mit geistlosen Schriften, in denen sie sich Theodora oder die „Pilgerin zum Heimathlande“ nannte. Bürgers Werke erschienen 1835 gesammelt. Schiller griff ihn ungerecht an, A. W. Schlegel vertheidigte ihn. Sein Verdienst ist, daß er sich zum Ton und Geist des Volksliedes hingedrängt fühlte und eine Menge alte Sagenstoffe in Romanzen verarbeitete. Allein er trug noch zu sehr den Zopf der Zeit, um nicht, wie Stolberg, in ein rohes Poltern zu fallen. Die heilige Zartheit des echten Volksliedes hat er nie erreicht. Er lermt, prahlt zu viel und wird burlesk, wenn er populär seyn möchte. Er wird gemein, indem er sich zum Volk herabzulassen vermeint, ohne zu merken, daß das alte Volkslied voll Adel ist. In diesen Fehler waren auch schon Claudius und Löwen gefallen. Auf Bürger wirkten auch die altenglischen Balladen ein,

die damals geſammelt worden waren. Aus ihnen entlehnte er hauptſächlich die Geiſterſchauer, z. B. ſeiner Lenore:

Zu Lenoren kommt bei Nacht plötzlich ihr Liebhaber, ein in der Schlacht (im ſiebenjährigen Kriege) gefallener Reiter als Geſpenſt, holt ſie ab, ſetzt ſie hinter ſich aufs Roß und reitet mit ihr in die Hölle. Vgl. die kleine Abhandlung über ſie von Wackernagel in Haupts altdeutſchen Blättern I. 174 f. Auguſt Wilhelm Schlegel hat dieſe Ballade ſo ſehr geprieſen, daß er ſagt: um ihretwillen allein würde Bürger unſterblich ſeyn. Gleichwohl vermag ich in der Form der Bürgerſchen Ballade den echten volksthümlichen Ton nicht zu erkennen. Es iſt ein Poltern, ein Aufhebens, ein Wichtigthun darin, die der edeln Einfachheit des echten Volksliedes geradezu widerſprechen. Doch kann das dem poetiſchen Inhalt keinen Abbruch thun. Dieſer gehört nicht Bürger, ſondern der deutſchen Sage an. Vgl. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holſtein Nr. 224.

In Lenore und in „des Pfarrers Tochter von Taubenheim" ſind Treue und Untreue ſchön und in ihrer ganzen leidenſchaftlichen Tiefe contraſtirt. Der wilde Jäger macht mehr nur Lermen. Weniger volksthümlich erſcheint Lenardo und Blandine. Etwas zu gedehnt iſt das einem reizenden alten Fabliau entlehnte „Lied von der Treue". Viel Lerm um nichts macht das lange Gedicht „die Entführung". Gut iſt der altdeutſche Schwank vom Abt und Schäfer. Viel zu prahlend das berühmte Lied vom „braven Manne". Eins der bekannteſten Gedichte Bürgers iſt ſein Zechlied:

Ich will einſt bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen ſterben!

Es iſt gleichfalls verſchroben. Halb hat es die herrlichſte Trinkerlaune, halb iſt es wieder gemein und niedrig.

Schubarts und Schillers Kraftgefühl und Oppoſitionsgeiſt regt ſich in folgenden Liedern: Männerkeuſchheit.

Wer nie in ſchnöder Wolluſt Schooß
Die Fülle der Geſundheit goß ꝛc.

und:

Wer biſt du, Fürſt, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerſchlagen darf dein Roß?

Am merkwürdigſten iſt aber in einigen Liedern Bürgers der erhabene Schiller'ſche Schwung. In der Nachtfeier der Venus glaubt man ſchon die Klage der Ceres von Schiller zu hören. So erinnert „Adeline" an Schillers begeiſtertes Lied auf Laura.

Es war jedenfalls ein richtiges Gefühl, was Bürgern aus der Claſſicität heraus riß zum deutſchen Volksgeiſt und Ton; wenn er auch vor-

erſt nur das Draſtiſche daran vorzog. Es bedurfte erſt ſtarker Nervenſchläge, ehe die feinern Nerven leichtere Berührungen ertrugen.

Einige Lieder Bürgers verrathen noch ganz die Gleim'ſche Schule anakreontiſch-catulliſcher Tändelei, z. B.:

Freund Amor, kannſt du machen
Für einen hübſchen Kuß,
Daß mein Agneschen lachen
Aus frommen Augen muß? ꝛc.

Ein paar Lieder ſind ganz Voßiſch, ſo beſonders das Spinnlied:

Hurre, hurre, hurre,
Schnurre, Rädchen, ſchnurre ꝛc.

Vgl. S. 21. Andere ganz nach Claudius Weiſe, z. B. an den Mond:

Ei ſchönen guten Abend dort am Himmel,
Man freuet ſich, Ihn noch fein wohl zu ſehn ꝛc.

und:

Herr Bacchus iſt ein braver Mann,
Das kann ich euch verſichern,
Mehr als Apoll, der Leyermann
Mit ſeinen Notenbüchern ꝛc.

Echt bürgeriſch ſind vorzüglich die Lieder, worin der nachläſſigſte Ton der Vertraulichkeit angeſtimmt wird:

Mein Trautel hält mich für und für
In feſten Liebesbanden ꝛc.

oder:

Mädel, ſchau mir ins Geſicht ꝛc.

Im Löwen- und Blumauerſchen Styl burlesker Traveſtie der claſſiſchen Mythendichter iſt beſonders die Menagerie der Götter gedichtet. Desgleichen die Traveſtie der Europamythe, das Lied von der Frau Schnips, die auch noch im Himmel ihre Galle ausläßt und alle Heiligen ausſchimpft.

Friederich Müller, gewöhnlich der Maler Müller genannt, weil er zugleich malte und dichtete, geboren 1750 in Kreuznach, lebte ſeit 1776 in Rom, wo er 1825 ſtarb. Sturm und Drang des Gemüths raubten ihm die Klarheit und Ruhe. Er hat im Scherz wie im Erhabenen etwas Wildes und dieſe Wildheit iſt gerade das Schönſte an ihm. Man glaubt zu bemerken, wie er, von den Manieren anderer Dichter überwältigt, ſich mit ſeiner eigenſten Natur durchſchlagen will.

Zuerſt ſtand er unter dem Einfluß Miltons, Klopſtocks und Geß-

ners, daher ſeine bibliſchen Idyllen in poetiſcher Proſa, „Adams erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte“ und „der erſchlagene Abel“.

Im Allgemeinen erwehrt ſich Müller mit Glück der unleidlichen Ach's und O's, und hält mehr den ernſten und feierlichen Ton Miltons und Klopſtocks ein. Doch einigemal ſinkt er tief unter ſein eigenes Genie herab, indem er dem guten Adam die trivialſten modernen Phraſen in den Mund legt, z. B. (Müllers Werke, Heidelberg 1811. I. 96): „Adam ſpricht leiſe nun zu Eva: Höre, ſchöne Mutter, laß uns forteilen an den Ort der Ruhe, ſtark ſehnt ſich wieder einmal mein Herz nach dem Genuſſe deiner Liebe. Theure, laß mich nicht länger ſchmachten. Schmachten verzehrt das Leben, meine Liebe“ ꝛc. Zuweilen bricht auch mitten durch den heiligen und feierlichen Ernſt der paradieſiſchen Idylle die derbe Pfälzernatur hindurch und Kain, eiferſüchtig auf das Lob, das dem Adam geſpendet wird, ergeht ſich S. 71 in gemeinen Schimpfwörtern. — Adams erſtes Erwachen ſchließt mit einer Verſöhnung, indem der trotzige Kain durch Liebe gezähmt wird und ſeine „braune“ Schweſter Melboe heirathet, durch welches glückliche Familienereigniß der alte Adam eben zu ſeiner ſchmachtenden Schwärmerei für die alte Eva angereizt wird. Das zweite Gedicht, Abels Tod, ſchildert Kains Rückfall und iſt nur kurz und unbedeutend.

Auf andere proſaiſche Idyllen Müllers hat Wieland und haben die Franzoſen eingewirkt, die Faune und Satyrn erſcheinen mehr in ihrer derben Natürlichkeit als bei Geßner.

Man ſieht, wie die gute Natur Müllers mit dem verderbten Modegeſchmack ſeiner Zeit kämpft, am beſten in der Idylle „der Faun“. Obgleich hier noch ganz in Geßners Manier ein Faun um den Tod ſeiner geliebten Gattin klagt (was ungefähr ſo viel bedeutet, als wenn der deutſche Hanswurſt im Ernſt um den Tod der ſeinigen klagen ſollte), ſo iſt doch in der komiſchen Auffaſſung der weinenden kleinen Faunkinder dem Humor die gebührende Rückſicht geworden. — In fataler Mittelmäßigkeit hält ſich die längere Idylle „der Satyr Mopſus“. Dieſer beſoffene Satyr wird nackt und übel verkratzt in Dornen gefunden, in die ihn eine ſchalkhafte Nymphe gelockt hat. Er ſingt nun den Hirten, die ihn befreien, die Geſchichte ſeiner Liebe. Die mitleidigen Hirten fangen die Nymphe und binden ſie an einen Baum, in welcher Situation ſie auch ein langes Lied ſingen muß, eine Recapitulation antiker Mythen. Dafür wird ſie dann losgelaſſen und muß verſprechen — übermorgen den Mopſus zu heirathen. Das iſt für den Scherz viel zu zurückhaltend und für den Ernſt zu frivol. — Auch die Idylle „Bacchidon und Ailon“ macht keinen angenehmen Eindruck, indem es ſich hier bloß darum handelt, daß ein ſchalkhafter Hirt durch ſeine üppigen Schilderungen die Sinnlichkeit eines ſchon total beſoffenen Satyrs noch mehr anfacht.

Dieſe Geßner-Wielandiſche Manier läßt Müller auf einmal fallen und ſchreibt (1775) in der „Schafſchur“ und dem „Nußkernen“, zwei „pfälziſchen Idyllen“, ohne allen Ueberreſt der Schäferpoeſie und der Renaiſſance, nur auf modernem Boden gewachſene Dichtungen, Schilderungen einer ländlichen Schafſchur in der Pfalz und eines geſelligen Kernens oder Nüſſeknackens.

Die betheiligten Perſonen ſind hier ein Schulmeiſter, dort ein Schultheiß, ein junger von der Univerſität kommender Sohn des Schulzen, ein Paar hübſche Mädchen, obligate Bauern ꝛc. Man ſcherzt ſehr frei, man iſt luſtig, man zankt, man ſingt Volkslieder, man erzählt alte Geſchichten, man lieſt endlich eine Comödie vor. Die Laune, der etwas ſehr aufdringliche Converſationston, die Abweſenheit der Pruderie ſind echt pfälziſch, allein man würde dieſer Idylle doch zu viel Ehre anthun, wenn man ſie für eine volksthümliche halten wollte. Die Vorleſereien beurkunden hinlänglich, daß ſie das nicht ſind.

Unter dem Titel „Kreuznach“ hat Müller eine ſeltſame Rhapſodie in poetiſcher Proſa geſchrieben, an das Lob ſeiner Vaterſtadt anknüpfend die Schilderung einer alten Fehde derſelben aus dem Mittelalter. Hier erkennt man den affectirten Volks- und Biedermannsſtyl aus Göthens Götz wieder. Ebenſo in dem Schauſpiel „Genovefa“. Müller hat dieſen Stoff zweimal behandelt.

Zuerſt in einem idyllenartigen Gedicht „Ulrich von Coßheim“. Ritter Ulrich kehrt bei einem Schäfer ein, der ihm die Geſchichte der Genovefa in ein Paar dramatiſirten Scenen vorträgt. Dabei verliebt ſich Ulrich in des Schäfers ſchöne Tochter und nimmt ſie, allem adeligen Vorurtheil trotzend, zur Frau. In dieſem ſehr unpaſſenden idylliſchen Rahmen ſind nun die Scenen aus Genovefa eingeſchloſſen, die zum Theil ſehr ſchön, voll Leidenſchaft und Naturwahrheit ſind. Als Golo der Pfalzgräfin den ſchändlichen Antrag macht, ergreift ſie ein Schwert:

Sieh her, her, hab ein Schwert,
Ha, meines Siegfrieds Schwert,
Will tief ins Herz mirs drücken,
Anlachen dich.
Ich, ich?
Lieber den Teufel als dich!
Entweich, Scheuſal, tödteſt mich.
Hölle ſind mir deine Blicke,
Verrätheriſcher, elender Mann,
Lächleſt du mich noch einmal an,
So ſtoß ich zu, ſo iſt's gethan.

Aber Golo droht ihr, ihren Knaben an der Mauer zu zerſchellen, und aus Mutterangſt gibt ſie einen Augenblick nach, doch ermannt ſie ſich wieder.

Golo, zurück, ich hab gelogen!
Lieber erwürgt ich gleich
Dieſen mit eignen Armen,
Schling dieſe Locke um ſeinen Hals,
Erdroſſelt ihn ohn' Erbarmen,
Als daß ich durch Schand und Schmach
Ihn wollt' verfluchen.

Später arbeitete Müller ein größeres Drama „Golo und Genovefa" aus, worin jene älteren Scenen durch viel ſchwächere erſetzt ſind.

Müllers nur fragmentariſcher „Fauſt (aus den Jahren 1776 und 1778) iſt ein nur ſchwaches Produkt.

Die Teufel ſammeln ſich in den Trümmern der Kirche und klagen (wahrhaft genial) über die gemein und trivial gewordene Welt, in der es nichts Großes mehr gebe, weder ein großes Laſter, noch eine große Tugend, ſondern alles im Kleinlichen und Unbedeutenden verkomme. Nun tritt Fauſt auf, der (was nun nicht mehr genial iſt) ganz eben ſo über die Welt klagt, wie die Teufel, es kaum aushalten kann, um ſich zu zerſtreuen, lüderlich wird, und dann, als ihn die Folgen treffen, über Gott und Welt losdonnert. Da er nun ein großes Genie iſt, dem nur die Anerkennung fehlt, und die Teufel ein Genie ſuchen, um das matte Flämmchen der Ruchloſigkeit auf Erden wieder anzufachen, ſo finden ſich beide leicht zuſammen. Allein das Große, was man nun erwartet, geſchieht nicht; vielmehr macht ſich auf einmal wieder die philiſterhafte Moral breit. Fauſt wird durch ſeinen frommen Vater erſchüttert. Damit endet das erſte Fragment. Im zweiten will Fauſt erſt anfangen, ſich in eine Königin zu verlieben, als der Pakt ſchon abgelaufen iſt.

Müller hat nur eine geringe Zahl kleinerer lyriſcher Gedichte hinterlaſſen. Darunter einige erotiſch-anakreontiſche, z. B. ein recht zart und lieblich gehaltenes Geſpräch des Eros mit ſeinem Täubchen, das allerliebſt mit ihm kokettirt, und eine wunderliche, antik-romantiſche Uebertragung des ſchlafenden Amor in die Feenwelt Titanias, wo die zarten Elfen des Nordens den kleinen Gott des Südens einwiegen. Dazu „Amor und Bachus", jener mit einer Schaar von Mädchen, dieſer mit ſeinen trunkenen Faunen ꝛc., die ſich begegnen und in die Arme ſinken, als die unzertrennlich verbunden ſeyn ſollen. Seltſam ſticht dagegen „das Lied eines bluttrunkenen Wodanadlers" ab.

1825 erſchien von Maler Müller noch: Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie, mit einem ſehr originellen Motive.

Der todte Adonis iſt in der Unterwelt, Venus auf der Oberwelt untröſtlich um ihn. Da will der kleine Amor ihr helfen, geht zur Unterwelt hinab und ſchießt einen Pfeil in Proſerpina's Herz, die nun für Adonis entbrennt, aber auch den Amor zurückbehält und der bittenden Venus einen zurückgeben will, entweder den Geliebten, oder den Sohn. Sie wählt — als Mutter und fordert Amor zurück. Damit aber hat ſie die Probe beſtanden und bekommt nun den Geliebten noch dazu.

Müllers genialſtes Werk iſt die „Niobe".

Dem kalten antiken Marmor iſt hier das wildeſte Feuer der Leidenſchaft eingehaucht. Niobe, von allen ihren Söhnen und Töchtern begleitet, geht in den Tempel, um ſich ſelbſt als Göttin anbeten zu laſſen, da ſie ſich mehr zu ſeyn dünkt, als Latona. Da kracht die Decke des Tempels, furchtbarer Donner rollt und Flammen zucken umher, Diana und Apollo, Latonens Söhne kommen, die verſchmähte Mutter zu rächen und

Sie nickten fürchterlich, anſpannend
Die ſchwarzen Bogen, ſchreiend:
Niobe, wir kommen nun herab,
Opfer dir zu bringen.

Die eigenen Kinder Niobe's ſind die Opfer, die an ihrem Altar von dem Pfeil der zürnenden Götter hingeſtreckt werden. Ehe Niobe ſich dem Schmerz hingibt, tobt ſie erſt alle Wuth aus mit der Grazie des Gräßlichen, echt antik. Endlich bricht ihr das Herz, ſie hat nur noch eine einzige Tochter übrig und jammernd wirft ſie ſich zu Dianens Füßen, wenigſtens das Leben dieſer letzten zu erflehen, aber unbarmherzig ſtreckt Dianens Pfeil das Lieblingskind nieder:

Zu ſpät deine Reue!
Ha an meiner Säule
Sollt ich nicht rächen den Frevel?
Verzweifelnd lerne Götter ehren!

Da wird Niobe im Schmerz verſteinert.

Großen Einfluß, wie auf faſt alle Dichtergruppen im damaligen Deutſchland, ſo auch auf die Kraftgenies übte ſeit 1773 Göthe durch ſein berühmtes Ritterſchauſpiel „Götz von Berlichingen". Von dieſem ſchwäbiſchen Ritter war aus der Reformationszeit eine Selbſtbiographie erhalten und auch gedruckt worden. Angereizt durch ihren naiven Ton brachte nun Göthe dieſen Götz auf die Bühne. Obgleich er den Haupt-

charakter verfehlte und aus dem naturwüchsigen, rohen, eigennützigen und verschmitzten Raubritter, der von sich selbst ohne Arg Gemeinheiten erzählt, einen sentimentalen deutschen Hausvater machte, ja das Hauptinteresse fast mehr auf den jungen Ritter Weißlingen lenkte, in den sich die Damen verlieben, so übte doch, indem man zum erstenmal wieder mittelalterliches Ritterwesen auf der Bühne sah, dieser Reiz der Neuheit und zudem die derbe und treuherzige Sprache des Ritters, welche Göthe beibehielt, einen Zauber aus und plötzlich begann ein Schwärmen für das Ritterthum und die Sprache des Götz. Natürlich, kurz angebunden, vertraulich, zutäppisch, grob seyn wurde Modeton.

Es ist erstaunlich, wie viele Trauerspiele alsbald in diesem Ton geschrieben wurden. Zuerst folgte Sprickmann seit 1774 (Eulalia, die natürliche Tochter, der Schmuck), dann Möller seit 1775. Leopold Wagner (den Göthe im Faust verewigt hat) schrieb für Göthe gegen Nicolai, als dieser den Werther verspottet hatte, ein Spottgedicht „Prometheus, Deucalion und seine Rezensenten", und ein gräßliches Trauerspiel „die Kindsmörderin" (1776).

Auffallend erscheint ein bayrischer Kammerherr, Freiherr v. Nesselrode, der schon 1774 einen „adeligen Tagelöhner" und „die Ahnenstolzen auf dem Lande" auf die Bühne brachte mit der ausgesprochenen Tendenz, der Convenienz die Natur entgegenzusetzen.

Johann Anton Leisewitz, Präsident in Braunschweig, schrieb 1776 das seiner Zeit berühmte Trauerspiel „Julius von Tarent", dessen Feuer auf Schiller Einfluß geübt zu haben scheint. Dieses Werk und einige kleine Sachen, namentlich Dialoge, erschienen unter dem Titel „sämmtliche Werke von Leisewitz, Braunschweig 1838".

Julius, Erbprinz von Tarent, liebt eine Nonne, und ist (wie Shakespeare's Romeo) ganz aufgelöst in Liebe. Eben deßhalb hält ihn sein kriegerischer Bruder Guido für weichlich und feig und macht ihm in einer Anwandlung von Uebermuth die Geliebte streitig. Julius soll eine Andere heirathen; da bleibt ihm nichts übrig, als die Nonne zu entführen, aber Guido überrascht und tödtet ihn. Die sanftere, aber reine, treue, dauerhafte und unüberwindliche Liebe des einen, die wilde, rasche, eitle und flüchtige des andern Bruders contrastiren auf eine sehr poetische Weise. Beide sind gleich leidenschaftlich, doch jeder auf so ganz andere Art, daß sie sich wechselseitig zur Folie dienen. Eine schöne Wärme belebt das Gedicht.

Sehr hochgeschraubt und überspannt war Bergers Trauerspiel „Galora von Venedig", 1778.

Jakob Michael Reinhold Lenz, Pfarrerssohn aus Livland, lernte in Straßburg Göthe kennen und wurde 1777, als Frau Schlosser, Göthe's Schwester, starb, wahnsinnig, aber so weit geheilt, daß er, ziemlich blöde geworden, das Schusterhandwerk lernte. Endlich wurde er völlig gesund, kehrte nach Rußland zurück und starb 1780 in Moskau. Seine Werke gab Ludwig Tieck 1828 in drei Bänden heraus. In Lenz pulsirt dieselbe Fieberhitze der Sturm- und Drangperiode wie in Maler Müller, Leisewitz, Klinger, Schiller ꝛc., aber maßlos. Heiße Vollblütigkeit wird toll und sucht, wenn auch unter Späßen, die tödtliche Wunde, die dem Blut Abfluß, der brennenden Gluth Abkühlung gewähren soll. Aber von Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, keuscher Zucht, den mannhaften Mitteln, das heiße Blut zu beherrschen, ist bei Lenz nicht die Rede. Er ist Egoist und erlaubt sich alles, wie Göthe, nur daß er kein so glückliches Temperament hat und nicht so klug berechnet.

Seine Schauspiele sind:

1) Der Hofmeister. Läufer, ein junger Hofmeister, verliebt sich in das Fräulein des Hauses. Sie wird schwanger, beide fliehen und werden getrennt. Der beleidigte Vater findet später den Verführer und verwundet ihn. Läufer sieht ein, wie ihn sein Blut in üble Versuchung geführt und ihm und andern nur Verderben gebracht habe, und — entmannt sich. Gleichwohl will eine hübsche Schulmeisterstochter, in dessen Hause er aufgenommen worden, ihn absolut heirathen und er läßt es sich auch gefallen. Das verführte Fräulein mit ihrem Kinde wird wieder aufgefunden und ein adeliger junger Herr ist so großmüthig, sie zu heirathen und das Kind zu adoptiren. Bei diesem wunderlichen Kampf zwischen den Standesvorurtheilen der Zeit auf einer, der Natur und Poesie auf der andern Seite kommen hier die letztern doch ziemlich zu kurz, und das Schauspiel ist, wenn auch gewiß originell, doch bizarr und unnatürlich.

2) Der neue Mendoza. Eine spanische Dame, Donna Diana, die immer mit dem Dolch bei der Hand ist, stört durch ihre furchtbare Eifersucht das Glück zweier Liebenden, des Prinzen Tandi und Wilhelminens, die als Bruder und Schwester ewig getrennt werden sollen, als entdeckt wird, Tandi sey nicht Minens, sondern Diana's Bruder.

3) Das leidende Weib. Eine Gesandtin liebt den von Brand, ein Graf Louis kommt dahinter und beutet das Geheimniß ihrer Liebe für sich aus, indem er die schöne Gesandtin überfällt. Aber Brand kommt dazu und erschießt

ihn. Durch dieſen Mord wird ihr Verhältniß ruchbar und ſie ſtirbt vor Scham, ihr Gatte findet ſie als Leiche. Das iſt ohne Zweifel das einfachſte, durchdachteſte, durchfühlteſte, in ſich vollendetſte und beſte der Lenz'ſchen Stücke. Nach Tiecks Vorrede S. CXXII erſchien das Stück anonym und man hat es Klinger oder einem unbekannten Nachahmer des Lenz zuſchreiben wollen. Tieck aber hat Recht, wenn er das Stück nach ſeinem ganzen Ton lieber dem Lenz, als einem andern vindicirt.

4) Die Freunde machen den Philoſophen. Im Geſchmack der Götheſchen Stella, Mitſchuldigen und Wahlverwandtſchaften, eine ſentimental-frivole Verhöhnung der Ehe. Der liebenswürdige junge Philoſoph Strephon liebt Seraphine, die Braut des Prado, und Prado iſt ſo gefällig, zwar Seraphinen auf ſeinen Namen zu heirathen, alle Eherechte aber an Strephon abzutreten.

5) Die Soldaten. Marie, die Tochter des Kaufmann Weſener in Lille, wird von einem jungen Offizier, der im Hauſe einquartiert iſt, ver- und entführt. Ihr Vater ſucht ſie lange vergebens, endlich zupft ihn einmal in der Dämmerung eine feile Schöne an. Es iſt ſeine Tochter, ſie erkennt ihn, beide ſinken zu Boden. Ein treues Bild aus dem wirklichen Leben, widrig, aber tief ergreifend.

6) Der Engländer. Der junge Robert Hot verliebt ſich in Italien in die ſchöne Prinzeſſin von Carignan, ohne ſie beſitzen zu können. Sein beſorgter Vater kommt an, ihn zur Vernunft zu bringen, aber als Robert hört, ſeine Geliebte gehe eine vornehme Vermählung ein, wird er raſend. Man ſchickt ihm eine ſchöne Buhlerin zu, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er entreißt derſelben eine Scheere und erſticht ſich. Vielleicht das heiß- und vollblütigſte, was Lenz geſchrieben.

7) Die beiden Alten. Ein Sohn läßt den Vater umbringen, der Mörder läßt ihn leben, ſperrt ihn ein und beköſtigt ihn. Durch Zufall entdeckt ihn ein alter Freund und rettet ihn. Dieſes kleine Schauſpiel iſt vom Jahr 1776 und mag auf Schillers Räuber Einfluß geübt haben, obgleich ſich das Intereſſe nur um den Alten dreht; der Sohn bereut und bittet am Schluß um Vergebung, ganz wie in einem Kotzebue'ſchen Stücke.

8) Pandaemonium germanicum, eine dramatiſche Skizze, worin Göthe vor allen, dann Leſſing, Klopſtock und Herder als die großen Genien deutſcher Nation geprieſen und den verſpotteten Nachahmern des franzöſiſchen Geſchmacks, Wieland, Jacobi, Hagedorn, Weiße, Rabener ꝛc. entgegengeſetzt werden. In der Art, wie früher Ariſtophanes und ſpäter Ludwig Tieck (im Prinzen Zerbino) die Dichter ſeiner Zeit durchnahm, doch an Witz weit unter beiden. Göthe ſteigt einen Berg hinauf, ſeine Nachahmer kommen ihm nicht nach. Rabener kommt: „Platz, Platz für meinen Bauch!“ Wieland langweilt die Damen mit Vorleſungen, bis eine beſſere Unterhaltung beginnt, indem „die Herrchen ungezogen zu werden anfangen,“ Göthe aber ſtürzt herein und ſtört ſie, indem er ihnen ihr undeutſches Treiben vorwirft und ihnen einen Knochen

als Reliquie ihrer Vorfahren vorhält. Am Schluß wird Göthe von Leſſing, Klopſtock und Herder geſegnet, und Lenz hinwiederum von Göthe als Bruder umarmt.

Außerdem hat Lenz mehrere Luſtſpiele des Plautus moderniſirt (das Väterchen, die Ausſteuer, die Entführungen, die Buhlſchweſter, die Zuckerſklavin) und Shakeſpeare's Love's labours lost überſetzt. — Das Fragment einer Farce „der Höllenrichter" läßt Bacchus den Dr. Fauſt aus der Hölle, in der er ſich verzweifelt langweilt, heraufholen.

Kein Drama mehr, ſondern nur eine Reihe philoſophirender Dialoge zwiſchen dem aus Swift bekannten Gulliver und gewiſſen Luftgeiſtern ſind die Geſpräche „über Delikateſſe der Empfindung". Eine Betrachtung über die Fliege (III. 325) iſt vielleicht das beſte in dieſer ſonſt ſehr unzuſammenhängenden Gedankenſammlung.

Man hat von Lenz auch einige Erzählungen in Proſa: 1) Der Landprediger (1777). Weit entfernt, einer ländlichen Idylle zum Mittelpunkt zu dienen, wie der engliſche vicar of Wakefield, verſteigt ſich dieſer Lenziſche Landprediger vielmehr in die höhere Sphäre ſtädtiſcher Bildung, als aber auch ſeine liebe Frau Albertine davon angeſteckt wird, Verſe macht und die Sappho ſpielt, beſinnt er ſich und hilft ſich und ihr, indem er ſie an einen Abgrund trägt und verlangt, wenn ſie wie Sappho ſchreibe, ſolle ſie auch wie Sappho handeln. Sie zieht es vor, keine Verſe mehr zu machen.

2) Zerbin oder die neue Philoſophie (1776). Ein junger Berliner Philoſoph mit „kühner glühender Einbildungskraft" verführt ein Mädchen. Sie ſetzt das Kind aus und wird als Kindsmörderin hingerichtet, er ſtürzt ſich ins Waſſer. Die philoſophiſchen Gründe, aus denen er die Verführung für erlaubt hielt, hätten noch ſtärker dürfen hervorgehoben werden.

3) Die Geſchichte des Felſen Hygillus iſt leider nur eine Skizze, enthält aber ein reiches poetiſches Motiv, das der Dichter wohl hätte ausbeuten können. Hygillus iſt Bruder des Aesculap und kann ſich in jede Form verwandeln, wie er will. Er erzählt der ſchönen Königin Thaumaſia, in welchen Geſtalten er ſchon die ſeltſamſten Abentheuer beſtanden habe. Einmal hatte ſich König Admet bei ſchwelgeriſcher Tafel durch Apollos Zaubertöne in immer ſüßere Wolluſt einwiegen laſſen und wollte noch mehr hören, da nahm Hygillus des Apollo Geſtalt an und ſang ihm in plärrendem Schulmeiſterton ein moraliſches Lied zum Preiſe der Keuſchheit und Mäßigkeit. Ein andermal verwandelte er ſich in die Taube vor dem Wagen der Venus und ärgerte ſie, indem er plötzlich zu Minervens Eule wurde. Noch einmal verwandelte er ſich in eine Hindin Dianens und wurde, als ſie entſchlummert, plötzlich ihr Endymion. Die Königin Thaumaſia heißt ihn, als er dieß erzählt, ſogleich für immer ſchweigen und verurtheilt ihn, auf ewig ein Fels zu werden.

In ſeiner Jugend dichtete Lenz auch einige lyriſche und didaktiſche Stücke, Oden an Katharina II., ein Lehrgedicht „die Landplagen", worin er in Hera-

metern den Krieg, die Hungersnoth, die Peſt, die Feuersnoth, Waſſersnoth und das Erdbeben beſchreibt. Ganz im Geſchmack des Milton und Thomſon und ihrer deutſchen Nachahmer, nicht ohne manchen glücklichen Zug, im Ganzen aber von langweiliger Empfindſamkeit. — In dieſe erſte Jugendzeit gehört auch das Fragment eines Gedichts auf das Begräbniß Chriſti, klopſtockiſirend. — Ein Gedicht ſchildert die zärtlichen Leiden des Petrarca, in einem fingirten poetiſchen Briefe Tancreds an Reinald ſchildert der erſtere ſeine Liebe zu Chlorinden.

Ludwig Philipp Hahn, ein Pfälzer, ſchrieb 1776 den „Aufruhr in Piſa", ferner den „Grafen Karl von Adelsberg", worin eine verbuhlte Gräfin ihren alten Gatten ermorden läßt, und 1778 „Robert von Hoheneck", alle im Styl des Götz und mit Echauffement geſchrieben, aber ohne höheren Werth. — Tieferen Eindruck machte der bayriſche Graf Törring=Seefeld, deſſen Trauerſpiel „Agnes Bernauer" in etwas roher, aber natürlicher und ergreifender Proſa geſchrieben, unzählige Thränen hervorlockte. Sein „Kaſpar der Thorringer" iſt weniger rührend. Nächſt ihm machte ein anderer Bayer, Franz Marius v. Babo, mit ähnlichen Kraftſtücken ſein Glück.

Sein berühmteſtes Trauerſpiel (von 1782) iſt „Otto von Wittelsbach", in Proſa, im Styl des Götz, die Geſchichte der Ermordung Kaiſer Philipps behandelnd, aber voll von falſcher Sentimentalität. Der Mörder wird keineswegs als roher rückſichtsloſer Hitzkopf aufgefaßt, ſondern als ein überaus edler und gefühlvoller Menſch, der ſo wenig an ſich ſelbſt denkt, daß er ohne Neid das Glück ſeiner regierenden Vettern in Bayern mit anſieht, und der ein ſo guter Reichsunterthan iſt, daß er noch ſterbend ſeinen Kindern Treue gegen das Reich empfiehlt. Wie ein ſo lieber guter Mann dazu kommen kann, dennoch aus Eigennutz und Trotz den beſten aller Kaiſer zu ermorden, fragt der Leſer vergeblich. Der Schlüſſel zu dieſem Widerſpruche liegt aber darin, daß Babo dem Hauſe Wittelsbach nicht weh thun wollte. — Ziemlich feurig iſt Babo's „Arno", worin nur von Ehre, nicht von Liebe gehandelt wird. Die übrigen Schauſpiele Babo's ſind nicht viel werth. In „den Römern in Deutſchland" erſticht ſich Mathilde, um der römiſchen Gefangenſchaft zu entgehen. „Dagobert", König der Franken, wird auf ſeinen Thron zurückgeführt. In „Greuel und Rache" behauptet die weiſe Königin von Cypern den Thron gegen ihren eignen übelgerathenen Sohn. In den „Strelitzen" ſpielt Czar Peter den Großmüthigen. „Bürgerglück" und „die Maler" ſind ſehr unbedeutende Rührſtücke. Das Beſte von Babo iſt das Luſtſpiel „der Puls". Ein kluger Arzt erkennt am Pulſe eines jungen Grafen, derſelbe liebe ſeines Vaters Braut, und am Pulſe dieſer Braut, daß auch ſie ihn liebe. Nun ſagt er dem

Vater, der Sohn liebe ſeine (des Arztes) Braut, und der Vater gibt ſich alle Mühe, den Arzt zur Abtretung ſeiner Braut für den Sohn zu bereden, um dieſes geliebten Sohnes Leben zu erhalten. Er, der Arzt, ſey ja ſchon ein zu alter Mann ꝛc., da ſagt der Arzt: das iſt Ihr eigner Fall, ſo treten Sie denn ſelbſt Ihrem Sohn Ihre Braut ab, denn ſie iſt es, die er liebt. Der überraſchte Vater muß ſich fügen.

Vaterländiſche Schau- und Trauerſpiele im Style des Götz, der Agnes Bernauer ꝛc. erſchienen nun eine Menge. Von Werthes ſeit 1775 Rudolf von Habsburg und Conradin; von Blum das befreite Rothenau 1775; von Julius Graf v. Soden Heinrich IV., Sickingen, Anna Boley, der Graf v. Gleichen ꝛc.; von d'Arien der Seeräuber Stortebeker; von Hagemeiſter Johann von Procida, die Jeſuiten, Waldemar, Pauſanias, Guſtav Waſa; von Hagemann Ludwig der Springer, Otto der Schütz, Friederich von Oldenburg; von Kalchberg die deutſchen Ritter vor Accon; von Brömel die Adjutanten, Gerechtigkeit und Rache; von Conz Conradin von Schwaben; von Längenfeld Ludwig der Bayer; von Ramdohr Otto III.; von Destouches in München Arnulf, Graf Arco, die Rache Albrechts III.; von Reinhard Heinrich der Löwe; von Koller Konrad von Zähringen; von Caſpar Max I. von Bayern; von Cremeri der Bauernaufſtand ob der Enz; von Kayſer Arnold von Winkelried.

Leſſings Nachfolger als Hamburger Dramaturg, Johann Friedrich Schink, ſchrieb ſehr viel durcheinander, ohne feſten Charakter und ohne Geiſt, immer nur ſich forcirend.

In Gianetta Montaldi (Trauerſpiel von 1795), Lina und Walter, Adelſtan und Röschen, affectirte er die Sprache des Werther und Götz. Im Theater von Abdera, dem traveſtirten Hamlet ꝛc. haſchte er nach fadem Witz.

Ein ſehr ſchwacher Geiſt war Heribert von Dalberg, der als Theaterintendant in Mannheim Schiller vornehm im Stich ließ, und als badiſcher Miniſter (1806) ſtarb. Er ſchrieb mehrfach für die Bühne, eine Electra, Kora, Montesquieu (ſchwache Anecdoten), Orinooko (ein edler Negerſklave, der ſeine Geliebte tödtet, um ſie der Verführung durch Weiße zu entreißen). Merkwürdig iſt nur ſein „Mönch von Carmel" (1787) als ein Vorbild der Müllner'ſchen Schuld.

Ritter Hildebrand hat den Grafen Wallori ermordet. Die Wittwe Ma-

thilde wird wahnſinnig, ihre Vernunft kehrt aber zurück und ſie erzieht ihren Sohn unter dem Namen Montgomery als einen Fremden, um ihn vor Hildebrands Nachſtellungen zu ſichern. Als er herangewachſen zum Jüngling, ſtrandet ein Schiff am Felſen vor Mathildens Schloß. Die einzigen Geretteten ſind der Mönch von Carmel und der durch den Schiffbruch ſchwer verwundete Hildebrand, den Niemand kennt. Mathilde geſteht dem wilden Montgomery, daß ſie ſeine Mutter ſey und fordert ihn auf, ſich an Hildebrand zu rächen und ihn deßhalb aufzuſuchen. Aber ehe er geht, tritt ihm der Mönch in den Weg. Dieſer nämlich iſt der todt geglaubte alte Wallori, der den Jüngling nicht für den Sohn, ſondern für den Buhler der Wittwe hält und ihn verwundet. Erſt indem er ſich zu erkennen gibt, erfährt er auch den Irrthum. Zum Glück iſt Montgomery nicht gefährlich verletzt. Mittlerweile ſtirbt auch Hildebrand und bekennt vorher reuig ſeine Schuld. Der Anfang iſt ſpannend, die rauhe Küſte, das geheimnißvolle Schloß ꝛc., aber die Entwickelung befriedigt nicht.

Friedrich Wilhelm Ziegler aus Braunſchweig, auch Schauſpieler, ſchrieb viele Stücke, welche zu Wien 1791 erſchienen. Obgleich er nur zu den Dichtern zweiten Ranges zu zählen iſt, unterſcheidet er ſich doch zu ſeinem Vortheil durch eine edle Wärme für das Natürliche und für die Tugend. Er macht den Uebergang von Iffland zu Schiller. Sein beſtes Stück iſt die Mohrin.

Georg Fleetwell, Sohn eines Lords, gilt als ertrunken und wird von ſeinem Vater und von ſeiner Braut Aurelie tief betrauert. Er iſt aber aus dem Schiffbruch gerettet worden durch die treue Negerin Joni, die er einſt gekauft hatte, um ſie vor Mißhandlungen zu retten, und durch ihren Bruder Zangi. Dieſelbe Joni iſt ihm, obgleich er ihr einen Freibrief ausgeſtellt und ſie fortgejagt hat, doch überall nachgefolgt, ſeinem Wagen nachgeſprungen, hat ihn nie und nirgends verlaſſen und ihm noch öfter das Leben gerettet, ſo daß er feſt entſchloſſen iſt, ihre Treue durch ſeine Hand zu belohnen. Als er aber zu ſeinem Vater zurückkehrt und ſeiner Braut auf die ſchonendſte Weiſe die Veränderung ſeiner Geſinnungen ankündigt, tritt ſeine Tante Lucie wüthend dazwiſchen und will durchaus nicht zugeben, daß ein Lord ſich mit einer Schwarzen verheirathe. Joni beruhigt ſie, da ſie entſchloſſen iſt, Georg zu entſagen, und will ſchleunigſt entfliehen. Nur nimmt ſie von Aurelien Georgs Bildniß an, wofür ſie ihr das Original zurückläßt. Aber Tante Lucie will ihr nicht einmal das Bild laſſen, nimmt es ihr ab und verſchließt es in ihrem Schreibtiſch. Empört über ſo viel Niederträchtigkeit ſchlägt die ſtarke Mohrin das Pult auf und nimmt in der Haſt eine der ihrigen ähnliche Brieftaſche, worin ſie das Bild wähnt, und flieht. Die Tante aber läßt ihr nachſetzen und klagt

ſie als Diebin an, weil in der Brieftaſche 500 Pfund geweſen ſeyen. Joni wird arretirt, es gibt eine wilde Scene, Georg iſt außer ſich. In der Brieftaſche fehlen die 500 Pfund; aber Aurelie beweist, daß ſie gar nicht darin geweſen ſeyen, indem ſie ſelbſt ſie früher herausgenommen hat. Der alte Lord hatte ſie ſeinem Neger geſchenkt, die geizige Tante ſie zurückgehalten, Aurelie ſie aber dem Neger heimlich wiedergegeben. Der Neger ſelbſt kommt und zeigt ſie vor. So iſt Joni's Unſchuld erwieſen und die ganze Familie beeilt ſich, das Unrecht wieder gut zu machen. Joni wird Georgs Gattin. — Ziegler hat ſie als eine einfache und kräftige Seele geſchildert, ohne irgend eine Affectation. Sie erinnert vielfach an das Käthchen von Heilbronn.

Am beliebteſten wurde Zieglers politiſches Schauſpiel „Parteienwuth".

Im engliſchen Bürgerkriege hat Lady Johanna Laud ihren Vetter Heinrich, Oberſten der geſchlagenen königlichen Armee, bei ſich verſteckt. Der Oberrichter Gottlieb Kocke nimmt Quartier in demſelben Hauſe und Heinrich rettet ſich, indem er ſeine Wirthin verräth (kraft des Parlamentsbeſchluſſes, der Jedem Gnade ſichert, der ſeinen Wirth angibt). Er handelt dabei aus Eiferſucht, weil er Johanna liebt, die aber den Sherif Sir Hamilton vorzieht. Kocke verurtheilt die Lady zum Tode, unmittelbar vor der Hinrichtung aber wird er von dem wieder reuig gewordenen Heinrich erſchoſſen, die Soldaten durch Hamiltons Getreue entwaffnet und alle Betheiligten entfliehen zu Schiff nach Holland. — Ein ſehr lebendig anregendes Schauſpiel, worin leider der Hauptcharakter Kocke karikirt iſt. Er ſpielt den abgeriſſenen Bettler, den alten kranken und ſchwachen Mann, den Demüthigen und Gutmüthigen gar zu abſichtlich und ohne Noth.

Sehr beliebt war auch Zieglers Stück „Thekla die Wienerin", voll von Wiener Patriotismus. Minderen Werth haben die Stücke „Rache für Weiberraub" aus der Ritterzeit, „der Brudermörder wider Willen" aus Attila's Zeit, „Fürſtengröße" aus der Zeit Ludwigs des Bayern. Unter Zieglers Luſtſpielen macht ſich „der Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon" bemerklich.

Graf Liebenau liebt die ſchöne Marie, Tochter eines ſtolzen Schmiedes in einer Reichsſtadt, kann als Ritter nur verſtohlen zu ihr gelangen und nie darauf Rechnung machen, ihre Hand zu erhalten, verkleidet ſich daher als Schmiedgeſellen Konrad und dient dem Schmiede unerkannt. Das Mädchen ſelbſt kennt ihn nicht und ſchwankt zwiſchen der Liebe zum Grafen und zum Schmiedeknecht, bis der letztere entſchieden den Vorzug erhält. Nun macht der Graf öffentlich ſolche Anſtalten, als wolle er Marien mit Gewalt entführen, daß der alte Schmied Stadinger es vorzieht, ſie ſchnell mit dem Geſellen Konrad zu verheirathen, um ſie dem Grafen zu entziehen. Aber wie ſtaunt er,

als nach der Trauung der Geſell und der Graf als eine und dieſelbe Perſon erkannt werden!

Im „Incognito“ ſtiftet ein Fürſt unerkannt Gutes. „Die Schöne und Häßliche“ iſt bizarr, ſofern hier ein Lord ein Ideal der Häßlichkeit ſucht und untröſtlich wird, es nicht zu finden. „Weltton und Herzensgüte“ beweist, bis zu welcher Verſchrobenheit man damals ſchon gelangt war.

Präſident von Berg vernachläſſigt ſeine edle Frau Amalie, hält Maitreſſen, macht ungeheure Schulden. Sein Bruder Fritz kommt vom Lande, ein reiner kräftiger Naturmenſch und reich, auf den daher ſogleich Bergs kokette Schwägerin, eine Wittwe, Jagd macht. Aber Fritz liebt ſchon das Kammermädchen, Antonie, eine edle arme Waiſe, der ſein Bruder im eignen Hauſe nachſtellt. Ja Berg geht ſo weit, Fritz zu belügen, Antonie ſey eine Buhlerin, nur um ſie für ſich ſelbſt behalten zu können. Amalie bittet ihren Mann, ihr ſein Herz wieder zu ſchenken, er ſchenkt ihr aber eine Pomeranze. Ein Sohn Bergs liegt krank auf dem Lande, Berg kümmert ſich nicht darum, bis das Kind ſtirbt. Kurz er iſt nicht nur leichtſinnig, ſondern handelt in jeder Weiſe niederträchtig. — Unterdeß hat ein Juſtizrath aus altem Haß den Sekretär Bergs beſtochen, deſſen Handſchrift nachzuahmen und ihm ſtaatsverbrecheriſche Papiere unterzuſchieben. Berg wird verhaftet, der Sekretär brennt mit einer Summe Geldes durch, gibt aber zuvor noch ein Packet an Fritz ab, was die Beweiſe von Bergs Unſchuld und des Juſtizraths Verrath enthält. Dadurch wird Berg gerettet und gelobt, fortan der Tugend zu leben.

Stark kotzebueſirt. Das Stärkſte iſt, daß Amalie im Grimm gegen den unwürdigen Gatten ſich ſelbſt einem Major anträgt, der ſie liebt, ihr aber erwiedert, er liebe nur die Tugend in ihr, nicht das Laſter. Dadurch wird ſie denn bewogen, ſich wieder an den Hals ihres elenden Gatten zu hängen.

Johann Gottfried Dyck, ein Leipziger Buchhändler, überſetzte viele franzöſiſche Stücke und ſchrieb ein paar eigene Trauerſpiele: „Thomas Moore, Heinrich IV., Eſſex, Coriolan“ in ziemlich feuriger Proſa, aber mit zu viel Tugendpathos.

Friedrich Eberhard Rambach, ruſſiſcher Staatsrath in Dorpat, ſchrieb ſeit 1791 mittelmäßige Schau- und Trauerſpiele „Theſeus, Hiero, Otto mit dem Pfeil, Friedrich von Zollern, der große Kurfürſt zu Rathenau, die eiſerne Maske“ ꝛc.

Der Schauſpieler Johann David Beil ſchrieb ſelbſt Schauſpiele und ſteht Iffland nahe, doch ſchon mit Sturm und Drang. Unter ſeinen leidenſchaftlichen Stücken (Dietrich von Ruben, Armuth und Hoffarth,

Curt von Spartau, die Familie Spaden) ſind beſonders „die Spieler“ merkwürdig, weil er ſich darin die ſchrecklichen Folgen des Spiels, dem er ſelbſt ergeben war, vor Augen ſtellte. Er hörte auf zu ſpielen, ſtarb aber gramvoll und erſchöpft im beſten Alter (1794). Iſenburg v. Buri, heſſiſcher Offizier, brachte ſeit 1791 die Zerſtörung der Baſtille, ſo wie den Tod des Königs und der Königin von Frankreich auf die Bühne und ſchrieb auch einige Luſtſpiele.

Friedrich Maximilian Klinger, geboren zu Frankfurt a. M., ſtudierte Theologie, wurde Sekretair einer Schauſpielergeſellſchaft, öſterreichiſcher Offizier, dann ruſſiſcher Vorleſer Pauls I. als Prinz, General und Direktor des Kadettenkorps, Curator der Univerſität Dorpat. Ein Schwärmer für die Freiheit endete er als recht eigentlicher Deſpotendiener. — Klinger blickte in ſeiner Jugend tief und ernſt in die Schlechtigkeit und Dummheit der Menſchenwelt hinein. Der Troſt der Religion war ihm verſagt, ja er erblickte in der Kirche ſelbſt nur eine Corruptionsanſtalt. Er ſchildert nun in faſt allen ſeinen Dichtungen, wie edle und gute Menſchen, ja Engel ſelbſt vergebens die Menſchen zu beſſern ſuchen und wie ſtarke Menſchen im furchtbaren Kampf gegen das Böſe erliegen. Nur die helle Schönheit der Charaktere, die auf dieſe Weiſe vom immer dunkler werdenden Abgrunde verſchlungen werden, entſchädigt für das ſchmerzliche Gefühl, das ſeine Dichtungen zurücklaſſen. In der Auffaſſung und Sprache Klingers herrſcht anfangs noch etwas Wildes, ja faſt Rohes, aber ſie verfeinert ſich von Jahr zu Jahr.

Klinger begann mit Trauerſpielen voll Leidenſchaft. Von ſeinem Stück „Sturm und Drang“, das von einem blutigen Familienkampf in Schottland handelt, erhielt die ganze Periode krampfhaft hitziger Dichtung den Namen. In den „Zwillingen“ (1774)

haßt der feurige Guido ſeinen ſanften Zwillingsbruder von Jugend auf und mordet ihn um der ſchönen Kamilla willen, die den milden Bruder dem wilden vorzieht, rettet ſich aber nachher ſtandhaft zur Sühne dar und läßt ſich von ſeinem eigenen Vater erdolchen.

In den „falſchen Spielern“ von 1780 hat Klinger einigermaßen den ein Jahr ſpäter erſchienenen Räubern von Schiller vorgearbeitet.

Franz von Stahl wird von ſeinem Stiefbruder Karl verleumdet und in Noth geſtürzt, daß er ſich dem Spiel ergibt. Zuletzt aber erkennen die Ver-

wandten und die Geliebte (Juliette), daß er auch im Verderben noch edler geblieben ist, als der Schleicher Karl, dessen Treulosigkeit bestraft wird.

Besser ist das Trauerspiel „Elfride" von 1782.

Elfride, ein Fräulein, die der englische König Edgar liebt, um die ihn aber sein Günstling, Ethelwald, betrügt, indem er sie selbst heirathet und durch Arglist von ihm fern hält. Aber die Liebe findet dennoch ihren Weg, der König entdeckt, wie schändlich er betrogen wurde, und tödtet den falschen Günstling, um seiner Wittwe die Krone aufzusetzen. Derselbe Gegenstand ist als Roman behandelt von einer pseudonymen Maria, 1824. Der Stoff hat etwas mit dem alten Romane von Bertha mit dem großen Fuß Verwandtes.

Sehr merkwürdig ist Klingers Lustspiel von 1783 „der Schwur gegen die Ehe".

Graf von Blumin, ein Weiberhasser, läßt seinen Sohn schwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber so viel Weiber als möglich verführen solle. Der junge Graf hält den Schwur, gerieth aber endlich an eine junge so reizende und liebreiche Wittwe, daß er bei ihr den Schwur gern vergessen möchte. Sie reizt ihn noch mehr dadurch, daß sie ihm sagt, sie habe ihrer Mutter ganz den nämlichen Schwur schwören müssen, alle Männer zu verführen. Der alte Graf erfährt, daß sein Sohn im Begriff ist, den Schwur zu brechen und weiß kein anderes Mittel, es zu verhindern, als daß er selbst der schönen Wittwe seine Hand anbietet, die sie auch annimmt, aber nur unter der Bedingung, einen jungen Liebhaber im Hause zu halten. Am Schluß werden Vater und Sohn von der Wittwe überlistet, indem sie keinen von beiden nimmt, beide beschämt und ihre Hand dem Baron Fabris reicht.

Man traut kaum seinen Augen, wenn man in der Vorrede liest, Klinger habe „deutsche Sitten" schildern wollen.

Klingers Trauerspiel „Konradin" von 1784 ist besser, als die vielen Duzend Stücke, die denselben Gegenstand behandeln. Vor allem ist zu rühmen, daß Klinger seinem Helden keine Geliebte gibt und das Interesse für sein kaiserliches Streben nicht abschwächt in einer sentimentalen Liebelei.

Conradin erscheint hier als ein feuriger, tapferer, dem Tode stolz entgegengehender Jüngling und dennoch zart und weich, ein echter Hohenstaufe. Auch seine Freunde sind edel und natürlich gehalten. Seine Mutter Elisabeth befreit zuletzt seine Leiche, um sie, mit der Friedrichs, am Strande des Oceans zu begraben.

Im „Günſtling", einem Trauerſpiel von 1785, verläßt Klinger ſeine Härte, um faſt Kotzebue'ſch weich zu werden.

Brankas, der Günſtling des Königs Fernandez, ermordet ſeine Gattin, als er erfährt, ſie buhle mit dem König, rettet aber dennoch denſelben König groß-müthig vor ſeinen Feinden.

Von da an bildete Klinger ſich ein eigenes Syſtem von Menſchen-verachtung aus, wie es ſchwarzgalligter in keines Volkes Poeſie je gefunden wurde. Ganz im Contraſt mit Göthe, der aus allem, was in jenem erbärmlichen Jahrhundert vorging, doch nur ſüßen Honig für ſich ſelbſt ſog.

„Sohir oder der goldene Hahn" von 1784 iſt ein ſehr mittelmäßiges Märchen.

In den goldenen Hahn verzaubert iſt Sohir, Eva's Erſtgeborener, der einem unſchuldigen Paare zum Schutzgeiſt dient gegen ihren ruchloſen Verfolger.

Weit beſſer iſt das damit zuſammenhängende Bruchſtück „das zu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit".

Der Genius der Menſchheit wird von Paris angerufen und kommt, hofft endlich das ganze Menſchengeſchlecht beglücken zu können (nachdem er vorher nur auf einer fernen Inſel bei einem Unſchuldsvölkchen ein Unterkommen gefunden), ſieht ſich aber furchtbar getäuſcht. Hinter dieſer Pariſer Menſchheit grinſt die ganze Hölle. Schaudernd flieht der Genius aus der Stätte des Wahnſinnes und Mordes und frägt, vor Gottes Thron knieend, ein jammerndes Warum? aber ihm antwortet nur ein ſchaudervolles, zermalmendes Schweigen.

Darauf ließ Klinger vier antikiſirende Tragödien folgen, die „Medea in Korinth" und „Medea auf dem Kaukaſus" voll heißer Leidenſchaft, den „Ariſtodemos" voll patriotiſcher Begeiſterung, und „Damokles", worin Klinger den Culminationspunkt poetiſcher Schwärmerei erreicht, indem Damokles den Tyrannen zwar erdolchen könnte, aber den Dolch fallen läßt, weil der Tyrann nicht würdig ſey, von ſo edler Hand zu fallen. — Eine der feurigſten Dichtungen iſt „Medea in Korinth" von 1786.

Das Schickſal tritt auf und verkündet die Strafe der Schuld. Jaſon verläßt Medea und heirathet Kreuſa. Medea fleht ihn umſonſt an, dann übt ſie die ſchreckliche Rache, ermordet die unſchuldigen Kinder, fährt auf dem Drachen

davon und übergibt Jaſon den in Perſon auftretenden Furien. Klinger faßt ſie erhaben und echt antik auf, nur läßt er Medea etwas zu viel von ihrer eigenen „furchtbaren Größe" reden. — Medea auf dem Kaukaſus, 1790, Schluß des vorigen. Medea lebt auf dem Kaukaſus, hier ſoll eben die Jungfrau Roxane vom Oberdruiden den Göttern geopfert werden, zum Jammer ihres Geliebten, Sophar. Da tritt Medea rettend dazwiſchen und zerſtört mittelſt ihrer Zauberkünſte durch Blitze den Opferaltar und verſcheucht die Prieſter. Aber die, die zum Böſen jede Macht beſaß, verliert alle ihre Zauberkräfte, nachdem ſie einmal ſie zum Guten angewendet. Die Druiden erkennen den Verluſt ihrer Zaubermacht und ſuchen Rache an ihr, der ſie zuvorkommt, indem ſie ſich erſticht.

Ein Proſatrauerſpiel iſt auch „Ariſtodemos" 1787.

Ariſtodemos hat ſeine Tochter Hermione dem Kleonnys verlobt, als das Unglück des Vaterlandes eine Jungfrau aus dem Geſchlechte der Herakliden zum Opfer heiſcht. Dieſes Opfer muß Hermione werden und ſie opfert ſich willig. Aus Verzweiflung behauptet Kleonnys, ſie ſey ſchwanger von ihm, um ſie zu retten. Hermione birgt vor Scham ihr Geſicht an des Vaters Bruſt, der ſie erſticht. Matronen erkennen ihre reine Jungfräulichkeit. Kleonnys ſtürzt ſich in den Kampf, dem nun die Götter Sieg verleihen. Die Charaktere des Vaters und der Tochter ſind höchſt edel gehalten.

Und „Damokles" 1788.

Damokles hat der Inſel Rhodos Geſetze gegeben, ſelbſt die Krone ausgeſchlagen und ſie dem Attalos gelaſſen. Während Damokles abweſend im Kriege iſt, unterjocht Attalos das Volk und bindet des Damokles Sohn Kallias an ſein Intereſſe, indem er ihm ſeine Tochter Antioche verlobt. Das Volk fleht Damokles an, ihm die Freiheit zurückzugeben, läßt ihn aber im Stich. Er wird gefangen und im Kerker vergiftet. Antioche klagt ſich bei dieſer Nachricht ſelbſt als ſeine Mörderin an, da ſie es geweſen, die ſeinen Sohn Kallias zum Verrath am Vater verführt hat. Kallias erſticht ſie und ſtürzt ſich in's Meer. Eine bittere Satire auf das Volk.

„Fauſts Thaten und Höllenfahrt", ein dialogiſirter Roman von 1791, läßt uns in die ganze Tiefe der Klinger'ſchen Melancholie blicken.

Fauſt iſt hier der Erfinder des Bücherdrucks, den er aber nur durch magiſche Kunſt erlernte. Man begreift nicht, welcher Magie es zu dieſer einfachen Sache bedurft habe? Es geht ihm ſchlecht, man will ihm ſeine gedruckten Sachen nicht abkaufen und er kommt in große Noth. Wiederum höchſt unwahrſcheinlich. Da nimmt er ſeine Zuflucht zur Hölle und Leviathan wird ſein Diener und Gefährte. Zuerſt muß dieſer ihm eines Bürgermeiſters ſchöne

Frau zukuppeln, obgleich Fauſt ſelber ſchon verheirathet iſt. Das wird durch einen ſentimentalen Abſchied Fauſts von ſeiner Frau gleichſam ausgeglichen. Nun geht die Reiſe durch die laſtervolle Welt luſtig fort, und Fauſt findet überall nur Bosheit, Heuchelei, Schwäche, die ſich bereitwillig dem Teufel in die Arme wirft. Dieſe frazzenhaften Schilderungen ſollen die Menſchenverachtung Fauſts rechtfertigen. Wie verzerrt nun dieſes Weltbild auch ſeyn mag, ſo iſt es doch conſequent durchgeführt, indem es in der Hofhaltung des ſcheußlichen und in allen Wollüſten erſoffenen Pabſt Alexander VI. ſeinen Mittelpunkt findet. Hier tritt der Menſch noch greulicher hervor, als der Teufel ſelbſt. Der Pabſt macht dem Leviathan, den er nicht kennt, einen ſchändlichen Antrag und drängt ihn ſo, daß dieſer ſich endlich durch Enthüllung ſeiner Diabolität — retten muß. Durch den Anblick ſo entſetzlicher Greuel wird Fauſt im höchſten Grade mißgeſtimmt und kein Genuß mehr kann ihn erheitern. Nun fängt der Teufel an, mit raffinirteſter Grauſamkeit ihn eben ſo von Qual zu Qual zu führen, wie vorher von Luſt zu Luſt. Er zeigt ihm ſeinen älteſten Sohn am Galgen, ſein verlaſſenes Weib in Lumpen und im tiefſten Elende, in das ſie ſeine Flucht verſetzt hatte. Dann ruft er ihm alle Sünden ins Gedächtniß, die er begangen, führt ihn in die Luft empor und reißt ihn in tauſend Stücke.

Verwandten Geiſtes iſt Klingers „Geſchichte Raphaels de Aquilas", ein Schreckensgemälde, unter den erſten Eindrücken der franzöſiſchen Revolution entſtanden, vom furchtbarſten Haß gegen Prieſterthum und Königthum durchzuckt.

Der junge Raphael wächst in den Gebirgen von Valencia auf dem einſamen Schloß ſeines blinden Vaters auf. Dieſer iſt im Kerker der Inquiſition grauſam geblendet worden auf Befehl König Philipps II., weil Raphaels Mutter ſich den Lüſten dieſes Königs widerſetzt hat. Nach des Vaters Tode geht Raphael nach Madrid, um ihn zu rächen, verliebt ſich aber hier und ſchwängert die Donna Seraphine, die Tochter Don Antonio's, des königlichen Kupplers, und als er erfährt nicht nur, daß Seraphine mit dem König buhlt, ſondern daß Antonio auch am Unglück ſeines Vaters Schuld iſt, ſtößt er ihm den Degen durch den Leib und flieht in ſeine Gebirge. Hier findet er die Moriskos, ſeine Vaſallen, und in ihres Häuptlings Suleimas ſchöner Tochter Almerine Erſatz und heirathet ſie nach mauriſcher Sitte. Seraphine ſchreibt ihm, ſie habe einen Sohn, ſie ſey unſchuldig, der König habe ſie nicht berührt und fleht ihn an, ſich mit ihr zu verſöhnen. Aber er will nicht. Mittlerweile kommt der Befehl, ſämmtliche Moriskos ſollen nach Afrika übergeſchifft werden. Raphael begleitet den traurigen Zug. Unterwegs auf dem Schiffe übt Perez, der Capitän, die roheſten Grauſamkeiten an den Moriskos aus. Die ſchwangere Almerine kann ſich nur vor ihm retten, indem ſie in's Meer

ſpringt und ertrinkt. Raphael und Suleima ſpringen ihr nach und kommen wieder am ſpaniſchen Ufer an, kämpfen im Gebirge verzweiflungsvoll und unterliegen; Raphael wird verwundet und gefangen nach Madrid gebracht. Der König verzeiht ihm und läßt ihn frei. Als er aber auf ſeinem Schloß ankommt, findet er die unterirdiſche Moſchee von fanatiſchen Prieſtern erbrochen und Suleima auf den entweihten Gräbern ermordet. Nun ſtillt er ſeine Rache, indem er alle chriſtlichen Prieſter niederhaut, und flieht aus Spanien. In Neapel will er ſich nach dem Orient einſchiffen, um ein Muhamedaner zu werden, wird aber ergriffen und nach Spanien zurückgeſchleppt, wo er in den Kerkern der Inquiſition unter den gräßlichſten Qualen der Folter ſtirbt.

Dieſelbe Bitterkeit geht durch Klingers „Geſchichte Giafars des Barmeciden", 1791.

Giafar, der berühmte Vezir des Chalifen Harun Alraſchid, will das Menſchengeſchlecht beglücken. Das will der Teufel nicht leiden und verſucht ihn in der Geſtalt des weiſen Achmet, der ihm die Menſchheit darſtellt, wie ſie iſt, nämlich als nicht werth, daß man ſich für ſie opfere. Giafar widerſteht ihm, weil aber ſeine heimliche Geliebte Abaſſa, des Chalifen Schweſter, ihm ein Kind geboren, werden Mutter und Kind gemordet und er ſelbſt an eine Säule gekettet. Da erſcheint ihm Achmet abermals, enthüllt ihm Vergangenheit und Zukunft und beweiſt ihm, daß er mit all ſeinem hohen Glauben doch immer nur ein Spielball des Schickſals geweſen und daß ſein Wirken der Menſchheit nichts genutzt habe. Doch auch jetzt bleibt Giafar ſtandhaft und hüllt ſich in den Mantel ſeiner Tugend. Der Teufel muß beſchämt abziehen, Giafar wird hingerichtet, aber der Chalife bereut den Frevel und ſchenkt einem Greiſe, der es zum Erſtenmale wagt, ihn an Giafars Verdienſt zu mahnen, eine Schüſſel von Gold. Da ruft der Greis: ſeht da noch eine Wohlthat des Barmeciden! ein Ausruf, der nachher im ganzen Morgenlande ſprichwörtlich geworden iſt.

Dieſelbe Menſchenverachtung kehrt wieder in Klingers „Reiſen vor der Sündfluth", 1794.

Mahal lebt mit den übrigen Sethiten im Gebirge in der alten Unſchuld. Da überkommt ihn der böſe Geiſt des Forſchens. Er will wiſſen, wie es in der übrigen Welt beſtellt iſt und macht mit ſeiner ſchönen Tochter Milka einen Ausflug in die Ebene. Da kommen Räuber vom Stamme Kains und entreißen ihm die Tochter, die erſte Strafe für ſeinen Forſchungstrieb. Gott befiehlt ihm, noch einmal in die Welt zu gehen und zu erfahren, was aus den Menſchen wird, wenn ſie ſich mit der Unſchuld nicht mehr genügen laſſen. Mahal findet eine reizende weibliche Geſtalt, entſetzt ſich aber, denn ſie iſt kalt und todt, nämlich eine Statue der Liebesgöttin. Schöne Kainitinnen kommen, ihr zu opfern. Er empört ſich über den Götzendienſt und wird ins Gefängniß

geworfen, aber bald wieder befreit, da der Sultan des Landes erfährt, es ſey der Vater der ſchönen Milka, die er zu ſeiner Lieblingsgemahlin erhoben hat. Aber er findet ſeine Tochter ſelbſt ſchon ganz verdorben und flieht. Er kommt in ein anderes Land, wo das Gold als Götze angebetet wird. Milka's Gemahl fordert ſeine Auslieferung, der Sultan des Goldlandes aber beſiegt ihn und nimmt die Milka ſelbſt. Mahal, der das Gold nicht anbeten will, flieht wieder und kommt in ein Reich, wo die Ariſtokratie unter dem Namen von Göttern über das in tiefer Dummheit erhaltene Volk herrſcht. Hier hat er gute Tage bei einer üppigen Dame, bis er deren früheren Liebhaber, einen Schwächling, nicht für einen Gott anerkennen will und dadurch die ganze Ariſtokratie beleidigt. Er bekommt einen Dolchſtich, wird jedoch geheilt und flieht in ein viertes Reich, wo die Schriftſteller herrſchen. Alle wohnen in Laternen, weil alle gleichſam Lichter ſind. Auch hier mokirt ſich Mahal, wird daher wieder vertrieben. In einem fünften Reiche waren nur Atheiſten, die ihn, weil er einen Gott predigt, abermals verjagen. Er kehrt nun ins Gebirge zurück und findet Gott, der ihm ſagt, er habe nun ſeine Neugier befriedigt, weil ſie aber ſündhaft geweſen, ſo müſſe er nun auch in der Sündfluth mit all den Böſewichtern und Narren ſterben, welche kennen zu lernen er allzu begierig geweſen ſey.

„Der Fauſt der Morgenländer" iſt ein Anhang zu den Reiſen vor der Sündfluth.

Abdallah iſt der edelſte und gerechteſte unter den Menſchen, den der Sultan deshalb auch hoch achtet, vor dem er aber immer eine geheime Scheu behält, weil Fürſten die Tugend auch in ihrem eigenen Intereſſe nicht lange ertragen können. Abdallah gewinnt durch einen Zauberer einen dienſtbaren Geiſt, der ihn immer warnt, wenn er aus reiner Güte eine unweiſe Handlung begehen will. Nachdem dies oft geſchehen iſt, will der Sultan hinter das Geheimniß kommen und Abdallah iſt ſo ſchwach, es ihm zu verrathen. Da verbannt ihn der Sultan. In der Wüſte wird er geplündert, aber von einem Hirten aufgenommen. Als ihn einmal der Anblick des jungen Hirtenweibes und ihres Säuglings innig erfreut, erſcheint ihm der Geiſt wieder und ſagt ihm, dieſes unſchuldige Weib werde die Ehe brechen, den Tod ihres Gatten verſchulden und ihren Säugling einer Schlange opfern. Da ekelt Abdallah das Leben an und er ſtürzt ſich ins Meer. Aber Fiſcher retten ihn und er findet das Leben bei ihnen ſo idylliſch, daß er ſich mit einer Fiſcherstochter verlobt und hier ſeine Tage beſchließen will. Zufällig geräth er einmal in die Nähe von Verſchwörern und erkundet, daß des Sultans eigener Sohn den Vater vom Throne ſtürzen will. Er eilt zum Sultan, ihn zu warnen, und kehrt dann wieder zu den Fiſchern zurück, um Hochzeit zu feiern. Da verläßt ihn der Geiſt für immer, indem er ſagt: du folgſt doch immer nur deinem Hange und bedarfſt alſo meiner nicht mehr.

Die spätesten Werke Klingers sind: „der Dichter und der Weltmann", 1797, ein Dialog, worin zwei Charaktere mit großer Feinheit und Wahrheit durchgeführt werden. Der Dichter, heißt es am Schlusse, kann nur glücklich seyn in der abgeschlossenen Welt seiner Illusionen, die er sich möglichst ungestört erhalten muß. Der Weltmann kann nur glücklich seyn im Rückblick auf das, was er Gutes zu thun Gelegenheit hatte, mag er auch mit noch so viel Verderbniß und Thorheit zu kämpfen gehabt haben. Die „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur" 1802 in drei Bänden enthalten einen Schatz von Menschenkenntniß und Welt- und Büchererfahrung, in bunten Aphorismen niedergelegt. Hier scheint der Sturm in der Seele des alten Dichters völlig beruhigt, aber in seinem letzten Werk „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" von 1810 bricht der ganze alte Unmuth, die ganze alte Menschenverachtung noch einmal aus dem glühenden Greise, wie Feuer aus dem schneebedeckten Vulkane hervor.

Ernst von Falkenburg ist in der Gunst eines Fürsten hoch gestiegen und hat dadurch die Eifersucht seines eigenen Oheims, des bisher allmächtigen Präsidenten erregt. Die Feindschaft des Oheims gegen den Neffen wird noch bitterer, als Ernst die schöne Amalie, Tochter des neuen Ministers, eines armen Fremden, heirathet, der den Einheimischen von altem Adel tödtlich verhaßt ist. Die französische Revolution bricht aus. Ernst macht Vorschläge, durch weise Reformen in Deutschland eine so blutige Katastrophe zu vermeiden. Da wird er von der Parthei der Alten selbst als Revolutionär bezeichnet und muß flüchten. Zugleich wird ihm Amalie untreu und buhlt mit dem schönen Ferdinand, einem Freunde, dem Ernst sie anvertraut hatte. Sie hören, Ernst sey in Paris, wohin er geflüchtet, als auswärtiger Edelmann guillotinirt worden, was Amalie so erschüttert, daß sie Ferdinand entsagt, der ihr aber antwortet, sie sey und bleibe durch die Sünde an ihn gekettet. Inzwischen ist Ernst frei gelassen worden und zieht zu seinen Gesinnungsgenossen nach Amerika, um das Ideal der Menschheit, für das er umsonst in Deutschland geglüht, unter den Wilden am Ohio zu finden.

Forstrath Cramer zu Dreißigacker bei Meiningen, der seit 1782 eine große Menge Romane, weit mehr als je ein Deutscher vor ihm, schrieb und den wir oben schon unter den Lüderlichen kennen lernten, gesellte sich auch zu den Kraftgenies und hatte seiner plebejischen Sprache wegen auf die Massen mehr Einfluß als vornehmere Dichter. Seine Bücher füllten die Leihbibliotheken und wurden von den halbgebildeten Classen

verſchlungen. Schon deßhalb darf der Geſchichtſchreiber der Poeſie an ihm nicht verächtlich vorbeigehen wollen. Cramer verdient aber auch noch um ſeiner beſondern Gaben willen Auszeichnung. Wie roh und gemein er auch ſchrieb, ſo war doch eine friſche und geſunde Kraft in ihm und ſeine Oppoſition gegen die falſche Empfindſamkeit und Vornehmthuerei war eine echt volksthümliche. Das Erfreuliche an ihm iſt die derbe, kerngeſunde Jägernatur, die den Waldgeruch auch ins Boudoir mitbringt, ſich nichts verſagt und noch mitten im Exceß eine gewiſſe Liebenswürdigkeit bewahrt. Das Unerfreulichſte dagegen ſind bei ihm die Myſtificationen mit Weltverbeſſerungsplänen. Sein beſter Roman iſt das „Jägermädchen“ (von 1798).

Curt, ein junger Offizier, und Auguſte, ein junges Fräulein, verirren ſich und die Folge iſt die Geburt eines jungen Mädchens, welches ausgeſetzt und von einem ehrlichen Förſter gefunden und unter den Augen der Gutsherrin, einer Gräfin, erzogen wird. Henriette wächst in herrlicher Blüthe heran und vereint mit der Derbheit des Jägermädchens einen Anflug höherer Bildung aus dem gräflichen Hauſe. In dieſem Hauſe lernt ſie Auguſte kennen, ohne daß beide ahnen, wie nahe ſie einander verwandt ſind. Ein armer Dichter, Namens Durſt, ſchmachtet um Henriette, die ihn mit zartem Mitleid behandelt. Vornehme Herren ſuchen ſie zu verführen, aber vergebens, das kräftige, keuſche Mädchen ſpielt mit der Gefahr. Endlich kommt ein junger Jägerburſch, nimmt beim Förſter Dienſte und gewinnt ihre Liebe. Die Gräfin erwartet ihren lange abweſenden Sohn und befiehlt, bis zu ſeiner Rückkehr das Wild zu ſchonen, damit er eine gute Jagd machen könne. Aber Walter, der junge Jägerburſch, ſchießt einen Edelhirſch. Als er dafür beſtraft werden ſoll, ſagt er trotzig: ich habe ihn auf meinem eigenen Grund und Boden geſchoſſen! und gibt ſich als der Gräfin Sohn zu erkennen. Wie ſoll nun aber die arme Jägerstochter hoffen, ſeine Hand zu erlangen? Der alte Curt erſcheint, heirathet Auguſte, und Henriette wird als ihre verlorene Tochter und Erbin wiedererkannt, ſo daß ihrem Bunde mit dem Grafen nichts mehr im Wege ſteht. — Das Jägermädchen iſt vortrefflich gezeichnet, zwar viel zu derb für den verzärtelten Geſchmack, aber um ſo natürlicher. Allerliebſt iſt die Art, wie ſie einmal einen vornehmen Herrn abfertigt, der ihr ſeine goldene Uhr von 100 Dukaten Werth für einen Kuß anbietet. Sie nimmt die Uhr und gibt ihm den Kuß, bietet ihm aber ſogleich wieder dieſelbe Uhr um einen Kuß von ihm an. Alle Anweſenden lachen den Herrn aus, welcher erröthend dem Mädchen den verlangten Kuß gibt, die Uhr wieder nimmt und, um ſeine Ehre zu retten, 100 Dukaten ins Armenhaus ſchickt. Nicht minder reizend iſt die Verwirrung des Mädchens geſchildert, als ſie erfährt, ſie werde von einem Herrn geliebt,

den ſie für Auguſtens Liebhaber hält. Sie, voll Zärtlichkeit für Auguſten, auch ehe ſie noch weiß, daß es ihre Mutter iſt, und voll Unſchuld, glaubt nun dadurch, daß ein Anderer, auch ohne ihr Wiſſen und Willen, ſie liebt, eine Sünde, einen Raub an Auguſte begangen zu haben. In ſolchen Zügen liegt ein hoher Zauber des Natürlichen, um welchen mancher viel höher geſtellte Dichter den verachteten Cramer hätte beneiden dürfen.

Viel unbedeutender ſind das „Harfenmädchen" (voll unſinniger Abentheuer) und das „Hirtenmädchen", welche Cramer nachfolgen ließ. Er ſchrieb noch eine Menge Romane dieſer Art, alles mehr oder weniger wilde Liebesgeſchichten, der braune Robert, das blonde Nantchen, Nettchens Hochzeit ꝛc.

Große Theilnahme fanden zu ihrer Zeit beſonders die politiſchen Romane Cramers. Der erſte war „Leben und Meinungen des Erasmus Schleicher" von 1789.

Erasmus Schleicher begegnet in der Rolle eines reiſenden Mechanikus dem alten General Grafen Jericho und intereſſirt ihn, noch mehr aber deſſen ſchöne Tochter Aurore. Sie macht ihn zu ihrem Vertrauten, aber nicht zum Liebhaber, denn das iſt ſchon ein gewiſſer Coralli, Diener ihres Vaters. Dagegen verhimmelt Schleicher mit einer gewiſſen Louiſe, obgleich ſie ihn einmal „aufs Maul ſchlägt" und „Affe" nennt. Als er zum Erſtenmale in ihren Armen geſchwelgt, will er „die Welt gegen den Mond ſprengen", ſo übermüthig iſt er geworden. Aber ſie läßt ihn wieder fahren und er tröſtet ſich bei einer gewiſſen Antonie, obgleich ſie ihn „Schurke" nennt. Aber auch Antonie gibt ihn auf und er genießt das ſchöne Schauſpiel, ſie mit einem Andern aufs Sopha fallen zu ſehen. Zum Ueberfluß erzählt er Auroren noch von einer älteren Liebſchaft zu einer gewiſſen Bianka, die auch nicht glücklich ausfiel. Endlich kommt Schleicher mit dem Fürſten in Berührung, iſt ſo frei, ihn auf allerlei in ſeiner Nähe waltende Ungerechtigkeiten aufmerkſam, findet aber für nöthig, ſich eben deshalb bald aus dem Staube zu machen. Unterwegs begegnet ihm der vacirende Hofnarr Yſop, ſein Seelenbruder. Sie reiſen zuſammen. Schleicher bekommt eine neue Liebſchaft in Seraphine. Nachher finden ſie den einſamen alten Piſo, der ein verbannter Fürſt und Coralli's Vater iſt. — Seraphine iſt in Mannskleidern entflohen, kommt mit Antonie zuſammen, wird von ihr für einen Jüngling gehalten und mit Liebe bedrängt, gibt ſich ihr daher zu erkennen. Nun wendet ſich die treuloſe Antonie wieder zu ihrem Ritter Harras. — Schleicher ſchlägt einen Mönch, wird in den Kerker der Kirche gebracht, aber vom alten Yſop, der zum Spaß unter die Räuber gegangen, befreit. Sie nehmen den alten Piſo mit, der ſeinen Sohn wieder findet. Der alte Jericho willigt in Aurorens Verbindung mit Coralli, ſobald in dem letzten ein Fürſtenſohn erkannt iſt. Die edle Seraphine tritt

ihren Schleicher einer gewiſſen Auguſte ab, die aufs heftigſte in ihn verliebt iſt, die Tochter des Miniſters von Hammer. Hammer ſelbſt gibt ihm ſeine Tochter, wie er ſagt, „als Biergeld“ und ſorgt dafür, daß Schleicher Landrath wird und alle Gelegenheit bekommt, der Menſchheit im Staat durch nützliche Reformen zu dienen. Seraphine wird durch Karl, einen Neffen Jericho's, entſchädigt. Alle ſind glücklich. Der Staat Sommerſett iſt von dieſem trefflichen Menſchen trefflich regiert. — Aurore und Coralli wohnen mit Piſo und Yſop bei dem alten Jericho auf dem Lande. Als ſie in die Reſidenz Palmira ziehen wollen, warnt ſie der alte Yſop vergebens. Die Folge iſt, daß der junge Prinz Hanno in der heftigſten Leidenſchaft für Aurore entbrennt. Der alte Yſop tritt öfter warnend und hindernd dazwiſchen, unter anderem reißt er einmal den Ofen in dem Zimmer ein, in dem ſie allein ſind. Endlich aber wird ſie doch von Hanno entehrt. Als es Coralli erfährt, ſchießt er auf den Prinzen, verwundet ihn aber nur in den Arm und muß flüchten. Aurore ſtirbt aus Gram. Schleicher wird wie alle Redlichen gezwungen abzudanken und wandert mit ſeiner geliebten Auguſte und dem alten Yſop aus. Harras folgt Coralli in den Krieg. Der alte Jericho iſt vor Gram geſtorben, eben ſo Piſo. Eine gewiſſe Henriette, welche Hanno ferner entehrt, vergiftet ſich. Als er nun auch von Aurorens Tod erfährt, geht der Prinz in ſich, ſtößt ſeinen Günſtling und Verführer Adelſon mit Fußtritten von ſich und zieht in den Krieg. Auf dem Felde der Ehre verſöhnt er ſich wieder mit Coralli. Schleicher aber kommt zu dem edeln Grafen von Trakinor und hilft ihm die Menſchen weiſe regieren und glücklich machen. Der alte Yſop ſtirbt bei ihm.

Im Jahr 1793 ſchrieb Cramer auch „Leben und Meinungen des Paul Yſop“ und 1794 die des „lahmen Wachtelpeters“, beide voll lüderlicher Geſchichten. Wieder etwas mehr politiſchen Charakter haben die „Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley“ (von 1797).

Wie Schleicher, ſo iſt auch der reiſende Baumeiſter Luley ein vacirendes Genie und Tugendprahler. Er kommt an den Hof, ſagt überall die Wahrheit, nennt Statuen und Bilder, die für Originale gelten, Copien, macht den Fürſten auf die Nachläſſigkeiten und Schlechtigkeiten im Staatsdienſt aufmerkſam ꝛc. und bekommt unzählige Feinde. Eben dadurch gewinnt er aber auch, wie Schleicher, die Herzen der Damen. Eine gewiſſe Bertha, der er bei der erſten Begegnung eine Raupe, die ihr den Buſen hinab unter das Kleid gekrochen iſt, herausſuchen hilft, wird ſeine Seelenfreundin, ſo wie ihr rauher, grimmiger, aber grundehrlicher Vater, der alte Oberſt Hartwig mit dem hölzernen Bein, ſein Seelenfreund. Sofort dreht ſich das Hauptintereſſe des Romans darum, daß die Hofſchranzen den Wahrheitsfreund nicht zum König laſſen wollen und alles Mögliche thun, ihm den Zutritt zu verſperren. Bald muß der König krank werden; bald bricht in dem Augenblick, in dem Luley bei

ihm eintritt, eine künſtlich zu dieſem Zweck angelegte Feuersbrunſt aus; bald läßt man den König verreiſen. Bald wird Luley ſelbſt heimlich aufgehoben und in eine Feſtung geſteckt, ohne daß es der König weiß, aber von Bertha und dem Oberſten wieder befreit. Bald wird ihm ein reizendes Mädchen zugeſchickt, die ihn verführen ſoll, was aber eben ſo wenig gelingt. Endlich wird die ſchöne Eliſe, die junge Gattin ſeines Freundes Walter, der bisher zurückgeſetzt in bitterer Armuth ſchmachtete, durch das Verſprechen ſeiner Erhebung beſtochen, den Luley auszuhorchen, ihn auf eine feine Weiſe durch Seelenliebe zur ſinnlichen hinüberzuführen und dann ſeine Geheimniſſe zu errathen, aus denen die Hofſchranzen eine Anklage herausſpinnen wollen. Aber Luley merkt es, läßt Eliſen bis zum Aeußerſten kommen und ſagt ihr dann ruhig: nun geh und verrathe mich! Das erſchüttert ſie aufs tiefſte. Luley triumphirt über alle ſeine Feinde durch — ein Gartenhaus, das er für einen Freund gebaut hat und das dem König überaus gefällt. Nun ladet ihn der König ſelber zu ſich, läßt ihn bauen und gibt ihm Gehör, ſo viel er will. — Inzwiſchen iſt eine gewiſſe Lindore mit einem Kinde von ihrem Liebhaber, Herrn von Engern, verlaſſen worden und Luley erfährt, dieſe Lindore ſey ſeine Schweſter, er ſelbſt ein geborener Freiherr von Sturm. Der alte Oberſt (warum nicht Luley?) fordert Engern, dieſer aber ſchießt mit der Piſtole in die Luft, bittet um Verzeihung und heirathet Lindoren. Luley heirathet Bertha, die Königin wird aber von den Hofſchranzen abgehalten, der Hochzeit, wie ſie wollte, beizuwohnen. Luley ſieht die höchſten Ehrenſtellen offen, glaubt aber die Welt doch nicht beſſern zu können und zieht ſich auf's Land zurück.

Cramer ſchrieb auch noch „Leben und Meinungen des Baron Hirkus", eine nicht üble politiſche Satire.

Hirkus iſt ein dummer und fader Edelmann, den ſeine Tante in der Jugend allerlei Vogelſtimmen hat nachahmen lehren, wodurch er in vornehmen Geſellſchaften amuſirt, der in Hofämtern aufſteigt und, nur um Andern, die angeſtellt ſeyn wollen, Platz zu machen, immer höher geſchoben und am Ende ſogar Miniſter wird. Nachdem er penſionirt iſt, unterhält er ſich mit einem reducirten Hofſchneider, der kein Blatt vor den Mund nimmt, über ſeine intereſſante Laufbahn.

Chriſtian Heinrich Spieß, ein Wirthſchaftsbeamter in Böhmen, ahmte Cramer nach.

Sein Mäuſefallen- und Hechelkrämer (von 1792) iſt ein in Deutſchland mit Mäuſefallen herumziehender Savoyarde, aber in ſeinem ärmlichen Kleide ein Genie, kommt mit vornehmen Leuten in Verbindung und macht eine glückliche Heirath. In dieſem Buche kommen einige erheiternde idylliſche Bilder vor. Die erſte Begegnung des im Walde verirrten Savoyarden mit Emilien,

die ſich in einer Bauernhütte die ſchönen Haare kämmt und ſpäter die zärtliche Verfolgung des Fliehenden durch eben dieſe Emilie, iſt ein friſches Naturbild.

In ſeinen „Deutſchherren"

iſt die Heldin Hannchen eine Schinderknechtstochter, die ihres Standes wegen durch Verachtung bis zum Tode gequält wird, weil ſie ſelbſt das Geheimniß ihrer unehelichen Geburt aus vornehmem Stande aus Edelſinn verſchweigt.

Ganz grell ſind ſeine Biographien der „Selbſtmörder", dito der „Wahnſinnigen" und „ſeine Reiſen durch die Höhlen des Unglücks" (gräßliche Criminalgeſchichten).

„Cecilie oder die gottloſe Tochter", ein zu Leipzig 1763 gedruckter Roman, iſt merkwürdig als Vorbild der modernen franzöſiſchen Schule.

Die Heldin iſt ein emancipirtes Weib, welches, erſt 18 Jahre alt, Verbrechen über Verbrechen häuft, in allen Laſtern ausſchweifend, ihren Gatten, ihre Eltern, alle Umgebungen ruinirt und zuletzt in Nordamerika unter die Cannibalen geräth, die ihrer vertrauteſten Freundin und Mitſchuldigen die Brüſte abſchneiden und freſſen, ſie ſelbſt aber nur verſchonen, weil ſie, indem ſie nackt und zitternd unter den keulenſchwingenden Wilden ſteht, den Leib voll Spuren einer ekelhaften Krankheit zeigt. Ihr Fleiſch iſt zu unrein, um verzehrt werden zu können. Das rettet ihr das Leben, aber ſie ſtirbt bald darauf im äußerſten Elend.

Nicht minder merkwürdig iſt „Aurelie von Waldenborn", ein anonymer Roman von 1797.

Aurelie, die Maitreſſe eines Fürſten, gibt ſich ihm blos deßhalb hin, um ihn im Sinne und aus Auftrag eines geheimen Tugendbundes zu leiten, daß er das Land gut regiere und die Unterthanen beglücke.

3.

Die Poeſie des Egoismus.

Sowohl die Natürlichkeitsſchwärmerei, als der Sturm und Drang mußten eine egoiſtiſche Richtung der Dichter fördern.

Die beſcheidenen Dichter, die zuerſt die Natürlichkeit empfahlen, Haller, Brockes, Kleiſt, hielten ſich nur an die äußere Natur und verloren ſich in ihrer Bewunderung. Nach und nach aber machten die

Dichter auch ihre innere Natur geltend und ſetzten ſich über alles Herkommen und Geſetz hinweg, um die angeblich wahre, bisher nur unterdrückte Natur zum Durchbruch kommen zu laſſen. Das hing genau mit dem Sturm und Drang zuſammen. Man wollte ſich über das Gemeine erheben, ein Genie ſeyn und ſchlug nach allen Seiten aus. Es gab auch unter dieſen Grobianen noch beſcheidene Geiſter, die für etwas Allgemeines ſchwärmten, für die Menſchheit, für die Freiheit, für die Wahrheit, für die Kunſt ꝛc., aber auch Selbſtlinge, welche die Mode der Zeit keck ausbeuteten, nur um von ſich reden zu machen, nur um ſich bewundern zu laſſen und ſo viel Lebensgenuß als immer möglich daraus zu ſchöpfen. Im Grunde waren alle dieſe neuen Genies nur Epikuräer gleich Wieland, aber ſie waren noch eitler, ſie verlangten nicht blos Sinnengenuß, ſondern auch Vergötterung. Die Religion war abgeſchwächt, in den gebildeten Ständen faſt vergeſſen, der Nationalgeiſt in allen politiſchen Aeußerungen gelähmt, gebunden oder tief eingeſchlummert, es war alſo damals möglich, das öffentliche Intereſſe geiſtreichen Egoiſten zuzuwenden und ſie als Schooßkinder der Zeit zu liebkoſen. Dichter dieſer Art genoſſen das Vorrecht von ſchönen Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, für die man ſich lebhaft intereſſirt, wenn man Muße dazu hat und nicht von wichtigeren und höheren Dingen in Anſpruch genommen iſt.

Die Poeſie des Egoismus war zunächſt eine wenn auch unwillkührliche, doch aufs künſtlichſte ausgebildete Koketterie mit dem Publikum. Sie ging darauf aus, nicht für irgend welchen Gegenſtand der Dichtung, ſondern ausſchließlich für den Dichter einzunehmen, ſo wie eine Schauſpielerin nicht will, daß das Publikum ſich für das Stück intereſſire, ſondern daß es ſich in ihre Perſon verliebe. Der Dichter ſtellte ſich auf den Standpunkt des Virtuoſen, er wollte nicht mehr durch den Inhalt ſeiner Werke erſchüttern, rühren oder erheitern, ſondern nur durch ſein perſönliches Talent bezaubern. Cultus des Genius war hier die Loſung.

So weit es möglich war, wurde dieſer Cultus auch der ſterblichen Hülle des Dichters, ſeiner perſönlichen Schönheit und ſo recht eigentlich ſeinem Fleiſche dargebracht. Da dies jedoch nur im engeren Kreiſe geſchehen konnte, mußte das Herz dem Fleiſche zu Hülfe kommen. Daher das charakteriſtiſche Kennzeichen dieſer ganzen neuen Gattung von Poeſie die „ſentimentale Donjuanerie“. Die erkünſtelte Sentimentalität, die Affec-

tation von Seelenrührung und Seelenſchmerz, unterſcheidet die neue Schule von der älteren franzöſiſchen, oder mit zwei Worten Göthe von Wieland.

Ich ſage Affectation, weil Göthe nicht wirklich empfindſam war, ſondern immer nur mit ſeinen Leſern kokettirte. Es gab eine Herzkrankheit der Zeit, eine Herzenserweiterung, durch welche die unglücklichen Dichter dahin gebracht wurden, ſich einzubilden, ihr Herz ſey zu groß für die Welt, die Welt zu klein für ihr Herz. Es ging ein bis heute noch forthallender Klageton ſ. g. Dichterſchmerzen durchs deutſche Land, denn je höher ſich die Dichter ſchraubten, deſto weniger paßten ſie zur Wirklichkeit und hielten ſich dann für verkannt. Es gab auch einen Herzensdurchfall, eine Proſtitution des Herzens in Kotzebue'ſchen Stücken und Lafontaine'ſchen Romanen. Aber das alles paßt auf Göthe nicht. Dieſer vornehme Geiſt war zu gemüthlos, um Schmerzen zu fühlen, deren Schilderung ihm nur Behagen gewährte und Ehre brachte, und zu klug und geſchmackvoll, um ſich zu proſtituiren. Er putzte ſich ſo ſchön als möglich heraus. Ihn in der günſtigſten Beleuchtung zu zeigen, war das Geheimniß ſeiner Poeſie wie ſeines Empfangzimmers. Aber er war doch kein Gott, ſondern nur ein eitler Selbſtling.

Göthe nahm bekanntlich am Unglück der deutſchen Nation zur Zeit Napoleons nicht den mindeſten Antheil. Während die Tiroler bluteten, ſchrieb er ſeine Wahlverwandtſchaften. Im Jahr 1811 beſang er lobpreiſend Napoleon und hielt ſich noch von der Begeiſterung des Jahrs 1813 fern, ohne ſie mit einem einzigen Liede, ja nur mit einem Worte gut zu heißen. Erſt nach der Einnahme von Paris ließ er ſich bewegen, des „Epimenides Erwachen", eine kühle Allegorie, zu ſchreiben, um ſich dem patriotiſchen Ton, den damals ſelbſt die Höfe angenommen hatten, anzubequemen. Was, ſchien er zu denken, braucht Deutſchland Freiheit oder Einheit! es hat ja mich. Aber das Ideal, was Göthe in ſeinem Spiegelbilde dem deutſchen Volke aufſtellte, war des alten großen Volkes nicht würdig.

War einſt der treue und beſcheidene, aber ſtarke und herrliche Held, Jüngling oder Mann, jedenfalls in „grozer Arebeit" bewährt, kraft ſeines tapfern Armes und Gemüthes durch große Gefahr ſich durchkämpfend, das Ideal der deutſchen Poeſie geweſen, ſo trat ihm jetzt ſein Gegenbild gegenüber in einem weichlichen Wollüſtling, der an nichts dachte, als an Leib und Seele

behaglich zu genießen, in einem ſentimentalen Don Juan, den hauptſächlich Göthe zum eigentlichen Helden der modernen Poeſie ſtempelte. Nur in der tiefen Erniedrigung deutſcher Nation unter fremde Herrſchaft, unter den Einfluß fremder Bildung, fremder Sitte, bei gänzlicher Vaterlandsvergeſſenheit und Entſittlichung war es möglich, den Egoismus, die gemeinſte Eitelkeit und Sinnlichkeit zum männlichen Ideal der Poeſie zu erheben. Hinter allen Helden der Göthe'ſchen Dichtung, Werther, Wilhelm Meiſter, Fauſt, Egmont, Weißlingen, Ferdinand in der Stella, Clavigo, Taſſo ꝛc. ſteckt nichts anderes als ein ganz gemeiner, nur ſentimentaler Don Juan, der in unerlaubter Weiberliebe den Kitzel nicht nur des Fleiſches, ſondern insbeſondere der Eitelkeit zu befriedigen ſucht und dabei den Leidenden, von Gott und der Welt Unbefriedigten ſpielt und ſich für etwas ſo Koſtbares gehalten wiſſen will, daß die Welt eigentlich ſeiner nicht werth ſey. Alle dieſe Helden ſind Schwächlinge, die nur groß thun, und ihre Einführung in die Poeſie war nur in Deutſchlands niederträchtigſter Zeit möglich.

Wir ſind dem aus einer reichen Bürgerfamilie in Frankfurt am Main herſtammenden, ſpäter geadelten Weimar'ſchen Geheimenrath Johann Wolfgang von Göthe ſchon öfter begegnet, da er vielſeitiger als irgend ein anderer deutſcher Dichter ſich in den verſchiedenſten Manieren als Meiſter zu zeigen liebte. Wir kennen ihn als Dichter der meiſterhafteſten aller den Griechen nachgebildeten Tragödien, Iphigenia (S. 70), als Dichter der berühmten Idylle Dorothea (S. 85), des berühmteſten aller empfindſamen Romane, Werther (S. 107) und einiger lüderlicher Stücke, Stella, die Mitſchuldigen ꝛc. (S. 121). Jetzt müſſen wir in die geheimſte Werkſtätte ſeines Geiſtes eindringen, um ihn als Maler ſeiner ſelbſt, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der ſeine eigene Statue auf den Altar ſtellte, um ihr zu räuchern und zu opfern.

Ehe ſich Göthe zu dieſem Cultus der Eitelkeit entſchloß, fühlte er eine gewiſſe Scham, die er erſt überwinden mußte. Er überwand ſie aber, indem er ſich ihrer im „Clavigo" entledigte. In dieſem merkwürdigen Trauerſpiel, welches er 1774 in Proſa und noch ganz im Ton der nur zwei Jahr früher erſchienenen Emilia Galotti von Leſſing ſchrieb, ſtellt er zum erſtenmal ſein eigenes Spiegelbild, den eiteln genußſüchtigen Dichter, den ſentimentalen Don Juan auf die Bühne, aber mit gewiſſen-

hafter Scheu. Noch fällt es ihm nicht ein, ihn zu hätſcheln und zu ſchützen und (wie ſpäter im Fauſt) trotz aller ſeiner Sünden und Erbärmlichkeiten in den Himmel zu erheben; es iſt ihm aus ſeiner Kinderzeit noch erinnerlich, daß es einen Gott gibt, der die Sünde verbietet und beſtraft.

Clavigo hat ſich in der Zeit, in der er noch unbedeutend im Leben daſtand, in die ſchöne Marie, Schweſter des berühmten Dichter Beaumarchais, verliebt, ſie aber nachher im Glück verleugnet und verlaſſen. Der Gram zieht ihr die Schwindſucht zu. Ihr bekümmerter Bruder kommt nach Madrid, erfährt alles und ſchreckt den poetiſchen Schwächling ſo, daß derſelbe ſich erbietet, Marie zu heirathen. Aber ein Freund ermuthigt ihn, dieſer Schwäche wieder zu entſagen und ſein Anſehen bei Hofe zu benützen, den läſtigen Schwager zu entfernen. Darüber bricht Marien das Herz, aber an ihrem Sarge, bei dem der Zufall den treuloſen Clavigo mit Beaumarchais zuſammenführt, kommt es zwiſchen beiden zum Kampf und Clavigo fällt.

Allmählig aber geht dieſer Rechtsſinn bei Göthe verloren. In ſeinem Trauerſpiel „Egmont“ von 1788 geht der ſentimentale Don Juan, denn Graf Egmont iſt hier wieder nichts anderes, zwar noch zu Grunde, aber nicht ohne eine Apotheoſe.

Graf Egmont, ein großer niederländiſcher Herr, mit dem Prinzen von Oranien und Grafen Horn Haupt der Patrioten, die ſich der ſpaniſchen Tyrannei widerſetzen, dazu verheirathet, denkt doch an weiter nichts, als ſeine heimliche Maitreſſe, das ſchöne Clärchen, und ſie, dem Volk angehörig, welches damals in den Niederlanden eine ſo große und furchtbare Rolle ſpielte, denkt auch an weiter nichts als an ihren lieben Grafen und ſpielte mit ſeiner Ordenskette, in kindiſcher Eitelkeit ſeine eigene nährend. Endlich kommt der grauſame Alba und Egmont läßt ſich, nur ſo nebenbei, als liege ihm gar nichts dran, abfangen, einkerkern und hinrichten, denn er denkt doch nur an ſein Clärchen und dieſelbe erſcheint am Schluß als Genius, um ihn als Volksheiland und politiſchen Welterlöſer zu krönen.

Man kann kaum etwas, was alberner wäre, erſinnen. Aus dieſer Auffaſſung des Volks und der Verfechter ſeiner Freiheit erkennt man den tiefen Gegenſatz Göthe's gegen Schiller, der niemals ein ſo vornehmes Spiel mit dem Volke ſpielen zu wollen ſeinem Gewiſſen abgewonnen hätte.

Schon in ſeiner Jugend hatte Göthe zwei kleine Stücke „Künſtlers Erdenwallen und Künſtlers Apotheoſe“ geſchrieben, worin alles Intereſſe ſich um die Noth, das Verdienſt, den Lohn und Ruhm des Künſtlers dreht. In dem durch ſeine herrliche Sprache, gleich der in der Iphigenia,

mit Recht geprieſenen Schauſpiel „Taſſo“ von 1790 faßt Göthe den Künſtler von ſeiner anſpruchsvollſten Seite auf, als den eine Prinzeſſin liebenden italieniſchen Sänger Taſſo, den die Prinzeſſin wieder liebt. Muß er auch hier dem Weltlauf nachgeben und den Taſſo troſtlos ſterben laſſen, ſo läßt er es doch auch bei ihm an der Apotheoſe nicht fehlen. Das ganze Stück iſt darauf berechnet, allen Prinzeſſinnen in der Welt nahe zu legen, daß ſie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, ſondern verliebte Dichter lieben ſollen.

Das Stück iſt bewundernswürdig ſchön geſchrieben, aber alles iſt nur Geſpräch, Act ohne Handlung. Der unglückliche Taſſo liebt vergebens und wird vergebens geliebt, die Staatsraiſon ſteht unerbittlich zwiſchen ihnen. Ihm bleibt nur der Troſt, Schonung zu finden auch bei denen, die ihn verdammen, und das Bewußtſeyn, der ſchönen Fürſtin Eleonore nicht gleichgültig geblieben zu ſeyn.

Wie zart dieſe Liebe hier aufgefaßt iſt, ſo guckt doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus.

Die Liebe des Dichters zur Prinzeſſin verwandelt ſich einige Jahre ſpäter (1794) in dem berühmten Roman Göthe's „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ in die Liebe eines bürgerlichen jungen Kaufmanns zu einer Gräfin, nimmt den Charakter vollkommener Ruhe und Behaglichkeit an und endet nicht nur mit der Befriedigung ſeiner Wünſche, ſondern zeigt uns auch ein wahres Jagen, Rennen und Turnieren der Damen, vornehm und gering, alt und jung, um den allgeliebten ſentimentalen Don Juan — Wilhelm, während ſich dieſer ſelbſt nicht die geringſte Mühe zu geben braucht. Eine ſolche Umkehr der altdeutſchen Ritterſitte, ein ſolches Buhlen der Weiber um den Mann war in der Poeſie vorher noch nicht vorgekommen und charakteriſirt vollkommen die Verkehrtheit des Standpunkts, auf welchen Dichtereitelkeit ſtellt.

Wilhelm Meiſter, ein junger Kaufmann, hält erſt mit einer jungen Schauſpielerin zu, will ſich dann ſelbſt dem Theater widmen und geſellt ſich einſtweilen zu einer wandernden Truppe, bei der er wegen ſeiner Wohlhabenheit und Schönheit wohlgelitten iſt. Beſonders buhlen die Frauenzimmer um ihn, unter denen ſich die luſtige Philine durch ihre liebenswürdige, obgleich etwas unreinliche Natürlichkeit und das Kind Mignon durch den zauberhaften Reiz des Unnatürlichen auszeichnen. Mignon iſt die Frucht eines Inceſtes zwiſchen Bruder und Schweſter, geräth ſchon als Kind unter Seiltänzer, kommt mit ihnen aus Italien und bewahrt in ihrem Elend eine höchſt poetiſche

Sehnſucht nach der ſchönen Heimath ihrer Kindheit. Aber weder Philine noch Mignon können Wilhelm feſſeln, den einige hochgräfliche Damen von hoher Schönheit und hoher Bildung viel mächtiger anziehen, bis er eine derſelben zu heirathen ſo glücklich wird. Mignon ſtirbt an früh gebrochenem Herzen, Philine wird außerehelich ſchwanger und iſt ganz luſtig dabei. In einer großen Menge Nebenperſonen entwickelt Göthe ſein darſtellendes Talent und ſeine Menſchenkenntniß. Das Myſtiſche in den ſogenannten Lehrjahren ſeines Helden iſt durchaus nur gemacht und hat kein inneres Motiv weder in ſeinem Charakter, noch in ſeiner Lage. Der Dichter braucht dieſen Nothbehelf mit einigem freimaureriſchem Apparat nur, um die Mißheirath Nataliens mit ihm weniger grell erſcheinen zu laſſen. Er iſt unausſtehlich kokett und läßt ſich immer nur das Liebkoſen der Weiber um ihn gefallen, ohne irgend thätig einzugreifen oder nur ein lebhaftes Intereſſe zu zeigen. Das beſte am ganzen Roman iſt das trefflich gezeichnete Leben der herumziehenden Truppe. Doch iſt dieſe Schilderung Skarrons komiſchem Roman mehr oder weniger nachgebildet.

Später hat Göthe noch „W. Meiſters Wanderjahre“ geſchrieben, worin der arme Wilhelm immer mehr zum Philiſter hinabſinkt, indem ihn wegen ſeines bisherigen genußreichen Müßiggangs das Gewiſſen zu rühren ſcheint und er „nützlich“ werden möchte. Dabei entwickelt er wahrhaft alberne Erziehungspläne mit einem durch Philoſophie und Humanitätsempfindſamkeit zuſammengebackenen Polytheismus, in welchem Apollo neben Abraham verehrt, die chriſtliche Religion aber „als Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten und Fliehenswerthen“ nur geduldet werden ſoll, wie etwa Henkerbilder und Karikaturen in einer Gallerie neben den ſchönen und anziehenden Bildern. Die dem W. Meiſter angefügten „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ ſind in ihrem pietiſtiſchen Charakter begreiflicherweiſe eine Affectation Göthe's, oder ein Verſuch, im Ton Lavaters und Jung-Stillings zu ſchreiben, eine eigentlich nur ironiſch gemeinte Stylübung.

In Göthe's „natürlicher Tochter“ hat man die allerdings darin liegende politiſche Idee zu wichtig genommen. Der Uebergang der Heldin zum bürgerlichen Leben iſt doch vom Dichter nur als pſychologiſches Problem gelöst worden und die darin liegen ſollende Allegorie auf die franzöſiſche Revolution allzu verſteckt. Das Hauptintereſſe lag hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorſtellung einer zum Bürgersſohn herabſteigenden Prinzeſſin.

Göthe's poetiſcher Egoismus gipfelte im Fauſt. Das iſt ſeine

letzte große Dichtung, an der er die beste Zeit seines Lebens fortgearbeitet hat, denn das erste Fragment erschien 1786, die Fortsetzung 1808, der zweite Theil erst 1831. Da die großartige Legende von Dr. Faust (vgl. Theil II. S. 191) schon vor dreihundert Jahren in sich abgeschlossen und vollendet war, würde es als eine grobe Anmaßung Göthe's, wie der zwei Duzend andern modernen Faustdichter erscheinen, sich an denselben Stoff gewagt zu haben, wenn sie nicht der Zeitgeist dazu gewissermaßen berechtigt, ja sogar aufgefordert hätte. Denn in einer Zeit, in welcher man Gott selbst leugnete, um nur das eigne Ich anzubeten, und die Offenbarung selbst von einer spöttischen und wahnsinnigen Kritik verfälscht und zum Nutzen des eiteln Ich mißdeutet wurde, konnte auch die tiefsinnige Faustsage der Verfälschung und Mißdeutung zu gleichem Zwecke nicht entgehen. Und zwar um so weniger, als die Legende im Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der Kirche führte, personificirt hatte. Im Boden dieser Kirche wurzelnd hatte die Legende den Fall des Faust mit dem Falle des Lucifer verglichen und das eritis sicut deus auf ihn angewendet. Vom Gesichtspunkt der modernen Aufklärung aus mußte nun begreiflicherweise versucht werden, diese Schmach von Faust hinwegzunehmen und ihn als straflos, ja als triumphirend aufzufassen. Man dachte sich ja das Christenthum als einen überwundenen Standpunkt, die Kirche als niedergeworfen und besiegt, den Geist kirchenfeindlicher Wissenschaft und Bildung aber, den Faust schon nach der Legende vertrat, als den nicht überwundenen, sondern als den für jetzt und alle Zukunft zur Herrschaft berufenen. Das erklärt hinlänglich die Wendung, welche Göthe seinem Gedicht gegeben hat und mit dem auch die meisten andern neueren Faustdichter übereingestimmt haben und übereinstimmen mußten.

Obgleich der erste Theil insofern noch der ursprünglichen Sage treu bleibt, daß er noch die Macht des Teufels und die Verdammniß des Faust voraussetzt, ist er doch schon bedeutend von wesentlichem Inhalt und Geist der alten Sage abgewichen, indem er von dem unersättlichen Wissensdurste des Faust absieht und gleich einen Don Juan aus ihm macht. Man sollte meinen, von dem Augenblick an, in welchem Faust sich alle Zauberkräfte der Hölle unterworfen hat, in welchem es ihm frei steht, die weitesten Räume blitzschnell zu durchreisen ꝛc., würde er nun dieser Gaben sich bedienen, um seinen Wissens- oder vielleicht auch Thatendrang zu stillen. Allein das thut er nicht. Er thut vielmehr nur Dinge, zu denen es gar keiner höllischen Zauberkräfte, keiner

Luftflüge und desgleichen bedarf. Er verführt ein unſchuldiges Mädchen. Das iſt alles. Dabei fällt er von der Höhe ſeines Geiſtes in die gewöhnlichſte Sentimentalität und verliebte Weinerlichkeit, wozu es durchaus nicht der außerordentlichen Erſcheinung eines Fauſts bedarf. Für dieſe Schwäche und Weichlichkeit des Hauptcharakters kann alles Geiſtreiche in den Nebenparthien und auch der trefflich gezeichnete Mephiſtopheles nicht entſchädigen.

Göthe hat ſo lange an ſeinem Fauſt gearbeitet, weil er darin ſeinen eigenen Egoismus immer fortgeſponnen und ſich zum Bewußtſeyn gebracht hat. Daher die mancherlei Phaſen und auch Widerſprüche in Fauſts innerer Entwicklung und das kokette Ende mit komödienhaften Selbſttäuſchungen. Hier in gedrängter Skizze der Inhalt des zweiten Theils:

Fauſt ſchläft. Geiſter umtanzen ihn. Er erwacht geſtärkt. Er blickt mit neuem Muth ins Leben, deſſen Sturm ein Etwas in ihm niemals überwältigen kann.

Mit dieſer feſten Ueberzeugung, daß nichts, ſelbſt nicht die Hölle ihn zu überwältigen vermöge, ſtürzt er ſich aufs neue in den Strom des Lebens. Er kommt, begleitet von Mephiſtopheles, an den Kaiſerhof. Zahlreiche Anſpielungen auf die moderne Politik. Die Erſchaffung des Papiergelds als ein Zauberſtückchen Mephiſtos ꝛc. Der durch alle dieſe Zauberei geblendete und unerſättliche Kaiſer verlangt, daß Fauſt die ſchöne Helena aus der Unterwelt heraufbeſchwöre. Es geſchieht, aber Fauſt wird von ihrer Schönheit ſo ergriffen, daß er auf das Zauberbild zuſtürzt. Es entweicht und er ſtürzt ſinnlos zu Boden. — Wir finden ihn wieder in ſeiner alten Wohnung, noch erſtarrt. Mephiſtopheles ſchnüffelt umher.

So wie Mephiſtopheles ſich wieder in den Profeſſorsornat geworfen hat, erſcheint auch jener alte Schüler aus dem erſten Theil des Fauſt wieder, er iſt aber inzwiſchen Baccalaureus und wie ein Hegelianer allwiſſend geworden, bruskirt den Teufel und geht ſtolz ab.

Auch Wagner tritt wieder auf. Er iſt eben beſchäftigt, durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu deſtilliren, und der Homunculus kommt wirklich zum Vorſchein. Der Kleine geberdet ſich, ſeiner Entſtehungsart würdig, als ein durchaus fertiges, ſelbſtſtändiges, frei waltendes Weſen, lacht den Vater Wagner aus, rümpft ſelbſt über den Teufel die Naſe und arrangirt allein, was jetzt mit Fauſt angefangen werden ſoll. Was iſt dieſer Homunculus in den Augen des Dichters? Das Geſchöpf der Einbildungskraft, der Geiſt des Traums, der ſeinen Urheber ſelbſt überwältigt und willenlos mit ſich fortreißt; Mephiſtopheles ſagt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Kreaturen, die wir machten.

Zunächſt iſt in dem Homunculus die durch das Bild der ſchönen Helena

ins Claſſiſche fixirte Imagination Fauſts repräſentirt oder perſonificirt. Daher ſagt auch der Kleine, indem er den Teufel bei Seite ſtößt und ſich zu Fauſts Führer aufdrängt:

Du (Teufel) aus Norden,
Im Nebelalter grau geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!

Kurz der Homunculus führt Fauſt in die griechiſche Mythenwelt, deren antike Geſtaltenfülle die claſſiſche Walpurgisnacht aus dem goldnen und elfenbeinenen Traumthor zugleich hervordrängt. Die Wahrheit dieſer antiken Welt iſt immer nur die Wahrheit eines Traums, den Fauſt träumt, Fauſt, der ſchon lange vor ſeinem Bündniß mit dem Teufel für griechiſche Trauerſpiele ſchwärmte und jetzt für Helena, das ſchönſte Weib der Erde, entzündet iſt. So kann, ſo muß Fauſt träumen. Die ganze claſſiſche Walpurgisnacht erklärt ſich nur aus der unwillkürlichen Erinnerung an die romantiſche Walpurgisnacht, die ſich in den Traum beſtändig einmiſcht. Auch die phantaſtiſche Erzeugung eines Sohnes mit der ſchönen Helena trägt durchaus den Traumcharakter. Endlich erſcheint der Teufel ſelbſt ſo fremd in dieſer griechiſchen Welt, daß man nicht ihn ſelbſt, ſondern nur ſein Bild in Fauſts claſſiſchem Traum erblickt.

So phantaſtiſch dieſer Traum begonnen, endet er auch, zerplatzt gleichſam und wir finden Fauſt von einer Wolke getragen auf einem hohen Berge wieder. Die Wolke (der Traum) verſchwindet, und auf dem Gipfel des Gebirgs erhebt ſich Fauſt zu edlen, hohen, reinen Entſchließungen. Alle ſeine Erinnerungen, Helena-Gretchen, fließen zuſammen, ſtimmen ihn wehmüthig und ſtärken ihn doch in ſeiner jetzt viel beſonneneren, nur auf Edles gerichteten Willenskraft.

Mephiſtopheles kommt. Fauſt läßt ſich durch ihn nicht irren, ſondern fordert von ihm zum Erſtenmal zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, etwas Nützliches zu thun.

Der Kaiſer erſcheint wieder, in Krieg begriffen. Fauſt verſchafft ihm durch Zauberkünſte den Sieg und erhält dafür zum Lohn den Theil des Meeres, dem er durch Austrocknung und Dünen feſtes Land abgewinnen will. Dieſes Werk wird vollbracht, aber nun bekommt Fauſt aufs neue Langeweile und üble Laune und die Fliege an der Wand ärgert ihn. Die alte Hütte und das Gärtchen, worin Philemon und Baucis wohnen, ſtören ſeine neuen Anlagen, ſtehen ihm im Wege. Erſt will er ſchonend gegen ſie verfahren, dann aber fällt er in die alte Deſpotenlaune und Mephiſtopheles verdirbt ſie. Da ſtellt ſich zum erſtenmal ſtatt des unruhigen Dranges, der ihn bisher vorwärts getrieben, die ſtill daheim ſitzende Sorge bei ihm ein. Um ſich von ihr zu befreien, ſich Zerſtreuung zu verſchaffen, läßt er einen ungeheuern Palaſt erbauen und das Land ringsum in ein Paradies für ein thätiges und freies Volk umſchaffen.

Aber dieſer Augenblick iſt ſein letzter. Der Augenblick, in dem er durch ſeinen Egoismus Andern dient, gibt ihm den Tod. Und dadurch wird zugleich die Rettung motivirt. Mephiſtopheles ſammelt die hölliſchen Schaaren um ſich, um ſich der Seele des Fauſt zu bemächtigen, ſobald ſie dem Körper entſchweben wird. Aber da kommen die Engel vom Himmel herab und ſtreuen Roſen auf das Grab.

Mephiſtopheles ſtutzt, mißgeberdet ſich, aber der Engel Gegenwart bezaubert ihn, macht ihn ohnmächtig und verführt ihn. Das Gefühl, das ſie in ihm bewirken, wird vermöge ſeiner ſchmutzigen Natur ſogleich thieriſche Wolluſt, und durch das Mittel, durch das er Fauſt betrog, wird er nun ſelbſt betrogen. Während er wie ein Satyr auf die ſchönen Engel gafft, entführen ſie ihm die Seele Fauſts.

Den Schluß macht die Apotheoſe mit Chören von Heiligen und Engeln im theatraliſchen Brillantfeuer. Ohne Reue und Buße fährt Fauſt gen Himmel, wo er übrigens weder Gott den Vater, noch Sohn, noch Geiſt, ſondern nur Maria findet, mit den Schlußworten:

Das ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Man iſt ſo einfältig geweſen, in dieſem Schluß eine Huldigung für den katholiſchen Glauben ſehen zu wollen. Aber Maria iſt hier nur auf unwürdige Art herbeigezogen und mißbraucht zu einer Huldigung, welche der eitle Dichter lediglich ſich ſelber bringt.

Der Grundgedanke iſt: Fauſt verfällt dem Teufel nicht, weil es gar keinen Teufel gibt, weil der Teufel nur ein Spiel der Einbildungskraft iſt. Auch bedarf er, um in den Himmel zu kommen, keiner Reue und keiner Buße, weil auch die Hölle, weil die himmliſchen Heerſchaaren ſelbſt nur ein Spiel der Einbildungskraft ſind. Das menſchliche Ich, welches ſich mit dieſen Einbildungen beſchäftigt, ſteht über beiden. Im Menſchengeiſt allein liegt das Stätige, Ewige, Unüberwindliche. Das Hölliſche, wie das Himmliſche in Göthe's Fauſt, beides iſt nur allegoriſch zu verſtehen. Der Teufel und Maria bilden nur die Schildhalter ſeines koſtbaren Ich. Eigentlich ſollte nicht Maria, ſondern Gott ſelbſt den Gegenſatz zum Teufel bilden, aber er iſt am Schluß des Göthe'ſchen Gedichts abweſend, gar nicht vorhanden. Das darf man ſich nun nicht etwa erklären als eine letzte Scham und Scheu Göthe's vor Gott, ſondern es verſteht ſich von ſelbſt, wenn man erwägt, daß Göthe in ſeinem „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ ſeinen Glau-

ben an ein nicht männliches, ſondern weibliches Princip des Guten und Schönen beurkundet hat. Dieſes weibliche Princip iſt aber nicht Gott. Gott iſt überhaupt niemand als Fauſt ſelbſt, Göthe ſelbſt, das menſchliche Ich ſelbſt, welches ſeiner mephiſtopheliſchen Seite ſich entzieht, um ſich in der marianiſchen wohl ſeyn zu laſſen. Das ganze Gedicht iſt eine reine Allegorie, die Apotheoſe des Ich.

v. Eichendorff (deutſcher Roman S. 210) und Doſterzee in einer eignen Schrift über Göthe (1858) haben bereits nachgewieſen, wie Göthe ſelbſt ſich einen „decidirten Nichtchriſten“ nannte, wie er das Chriſtenthum zu den ihm widerwärtigſten Dingen, wie Tabak, Knoblauch und Hundegebell zählte, wie er das Chriſtenthum für einen „Raub“ an der Menſchheit erklärte, ſofern man „allem Geflügel die Federn ausrupfte, um allein den Paradiesvogel (d. h. Chriſtus) damit zu ſchmücken,“ das „Einreich Chriſti“ ſey ein Irrthum, es gebe nur eine „von Gott eingeſetzte Ariſtokratie“, und zu dieſen Geiſterfürſten, in denen ſich Gott ſelbſt offenbart, gehöre natürlich er, Göthe, vor allen. Einer Notiz von Arndt (Meine Wanderungen mit Freiherrn von Stein 1858 S. 232) zufolge erzählte der Großherzog von Weimar einmal öffentlich, der „weichſchaalige“ Göthe habe ſich eingebildet, ſeine eigene Perſönlichkeit werde nach dem Tode „durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen.“ Das ſtimmt ganz mit dem „Ewig Weiblichen“ am Schluſſe ſeines Fauſt. Es iſt die Religion des wollüſtigſten Egoismus.

Jetzt erſt ſcheint es mir paſſend, alle andern modernen Fauſtdichtungen vergleichend an die Göthe'ſche anzureihen. Unter allen Neuern hat es Leſſing zuerſt unternommen, die Fauſtſage in einem Drama umzuarbeiten, allein er führte ſeinen Vorſatz nicht aus und ſchrieb nur zwei Scenen, aus denen hervorgeht, daß jedenfalls der Teufel zu kurz kommen ſoll.

In der erſten Scene, die uns nur von Engel in einem Briefe von Leſſings Bruder aufbewahrt iſt, verſammeln ſich die Teufel in den Trümmern einer Kirche (ſehr gut!) und berathſchlagen, wie dem durch und durch feſten und mannhaften Fauſt beizukommen ſey? Die Entſcheidung fällt dahin aus, daß nur ſein ungemeſſener Wiſſensdurſt eine Blöße darbiete. Dabei wollen ſie ihn packen. Aber ein Engel ſchwebt vorüber und verkündet voraus, daß ihnen der Sieg nicht gelingen werde. Wenn das Leſſing wirklich ſo gedacht hat, und wir dürfen an Engels treuer Auffaſſung nicht zweifeln, ſo ſchwebte ihm wohl

etwas vor, wie es ſpäter Göthe ausgeführt hat. Der Berichterſtatter fährt fort, Leſſing habe beabſichtigt, den Fauſt durch ſeinen Schutzengel in Schlaf verſenken und den Teufeln, die ihn verſuchen wollen, ein Scheinbild des Fauſt Preis geben zu wollen. Das würde noch deutlicher beweiſen, daß Leſſing, ſo gut wie Göthe, ſeinen Fauſt auf alle Art in Schutz zu nehmen bereit geweſen iſt. Die einzige noch ausgearbeitete Scene des Leſſing'ſchen Fragments iſt dem Puppenſpiel entnommen, nämlich der Muſterung der Teufel nach dem Grade ihrer Schnelligkeit.

Im deutſchen Muſeum 1777 S. 254 ſteht ein kurzes Fragment von Lenz. Fauſt iſt hier ſchon in der Hölle und wimmert kläglich über ſeine Verlaſſenheit, da kommt Bacchus und holt ihn zur Oberwelt zurück. Wozu, weiß ich nicht. — Ein allegoriſches Drama von Fauſt, gedruckt zu München 1775, habe ich nicht zu Geſicht bekommen können. Auch nicht den Soden'ſchen Fauſt von 1797. Der Fauſt des Maler Müller von 1776 (vgl. S. 183) und der 1791 gedruckte von Klinger (vgl. S. 196) beide halten ausnahmsweiſe die Verdammniß des Fauſt feſt. Dagegen endet Fauſt in A. W. Schreibers „Scenen aus Fauſts Leben" 1792 wieder modern ſentimental, indem er nicht in die Hölle kommt, ſondern Schutzgeiſt ſeines Sohnes wird. Auch von Chamiſſo liegt ein Fragment „Fauſt" vor, ähnlich wie das von Leſſing, aus dem Jahre 1801 (Werke IV. 186).

Fauſt iſt hier zwiſchen ſeinen guten und böſen Genius geſtellt, keiner genügt ihm. Den Qualen der Ungewißheit und des dieſſeits unlösbaren Zweifels zu entgehen, erſticht er ſich, um nach dem Tode ſey es Verdammniß, ſey es Vernichtung, vielleicht Erkenntniß, nothwendig aber Gewißheit zu finden.

In der „Jubelfeier der Hölle" von Benkowitz (1801) wird Fauſt der Jüngere wieder ausnahmsweiſe vom Teufel geholt, wie bei Klinger. Vulpius, Göthe's Schwager, ſchrieb 1803 einen Roman „der Zwerg", nach dem erſten, aber vor dem zweiten Theil des Götheſchen.

Adelbert ergibt ſich hier dem Teufel, der in Geſtalt eines Zwerges erſcheint. Merkwürdig iſt, daß ſpäter Göthe im zweiten Theil ſeines Fauſt dem Ideengange ſeines Schwagers weſentlich gefolgt iſt, denn Vulpius läßt ſeinen Adelbert zuletzt gerechtfertigt in den Himmel eingehen, wie ſpäter Göthe den Fauſt.

In dem Fauſt von Joh. Fr. Schink, Berlin 1804

treten die Fakultäten ſowohl, als die Tugenden in Perſonifikationen auf. Von komiſchem Effekt iſt die Theologie, eine Kugelgeſtalt mit mönchiſchen Attri-

buten. Heutzutage müßte ſie freilich ganz andere haben. Die richtigſte Allegorie iſt eine ihm vorgeſpiegelte Perſonifikation der Liebe, für welche Fauſt in der heftigſten Leidenſchaft entbrennt und deren Original er in Italien finden ſoll. Das iſt das Meiſterſtück des Mephiſtopheles. Denn Fauſt hat ſich dieſem auf zwölf Jahre verſchrieben, wenn er durch ihn zu einem Laſter verleitet werden könne, hat aber bisher jeder auch noch ſo liſtig eingeleiteten Verſuchung widerſtanden; wobei ihm eine gewiſſe Mathilde, die ihn unerkannt in männlicher Tracht als ſein Schutzgeiſt begleitet, beiſteht. Erſt der Anblick jener allegoriſchen „Liebe" bringt Fauſt dahin, wo Mephiſtopheles ihn haben will. Das Urbild der Schönen wird in der Herzogin von Montalto gefunden, und Mephiſtopheles kartet alles ab, daß ſie hinter dem Rücken ihres Gemahls dem Fauſt überantwortet werden ſoll. Aber im Himmel iſt's anders beſchloſſen. Das Rendezvous wird unterbrochen, der Engel Ithuriel bemüht ſich eigens vom Himmel herab, den Teufel zu verjagen, Fauſt zu retten und Mathilden zu belohnen, denn Fauſt, dem nun erſt die Augen aufgehen, beeilt ſich, ihr Herz und Hand anzutragen.

Ganz armſelig iſt „Fauſt, eine romantiſche Tragödie von Karl Schön, 1807".

Hier ergibt ſich Fauſt dem Teufel bloß aus Noth und Hunger, wird von ihm an den Hof Kaiſer Friedrichs III. gebracht, ſpielt hier ganz zwecklos den Reformator, kommt deßhalb ins Gefängniß und wird vom Teufel befreit, d. h. geholt.

Im Jahr 1815 erſchien Klingemanns Fauſt.

Derſelbe muß, gemäß einer älteren Vorſtellung, die in einem von Zoller mitgetheilten Zigeunerdrama enthalten iſt, gewiſſe Todſünden verrichten: die Vergiftung ſeiner ſchwangern Gattin um der ſchönen Helena willen und die Ermordung ſeines blinden alten Vaters. Allein der Dichter macht nichts aus ihm, als einen herabgekommenen, an der Menſchheit verzweifelnden Handwerker, der ſich aus Noth und Groll gegen die Menſchen dem Teufel ergibt. Von höherem Streben iſt bei ihm nicht die Rede.

Die Oper Fauſt von Bernard, Muſik von Spohr 1814 und die Wiener Zauberpoſſe „Fauſts Mantel" von Bäuerle, 1819, ſo wie die Oper Fauſto von Bertin, Paris 1831, und eine andere von Berlioz, daſ. 1846, brauchen wohl nur erwähnt zu werden. Fauſt Lehrling, eine kleine Erzählung von Gerle in deſſen Schattenriſſen, Leipzig 1824, kenne ich nicht. Eben ſo wenig den umgekehrten Fauſt von Seybold, Heidelberg, 1816. Der durch ſeine frivolen Schriften berüchtigte Julius von Voß ſchrieb 1823 einen Fauſt (Trauerſpiel mit Geſang und Tanz)

und ging darin von dem sehr richtigen Gedanken aus, in Faust den Vertreter der modernen Revolution zu sehen. Er identificirt ihn mit dem Buchdrucker Fust und zeigt die dämonischen Wirkungen der neuen Erfindung in der allen Glauben und alle Autorität zerstörenden Wirkung der Presse. Allein die Idee wird nicht großartig durchgeführt, nur eben angedeutet und in den Hauptsituationen ist Faust auch hier wieder nur Don Juan, immer mit Weibern beschäftigt, und bei seinen neuen Liebschaften durch eine verlassene Geliebte (die Nonne Seraphina) wie Don Juan durch die Elvira gestört. Originell ist unter diesen Scenen nur die eine, wo Faust sich einer Heiligenstatue substituirt und das ihn anbetende Mädchen in dieser Situation verführen will. Am Schlusse holt ihn der Teufel.

1823 schrieb ein gewisser Schöne eine Fortsetzung des Götheschen Faust.

Hier tröstet sich Faust über Gretchens Verlust durch Befriedigung der gröbsten Sinnlichkeit bei andern Weibern, Winzerinnen, Nonnen ꝛc. ganz als Don Juan. In Venedig verführt er eine edle Dogentochter, fängt aber an, sich für Kunst zu begeistern und wird durch diese in die Kirche und zum Glauben geführt. Er kommt dann, man weiß nicht warum, nach Paris, um die Bluthochzeit mit zu erleben, sieht dann auf der Heimkehr Gretchens bleiche Gebeine auf dem Rabenstein, eckelt sich an der Welt und will sterben. Da holt ihn der Teufel; aber in einem Nachspiel im Himmel zwingt Gott den Teufel, den „gläubigen" Faust wieder herauszugeben und nimmt ihn zu Gnaden an.

Don Juan und Faust, Tragödie von Grabbe, 1829.

Der geniale, aber verrückte Grabbe hatte den wunderlichen Einfall, Faust und Don Juan in einem und demselben Stück zu contrastiren, allein er war weit davon entfernt, die Tiefe ihres Gegensatzes, nämlich der geistigen und leiblichen Unersättlichkeit aufzufassen. Sein Faust ist nur ein zweiter Don Juan.

Beide streiten um Donna Anna. Jeder von beiden will sie an ihrem Hochzeittage, indem sie mit Octavio vermählt wird, entführen. Don Juan tödtet den Bräutigam und den Vater, Faust aber bringt unterdeß durch seine Zauberkunst die Braut auf ein Schloß, das er auf dem Gipfel des Montblanc erbaut. Don Juan folgt ihm nach, wird aber von Faust durch die Luft auf den Kirchhof zurückversetzt, wo er die Statue des ermordeten Don Gusman (Anna's Vater) findet. Nun begibt sich alles wie in Mozarts Don Juan, das Gastmahl, die Erscheinung des steinernen Gastes, die Höllenfahrt Don

Juans. Was Fauſt anlangt, ſo gibt ſich dieſer vergebens alle Mühe, Anna's Liebe zu gewinnen. Sie verſchmäht, ſie haßt ihn. Da tödtet er ſie mit einem Wort und beſchließt, da er ohne ſie nicht mehr leben kann, ſich ſelbſt ebenfalls zu tödten.

Im Jahre 1831 erſchienen zugleich: Fauſt, der wunderthätige Magus des Nordens, von Holtei; Fauſt im Gewande der Zeit von Harro Harring; Mantelkragen des verlornen Fauſt von demſelben; Roſenkranz, geiſtig Nachſpiel zu Göthe's Fauſt; Guſtav Pfizer, Fauſtiſche Scenen (im Morgenblatt 1831).

Guſtav Pfizer gibt nur wenige Schlußſcenen zum erſten Theil des Göthe-ſchen Fauſt, worin der Gedanke ausgeſprochen iſt, eine Thräne Gretchens löſche das Blut aus, mit dem Fauſt der Hölle ſich verſchrieben. Doch ſagt Mephiſtopheles am Schluß, die Sache ſey noch nicht entſchieden und Fauſt wird neuen Verlockungen ausgeſetzt.

Der erſte Theil von Göthe's Fauſt wurde 1833 durch einen gewiſſen J. D. Hoffmann fortgeſetzt, in der Grundidee ganz ſo wie ihn Göthe ſelbſt vollendete.

Fauſt nämlich wird trotz ſeines Blutbundes mit dem Teufel am Ende ſelig, weil das ihm inwohnende Göttliche von ſelbſt über alles Gemeine, Sündhafte und Teufliſche ſiegen muß.

Bechſtein hat 1833 ein epiſches Gedicht „Fauſtus" in Nibelungenverſen herausgegeben. Er hält ſich an das Volksbuch, aber auch an Göthe.

Nachdem Fauſt weder durch Ruhm, noch durch Wiſſen, noch durch Schwelgen in allen möglichen Genüſſen der Sinne (auch mit Helena) das Glück und die Befriedigung gefunden, die er ſucht und um derentwillen er ſeine Seligkeit im Voraus verkauft hat, wendet Satan das letzte Mittel an und gewährt ihm eine reine Liebe, aber nur, um ihm die Nähe des Verderbens und die Schadenfreude der auf ihn lauernden Hölle deſto entſetzlicher zu machen.

Im Fauſt des Braun von Braunthal, Leipzig 1835

finden ſich manche originelle Gedanken, z. B. das Geſpräch Fauſts mit ſeinem eigenen Schatten, der ſich ſofort in den Teufel verwandelt. Doch herrſcht in der Hauptſache die Göthe'ſche Reminiscenz vor, ſo in der Liebſchaft des Fauſt zu einer gewiſſen Bianca, die nur ein etwas umgeformtes Gretchen iſt. In Bezug auf den Schluß ſcheint der Verfaſſer mit ſich ſelbſt nicht recht einig geweſen zu ſeyn, denn er endet mit einer Verſöhnung und hintendrein doch noch mit Wahnſinn und Selbſtmord.

Der Fauſt von Lenau, 1836

iſt in der Sprache auffallend Göthiſch, macht auch aus Fauſt nur einen Don Juan, läßt ihn aber wenigſtens nicht verhimmeln, ſondern noch, wie es ſich gebührt, vom Teufel holen. Fauſt iſt eben mit ſeinem Famulus beim Anatomiren eines Leichnams beſchäftigt, da kommt zum erſtenmal Mephiſtopheles als fahrender Schüler zu ihm, um ihn zu belehren, daß man vom menſchlichen Leibe ganz andere Genüſſe haben könne, als durch Seciren. Fauſt ergibt ſich ihm, verbrennt die Bibel und macht nun alle Wollüſte mit Weibern durch. Aber ſo ſehr ſein Leib dadurch befriedigt wird, ſo wenig ſeine Seele. Er ſehnt ſich mit ſeiner verderbten Phantaſie nach Unſchuld, mit ſeiner Sünde nach reinen Frauen. Er findet eine ſolche im häuslichen Kreiſe, aber ſie ſtößt ihn zurück. Nun wendet er ſich in die heiligen Kloſterräume, um eine Nonne zu verführen, alles aus Sehnſucht nach dem Reinen. Endlich findet er eine Prinzeſſin, das Bild der höchſten Reinheit und adeligſten Unſchuld, und da er ſie nicht gewinnen kann, tödtet er wenigſtens ihren Bräutigam, worauf ſie aus Gram nachſtirbt. Nun verzweifelt Fauſt, geht in die Einſamkeit und philoſophirt. An Buße iſt bei ihm nicht zu denken. Sein Egoismus ſucht, da ihm das Erſehnte verloren ging, einen Troſt nur in dem Gedanken, daß doch alles nichtig ſey. Er will vernichtet ſeyn und erſticht ſich. Ueber ſeiner Leiche ſteht Mephiſto, ihn verhöhnend, er werde auch das Licht nicht finden, ſondern das, was ſeine Schuld verdient habe.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von F. Marlow, 1839 (nicht zu verwechſeln mit dem älteren engliſchen von Marlowe).

Fauſt iſt mit ſich und der Welt zerfallen, ein Zerriſſener. Da benützt der Teufel ſeine leiblichen Gelüſte, um ſeine Seele zu verderben, aber der abſolute Geiſt, die unzerſtörbare, über Gutes und Böſes erhabene Denkkraft, die das Ewige im Menſchen iſt, erſcheint ihm als Schutzengel und rettet ihn aus allen Wirrſalen und befreit ihn von aller Sündenſtrafe.

Fauſt, ein Gedicht von Woldemar Nürnberger, 1842.

Epiſch, hin und wieder dialogiſirt, in wohlklingenden Jamben. Der Dichter läßt den Fauſt nicht verhimmeln, ſondern im Elend enden, doch ohne ihn dem Teufel zu übergeben. Als Greis verliert Fauſt im Schnee ſeine Krücken und ruft zum letztenmal den Teufel als ſeinen Diener herbei, ihm die Krücken zu holen.

Fauſt, dramatiſches Gedicht von Chilsky, Halle, 1843.

Hier iſt Fauſt ganz Don Juan, den Mephiſtopheles mit Mädchenbildern umgaukelt und der nicht minder in der derben Wirklichkeit genießt. Am Ende muß ihm aber der Teufel die Bluthandſchrift wieder herausgeben, ja es zeigt ſich, daß der Teufel eigentlich gar nicht exiſtirt, ſondern nur Trug und Maske

ſey. Ein Geiſterchor am Schluß verkündet die Göttlichkeit des Menſchen und den ewigen Genuß.

Amadäus, dramatiſches Märchen von Wilhelm Gärtner, 1845,

iſt wieder ein Fauſt, welcher wie der Götheſche durch das Ewigweibliche hinangezogen, nämlich zuletzt durch eine fingirte Weltmutter Hilga gerettet wird.

Der „Fauſt“ von Friedrich Reinhard, 1848.

läßt ſich am Schluß ganz gemüthlich von einem frommen Mönche bekehren und betet das Kreuz als das Zeichen allgemeiner Weltverſöhnung an. Der Dichter erklärt, nur die Liebe daure ewig, der Haß und der Tod müßten vergehen vor ihr.

So weit die moderne Fauſtliteratur. Ich gehe nun wieder zu den andern ältern Dichtern neben Göthe über.

Als poetiſcher Egoiſt ſtand Wilhelm Heinſe zwiſchen Wieland und Göthe. Aus Thüringen gebürtig kam er in Dienſt des aufgeklärten Kurfürſten in Mainz und durfte unter den Augen dieſes geiſtlichen Herrn alle ſeine obſcönen Bücher ſchreiben und ſie ihm vorleſen. Das war Geiſt der Zeit und an geiſtlichen Höfen nicht mehr auffallend. Mit der ſatiresken Manier Wielands verband Heinſe eine feurige Begeiſterung für das Kunſtſchöne, nur daß ſie lange nicht ſo rein iſt, wie die Winkelmanns. Immer will er die ſüßen Töne der Nachtigall nicht nur hören, ſondern gelüſtet auch wie eine Katze nach ihrem ſüßen Fleiſche. Sein Egoismus iſt ganz göthiſch, vornehm, wähleriſch, ſentimentale Donjuanerie, Genialitätsſucht, Selbſtbekomplimentirung und Schönſeelennarrheit.

Heinſe gab zuerſt 1771 Sinngedichte heraus, nach einem älteren Geſchmack contra Bav und Mav, aber auch ſchon ſchlüpfrig, z. B.

Chloes glücklicher Spatz wird vom Dichter beneidet, weil er ſie im Bade ſehen darf, aber der Spatz ſeufzt dem Dichter nach, weil er nicht Ledas Schwan iſt.

Unter dem Namen Laidion ſchrieb Heinſe 1774 noch ganz in Wielands Manier ein berühmtes Buch, welches die Schickſale der griechiſchen Hetäre Lais nach ihrem Tode erzählt.

Das geiſtreichſte darin iſt Kapitel 9 des erſten Buchs der Abſchied ihres ſchönen Seelchens von ihrem noch ſchöneren Körper, in dem ſie ſo zahlloſe Wonnen auf Erden genoſſen. Inzwiſchen bleibt ihr verklärter Leib auch im Elyſium noch jedes Genuſſes fähig. Sie ſchweift nach dem Tode unter den

Sternen unstät umher, bis sie auf dem Abendstern einen reizenden Jüngling findet, der sich ihr als der verklärte Anakreon zu erkennen gibt, grau auf Erden, aber im Himmel wieder braun. Er bedeutet sie, daß sie nun erst vor ein Todtengericht gestellt werden müsse, das aber nicht aus den finstern drei Höllenrichtern, sondern aus einer Commission seliger Geister zusammengesetzt sey, aus Orpheus nämlich, Solon und Aspasia. Vor ihnen erzählt nun Lais ihre Lebensgeschichte und rühmt sich, den Himmel wohl verdient zu haben, da sie als öffentliche Hetäre theils durch ihre Küsse die Jugend des Vaterlandes zu Heldenmuth begeistert, theils auch die Alten beglückt und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, wieder die Armen entschädigt habe. Mit einem Wort, sie habe die Wage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen (wie Schillers Karl Moor als Räuber ebenfalls den Reichen nimmt, um den Armen zu geben). Vermöge dieser hohen Moralität hat sie die elysischen Wonnen verdient, die ihr noch dadurch erhöht werden, daß sie in Aspasien ihre Mutter und in Orpheus ihren Vater wiedererkennt. Denn wenn auch Orpheus viel früher gelebt hat, so hat sie selbst schon mehr als ein Leben auf Erden mittelst der Seelenwanderung durchgemacht. Eine vollständigere Apotheose der Hurerei ist kaum in einer andern Literatur zu finden, wie überhaupt die deutschen Dichter sich nicht zu ihrem Vortheil dadurch bemerklich gemacht haben, daß sie die Wollust so gern sentimental machen, während sie von den Dichtern anderer Nationen schicklicher nur satiresk und humoristisch aufgefaßt wurde.

Im Anhang zu Laidion findet man ein in der heißesten, aber auch süßesten Gluth der Wollust geschriebenes Gedicht vom Bade, in welchem die schöne Almina überfallen wird.

In demselben Geist waren auch Heinse's Erzählungen für junge Damen (1775) geschrieben, und die Kirschen (1773) nach dem Französischen.

Ein unschuldiges Bauernmädchen bringt dem alten Edelmann ein Körbchen frische Kirschen auf das Schloß, als er gerade mit andern alten Herren geistlichen und weltlichen Standes Tafel hält. Die Schönheit der Kleinen wird bewundert und der Gutsherr befiehlt ihr, wie sehr sie auch jammert, sich auszukleiden und nackt die aus dem Körbchen auf den Boden geschütteten Kirschen einzeln wieder ins Körbchen zu sammeln. Nach dieser Augenweide für die alten Herren nimmt der Wirth aber den Hut und sammelt von den Gästen die Trinkgelder ein, die so reichlich ausfallen, daß das arme Mädchen dadurch ein schönes Heirathsgut gewinnt.

In diese Classe der Arbeiten Heinse's gehört auch seine Uebersetzung des Petronius. Später nahm er einen Aufschwung, vom Sturm und

Drang der Zeit ergriffen, und ſo entſtand 1787 ſein merkwürdiger Malerroman „Ardinghello".

Ardinghello, Baſtard eines Prinzen und Maler, ein Don Juan unter den Weibern und Philoſoph unter den Männern, raiſonnirt den ganzen Roman hindurch über die bildenden Künſte und ihre Werke, namentlich in Italien, und ſagt darüber hin und wieder etwas ſehr Schönes und Paſſendes, entbehrt aber alles ſittlichen Haltes. Erſt verliebt er ſich in eine gewiſſe Cäcilie, ſchwängert ſie und erſticht ihren Bräutigam am Hochzeittage. Dann flieht er, findet eine gewiſſe Lucinde und trachtet ſie zu verführen. Eine Freundin derſelben, Fulvia, weiß ſich unvermerkt unter dem Namen Lucindens zu ihm zu ſtehlen und beglückt ihn ſtatt ihrer keuſcheren Freundin. Zur Entſchädigung für den ihm geſpielten Betrug verſpricht ſie ihm nun aber, ihm Lucinden in die Arme zu liefern. Dieſe widerſteht jedoch, weil ſie ſchon einen Bräutigam hat, der aber bei den Sarazenen gefangen iſt. Da ihr jedoch Ardinghello keineswegs mißfällt, ſo hat ſie eine ſonderbare Grille, ihm ein ſchriftliches Verſprechen zu geben, daß ſie ihm den Vorgenuß ihrer Reize gewähren wolle, wenn er ihren Bräutigam befreie. Als der Bräutigam nun wirklich frei wird, iſt Ardinghello ſo großmüthig, ihr die Verſchreibung zurückzuſtellen, und nun wird ſie darüber wahnſinnig. Ardinghello entfernt ſich aus dieſem Kreiſe, in welchem er Fulvien ſchwanger zurückläßt und geht nach Rom, wo er ſich neuen Liebſchaften überläßt und mit andern Künſtlern Orgien feiert, in denen antike Bacchanalien nachgeahmt werden. Dann macht er Bekanntſchaft mit einer ſtolzen Römerin Fiordimona, die als femme libre leben, und ſtatt einem Ehemann unterworfen zu ſeyn, ſich jedem frei überlaſſen will, der ihr und ſo lange er ihr gefällt. Ardinghello wird ihr Liebhaber, ohne auf ſeine Mitbuhler eiferſüchtig zu werden. Auf dem Gipfel eines Berges im Angeſicht der Sterne umarmt er ſie das erſtemal. Dann reist er mit ihr und ſie verkleidet ſich als Mann, um Scherz auf Scherz zu häufen. Alsbald entbrennt ein ſchönes Mädchen, Cimbra, in ſie, während eine andere, Candida, ſich in Ardinghello verliebt. In einer Nacht will Candida zu Ardinghello ſchleichen und findet ihn in Fiordimonens Armen. Dieſe letztere kommt am Ende mit Zwillingen nieder und heirathet den Ardinghello, damit ihre Kinder auch einen Vater haben. Sie willigt aber ein, daß Ardinghello mit ein Paar Freunden ſich auf den griechiſchen Inſeln anſiedelt, und daſelbſt alle ſeine früheren Geliebten mit ihren unterdeß geborenen Kindlein in einem philoſophiſchen Harem verſammelt. Nur Fulvia verunglückt unterwegs.

Im Jahr 1795 ſchrieb Heinſe einen muſikaliſchen Roman „Hildegard von Hohenthal".

Die Heldin iſt eine amazonenhafte Sängerin, in die ſich Beckmann, der Kapellmeiſter, verliebt, und mit der er drei Bände durch über die aufgeführten

Opern und Symphonieen geiſtreiche Kritiken durchſpricht. In den Pauſen macht er eine Menge Angriffe auf ihre Keuſchheit, wozu ſie ihm Veranlaſſung gibt, die ſie aber mit überlegener Kraft zurückweist. Sie ſpielt mit ihm wie eine große engliſche Dogge mit einem kleinen Pudel. Endlich heirathet ſie zu ſeinem großen Verdruß einen Lord.

Zuletzt ſchrieb Heinſe 1803 einen Roman „Anaſtaſia", der ausſchließlich von den Reizen und Geheimniſſen des Schachſpiels handelt, wobei aber nebenbei wieder geliebt wird. — Unter Heinſe's Namen erſchien ein Roman „Fiormona", angeblich verfaßt von Meyer, ſehr ſchwach und nur in den ſchlüpfrigen Scenen einigermaßen an das Original erinnernd.

Athenor, ein Epos, welches 1807 zum drittenmal aufgelegt wurde ſchildert in achtzeiligen Stanzen einen Helden des Egoismus von der weichlichen Götheſchen Art.

Athenor liebt Belinden, verläßt ſie aber, um der Theadene, als dem höchſten weiblichen Ideale, nachzujagen. Dieſe aber wird ihm durch den Fürſten Huon (den der Dichter mit Wielands Huon identificirt) entriſſen und er ſelbſt durch die treue Belinde, die ihn mit allerlei Zauber täuſcht, zu ſeiner urſprünglichen Liebe zurückgeführt. Die Treue des Weibs iſt der ſchönſte und reinſte Zug in dieſem Gedicht, der Held aber ein eitler und widriger Schwächling.

Ernſt Wagner in Meiningen, ein gemüthreicher Dichter, war weit reiner als Göthe, konnte aber doch von den Gelüſten nicht laſſen, in ſeinem Helden den Dichter ſelbſt abzuſpiegeln, daher auch hier alles auf ſentimentale Donjuanerie hinauslauft. Sein erſter Roman (von 1806) war ein verliebter Künſtlerroman: die reiſenden Maler.

Am Dreiherrenſtein, wo dreier Herren Gebiete zuſammengränzen, finden wir unter einer Zigeunerbande, die bald wieder abzieht und nur die romantiſche Pforte des Buchs mit ihren Arabesken verziert, drei intereſſante Maler, welche hier der Naturſchönheit wegen länger verweilen. Zu ihnen geſellt ſich Herr von Steinbach, der kleinſte unter den Grundherren, deren Gebiet hier angränzt, und der in ihnen alte Bekannte wiederfindet. Der zweite Grundherr iſt ein reicher alter Miniſter, deſſen ſchöne, wilde und ſcheue Tochter Louiſe von Steinbach heimlich geliebt wird. Der dritte iſt ein Fürſt, der von einem der reiſenden Maler, Schweizer, aus dem Waſſer gezogen wird und deſſen Tochter Franziska eine gewiſſe Gräfin Ida zur Buſenfreundin hat, in die ſich eben jener Schweizer verliebt. Beide Liebſchaften ſcheinen traurig ausgehen zu ſollen, denn Steinbach iſt, durch die Schuld ſeines verſtorbenen Vaters, arm und zu ſtolz, um einem reichen Mädchen nachzugehen. Louiſe

aber ist reizbar, heftig und von unnahbarer jungfräulicher Scheu. Endlich siegt dennoch die Liebe. Die Scenen, in welcher sie sich beleidigt, aufgeregt, verschlossen vom Geliebten abwendet und dann wieder in hinschmelzender Liebe ihre Natur überwindet, sind das Schönste in diesem anziehenden Roman. — Ordinärer ist die zweite Liebschaft. Schweizer bringt es so weit, daß Ida ihm ihre Liebe gesteht, und dann erst, als sie in ihm den bürgerlichen Künstler liebt, offenbart er ihr, daß er ihr ebenbürtig und ein reicher deutscher Reichsgraf sey, der sie nur habe prüfen wollen und nur aus Laune den bürgerlichen Rock angezogen habe. — Unter den Nebenpersonen ragt der zweite Maler, Fink, hervor, der den Humoristen spielt, aber ohne wahre poetische Genialität.

In „Willibalds Ansichten des Lebens", die Wagner in demselben Jahr herausgab, wird der Held von allen Weibern geliebt, wie Göthe's Meister.

Willibald ist der Sohn eines reichen Bankiers. Sein älterer Bruder Albert wird Bräutigam der schönen Marianne, eines adeligen Fräuleins, die aber, als sie den größern, schönern und geistreichern Willibald kennen lernt, eine tiefere Liebe zu diesem faßt, als zu Albert. Wie sich diese geheime Liebe verräth, wird vom Dichter mit seiner in dieser psychologischen Feinheit stets bewährten Meisterschaft geschildert. Außer der stillen Marianne faßt auch noch eine benachbarte feurige und an Geist übersprudelnde Gräfin die lebhafteste Neigung für Willibald. Dieser aber entzieht sich den ihm von der Liebe gelegten gefährlichen Schlingen dadurch, daß er aufs Land geht und bei einem französischen Schweizer, der eine rationelle Wirthschaft treibt, die Oekonomie lernt. Indem er selbst mit pflügt und mäht ꝛc., kommt er in anmuthige Berührung mit der Tochter seines ökonomischen Lehrers, der reizenden, scheuen, festen Mathilde, einem Racemädchen, die bald sein ganzes Herz gewinnt. Besonders lebendig ist die Scene, in der sie ihren verloren gegangenen kleinen Bruder sucht und er ihr beisteht. Die beiden andern Damen aber kommen wieder in Beziehung zu ihm. Die Gräfin benützt eine warme Sommernacht, ihn zu überfallen und ihm im Taumel der Sinne Mathilden auf einen Augenblick vergessen zu machen. Er weiß nicht, wer sein nächtlicher Besuch gewesen ist. Erst später gesteht es ihm die Gräfin, wobei sie ihm erklärt, sie sey durch seine und Mathildens Reinheit nun selbst gebessert, und bittet ihn um einen Kuß, in dem sie auf ewig von der Sünde Abschied nehmen will (eine nicht sehr gelungene Scene). Marianne ist bereits verheirathet und guter Hoffnung, fällt aber von dem Augenblick an, in welchem Willibalds Liebe zu Mathilde offenkundig ist, in tiefe Schwermuth und stillen Wahnsinn, so daß sie sich für die geisterhaft umwandelnde Bertha hält. Sie stirbt, noch ehe sie geboren. Ihr folgt im Tode der im geheimnißvollen Rapport mit ihr gestandene italienische Kapellmeister Minelli. Willibald aber führt seine Mathilde heim. — Das sind die Lebensansichten Willibalds. Die Lebensansichten, von

denen im Titel die Rede ist, spielen aber keine große Rolle. Er lernt mehr, als er bestimmte Ansichten aufstellt. Doch knüpft Wagner hier, wie überall, in den Gesprächen, die seine Romanhelden führen, allgemeine Lebensansichten, Betrachtungen über die Menschen, die Kunst ꝛc. an.

Wagners „Reisen aus der Fremde in die Heimath" von 1808 schildern die Liebe des Reisenden zu zwei Mädchen, von denen eine einen Andern heirathet, die zweite als Nonne ihm unerreichbar bleibt. Das Schönste in diesem Roman aber sind die Erinnerungen des Reisenden an seine Jugend. Nichts kann wahrer und schöner erzählt werden, als der Zank zwischen dem Knaben und Mädchen, der Trotz beider Geschlechter gegen einander in den Jahren kurz vor der Entwicklung. — Wagners Roman „Isidora" von 1812 ist unbedeutend.

Ein Graf verliebt sich in Isidora, sie sich in ihn, sie muß aber einen Prinzen heirathen, und als derselbe ankommt, erkennt sie in ihm — ihren Grafen.

Wagners Roman „Thalheim" ist eine Robinsonade.

Candidat Thalheim, auf eine wüste Insel verschlagen, wird durch die Ankunft vieler schöner Mädchen ergötzt, die von einem Seeräuber aus einer Pension entführt worden, aber gescheitert waren. Darunter befindet sich eine deutsche Prinzessin, die er heirathet.

Das historische ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen von Wagner enthält nur Aphorismen.

Friedrich Heinrich Bothe, Privatgelehrter in Mannheim, gab 1803 „satirische Schriften" heraus, die einen männlichen Geist verkünden.

Bothe verhöhnt die modernen Schöngeister, die einander immerwährend loben, an einander alles interessant finden und in lächerlicher Eitelkeit und Selbstbewunderung versunken, durch den Einfluß der Lecture und des Theaters das deutsche Volk vollends entnerven.

O wenn ein Tropfen in uns von der Ahnherrn Blute noch strömte,
Duldeten wir die Schmach? Weich tönt, den Zähnen entlispelt,
Jegliches Blatt; matt summt, dem Gesumm der Mücke vergleichbar,
Scherz auf der Bühn' und Spott und der Stachel verletzet die Haut kaum.
So entschlummert die Kraft in uns; ungespannt zu Thaten
Hängt an der Wand der Bogen und harrt auf seinen Odysseus.

Das war der allein richtige Gesichtspunkt, aus welchem Göthe und sein Jahrhundert gewürdigt werden mußte. Ebendeshalb wollte Niemand

auf Bothe hören. — Eben so trefflich sind dessen Satiren auf die einzelnen Modethorheiten der Theaterwuth, des Kunstvirtuosenthums, der Kinderzucht ꝛc. Das Schrecklichste, was er geschrieben, ist die Satire „Tonkunst", in welcher Priapus als Apollo erscheint. Nur zu wahr, denn das Herz nannte, und den Priap meinte man damals. — Bothe ist so verschollen, daß ich leider seine Schauspiele und seine „Rosaura" nicht mehr habe auftreiben können.

Der Egoismus schuf nach Göthe's Tasso eine eigene zahlreich vertretene Gattung von Künstlerschauspielen und Künstlerromanen. Künstler, Dichter, Schauspieler traten an die Stelle der Helden. Der Dichter vor dem eignen Spiegel war sich selber Held genug, er wurde ein Narcissus. Auch Tieck wurde von seiner wahren Richtung hauptsächlich dadurch abgeführt, daß er nicht immer blos auf das Werk, sondern nur zu viel auch auf das Machen und den Macher sah. In Sternbalds Wanderungen liebäugelt er mitten in der Andacht für die heilige Kunst doch zu viel mit dem eitlen Künstler. In Shakespeare's Leben überträgt er in merkwürdiger Verblendung was von Göthe gilt, auf Shakespeare und reißt unser Interesse von der herrlichen Dichtung los, um es ausschließlich dem Dichter und noch dazu seinem ganz falsch aufgefaßten Bilde zuzuwenden.

Großen Beifall fand 1816 Oehlenschlägers „Correggio" und ging sehr oft über die deutsche Bühne.

Der italienische Maler Correggio wird verkannt. Für ein herrliches Bild bietet ihm ein Reicher nur eine geringe Summe und zahlt sie ihm noch höhnisch in Kupfer aus. Der schon lange kranke Dichter erliegt nun unter der ungewohnten Last und stirbt.

Hier wird tiefes Mitleid rege und die Künstlereitelkeit verstummt. Andre Dichter haben aber desto mehr wieder der letzteren gefröhnt. Kind brachte „Van Dyks Landleben" (1818), Döring den „Cervantes", Braun den „Raphael" und „Quintin Messis" (1819), Brummer den „Tasso", Smets „Tasso's Tod", Holtei und Braun von Braunthal den „Shakespeare", Schier den „Palestrina" und „Mengs", v. Schenk, Uffo Horn, Halm und Chezy den „Camoens", Büssel „Winkelmanns Tod", Halirsch, Immermann und Christine Westphalen den „Petrarca", die Birch-Pfeiffer den „Rubens" und „Guttenberg", Döring den „Gellert", Wiese

den „Beethoven", Halirsch den „Hans Sachs", Kollmann den „Dante", Oehlenschläger „des Schauspieler Schröder Jugendzeit" auf die Bühne.

Karl Förster handelte von Raphael in einem großen Cyclus von Gedichten, 1827.

In dem Roman „die Dichter" 1817 schildert Franz Horn

das Leben eines gewissen Heinrich, eines sentimentalen Don Juan, der von Frauen und Freunden geliebt, sich im Bewußtseyn seiner Genialität Ausschweifungen ergibt, zuletzt im Feldzug gegen Napoleon Besinnung, Ehrgefühl und das eiserne Kreuz gewinnt, reuig zu seiner verlassenen Geliebten zurückkehrt, aber nur, um zu sterben.

„Guiscardo der Dichter oder das Ideal" von demselben Verfasser habe ich nicht mehr aufgetrieben. Horn schrieb noch sehr viel, alles süß und schwach. Seine Werke über deutsche Poesie entbehren sehr eines scharfen und gesunden Urtheils.

Deinhardstein, unter Metternich lange Censor in Wien, schrieb lyrische Gedichte, eine dem Herrscherhause dargebrachte Huldigung „Maximilians Brautzug" und eine Anzahl sentimentaler „Künstlerdramen" in Jamben.

Die Helden aller dieser Schauspiele sind Dichter oder Künstler, Pigault Lebrun, Boccaccio, Salvator Rosa, Hans Sachs, Garrik in Bristol. Den Inhalt bilden kleine Anecdoten aus ihrem Leben, welche Deinhardstein mit möglichster Auskramung von Künstlereitelkeit ausgeputzt hat.

4.

Poetischer Universalismus.

Wie der Drang der jungen Kraft sich einerseits in dem Egoismus der poetischen Donjuanerie concentrirte, so dehnte er sich andrerseits in die Breite aus, um gleichsam alles zu erobern, was poetisch sey.

Die deutsche Dichtung hatte in der Aneignung fremder Geschmäcke und Manieren schon oft genug gewechselt. Als nun vollends vom Deutschen verlangt wurde, er solle nichts als reiner Mensch seyn, wurde ihm auch zur Pflicht gemacht, sich alles menschlich Schöne aller Zeiten und Völker anzueignen, das Bild der ganzen Menschheit in seiner Liebe abzuspiegeln. Der Kosmopolitismus, der die Philosophie, die maurerische

Begeiſterung, die der Revolution vorhergehende edle Schwärmerei für das allgemein Menſchliche an die Stelle des Chriſtenthums und Deutſchthums geſetzt hatte, mußte nothwendig zu einer ſyſtematiſchen Allbuhlerei mit der Poeſie aller Zonen und Jahrhunderte führen. Daß dies die Aufgabe für den gebildeten Deutſchen ſey, ſprach zuerſt Herder aus. Noch kühner aber fühlte ſich Göthe, indem er unternahm, nicht blos wie Herder empfangend, ſondern ſelbſtzeugend in den Geſchmäcken und Stylen der verſchiedenſten Art zu dichten. Und ſeitdem wird in allen Manieren fortgedichtet und das Aufgehen der deutſchen Literatur in die Weltliteratur immer noch gepredigt. Schwärmt man auch nicht mehr für die allgemeine Menſchheit, ſo wird doch die Eitelkeit der Dichter befriedigt, indem ſie, wie ein Virtuoſe auf mehreren Inſtrumenten zugleich, ihre Kunſtfertigkeit bewähren und durch Abwechslungen der Mode die Langeweile betrügen.

Der hochgebildete Deutſche ſoll wohl alles kennen lernen, von allem das Beſte für ſich benutzen, aber nicht alles nachahmen, nicht ſeine eigne Nationalität aufgeben oder in eine fremde verſtellen.

Johann Gottfried Herder (ſpäter geadelt wie Göthe und Schiller), geboren 1744 zu Morungen in Preußen, Rector zu Riga, zuletzt Oberhofprediger in Weimar, wo er 1803 ſtarb, hatte das große Verdienſt, von der einſeitigen Gallo-, Anglo- und Gräkomanie zu einer allſeitigen Anerkennung der Poeſie aller Zeiten und Völker hinüberzuführen und insbeſondere auf die von keiner weltlichen Kunſtpoeſie jemals zu erreichende Schönheit der bibliſchen und der echten Volkspoeſie aufmerkſam zu machen. Trotz ſeiner Weltbürgerei hat er alſo doch der damals ſo tief verkannten chriſtlich-deutſchen Idee gedient. Er ſelbſt glaubte nur der Menſchheit zu dienen. In ſeinen berühmten „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ lehrte er, wie ſich aus der Weltgeſchichte allmählig die Humanität entfalte. Auch als Theologe ſah er im Chriſtenthum nur das Mittel, die Humanitätsidee zu verwirklichen. Deshalb fiel es ihm auch leicht, chriſtliche und antikheidniſche Ideale zu verſöhnen, anſtatt eines durch das andre auszuſchließen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“. Während er der Begeiſterung für antike Schönheit völlig zuſtimmte, war er es doch, welcher zuerſt wieder auf die unnachahmliche Schönheit des hohen Liedes, der Pſalmen ꝛc. aufmerkſam machte und von

den Trübungen und Willkührlichkeiten Miltons und Klopstocks zur reinen Quelle bibliſcher Poeſie zurückführte, ja es ſogar wagen durfte, auch die lange ſchon in Staub und Moder begrabene, tief verhaßte und verachtete katholiſche Legende in ihrer zarten Heiligkeit (wie viel ſpäter Boiſſerée die altdeutſchen Gemälde) wieder hervorzuziehen und der ſtaunenden und beſchämten Geſellſchaft zur Bewunderung anzuempfehlen. Auch war es Herder, der den ſeit einem Jahrhundert ſchon vergeſſenen Jeſuiten Balde wieder zu Ehren brachte und eine gute Anzahl ſeiner ſchönen Gedichte überſetzte.*) Von größter Bedeutung waren ferner die von Herder 1778 herausgegebenen „Stimmen der Völker", eine Sammlung echter und überaus ſchöner Volkslieder der verſchiedenſten Nationen, worunter auch viele deutſche, die man bisher nicht beachtet hatte und auf deren Werth zum erſtenmal die höher gebildete Geſellſchaft aufmerkſam gemacht wurde. Da erkannte man, wie unendlich viel ſchöner das einfachſte deutſche Volkslied ſey, als die vornehmſte Klopſtock'ſche oder Ramler'ſche Ode. Und das machte ſich vor allen Göthe zu nutze, indem er ſich nicht entblödete, wirkliche alte Volkslieder mit kleinen Abänderungen als ſein eigenes Erzeugniß drucken zu laſſen, z. B. Röslein roth, dort droben auf jenem Berge ꝛc. — Inzwiſchen wurde damals die chriſtliche und deutſch nationale Richtung bei Herder noch nicht ſo beachtet, wie ſeine kosmopolitiſche. Seine Stimmen der Völker eröffneten uns zum erſtenmal die altromaniſche, vorzugsweiſe ſpaniſche Poeſie. Herder überſetzte den ſchönen Romanzencyclus des Cid. Ebenſo eröffnete er zuerſt die Poeſie des ſlaviſchen Oſten, und wies zuerſt auf die verborgenen Paradieſe der muhamedaniſchen und indiſchen Poeſie hin. Ja bis zu den Wilden Afrika's und Amerika's und zu den Völkern des Nordpols taſteten Herders Nerven nach dem Schönen. Das Wenige, was er hier fand, diente doch, den Wahn zu nähren, den ſentimentale engliſche Weltumſegler aufgebracht, bei den Wilden, ſonderlich auf den glücklichen Inſeln der Südſee, ſey noch der erſte Unſchuldszuſtand der Menſchheit zu finden. Die Empfindſamkeit des Zeitalters vermiſchte nun dieſe wilden Kinder mit den Humanitätsidealen.

Herders lyriſche Gedichte zeichnen ſich durch den ſanften Grundton

*) Bei dieſem Balde blieb es aber ſtehen. Die übrigen zahlreichen und zum Theil ausgezeichneten lateiniſchen Dichter des 17. Jahrhunderts waren vergeſſen und blieb es mir übrig, ſie zum erſtenmal wieder in die Erinnerung der Deutſchen einzuführen.

einer ſchönen Seele aus. Bei ihm iſt alles Ruhe, Güte, Liebe, die Einförmigkeit dieſes Tones aber weiß er aufzufriſchen durch ſinnige Bilder und Parabeln.

„Das Kind der Sorge". Die Sorge macht aus Lehm den Menſchen; die Erde, von der er genommen iſt, ſpricht das Kind als das Ihrige an und muß es behalten. — Wie der farbige Regenbogen, ſo verſchwinden die Hoffnungen der Jugend. — Aus dem Leibe wird die Seele frei, wie aus der häßlichen Raupe der ſchöne Schmetterling. — Ein Regentropfen fällt ins Meer und ſcheint verloren, aber die Muſchel fängt ihn auf und er wird zur Perle. — Der Greis ruft den Tod, als aber der Tod kommt, bittet ihn der Greis, er ſolle ihm nur helfen, ſeine ſchwere Bürde wieder aufladen.

Herder malt auch treffliche Naturbilder, z. B.

Flattre, flattr' um dieſe Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeſchwingt.
Flieg auf deinen hellen Flügeln
Auf der Sonne blauen Spiegeln ꝛc.

So die Lieder von den Erdbeeren, vom Storch, vom Eistanz ꝛc. Einige patriotiſche Gedichte haben noch Klopſtocks Odenton. In „Deutſchlands Ehre" preist Herder die größten deutſchen Helden, entlehnt aber die Leier dazu vom altgriechiſchen Orpheus. Auch „Gott" beſingt er in dieſem hohen Ton:

Wie nenn ich dich, du Unnennbarer, du?

Herders geiſtliche Lieder ſind von dieſem Ton nicht frei und heben immer nur die Liebe (Humanität) und nicht den Glauben hervor. Chriſtus iſt darin mehr Lehrer und liebreicher Erzieher, als Richter und Erlöſer.

Was Herder im Claſſiſchen geleiſtet, iſt ſchon oben berichtet.

Herder überſetzte auch viele jüdiſche und muhamedaniſche Mythen und Märchen, vieles aus Saadis perſiſchem Roſengarten, auch aus dem Indiſchen und ſogar Chineſiſchen. Er empfahl zuerſt die indiſche Sakontala ꝛc. und ſtand zum erſtenmal auf der Berghöhe, von wo der Dichter des alten Fauſtbuchs ahnungsvoll ſeinen Fauſt in die von der Morgenſonne wunderbar beglänzte Ferne Indiens ſehen ließ.

Eigentlich vollendete Herder nur, was der vielſeitige Bodmer angefangen, denn ſchon Bodmers Seele wandte ſich bald der Bibel, bald

den Alten, bald der vaterländiſchen Vorzeit zu, mehr empfangend als zeugend.

Seit Herder hat es ſich der deutſche Wiſſenstrieb zur Aufgabe geſtellt, das Schöne und Intereſſante aller Zeiten und Völker zu erforſchen und ſind nach einander auf den Univerſitäten Lehrſtühle für die orientaliſchen, altdeutſchen, altromaniſchen ꝛc. Studien geſtiftet worden. Auch hat man fleißig aus den fremden Sprachen überſetzt. Der hochgebildete Deutſche darf ſich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gedichtet worden, um ſich verſammelt zu haben. Indeſſen hat dieſes Ueberwiegen des weiblichen Dranges nach fremder Empfängniß doch in vielen Geiſtern die Nationalkraft geſchwächt und zu unzählbaren höchſt widrigen Mißgeburten geführt. Nicht nur die ſchwachen Geiſter wurden zu blinder Nachahmung geführt, auch ſtärkere Geiſter erlagen der allzu mächtigen magnetiſchen Anziehung durch das Fremde. Daher ſeit dieſer Zeit ſo viele deutſche Dichter nicht recht wußten, wohin ſie ſich wenden, was alles ſie dichten ſollten, und die ungeheure Verſuchsliteratur in allerlei fremden Manieren, die einem einzigen coloſſalen Abortus gleich kommt.

Herder verführte dazu, Göthe aber gab das Beiſpiel, wie man es machen müſſe, um den geilen Trieb nach fremden Weibern und Götzen gleichſam in ununterbrochenen ſalomoniſchen Nächten zu befriedigen. Ihm verſtattete ſein Talent in allerlei fremden Manieren anſprechend zu dichten und ſeine Eitelkeit gefiel ſich darin, wie die eines Virtuoſen, beſtändig von einer Tonart, ja von einem Inſtrument ins andere überzuſpringen. Indem er gewiſſermaßen den Fußtapfen Herders folgte, um überall, wo dieſer nur vom fremden Geiſt empfangen, keck mit demſelben zu zeugen, ſprang er von der ſentimental engliſch-oſſianiſchen Manier in Werther zu der altdeutſchen im Götz, von der antiken Manier in der Iphigenie zu der romantiſchen im Meiſter, von der franzöſiſchen im Mahomet zu der orientaliſchen im Diwan ꝛc. über, um am Ende im Fauſt alle Geſchmäcke wie in einem allerfeinſten Ragout zu concentriren. Da ich Göthe's Hauptdichtungen an diejenigen Gruppen der deutſchen Dichtung überhaupt vertheilt habe, denen ſie dem Inhalte und Charakter nach gehören, will ich hier alle ſeine übrigen Dichtungen zuſammenfaſſen.

Am liebenswürdigſten und achtbarſten erſcheint Göthe als Lyriker. Sein feiner Geſchmack erkannte bald, daß im naiv rührenden Tone des

Volksliedes ein Zauber liege, den alle bisherigen Kunſtdichtungen nicht erreicht hatten. Er ſtimmte daher viele ſeiner Lieder auf dieſen Ton, ja er war ſo frei, ſich einige alte Volkslieder anzueignen, als ob er ſelber ſie gemacht hätte, wie oben ſchon geſagt iſt. Auch das ſüße Nachtlied „O gib vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör" iſt wörtlich aus dem Italieniſchen übertragen. Meiſt jedoch ſchlug Göthe den Ton des Volksliedes nur ſpielend an, etwa wie eine Prinzeſſin ſich als Schäferin gerirt. So in den Liedern: „An dem reinſten Frühlingsmorgen. — Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand. — Da droben auf jenem Berge. — Ich kenn' ein Blümlein wunderſchön. — Wenn ich doch ſo ſchön wär ꝛc." Am wahrſten und wärmſten ſind einige Lieder der Liebe, z. B.: „Im Walde ſchleich ich ſtill und wild. — Wie kommts, daß du ſo traurig biſt?" ꝛc. Von hoher Schönheit einige Naturbilder, z. B.: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht des Helden edler Geiſt" ꝛc. und das Mondlied: „Füllſt wieder Buſch und Thal ſtill mit Nebelglanz". Manches beim erſten Hören durch ſeinen wunderbaren Ton bezaubernde Lied Göthe's gewährt bei näherer Betrachtung doch ein unerquickliches Gefühl. So das berühmte Sehnſuchtslied Mignons: „Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?" Die Sehnſucht nach der ſchönen Heimath im Süden iſt an ſich natürlich und rührend, aber der Vortrag im Munde des armen Kindes viel zu kokett. Auch im „König von Thule" und im „Erlkönig" liegt der Reiz nur in dem geheimnißvollen Ton. Daß ein alter Säufer ſtirbt, hat an ſich lediglich nichts Rührendes und einen Erlkönig kennt der Volksglaube gar nicht. Göthe hat hier das alte Volkslied von König Olaf vor Augen gehabt, aber nicht verbeſſert. Der Fiſcherknabe iſt dagegen die glücklichſte Anwendung einer alten Nixenſage, die wir kennen, und eine der ſchönſten Romanzen der Neuzeit überhaupt: „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll, ein Fiſcher ſaß daran" ꝛc. Gleich bewunderungswürdig iſt „die Braut von Korinth" einer altgriechiſchen Erzählung entnommen, und „Gott und die Bajadere", obgleich die Worte „Unſterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor" in Göthe's Munde leicht zweideutig erſcheinen. Den „Zauberlehrling" entlehnte Göthe aus dem Lucian, die Erfindung iſt nicht ſein eigen. — In den geſelligen Liedern Göthe's zeigt ſich häufig ein kleiner Zwang, beſonders wo er maureriſchen Ernſt zur Schau tragen

mußte, und ein Sichforciren zur Luſtigkeit, wahrſcheinlich der zu vornehmen und ſteifen Geſellſchaft wegen. Nur die Lieder „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“ und „Ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt“ ſind wirklich luſtig und frei.

Wie Göthe in allen dieſen Liedern ſich mehr oder weniger dem deutſchen Volksliede näherte, nahm er in andern lieder den elegiſchen Ton der Alten an und ahmte insbeſondere die erotiſchen Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters in den anmuthigſten Verſen nach. Von dieſer Art ſind ſeine „römiſchen Elegien“ dem Properz nachgebildet, reizende, wenn auch etwas freie Schilderungen der verliebten Abentheuer, mit denen ſich der Dichter in Rom ergötzt hat.

Der Zahl nach übertreffen die Gelegenheits- und Lehrgedichte, Epigramme, wilde und zahme Xenien alle andern Gedichte Göthes. Sie verrathen einen feinen Geſchmack, ein gewähltes Urtheil, aber auch viel Selbſtgefälligkeit. Sonderlich in ſeinen ſpätern Jahren hat Göthe gar gewöhnliche Gedanken mit einer Prätenſion vorgetragen, als ob es Orakelſprüche wären.

Die Xenien gab Göthe mit Schiller gemeinſchaftlich heraus, im Jahr 1797. Göthe zog ſich damals den genialen Schiller zurecht. Es iſt hier der ſchickliche Ort, über das Beiſammenſeyn unſerer großen Dichterheroen in Weimar zu reden.

Die Vereinigung von Wieland, Göthe, Schiller und Herder in Weimar war kein Zufall. Die Herzogin Amalie, welche ſie dahin berief, war der perſonificirte Genius der Zeit, ihre Huld die des Jahrhunderts. In jenen vier Dichtern culminirten die Hauptrichtungen deutſcher Dichtung. In Wieland die noch vom franzöſiſchen Geſchmack beherrſchte Schule, in Göthe die Natürlichkeit, in Schiller der Sturm und Drang, in Herder der poetiſche Univerſalismus. Nur die eigentliche, echte, d. h. zur Vorzeit der Nation zurückgreifende und chriſtliche Romantik war in Weimar nicht vertreten, den herrſchenden Geiſtern fremd, allen bisherigen Geſchmacksrichtungen zugleich entgegengeſetzt. In Weimar feierte die dem heidniſchen Geiſt, der chriſtusfeindlichen Philoſophie, dem vaterlandsloſen Kosmopolitismus, der rationaliſtiſchen Schwärmerei für das allgemein Menſchliche und der Buhlerei mit den Genien aller Zeiten und Völker verfallene Poeſie ihren höchſten, aber auch letzten Thriumph. Die kleine

weiße Hand der Herzogin Amalie lenkte die Quadriga des vierfachen Pegasus, als ob sie geahnt hätte, nur ein Weib könne ein Jahrhundert geistig beherrschen, in welchem die deutsche Nation den Nerv ihrer Mannheit verloren hatte. — Wenn aber auch in einem Sinn einverstanden, waren doch die vier großen Dichter einander zu scharf entgegengesetzt, als daß sie sich persönlich hätten eng aneinander schließen können. Nur den jüngeren und leicht zu enthusiasmirenden Schiller fand Göthe gefügig und zugleich seiner großen Popularität wegen wichtig genug, um mit ihm ein Duumvirat zur Beherrschung des deutschen Parnasses zu stiften. Die Xenien waren eine Revue der damaligen Modeliteratur und geißelten jeden schlechten Dichter mit einem kleinen Distichon, immer witzig, fast immer gerecht.

Für die Unterhaltungen des Weimarschen Hofes schrieb Göthe in seiner ersten Glanzzeit daselbst kleinere heitere Stücke und Scherze der Liebe und Eifersucht: Laune des Verliebten, Jery und Bätely, die Fischerin, Scherz, List und Rache, die ungleichen Hausgenossen. Erwin und Elmire ist nach einer englischen Romanze in Goldsmiths Vicar bearbeitet. In Claudine von Villa Bella klingt ein Ton an, wie in Shakespeare's Lustspielen, aber alles ist geringerer Art, man glaubt den Shakespeare von Metastasio bearbeitet. Lila ist eine sehr schwache Nachahmung.

Lila, die nervenschwache Gemahlin des Baron von Sternthal, wird nach seiner Abreise schwermüthig, bildet sich ein, er sey todt und wird ein wenig verrückt, so daß sie ihn, obgleich er wiederkommt, gar nicht mehr erkennt und in den Wald flüchtet. Da verabreden die Verwandten eine Comödie, umgeben sie mit Masken von Feen, Zauberern und dergl. und heilen sie, indem sie in ihren Wahnsinn eingehen, nur so erkennt sie in ihrem Irrsinn den Gatten wieder und erst durch dieses Wiedererkennen wird sie vom Irrsinn geheilt. Das poetische Motiv, das Nichtwiedererkennen des wirklichen Geliebten im Schmerz um den eingebildeten ist aus dem arabischen Roman Medschnun und Leïla entlehnt (daher auch Göthe schon den Namen beibehalten und nur die Geschlechter gewechselt hat). Da das arabische Original von Dschami so schön ist, hätte Göthe diese Nachahmung unterlassen können.

In kleinen Stücken spottete Göthe mehrmals über Wieland. So in „Götter, Helden und Wieland", worin er mit Recht die tiefe Kluft zeigte, die zwischen der Wieland'schen Auffassung der Antike und den wirklichen Alten bestehe, und in „Orpheus und Euridice", einer Parodie von Wie=

lands Alceſte. Die Cyniker der Natürlichkeit verhöhnte Göthe im „Satyros“, der die Philiſter erſt zur freien Natur hinauslockt, ſie dann aber durch ſeine Bocksnatur erſchreckt und ärgert. Der Pietiſten lachte Göthe im „Pater Brey“, einem Nachbild des Tartuffe und echtem Mucker; aber auch der ſeichten Rationaliſten im „Doctor Bahrdt“. Im „Groß-Cophtha“ ſpiegelt er die Charlatanerie des Caglioſtro ab, von der ſich damals die Höfe berücken ließen. Im „Bürgergeneral“ und in „den Aufgeregten“ macht er die deutſchen Schwärmer für die erſte franzöſiſche Revolution lächerlich. Im „Triumph der Empfindſamkeit“ ſpottet er über ſeinen eigenen Werther. Das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweiler führt uns ins lebendige Gewühl eines kleinſtädtiſchen Marktes mit obligatem Theater, auf dem eine Haupt- und Staatsaction aufgeführt wird. Faſt alle dieſe launigen Stücke erinnern in der Kürze wie in den Knittelverſen an Hans Sachs, dem Göthe den Reiz des naiven Humors glücklich abgelauſcht hat.

Unter den kleinen Gemälden, welche Göthe in Proſa entwarf, ſteht ſein römiſcher Carneval und ſein St. Rochusfeſt zu Bingen oben an. Gar viel Schönes oder wenigſtens zart von Poeſie Angehauchtes findet ſich auch in ſeinen Schriften über Kunſt und Alterthum, über die Farbenlehre, über die Metamorphoſe der Pflanzen, in den Wanderjahren, in Wahrheit und Dichtung aus ſeinem Leben ꝛc. Aber alle ſeine ſpätern Proſaſchriften ſind pretiös geſchrieben, als nahte Herr von Göthe ſelbſt immer nur in Ehrfurcht und gleichſam zitternd ſeiner eigenen Gottheit.

In ſeiner letzten Zeit wandte ſich Göthe auch noch der orientaliſchen Poeſie zu und ſchrieb den „weſtöſtlichen Diwan“, 1819, kokette Nachahmungen der Liebes- und Weinlieder von Hafis, der arabiſch-perſiſchen Liebesgeſchichten von Juſſuf und Suleicha und der orientaliſchen Spruchdichtung, hauptſächlich angeregt durch v. Hammers Ueberſetzungen. Im Grunde nur eine ältliche Wollüſtelei. Der alte Herr wollte noch Haremsluft athmen und unter Wohlgerüchen ſterben.

Auguſt Wilhelm Schlegel (ſpäter geadelt), der mit ſeinem Bruder Friedrich gewöhnlich zum Haupt der Romantiker gemacht wird, hängt mit der wahren Romantik nur locker zuſammen und war vielmehr der Großceremonienmeiſter des poetiſchen Univerſalismus, wie er von Herder in der Theorie feſtgeſtellt, von Göthe praktiſch ausgeführt wurde. Schle-

gel huldigte den Griechen, Shakeſpeare und Calderon zugleich, machte ſich zum Sklaven einer Franzöſin (Frau von Staël), ſchrieb in ihrem Dienſt franzöſiſch und vertiefte ſich zuletzt ausſchließlich in indiſchen Studien. Er dichtete wenig Eigenes, ahmte mehr nach und errang ſein großes Anſehen nur durch ſeine zahlreichen Kritiken, ſeine Geſchichte der dramatiſchen Kunſt, ſeine treffliche Shakeſpeareüberſetzung. Von ſeinem antikiſirenden Schauſpiel „Jon" und ſeinen griechiſchen Balladen war oben ſchon die Rede. Daneben ſchrieb er auch zärtliche Gedichte, viele Anſprachen an Freunde und Gönner, eine Menge Sonette auf die berühmteſten Dichter und Künſtler, ſogar ein Freiheitslied auf Tells Capelle. Den Romantikern näherte er ſich durch ſeine Gedichte „der Bund der Kirche mit den Künſten, der Glaube, die geiſtlichen Gemälde." In den letztern drückt er in Form von Sonetten den Inhalt und Charakter der ſchönſten Kirchenbilder aus. Auch geſellte er ſich zu den Romantikern in ihrem ſatiriſchen Kampf gegen die Zopfpoeten. Er ſchrieb eigens eine „Ehrenpforte für Kotzebue" (wogegen Kotzebue den „hyperboreiſchen Eſel" ſchrieb). und ein ausgezeichnetes Gedicht, worin er die Manieren von Voß, Matthiſſon und Feldprediger Schmidt parodirte. Deßhalb griff ihn auch Voß wüthend an als einen Kryptokatholiken, aber Schlegel erklärte öffentlich, er habe die katholiſchen Sympathien ſeines Bruders Friedrich nie getheilt, und ſey und bleibe ein Proteſtant. In ihren letzten Jahren arbeiteten beide Brüder noch ſehr viel für das Studium des Sanſkrit und die Einführung der indiſchen Poeſie in den Kreis unſerer Betrachtung.

Friedrich Bouterweck, Profeſſor in Göttingen († 1828), bekannt durch eine Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit in 12 Bänden, war ſelbſt Dichter.

Bouterweck ahmte in lyriſchen Gedichten hauptſächlich Tiedge nach, z. B. in ſeinem Kirchhof, auch ein wenig Matthiſſon und Schlegel in antikiſirenden Sachen, z. B. die Vergötterung des Herkules. Unter anderem beſang er die Gefühle eines otaheitiſchen Mädchens am Grabe ihres Geliebten. So weit holte er die Gelegenheit her, ſich und Andere zu rühren. Das iſt die Unnatur des poetiſchen Univerſalismus. „Mahomeds Himmel" faßte er ſentimental auf. In den „Halbbrüdern im Geiſterreich" contraſtirt er die wahre Religion mit ihrem Zerrbilde, dem Fanatismus, d. h. die Aufklärerei mit der Kirche. In einer düſtern No-

velle „der Schwur der Liebe" läßt er eine Braut durch ihren erſten Liebhaber, dem ſie die Treue gebrochen, am Hochzeittage erſchießen. Alle dieſe Sachen ſtehen in ſeinen Miscellaneen, Berlin 1792, 2 Bände. Er ſchrieb auch einige philoſophiſche Romane „Paulus Septimius, oder das letzte Geheimniß des Eleuſiniſchen Prieſters" (1795) und „Guſtav und ſein Bruder" (1796); mehr Reflexion als Poeſie. Nur der Roman „Graf Donamar" (1790) erregte Aufſehen, obgleich er ohne alle poetiſche Oekonomie und Klarheit die romantiſchen Effecte durcheinanderwirft.

Graf Donamar wird kurz vor dem ſiebenjährigen Kriege preußiſcher Rittmeiſter. Unterwegs findet er einen umgeſtürzten Wagen und ſteht einer Dame von hoher Schönheit bei, die eine Franzöſin iſt. Bald darauf kommt er im Lager mit St. Julien, einem geheimnißvollen, überaus ſchönen und männlichen preußiſchen Huſarenoffizier zuſammen, ſchlägt ſich mit ihm und verſöhnt ſich. Als gleichgeſinnte Seelen werden ſie die innigſten Freunde. In einem Auftrage des Königs nach Berlin geſchickt, wird er dort von einer reizenden Wittwe Laurette von Wallenſtädt umſtrickt. Schon ganz von ihr verführt, entdeckt er, daß ſie noch Andere liebt und flieht ſie. Noch einmal begegnet ihm auf dem Wege die unbekannte franzöſiſche Schöne. — Im zweiten Theil erzählt St. Julien ſeine Geſchichte. Er iſt in Spanien geboren, war einmal in Tunis gefangen und Sklave, kehrte zurück, entführte eine Nonne und fiel der Inquiſition anheim, aus deren Kerkern er mit genauer Noth entrann. Donamar findet in Berlin in einer glänzenden Geſellſchaft die ſchöne Reiſende mit den herrlichen Augen wieder, es iſt ein Fräulein d'Aubrecourt, aber bald erkennt er in ihr eine verloren gegangene Geſpielin ſeiner Kindheit, Franciſca von Sternach, wieder. Ihr Begleiter, der Marquis von Creſſi, an den ſie durch einen Eid gebunden iſt, lockt Donamar in einen Hinterhalt, aber Donamar ſticht ihn nieder und ſchlägt alle ſeine Begleiter glücklich ab, muß aber fliehen vor den Gerichten. Der verwundete Marquis geht in ſich und gibt Franciſca ein von ihm verborgenes Käſtchen mit Kleinoden und läßt ſie frei. Auf einmal ergibt ſich, daß Franciſca dieſelbe Nonne Gabriele iſt, die St. Julien einſt geliebt hat, und um deren Beſitz ihn der ſchlaue Marquis betrogen, der jedoch nur Franciſcas Schutz, nicht aber ihre Liebe begehrt. Franciſca erklärt dem Donamar, ſie könne nie die Seine werden, da ſie ihrem Pedro (St. Julien) nicht untreu werden wolle, obgleich ſie ihn für todt hält. — Im dritten Theil kommt Donamar an einen kleinen Hof, wo Laurette, die ihn immer noch liebt, aus Eiferſucht und Rache ihm Fallen ſtellt und ihn in einen Hochverrathsprozeß verwickelt. Als die Hinrichtung unvermeidlich geworden, will ſie ihm wenigſtens den öffentlichen Tod erſparen und gibt ihm Gift. An ſeinem Sterbebette erſcheint Franciſca wieder, erblickt St. Julien, der ſich auch eingefunden, und ſtirbt vor Alteration. Sie wird mit Donamar begraben.

Gerh. Anton v. Halem, Regierungsdirector in Oldenburg, ſchrieb ſeit 1780 und ſchwankte beſtändig zwiſchen dem claſſiſchen und romantiſchen, abend- und morgenländiſchen Geſchmack. Er ſchrieb Idyllen von Amor, Pan, Echo, das Orakel zu Pharä, die Schlange Python, Porcia, Arria ꝛc. Dann behandelte er wieder altfranzöſiſche und ſpaniſche Stoffe aus den Zeiten der Troubadours. Drittens ſchrieb er ein Epos von Guſtav Adolf und eine Tragödie von Wallenſtein, ſogar ein Epos „Jeſus" und nicht minder kleine Geſchichten von Indianern und Negern. Alles bunt durch einander, aber ohne originellen Geiſt.

Guſtav Füllborn, Profeſſor in Breslau, überſetzte den Perſius und gab mehrere kleine Sammlungen zur Unterhaltung heraus (Papiere aus Heno's Nachlaß 1792, bunte Blätter, kleine Schriften und den Breslauer Erzähler), meiſt Bearbeitungen, aber voll Geiſt und Heiterkeit.

Johann Daniel Falk aus Danzig, lebte in Weimar anfangs als ein ſatiriſcher Schriftſteller ohne Genie und Erfolg, bekehrte ſich dann plötzlich, gründete 1813 eine große Anſtalt für verwahrloſte Kinder und endete 1826 als ein frommer allgemein verehrter Mann. Seine wenig erheblichen Schriften ſind:

Die heiligen Gräber zu Rom, 1796, Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire 1793—1803, worin das Beſte aus fremden Originalen entlehnt iſt. Satiren 1800 und 1804. Prometheus 1803. Amphiſtruo 1804. Irrfahrten des Johann von der Oſtſee, 1805. Elyſium und Tartarus 1806. Sämmtliche Werke, 7 Bände 1817; auserleſene Werke, 3 Bände 1819. Bußſpiegel 1826.

In ſeinen Satiren ſchwankt er beſtändig zwiſchen Antik und Romantiſch, Superfein und Poſſenhaft, Reim und Proſa herum und kann zu keiner Eigenthümlichkeit gelangen. Auch ſind alle ſeine Sachen klein und kurz. Am ausgearbeitetſten iſt ſein Prometheus, dramatiſches Gedicht.

Prometheus lebt in einer Höhle auf einer Inſel unter den letzten Kindern, die er belebt hat, denen aber Merkur noch drei hinzugepfuſcht hat, die als Philoſophen, indem ſie zur urſprünglichſten Natur zurückkehren wollen, auf allen Vieren gehen. Da landet ein engliſches Schiff, deſſen Capitän ſich in eine ſchöne Prometheustochter verliebt. Die Philoſophen aber gehen in die Werkſtätte des Prometheus und beleben vorwitzig einige angefangene Statuen. Unter anderen einen Cerberus, deſſen drei Köpfe als Dogmatismus, Idealismus und Spinocismus gegen einander reden, und eine Urania, zu welcher ſich der eine Philoſoph wie Pygmalion verhält. Lauter Anklänge von Ideen, ohne

daß irgend eine Grundidee hier energiſch hervorträte, und einige pikante Situationen, die aber abgeriſſen und ohne Zweck daſtehen.

Friedrich Rochlitz ſammelte in ſeiner Glycine (1805) verſchiedene Dichtungen.

Glycine iſt der Name einer „irregulären Schmetterlingsblume". Das Beſte in der Sammlung iſt ein Schauſpiel „die Zwillinge", verfolgte Königskinder, die durch einen Genius geſchützt werden, nachdem die Schweſter dieſen Genius aus einer Quelle, in die er gebannt war, erlöst hat. Des Schah Kosru Zorn und Mißverſtändniß werden überwunden, der königliche Vater verſöhnt. Ueber den ſich Wiederfindenden ſchwebt der Genius empor. Ein zwar ſeltſamer Verſuch, Romantik auf den Orient überzutragen, doch mit viel Wärme geſchrieben. „Eduards Papiere" in Proſa ſind viel pretiöſer. Reinhold, Graf zu Dona, noch unbedeutender.

Karl Streckfuß, ein höherer Beamter in Berlin, machte ſich als Ueberſetzer des Arioſt, Taſſo und Dante berühmt. Seine eigenen Gedichte (von 1811) ſind vergeſſen: wohlklingende, aber ſtoffloſe Sonette, einige ſchwache Romanzen. Sein Beſtes ſind die Elegien in weichen Diſtichen, den Götheſchen nachgebildet, worin das Entſtehen und Wachſen eines zärtlichen Verhältniſſes nicht ohne Anmuth geſchildert wird. Seine erſte größere Dichtung war Ruth 1805, dann Altimor und Zemire, beide voll Zärtlichkeit, das Trauerſpiel Maria Belmonte (1807), Klementine Wollmer und mehrere Bändchen voll Erzählungen. Sein Roman „Julie von Lindau" (1811) iſt ſehr ſchwach und faſt kotzebue'ſch.

Julie bricht die Ehe, bereut gleich nach der That, rennt wie raſend ihrem Buhler davon, daß ihr der Athem vergeht und fällt, indem ſie einen Blutſturz bekommt, ihrem Gatten zu Füßen. Der Buhler kommt ihr nach. Sterbend geſteht ſie ihre Schuld und der Gatte — verzeiht beiden mit zarter Rührung.

Dem poetiſchen Univerſalismus wurde nach Herders Vorgang hauptſächlich durch Ueberſetzungen geholfen. Ich kann mich hier jedoch nicht auf alle dieſe Arbeiten einlaſſen, ſofern ſie durch folgende immer beſſere wieder verdrängt wurden. Man fuhr fort, die griechiſchen und römiſchen Dichter zu übertragen. Voß und ſeine zwei Söhne trieben das Geſchäft fabrikmäßig, wurden aber im gegenwärtigen Jahrhundert von vielen andern, beſonders von dem fleißigen und gewandten Donner erſetzt. Inzwiſchen blieben bis auf dieſen Tag doch noch viele Griechen unüberſetzt, z. B. Nonnus. Auch die franzöſiſchen und engliſchen Dichterwerke zu

überſetzen wurde in Deutſchland raſtlos fortgefahren. Aus der italieniſchen Literatur begann man vorzugsweiſe die über der Schäferpoeſie vergeſſenen älteren Dichtungen zu übertragen, den Dante, Arioſt, Taſſo, Petrarka, Boccaccio, Gozzi ꝛc. Aus Spanien hatte man früher nur die Amadis- und Schelmenromane entlehnt, und nur einige deutſche Jeſuiten den Calderon benutzt. Jetzt wurden nach Herders Cid Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Camoens ꝛc. überſetzt. Damals ſchon durfte ein gewiſſer Karl Groß e auf die Fremdſucht der deutſchen Leſewelt ſpeculiren, indem er 1794 unter dem falſchen Namen eines Grafen von Vargas „ſpaniſche Novellen" herausgab, die man mit der größten Begierde las, als ſeyen ſie Erzeugniß der ſpaniſchen Poeſie. Als aber der Betrug entdeckt wurde, ward der Dichter bald verachtet und vergeſſen. Sein Talent war ſehr mittelmäßig. — Reichardts Romanenbibliothek gab in mehr als zwanzig Bänden Auszüge aus altromaniſchen Dichtungen.

Joſeph von Hammer in Wien öffnete den muhamedaniſchen Orient durch ſeine trefflichen Werke über die arabiſche, perſiſche und türkiſche Poeſie, durch ausgezeichnete Ueberſetzungen (insbeſondere der perſiſchen Schirin 1809) ꝛc., ſchrieb aber auch eigne Gedichte, z. B. „Italia", 101 Städtchen (1830). Seine erſte vergeſſene Dichtung war „Die Befreiung von Akri" mit Noten. Spät ſchrieb er noch die romanhafte Geſchichte eines großen Hexenprozeſſes „Die Gallerin auf der Riegersburg" 1845. Neben Hammer wirkte Hartmann vorzüglich für Uebertragung morgenländiſcher Dichtungen und Habicht gab zum erſtenmal die ganze 1001 Nacht heraus. Die mongoliſche Mythologie und Märchenwelt enthüllten zuerſt Pallas, J. J. Schmidt, Bergmann. Slaviſche Volkslieder und Märchen, auch ungariſche, finniſche ꝛc., endlich Lieder und Märchen ſogar der Wilden wurden als etwas Neues und Seltſames verbreitet.

Die reichſte Ausbeute für die Poeſie, wie für die Philoſophie fand man bei den Indern. Das Studium des Indiſchen war von den Engländern begonnen worden, fand aber bald ſeine fleißigſten Förderer in Deutſchland, wo jetzt faſt jede Univerſität einen Lehrſtuhl des Indiſchen aufzählt. Außer den Schlegeln erwarben ſich hier das größte Verdienſt Bopp, Laſſen, Brockhaus, Holtzmann, Höfer ꝛc. Das altperſiſche Heldenbuch von Iran übertrugen Görres und v. Schack.

Der einfache Humanismus verhielt ſich zum poetiſchen Univerſalis-

mus wie das Licht zum Regenbogen. Der Menſch an ſich war doch gar zu abſtrakt, das Bedürfniß trieb dazu, ihn in allen Specialitäten der Race, der climatiſchen Bedingung und der hiſtoriſchen Entwicklung aufzufaſſen und wo möglich in allen dieſen Situationen zu lieben. Das war aber nicht die Menſchenliebe, welche das chriſtliche Gebot verlangt, ſondern im Gegentheil der Rückfall aus dem Chriſtenthum in die heidniſche Anſchauung, denn weit entfernt, die Race von ihrem niedern Standpunkt auf einen höheren zu heben, ſie zu bekehren und zu heiligen ſuchte man eben nur ihre ſpecifiſche Unart feſtzuhalten. Am Ende ſchwand auch das humaniſtiſche Intereſſe. Man ſuchte nicht mehr das Reinmenſchliche bei allen Racen und Völkern, ſondern gerade das Verſchiedenartige in der Phyſiognomie, im Charakter und Coſtume. Es entſtand ein Wetteifer, wie bei einem römiſchen Carneval, durch neue und immer wechſelnde Erſcheinungen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu locken. Was Göthe aus Virtuoſeneitelkeit gethan, um ſein Talent gleichſam auf allen Inſtrumenten ſpielen und glänzen zu laſſen, das wiederholte nachher die literariſche Induſtrie und lieferte fabrikmäßig antike und romantiſche, philiſterhafte und idealiſtiſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche, ſpaniſche, nordiſche, ſlaviſche, muhamedaniſche, indiſche, chineſiſche, amerikaniſche Poeſie wie in einem wohlaſſortirten Waarenlager.

Nach Leſſings widrigem Vorgange, als der zuerſt einen Juden zum Ideal der Humanität erhoben (im Nathan), wurden bald alle möglichen Heiden, Türken, Mohren, Mulatten, Wilde, Räuber ꝛc. gleichfalls dazu erhoben. Die edle weiße und chriſtliche Race war freilich entartet genug, allein es ziemte ſich doch nicht, daß ſie ſich an die Farbigen wegwarf. In Gellerts Inkle und Yariko war die niedere Race doch nur als das unſchuldige Opfer der höheren Race (der Engländer verkauft nämlich hier eine Wilde, ſeine Lebensretterin, als Sklavin) bezeichnet worden. Aber der oben ſchon genannte v. Neſſelrode, der 1778 ſein Rührſpiel „Zamor und Zoraide“ vor dem Herzog Karl von Württemberg aufführen ließ, ſchildert die Neger als ſo vortreffliche und an Tugend den Weißen überlegene Menſchen, daß er mit der Phraſe ſchließt, „die Neger hätten weiße, die Europäer ſchwarze Seelen.“ Die Geßnerſchen Unſchuldsideale wurden jetzt auf Wilde übertragen, auf Kotzebue's Gurlis und Koras. Mit den Ständen verhielt es ſich eben ſo. Während

Könige, Prieſter, Adel und ſelbſt der Bürgerſtand mit gehäſſigen Farben geſchildert oder lächerlich gemacht wurden, erhob man dagegen Räuber, Hechelkrämer ꝛc. zu Idealen.

5.

Die ſittliche Erſtarkung.

Unter allen ſeit der Herrſchaft der Renaiſſance und des franzöſiſchen Geſchmacks verlorenen Gütern der Nation war keines in der deutſchen Dichtung ſo lange vermißt worden, wie der ſittliche Adel, das ritterliche Ehrgefühl. Man war zur Natürlichkeit zurückgekehrt, man hatte ſich auch im Geiſt gekräftigt, aber viel länger ließen das ſittliche Erzürnen, das Erröthen der wiedergebornen Unſchuld, die Donnerſtimme des erwachten Gewiſſens, die volle Ermannung der Nation in ihren edelſten Vertretern auf ſich warten.

Juſtus Möſer in Osnabrück war einer der erſten, welcher, ruhig aber feſt, die verderbte Neuzeit zum erſtenmal wieder mit den geſunden Augen eines alten Cheruskers anſah und in ſeinen unſterblichen „patriotiſchen Phantaſien“ das lebende Geſchlecht mahnte, möglichſt zur guten alten Natur, Sitte und Praxis zurückzukehren. Auch in einem Trauerſpiel „Arminius“ von 1749 friſchte er die Vaterlandsliebe wieder auf, von der einſt Lohenſtein beſeelt geweſen war.

Dieſes Stück enthält trotz der langweiligen Alexandriner, in denen es noch geſchrieben iſt, viel Schönes und beſonders iſt der Charakter des böſen Segeſt gut durchgeführt.

Ohne dieſes jetzt vergeſſene Stück würde Klopſtock ſchwerlich ſeine Hermannſchlacht (1769) geſchrieben haben.

Nicht lange nach Möſer erhob ſich auch eine vaterländiſche Stimme in Schwaben. Unter allen deutſchen Stämmen hat der ſchwäbiſche in ſeinem öffentlichen Leben am meiſten von dem alten Rechtsſinn und von verfaſſungsmäßiger Redefreiheit bewahrt, denn die württembergiſche Verfaſſung iſt vierhundert Jahre alt. Hier hatte ſchon Friſchlin in lateiniſcher Sprache für Bürger und Bauern gegen den Adel geeifert. Von hier aus erhoben ſich auch im 18. Jahrhundert beredte Stimmen gegen den fürſt-

lichen Despotismus. Friedrich Karl v. Moſer (nicht zu verwechſeln mit ſeinem Vater Jakob, dem wackern Vertheidiger der ſtändiſchen Rechte in Württemberg, der dafür in den Kerker kam und eine Menge frommer Lieder dichtete), ſtand in darmſtädtiſchem Staatsdienſt, aus dem er ſpäter in Ungnade entlaſſen wurde, gewann aber zuletzt ſeinen Prozeß mit dem Fürſten vor dem Reichskammergericht. Von ihm ſind erhalten „Der Herr und Diener" von 1763, ein politiſcher Roman, worin er das Ideal eines guten Fürſten aufſtellt, und „Doctor Leidemit", fragmentariſche und aphoriſtiſche Betrachtungen über Welt und Menſchen, nicht ohne Geiſt. Auch ſeine „politiſchen Fabeln" ſind nicht ſo ſchlecht, wie Gervinus glaubt. Etwas ſeltſam iſt ſein „Daniel in der Löwengrube", ein Heldengedicht in poetiſcher Proſa. Der herrliche allbekannte Stoff hat durch das ſentimentale Pathos des Gedichts nichts gewonnen. — Noch viel intereſſanter und berühmter war Schubart.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart, unter dem kunſtliebenden Herzog Karl von Württemberg Muſikdirector, machte ſich durch ſeine Freimüthigkeit und bittere Kritik Feinde und verfiel im Umgang mit den welſchen Sängern des Herzogs in koloſſale Lüderlichkeit und Freigeiſterei. Die Lüderlichkeit brachte ihn ins Gefängniß. Kaum wieder frei, mußte er wegen eines Spottgedichts flüchten, 1772. Er irrte nun lange umher, da ſeine ſchlimmen Sitten und ſein übler Ruf ihn überall wieder vertrieben, von Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München. In Augsburg fand er endlich einen Platz als Zeitungsſchreiber und gab die „Deutſche Chronik" heraus (1774—1777, fortgeſetzt erſt 1787—1791). Dieſes merkwürdige Blatt iſt der Prototyp aller ſpäteren deutſchen Oppoſitionsblätter. Es war politiſch liberal, vertheidigte das Reinmenſchliche gegenüber dem Beſtehenden, verlangte Abſchaffung der Prügelſtrafe ꝛc. Endlich war er für alle leidenden Völker intereſſirt, in welchem Sinn die Deutſche Chronik ſogar wagte, die Polen bei der erſten Theilung ihres Reichs zu beklagen und in Schutz zu nehmen. Neben ſo edeln, ja erhabenen Stellen bietet die Chronik aber auch viel ſeichte Aufklärerei. — Von Augsburg vertrieben floh er nach Ulm, wäre unterwegs aber beinah von den katholiſchen Bauern todt geſchlagen worden, da er die katholiſche Geiſtlichkeit durch ſeine Angriffe gereizt hatte. Aber auch in Ulm blieb er nicht lange. Herzog Karl ließ ihn aus der Stadt locken, feſt nehmen

und auf den Asperg führen, 1777. Man glaubte, ein berüchtigtes Epigramm sey die Veranlassung gewesen. Als nämlich der Herzog 1770 die hohe Karsschule in Stuttgart stiftete, schrieb Schubart:

Als Dionys aufhörte ein Tyrann zu seyn,
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Allein der Herzog, der gegen Schubarts treue und edle Gattin gnädig war und später auch ihn selbst wieder zu Gnaden annahm, hat ihn nur bessern wollen. Schubart blieb ein Jahr in einem sehr dunkeln und rauhen Kerker und durfte sich mit nichts beschäftigen als mit geistlichen Dingen. Dann erst brachte man ihn in ein lichteres Zimmer und unter die andern Gefangenen, deren Elend ihn vollends zerknirschen sollte. Das gelang denn auch so weit, daß er von dem Consistorium, welches ihn früher seiner Gottesleugnerei wegen excommunicirt hatte, die Gnade erflehte, wieder zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden. Auch machte er viele geistliche Gedichte. Im Jahr 1785 ließ man auch Frau und Kinder zu ihm, um den durch Religion Gezähmten nun durch die Familiengefühle zu fesseln und als der Herzog glaubte, sein pädagogisches Meisterstück an ihm gemacht zu haben, ließ er ihn 1787 nicht nur wieder heraus, sondern kündigte ihm auch seine Befreiung selber an. Der Gebesserte wurde nun Theaterdirector in Stuttgart und gab auch die Chronik wieder heraus, natürlich nicht mehr im alten Geist, starb aber schon 1791.

Es war wohl ein gewaltig brausender Geist in diesem unreinen Gefäß, und da alles zusammenwirkte, um ihn zu schwächen und zu ermatten, so muß man sich nur wundern, wenigstens in einzelnen Strahlen ihn noch in so feuriger Reinheit zu finden. Seine gesammelten Gedichte bilden ein wunderliches Durcheinander von frommen geistlichen und von wilden kecken Trotz- und Freiheitsliedern und von Gelegenheitsgedichten, die er als Hofpoet zu machen hatte.

Unter den Gedichten, in denen er ganz seine Eigenheit aussprach, sind am merkwürdigsten die berühmte „Fürstengruft“:

Da liegen sie die stolzen Fürstentrümmer ꝛc.

Noch besser „Deutsche Freiheit“:

Da lüpfe mir, heilige Freiheit,
Die klirrende Fessel am Arm ꝛc.

Die Erinnerung an seinen Leidensbruder Frischlin:

Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?

Dann das berühmte Abschiedslied der vom Herzog Karl an die Holländer verkauften Soldaten oder das „Kaplied“:

Auf, auf ihr Brüder und seyd stark.

Der wilde Naturschrei in seinen Liedern muß uns mit der moralischen Versunkenheit versöhnen, in die er hineingerieth, ein trauriges Opfer seiner Zeit, in der sich die bessere Natur wenigstens wehrte. Er hat den größten Einfluß auf Schiller geübt.

Der blinde, aber als Lehrer zu Colmar im Elsaß unermüdlich bis ins hohe Alter thätige Gottlieb Conrad Pfeffel († 1809) steht seit 1761 als Dichter zwischen Gellert und Schubart. Seine Fabeln und Erzählungen, womit er 10 Bände gefüllt, sind alle in der Form den Gellert'schen ähnlich, doch in der politischen Freimüthigkeit reicht er nahe an Schubart. Von Gleim, Claudius ꝛc. entlehnte er den scherzhaften Modeton, wonach damals vor die antiken Götter englische Titulaturen gesetzt wurden, Miß Hebe ꝛc.

Rührend ist sein Minnelied zweier Blindgeborner „wir altern nie, weil wir uns nicht sehen können.“ Berühmt ist sein Lied von der Tabakspfeife des alten Invaliden. Das Lied „der freie Mann“ ist, obwohl pedantisch, doch ein Vorbild unzähliger Freiheitslieder geworden.

Wer ist ein freier Mann?
Der, dem nur eigner Wille
Und keines Zwingherrn Grille
Gesetze geben kann;
Der ist ein freier Mann ꝛc.

Das „Lied eines Negersklaven“ ist ein Hohn über die deutschen Fürsten, die ihre Unterthanen nach Amerika verkauften, einem Neger in den Mund gelegt, der sich über die „weißen“ Sklaven freut. Von so vielen Fabeln hier nur einige politische. Apis, ein Ochse in Aegypten als Gott verehrt. Nicht zu verwundern, solche Ochsen werden heute noch vergöttert, auf Thronen. — Das Goldstück. Ein Knabe findet ein Goldstück, ein alter Jude erklärt es aus Neid für falsch und der Knabe wirft es weg. Eine treffliche, gegen Lessing gerichtete Fabel.

Ihr raubt den Christen
Ein Gut, das euch nicht nutzen kann.
Gelehrte Herrn Fragmentenschreiber,
O werdet lieber Straßenräuber!

Der Elephant pflegt in der Gefangenſchaft nie der Liebe, weil er keine Sklaven zeugen will. — Der Stier macht noch unmittelbar in dem Schlachthauſe ſeinen Rang vor dem Schöps geltend. — Eine Kreatur erhält von Jupiter die Gabe, ganz Menſch oder ganz Pferd zu werden. Nachdem er einige Zeit Menſch geweſen, wird er lieber Pferd, denn als Pferd wird er doch nur von Einem, als Menſch von Jedermann geritten. — Ignorantia wird ſchwanger und gebärt ein Wunderkind, die „Meinung", das aber in der Taufe den Namen „Wahrheit" empfängt.

Auch ein gewiſſer Fiſcher gab 1796 zu Königsberg politiſche Fabeln heraus von ziemlich ähnlicher Art.

Seit Haller die Schweizer geprieſen und Klopſtock an die Hermannſchlacht erinnert, hatten die Dichter öfter den Nationalſtolz wiederaufzurufen angefangen, was aber nicht recht Feuer fangen wollte, da der deutſche Michel zu tief ſchlief oder ſich in der claſſiſchen und franzöſiſchen Mode zu wohl gefiel. Die Schweizer rührten ſich am meiſten. Zwei Luzerner, Ignaz Zimmermann und der Exjeſuit Crauer ſchrieben patriotiſche Schauſpiele, der erſte ſeit 1777 einen Tell und eine Schlacht bei Sempach, der andere ſeit 1778 einen Berthold von Zähringen, Kaiſer Albrechts Tod und einen Oberſt Pfeyffer, dazu ſchrieb Ambühl von Wattwil 1779 einen Schweizerbund und 1782 noch einen Tell, Müller Friedberg von Stäfels 1781 eine Schlacht bei Morgarten. Alles vergeſſene Gedichte, die aber das Vaterlandsgefühl genährt haben.

Friedrich Schiller, 1759 zu Marbach geboren, bildete ſich auf der hohen Karlsſchule in Stuttgart zum Regimentsarzt aus, durchbrach aber ſchon als Schüler die doppelten Schranken, welche ihn einengten. Je tyranniſcher ſein Herzog Karl regierte, um ſo mächtiger empörte ſich in dem jungen Genius das Freiheitsgefühl, und je verdorbener die Sitten des Hofes und der Schule ſelbſt waren, um ſo unwiderſtehlicher trieb es ihn aus dieſem Schmutz zum ſittlichen Ideal hin. Zum erſtenmal regte ſich ihm unbewußt die uralte Sigfridsnatur. Hohe Geſtalten reiner edler Heldenjünglinge ſchwebten ihm vor. Er konnte ſie aber nur in grellem Gegenſatz gegen die Wirklichkeit des modernen Lebens auffaſſen. So entſtanden ſeine erſten Trauerſpiele, die noch in Proſa geſchrieben ſind.

In den „Räubern", gedruckt 1781, die er noch als Karlsſchüler ſchrieb, iſt Karl Moor ein unbewußter Sigfrid, das nie verjährende Ideal eines deutſchen Heldenjünglings, ſtrotzend von Kraft, „als fühle

er eine Armee in ſeiner Fauſt", und unſchuldig, unbefangen, treuherzig, hingebend. Darin, daß Schiller ihn durch die Verhältniſſe dahin gebracht werden läßt, ein Räuber zu werden, liegt eine tiefe Symbolik. Der Sinn iſt, die Nation iſt phyſiſch und moraliſch ſo verkommen, daß ihr beſter Sohn keinen Platz mehr in ihr findet oder die ſchlechteſte Rolle in ihr übernehmen muß. Das begriff auch die Jugend der Nation mit wunderbarer Schnelligkeit und was man auch über die Verwilderung und Karikirung in dieſem erſten Werke Schillers mit Recht ſagen mochte, es wurde mit rauſchender Begeiſterung begrüßt.

In „Kabale und Liebe" (1784) hatte der junge Held ſich überraſchend ſchnell verfeinert, ohne von ſeiner Kraft nachzulaſſen. Hochgebildet und hochgeehrt, Günſtling des Fürſten und Sohn des allvermögenden Miniſters, war doch Ferdinand von Walter wieder nur jene uralte und ewig junge Sigfridsnatur, indem er der Perſonificirung aller der Nation angekünſtelten Schande zurief: ich verwerfe dich, ein deutſcher Jüngling! Schiller aber fühlte auch hier wieder, wie fremd dieſer uralte ſittliche Adel der Zeit geworden war und ſo mußte ſein Held und deſſen lilienreine Geliebte tragiſch untergehen. Dieſes tief rührende Trauerſpiel hat nicht mehr den phantaſtiſchen Anſtrich der Räuber. Er ſchildert die Menſchen und die Verhältniſſe ganz ſo, wie ſie zu jener Zeit waren, wirft aber ein Schlaglicht von brennendem Glanze hinein, wie einen Strahl aus der reinen Region ewiger Unſchuld.

„Fiesco" (ſchon von 1783) iſt mit jenen erſten großen Dichtungen nicht mehr zu vergleichen. Der Held iſt nicht rein, nicht deutſch genug. Aber es liegt etwas Prophetiſches in ſeinem Schickſal. Die Auffaſſung iſt welthiſtoriſch. Das Genie, will der Dichter ſagen, vermag mit all ſeiner Cäſargröße oder Alcibiadesliebenswürdigkeit doch nichts gegen das ewige Recht der Völker.

Seine ſpäteren Trauerſpiele ſchrieb Schiller in Jamben, und in dieſen, wie in ſeinen lyriſchen Dichtungen tritt eine ganz neue glänzende Seite des Dichters hervor, nämlich ſeine hinreißende, pindariſche Beredſamkeit im muſikaliſchen Rhythmus, ein Schwung der Begeiſterung, wie ihn vor ihm noch kein deutſcher Dichter beſaß. Auf der Woge des Wohllauts ſcheint ſich unſerem Ohr ein Schwan zu wiegen und plötzlich verwandelt er ſich vor unſerem Geiſt in einen blitztragenden Adler, denn

die Gedanken ſind hier noch mächtiger, als das Wort. Aber wir verlieren in dieſem prächtigen Strom von Klang und Geiſt das urſprüngliche Bild des jungen Dichters. Man hat dieſe ſeine Wandlung ſo bezeichnen zu müſſen geglaubt, als ſey (namentlich unter dem Einfluß Göthe's in Weimar, wohin Schiller berufen wurde) die in ihm „geſättigte Kraft zur Anmuth zurückgekehrt". Aber das iſt kein Lob. An Anmuth hat es ſchon vor Schiller der deutſchen Dichtung nicht gefehlt, wohl aber ſehr an Kraft. Es läßt ſich nicht leugnen, ſein Wohlgefallen an der poetiſchen Beredſamkeit als ſolcher, beſonders an den ſogenannten ſchönen Stellen, an majeſtätiſchen Sentenzen, am Doctrinären, an der philoſophiſchen Betrachtungsweiſe hat ſeiner Erfindungskraft Eintrag gethan. Die urſprüngliche Kraft iſt in den Charakteren ſeiner ſpätern Trauerſpiele nicht mehr ſo naturwahr zuſammengedrängt, wie in den ältern, ſie löst ſich zu ſehr in der ſchönen Rede auf. Unverbrüchlich treu aber bleibt der Dichter ſeinem ſittlichen Ideale, und das erhebt ihn über alle Dichter ſeiner Zeit. Die deutſche Jugend hat von Schiller edel fühlen und denken gelernt, die Nation hat an ihm nur Ehre erlebt, ihre eigne uralte Ehre in ihm wieder gefunden.

Im „Don Carlos", dem berühmten Trauerſpiel, welches Schiller zuerſt in Proſa, dann in Jamben ſchrieb, handelt es ſich, wie im Fiesco um das ewige Recht der Völker gegenüber den Herrſchern.

König Philipp II. von Spanien hat Eliſabeth, die frühere Geliebte ſeines Sohnes Don Carlos, geheirathet, und iſt deßhalb eiferſüchtig auf dieſen ſeinen Sohn, weil derſelbe für die empörten Niederländer Sympathien hegt. Ein Maltheſerritter, Marquis Poſa, des Don Carlos Freund, wagt es, dem König ſelbſt die gerechte Sache der Völker ans Herz zu legen, Philipp aber läßt den Marquis erſchießen und Don Carlos heimlich hinrichten. Als Epiſode iſt eingeflochten die ſchwärmeriſche Liebe der Prinzeſſin Eboli zu Don Carlos, während ſie zugleich des Königs Maitreſſe iſt.

Poſa iſt das Urbild des modernen Liberalismus, der auch aus ſeinen Reden eine Menge Sentenzen geſchöpft hat, durchaus ehrlich und edel, aber unpraktiſch, ſchwärmeriſch und ein wenig ſchwatzhaft und eitel.

„Wallenſtein", eine Trilogie von einem comiſchen Vorſpiel und zwei Trauerſpielen, iſt reich an Schönheiten der Charaktere, wie der Gedanken und Sprache, aber der Hauptcharakter verfehlt.

Das Vorſpiel „Wallenſteins Lager" iſt ein höchſt lebendiges und treues

Bild. In den folgenden ernſten Stücken ſehen wir den großen Feldherrn kurz vor ſeinem Ende im Zweifel, welchen Weg er einſchlagen ſoll? Der Bedächtige läßt ſich von ſeiner feurigen Schweſter, der Gräfin Terzky, hinreißen und fällt dem Verrathe zum Opfer. Des Hauptverräthers Oktavio Piccolomini Sohn Max liebt Wallenſteins Tochter Thekla und fällt in der Schlacht.

Der wahre Wallenſtein war ein verſchloſſener Charakter, ſprach ſehr wenig, vertraute ſich niemand. Schiller läßt ihn geſchwätzig und ſogar gemüthlich ſeyn. Die äußere Pracht der Scenerie und Sprache deckt dieſe Hauptſchwäche des Stücks nicht zu.

Die „Jungfrau von Orleans“ iſt Schillers brillanteſte Dichtung.

Jeanne d'Arc, unterm Zauberbaum dazu begeiſtert, wagt ſich als arme Schäferin ins Lager der von den Engländern beſiegten Franzoſen, führt die letzteren raſch wieder zum Siege und ſetzt den rechtmäßigen König Karl VII. auf den Thron ſeiner Väter. Als ſie ſich aber in den ſchönen Engländer Lionel in dem Augenblick verliebt, in dem ſie ihn tödten will, verliert ſie das Vertrauen zu ſich ſelbſt, wird von ihrem Vater als Hexe angeklagt und folgt einem Hirten, den ſie einſt geliebt, in die Verbannung. Als ſie aber von den Engländern gefangen wird und Lionel ſie um Liebe beſchwört, erfaßt ſie der göttliche Geiſt von neuem, ſie zerreißt ihre Ketten und fällt im Kampf. Der ſiegende König der Franzoſen läßt ihre Leiche mit allen Fahnen ſeines Heeres bedecken.

Die heilige Begeiſterung für das Vaterland, die ſchöne Amazone, die hinreißende Gewalt in Schillers Verſen, alles vereinigte ſich, um dieſem Trauerſpiel den glänzendſten Erfolg zu ſichern. Man rühmte Deutſchland, daß hier jene herrliche Jungfrau, die in Frankreich durch Voltaire's Pucelle in den tiefſten Staub und Schmutz begraben worden, wieder verherrlicht worden ſey. Und doch war es ein Fehler Schillers, der Jungfrau die Schwäche anzudichten, von welcher die Geſchichte nichts weiß. Es bleibt gewiß merkwürdig, daß ſelbſt Schiller die Strenge und Conſequenz glaubensſtarker Charaktere des Mittelalters nicht zu faſſen vermochte und ihnen kleine Menſchlichkeiten zutrauen mußte.

„Maria Stuart“ iſt von Schiller als leidende und mitleidswerthe Gefangene aufgefaßt worden und ihre früheren Sünden hat er verſchleiert, um ſie zu einem ſo reinen Opfer als möglich zu machen. Da ohnehin nicht viel Handlung in dem Stück ſeyn konnte, herrſcht der elegiſche Klageton vor.

„Wilhelm Tell“ ergreift wieder weit mehr und erhebt ſich auf die

Höhe der Jungfrau von Orleans. Auch hier handelt es ſich darum, das Vaterland von fremder Tyrannei zu befreien. Im Allgemeinen folgt Schiller der Chronik von Tſchudi und ſchildert die Alpen und die Männer der Urcantone mit bewundernswürdiger Friſche und Lebendigkeit. Seine Sprache iſt hinreißend wie immer. Die Reden, aus denen der Liberalismus ſeine Tendenzen ſchöpft, fließen hier wieder reichlich. Aber Tell ſelbſt iſt nicht der naive Sohn der Berge, der er ſeyn ſollte, ſondern reflectirt viel zu viel und iſt inſofern verfehlt, wie Wallenſtein.

Die „Braut von Meſſina“ iſt Schillers ſprachlich vollendetſtes Werk, ein bloßes Kunſtſtück, ein mißrathener Verſuch, die deutſche Bühne zur altgriechiſchen umzuwandeln und die antiken Chöre wiederherzuſtellen. Dazu iſt der Inhalt abſchreckend widrig. Zwei Brüder bekämpfen ſich auf Tod und Leben um den Beſitz des Mädchens, das ſie zuletzt als ihre eigene Schweſter erkennen. Trotz alledem aber iſt dieſes Stück ein einziger langer Strom von muſikaliſcher Rede, von ſchönen Stellen, herrlicher Lyrik und Gnomik, in der That wetteifernd mit den Chören der alten Tragiker oder mit den Oden des Pindar.

Schillers Ueberſetzungen des Macbeth (nach Shakeſpeare) und der Turandot (nach Gozzi), der Phädra (nach Racine), des Paraſiten und Neffen als Onkel (nach dem Franzöſiſchen) will ich nur eben erwähnen. Vier Stücke hat er angelegt, ohne ſie auszuführen, den falſchen Demetrius (aus der ruſſiſchen), Warbeck (aus der engliſchen Geſchichte), die Maltheſer (aus der Geſchichte des Ordens), die Kinder des Hauſes (ein altfranzöſiſcher Criminalprozeß). Sie würden, wären ſie auch vollendet, ſchwerlich einen Fortſchritt des Dichters bezeichnen, der ſchon viel Größeres geſchaffen hatte.

Schillers lyriſche Gedichte und Balladen halten den ernſten Grundton ſeiner Trauerſpiele ein und wetteifern mit den „ſchönen Stellen“ derſelben im Feuer der Begeiſterung und im Wohllaut. Die Natur tritt hier zurück oder bildet nur den landſchaftlichen Hintergrund. Der Menſch mit ſeinen Idealen, oder wenigſtens mit ſeinen feurigen Leidenſchaften ſteht immer im Vordergrunde. Schillers Liebeslieder, die berühmten Lieder an Laura, von Amalia „ſchön wie Engel voll Walhallas Wonne“, der Triumph der Liebe, „Selig durch die Liebe, Götter, durch die Liebe“, Hektors berühmter Abſchied ꝛc. gemahnen uns alle wie ſeine „Semele“,

denn immer ist es ein Gott, der den geliebten Gegenstand mit seinem Blitz umhüllt und in Flammen verzehren will. — In den geselligen Liedern strebt Schiller die Flamme seines Busens über die ganze Tafelrunde auszubreiten, aber in diesen poetischen Toasten steigert er sich selbst zu sehr. Die Beredsamkeit wird schwülstig. So in dem berühmten Liede an die Freude, dessen Ueberschwenglichkeiten von Jean Paul mit feiner Ironie erörtert worden sind.

Zu den herrlichsten Schöpfungen Schillers gehören seine zahlreichen Balladen. Leider sind nur wenige darunter der vaterländischen Vorzeit entnommen, wie Eberhard der Greiner, der Graf von Habsburg; oder dem ritterlichen und romantischen Kreise, wie der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Kampf mit dem Drachen, der Handschuh, Ritter Toggenburg; einige auch dem modernen Leben, wie die Kindesmörderin und die wundervolle Mädchenklage „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn", mit einem starken Anklang an die altenglische Ballade. Die meisten und schönsten Dichtungen dieser Art widmete Schiller antiken Stoffen, die wir oben schon kennen lernten.

Schiller hatte immer etwas Pathetisches, daher seine vielen Lehrgedichte und philosophirenden Prosaschriften. Am meisten echte Poesie liegt in seinen kleinen Lehrgedichten, welche Fabeln und Parabeln gleichen, z. B. die Theilung der Erde, das Mädchen aus der Fremde, das verschleierte Bild zu Sais. Dagegen macht sich die Lehrhaftigkeit als solche zu breit in den größeren Dichtungen: die Ideale, das Ideal und das Leben, die Künstler, der Spaziergang, Würde der Frauen, das Lied von der Glocke. Die Sprache in allen diesen Gedichten ist prachtvoll, der Gedanke glänzend, der Sinn nicht selten tief, aber es ist doch nur Lehre und Beredsamkeit in poetischem Gewande, es ist nicht Poesie selbst und allein. Diese Bemerkung hält uns jedoch nicht ab, in der Glocke das größte bekannte Meisterwerk der sogenannten didaktischen Poesie zu erkennen.

Unter Schillers prosaischen Dichtungen ist der Geisterseher die bedeutendste. Es erschien davon nur der erste Band, 1789.

Ein Graf von O. lernt in Venedig einen deutschen Prinzen kennen. Zur Carnevalszeit sitzen sie einmal beisammen, als die Maske eines Armeniers sich ihnen gegenübersetzt und die Uhr ziehend ausruft: „Wünschen Sie sich Glück,

Prinz, um 9 Uhr iſt er geſtorben.“ Nach einiger Zeit erfährt der Prinz durch einen Trauerbrief, der Erbprinz ſeines Landes ſey geſtorben, genau um 9 Uhr an jenem Tage. Nun iſt nur noch ein Thronerbe vor ihm übrig. Der Prinz wird von einem Sicilianer, einem Gaukler, ins Netz gezogen, der ihm den Geiſt eines Freundes erſcheinen läßt, um von ihm ein Geheimniß zu erfahren. Kaum aber iſt der falſche Geiſt aufgetreten, als er durch den wahren verdrängt wird, ſo wie der Betrüger ſelbſt durch den Armenier, der aber den wirklichen Geiſt beſchworen hat. Dadurch wird nun der Prinz immer mehr von der geheimnißvollen Macht des Armeniers überzeugt. Bald darauf wird er raſend verliebt in eine wunderſchöne Griechin, die für ein Kind der Liebe eines Fürſten ausgegeben wird, kommt dadurch in Gefahr, wird zugleich von ſeiner Schweſter daheim, die ihn bisher mit Geld unterſtützt, verlaſſen und iſt in größter Noth, als ihn der Armenier abermals rettet, um einen Preis, der am Schluſſe nur kurz erwähnt iſt. Der Prinz iſt nämlich katholiſch geworden. Die ganze Intrigue hatte keinen andern Zweck.

In den folgenden Theilen ſollte wahrſcheinlich der Prinz einen kleinen deutſchen Thron beſteigen. Es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß Schiller an den Herzog Karl Alexander von Württemberg gedacht hat, der in Venedig katholiſch wurde und im Anfang des vorigen Jahrhunderts das proteſtantiſche Land erbte. Nur daß Schiller die Geſchichte mehr moderniſirt hat. Der Roman wurde alsbald von mehreren Andern fortgeſetzt, ohne Geiſt. Schiller ſelbſt hat mit Recht die undankbare Arbeit, mit der er in einem Augenblick der Noth dem Modegeſchmack ſchmeichelte, fallen laſſen. Auch ſeine kleinen Erzählungen „der Verbrecher aus verlorner Ehre“ und „Spiel des Schickſals“ hätte ein Geringerer ſchreiben können.

Schiller ſchrieb auch größere Geſchichtswerke, eine Darſtellung des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs, beide Meiſterwerke in Styl und Behandlung, aber aus unzulänglichen, zum Theil trüben Quellen geſchöpft, daher dem Sachinhalt nach gar nicht zu brauchen. Die zahlreichen Abhandlungen ſodann, in welchen Schiller über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts, über naive und ſentimentale Dichtung, über das Erhabene, über äſthetiſche Sitte, über den Gebrauch ſchöner Formen ꝛc. ſeine Begeiſterung ergoſſen hat, ſpiegeln uns überall das liebenswürdige Bild des großherzigen Dichters wieder, erklären uns auch zur Genüge, warum ſein Schönheitsgefühl aus der Zopfzeit heraus

zum antiken Ideale zurückſtrebte, haben aber weder einen chriſtlichen noch volksthümlichen Boden.

Neben Schillers leichtem lebensfriſchem Heldengeiſte erblicken wir die düſtere Geſtalt eines Landsmanns, der edel, wie er, doch dem Schickſal nicht zu trotzen vermochte. Friedrich Hölderlin von Lauffen verſank, nachdem er Herrliches gedichtet, ſchon als Jüngling in einen Wahnſinn, der ihn vierzig Jahre lang, bis an ſeinen Tod (in Tübingen) nicht mehr verließ. Das Ideal, wonach er ſtrebte, blieb ihm unerreichbar; der Weltſchmerz, Menſch bleiben zu müſſen, wo man Gott ſeyn möchte, verzehrte ihn. Er war aber kein eitler Egoiſt, ſondern der Schmerz Anderer lag auf ſeiner Bruſt. Er trauerte tief um das Vaterland.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland,
Alduldend gleich der ſchweigenden Mutter Erd',
Und allverkannt, wenn ſchon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Beſtes holen.

Er trug, was er fürs eigne Vaterland empfand, auf Griechenland über und dichtete den 1798 im Druck erſchienenen Roman „Hyperion" deſſen Held für alles Hohe und Schöne, für Vaterland, Freiheit und Tugend und dabei auch für eine ſchöne Diotima (Hölderlins eigne, aber verbotene, unerreichbare, weil ſchon verheirathete Geliebte) ſchwärmt. Später ſchrieb er den „Empedokles", worin er ſchon aller Hoffnung entſagt. Der Held kann der Gemeinheit, welche die ganze Welt beherrſcht, nicht dienen und muß daher in erhabner Einſamkeit untergehn. Zuweilen hält Hölderlin warm am Leben. Er malt ſeine ſchwäbiſche Heimath im hellſten Sonnenſchein, ein liebliches Bild:

Seliges Land! kein Hügel in Dir wächst ohne den Weinſtock,
Nieder ins ſchwellende Gras regnet im Herbſte das Obſt.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr ſonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Veſten und Hütten hinauf.
Friedſam geht aus dem Walde der Hirſch ans freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft ſiehet der Falke ſich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume ſich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wieſe ſich aus.

Noch ſchöner iſt das bewundernswürdige Rheinlied, gewiß das ſchönſte

unter allen den unzähligen, in denen der Vater Rhein zum Sinnbild des deutſchen Volks ſelbſt gewählt worden:

Jetzt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den ſilbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder ſchauernd zu ihm
Und der Felſen Häupter über einander
Hinabſchaun, taglang, dort
Im kälteſten Abgrund hört'
Ich um Erlöſung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt',
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Feſſeln ſich wälzte,
Das Raſen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelſten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Teſſin und dem Rhodanus,
Er ſchied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Aſia trieb die königliche Seele.
Doch unverſtändig iſt
Das Wünſchen vor dem Schickſal.
Die Blindeſten aber
Sind Götterſöhne, denn es kennet der Menſch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen ſolle, doch jenen iſt
Der Fehl, daß ſie nicht wiſſen, wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthſel iſt Reinentſprungenes. Auch
Der Geſang kaum darf es enthüllen ꝛc.

Tiefrührend ſind die Geſänge Hölderlins, in denen ihn die Ahnung ſeines künftigen Unglücks ergreift. Seine ſämmtlichen Werke ſammelte Chriſtoph Schwab 1846.

Man wird es mir vielleicht verdenken, daß ich hier ſchon von Jean Paul rede und dieſen empfindſamen und humoriſtiſchen Dichter an Schiller

anreihe. Allein ich thue es mit Ueberzeugung, weil das Hauptſächliche an Jean Paul weder ſeine Thränenſeligkeit, noch ſein brillanter Witz, ſondern ſein edler Charakter, ſeine Seelenhoheit, Seelenſchönheit, Seelenunſchuld iſt. Friedrich Richter (geboren 1763 zu Wunſiedel, geſtorben als Titularlegationsrath in Bayreuth 1825), nannte ſich als Autor nur Jean Paul. In armen Verhältniſſen aufgewachſen und lange mit Noth kämpfend, war er einer der reichſten und liebenswürdigſten Geiſter auf deutſcher Erde. In ihm vollendete ſich, was Hippel angedeutet, der Humor, der mit einem Geſichte lacht und mit dem andern weint. In dem Engländer Sterne und noch früher in Shakeſpeare ſind die erſten Muſter dieſes echt germaniſchen Humors zu ſuchen, deſſen die Romanen ſo wenig fähig ſind, als es die Griechen und Römer waren. Es gehört germaniſches Gemüth dazu.

Jean Paul hat ſeiner Zeit das Publikum hingeriſſen und wurde ſchwärmeriſch geliebt. Lichtenberg ſagt (vermiſchte Schriften II. 309), an Jean Paul intereſſire nur der Autor ſelbſt, ſeine Manier, nicht der Gegenſtand ſeiner Werke. Doch iſt das nicht richtig. Er bringt, wenn auch nur in grellem Contraſte, doch das Innerſte der deutſchen Volksnatur zur Erſcheinung, ſo objectiv wie irgend ein anderer. Ueberall kehren in ſeinen Werken folgende Grundgeſtalten wieder.

Vor allem der „hohe Menſch“, ein an Leib und Seele geſunder reiner, keuſcher, vornehmer Jüngling, in deſſen idealer Schilderung etwas an Sifrit gemahnt, trotz aller modernen Civiliſation. Jean Paul gefällt ſich beſonders darin, dieſe ſo hochadelige Perſönlichkeit in jugendlicher Unſchuld und Blödigkeit zu ſchildern, die dennoch den kühnſten Heroismus nicht ausſchließt. Darin ſpiegelt ſich wahrhaft das Schönſte in der deutſchen Jünglingsnatur ab, und dieſe intereſſante Geſtalt verſchwimmt nicht in phantaſtiſchen Bildern oder empfindſamen Thränen.

Dieſem Jüngling entſpricht ein eben ſo reines, vornehmes Mädchen faſt mehr amazonen- als madonnenhaft, von faſt männlicher Feſtigkeit, ein Ideal, vor dem der Dichter aus innerer Andacht in der Ausführung des Gemäldes zuweilen ſtockt und gleichſam vor ſeiner eignen Schöpfung blöde wird.

Der dritte überaus reizende Gegenſtand der Dichtungen Jean Pauls, mit jenen beiden erſten contraſtirend, iſt die Demuth, Beſcheidenheit und

das ſtille Glück der genügſamen Armuth, der unverſiegbare Frohſinn in äußerer Dürftigkeit.

Die vierte Figur iſt der kapriziöſe Freund des hohen Menſchen, der deſſen Ernſt und Würde in der tollſten Poſſenhaftigkeit parodirt, hinter ſeiner Satyrsmaske aber alle Grazien verbirgt, um, wo es darauf ankommt, mit ſarkaſtiſcher Miene und unter Hohn und Spott das ſchwerſte Opfer für den Freund zu bringen.

Als fünfte und ſechste Hauptfigur kehren ein ſchwindſüchtiges Mädchen von edelſter, durchſcheinendſter Zartheit, und ein blinder gleichfalls an der Schwindſucht ſterbender Jüngling öfters in Jean Pauls Romanen wieder. Jene iſt gewöhnlich die erſte Liebe des hohen Menſchen und welkt vor ſeinen Augen wie eine Lilie. Der andre iſt der Freund des hohen Menſchen, in unendlicher Liebe und Treue an ihm hängend und gleichſam ſein muſikaliſches Echo, ſein Gefühl in Flötentöne überſetzend und ihn damit umſpielend. An dieſes empfindſame Paar, das aber nie ein Paar wird, hängt Jean Paul alles an, was ſeine ſchöne Seele an weichſten und zarteſten Gefühlen ausſtrömt und was für feſtere Geſtalten nicht paſſen würde. Es iſt darin etwas von Engelsreinheit und elfenartiger Feinheit, aber auch etwas Krankhaftes, was den Leſer um ſo unangenehmer berührt, als Jean Paul es ſich angelegen ſeyn läßt, um den Reiz des Contraſtes zu erhöhen, die Schmerzen jener zarten wunden Seelen und hektiſchen Brüſte mit dem Anatomiemeſſer des lachenden Humors zu ſeciren.

Die ſiebente Hauptfigur iſt im Contraſt zu jenen beiden überzarten Weſen ein cyniſcher Arzt, der gleichſam von Amtswegen unzart iſt und den Jean Paul zum Träger aller der Witze braucht, die ſelbſt für die vierte Figur zu derb wären.

An dieſe Hauptfiguren reihen ſich nun noch Geſtalten aus dem Hofleben eines Duodezfürſten, die jedoch nur den Hintergrund bilden. Der Fürſt wird gewöhnlich als ausgelebt mit Ironie, die Fürſtin als zurückgeſetzt mit zartem Mitleid behandelt, die unſchuldige Prinzeſſin mit einer jugendlichen Andacht angebetet. Unter den Hofleuten findet ſich ein ſarkaſtiſcher Junker als obligater Böſewicht.

Der Duodezſtaat Flachſenfingen oder Scheerau wird vom Dichter

ſtets mit überlegenem Humor verſpottet und darin auch manche geſunde politiſche Satire auf größere Staaten angebracht.

Dem kleinen Hofe und ſeinen Cabalen gegenüber liegt gewöhnlich in Jean Pauls Romanen der ſtille Frieden eines ländlichen Thales und Dörfchens in paradieſiſcher Maienluft.

Obgleich Jean Paul durch und durch deutſch iſt, Deutſchland nie verließ, auch alle ſeine Stoffe und Gefühle Deutſchland entlehnt, hat er doch die Schwäche, ſeinen Romanhelden gern fremde Namen und wenigſtens den Schein eines fremden Urſprungs anzudichten; ſo wie er denn auch ſeinen eigenen deutſchen Namen franzöſirt in Jean Paul.

Die eigentliche Geſchichte iſt in Jean Pauls Romanen ſtets eingetaucht in ein unendliches humoriſtiſches Raiſonnement. Jeden Augenblick ſpringt der Dichter von ſeinem Gegenſtande ab, um in eine perſönliche und höchſt bequeme Converſation mit dem Leſer einzutreten und Nebengedanken auszuſpinnen. Hierin hat er Sterne's Licenz oft bis zum Unleidlichen mißbraucht. Dazu ein Cumulus von Anhängſeln aller Art, Vorreden, Vorreden zur Vorrede, Extrablättern, Einſchiebſeln, Ausſchweifungen, Zugaben, Aphorismen ꝛc. Uebrigens iſt alles an Jean Paul geiſtreich. Daher ich ſchon vor dreißig Jahren von ihm ſagte, er gleiche einem Prisma, das alles und jedes, und wäre es auch nur eine Dachrinne, im poetiſchen Farbenglanze des Regenbogens ſieht.

Sein erſtes Werk waren 1783 die „Grönländiſchen Prozeſſe", noch kein Roman, ſondern nur

> ſatiriſche Excurſe über Schriftſteller, Ahnenſtolz, Weiber, Stutzer, Lob der Narrheit, Verhältniß zwiſchen Genie und Regel, Bittſchrift der Satiriker und Epigramme in Proſa (was Jean Paul ſpäter Streckverſe nennt) ꝛc. Seine ganze Manier iſt hier ſchon fertig, nur die ſentimentale Seite tritt noch nicht in vollem Glanz hervor, ſondern birgt ſich noch in herber Knospe.

Ein ganz ähnliches Quodlibet war auch noch die „Auswahl aus des Teufels Papieren" von 1789. Dann erſt ging Jean Paul zum Roman über. Sein erſter iſt „die unſichtbare Loge" von 1793.

> Rittmeiſter von Falkenberg hat den ſeltſamen Einfall, ſeinen Sohn Guſtav durch einen Herrnhuter unter der Erde ohne Sonnenlicht erziehen zu laſſen und erſt als er zum Knaben heranreift, ihm zum erſtenmal die Oberwelt zu zeigen, als ob es ein Himmel ſey. In der neuen Welt findet Guſtav einen jungen Seelenfreund an dem ſchönen blinden Bettelknaben Amandus, den

der Rittmeiſter gerettet hat, der aber ſchmachtend dahinſtirbt. In der Stadt tritt ein Dr. Frank als die humoriſtiſche Perſon auf und Beate als die hohe Jungfrau, die den auf Amandus Grabe entſchlummerten Guſtav findet, eine ſehr empfindſame Mondſcheinſcene. Ein andermal ſind ſie in großer Geſellſchaft und können ſich nur durch den Spiegel ihre Empfindungen ausdrücken. Ihre glücklichſten Momente erleben ſie in dem paradieſiſchen Orte Lilienbad. Lieblich iſt die Schilderung eines Gewitters, das die Liebenden nöthigt, unter einem Baum unterzuſtehen. Aber der Roman bricht ab. Wir erfahren nur noch eben, daß Guſtav eine geheime Geſellſchaft „die unſichtbare Loge“ geſtiftet hat. Aber was weiter mit ihm geworden, bleibt unbekannt. Dieſe wenigen Begebenheiten des Romans ſind eingehüllt in ungeheure Efulgurationen des redſeligen Witzes. Im Anhang gibt Jean Paul die liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeiſterlein Maria Wuz in Auenthal“, ein Muſter von liebenswürdiger Reſignation und Frohſinn im Elend.

Dann folgte ein noch weit ausgebildeterer Roman „Heſperus oder die 45 Hundspoſttage“ 1795. Jean Paul läßt ſich die Nachrichten von den im Roman auftretenden Perſonen durch einen Hund überbringen, daher der Titel. Heſperus iſt ein ziemlich willkührlich gewählter Name. Jean Paul wünſcht, das Buch möge abgeblühten Leſern zum Abend-, aufblühenden zum Morgenſtern werden.

Im Baddorfe St. Lune erwartet der Prediger Cymann mit ſeiner Familie ſeinen Pflegeſohn Victor und deſſen Vater, Lord Horion. Der Lord iſt blind, der Sohn deßhalb ein Augenarzt geworden und das Pfarrhaus wird auserſehen zur Kur, die vollkommen gelingt. Der Lord iſt Freund und Günſtling des deutſchen Duodez-Fürſten Jenner von Flachſenfingen, bei dem nun Victor Leibarzt wird. Am Hofe verliebt ſich Victor in die hohe Klotilde, die im Fräuleinſtift zu Maienthal von dem blinden Lehrer Emanuel zu einem Ideal gebildet worden, obgleich ſie die Tochter eines raffinirten Hofmanns, Lebaut, iſt. In daſſelbe hohe Weſen iſt aber auch Matthieu, Sohn des Miniſters, der obligate Böſewicht des Romans, ein über alles ſpottender Geiſt, und zugleich der Regierungsrath Flamin, Cymanns vermeinter Sohn, verliebt. Dieſer Flamin iſt aber eigentlich Jenners unehelicher Sohn und Klotildens Bruder. Die Liebe Victors zu Klotilden entwickelt ſich langſam und überaus zart. Ihre Geſichter begegnen ſich in einer Orangerie, indem ſie an demſelben duftenden Geſträuch riechen. Agnola, eine italieniſche Prinzeſſin, langt an als Jenners Braut. Emanuel weiht in der Johannisnacht ſeinen Schüler Victor zur Tugend ein. Dieſer wird ein wenig auf die Probe geſtellt durch Jakobine, Matthieu's ſchöne Schweſter, und durch Agnola ſelbſt, der er einſt in einer Augenkrankheit beiſtehen muß. Es kommt ſo weit, daß er, indem die Fürſtin ihre Augenbinde löst und ſein Geſicht dicht über dem ihrigen hängt,

in einen Kuß mit ihr zuſammenfällt. Allein das iſt, wie der erſte, ſo auch der letzte. Die Fürſtin verzeiht ihm und er wendet ſich ausſchließlich Klotilden zu Einſt erblickt er ſie, wie ſie ihn von fern für ſein Wachsbild hält und lange weinend anblickt, während er, um ihr die Täuſchung nicht zu nehmen, ſteif ſtehen bleibt. Ein andermal ſchmelzen ihre Seelen zuſammen beim Anhören einer Harmonika. Einmal gehen ſie unter ihrem ſchmalen Sonnenſchirmchen zuſammen im Regen. Endlich erklärt er ihr ſeine Liebe. In Maienthal ſegnet der blinde Emanuel den Bund ihrer Herzen ein. „Zum Mitleiden genügt ein Menſch, zur Mitfreude gehört ein Engel". — Aber Flamin, der noch nicht weiß, daß Klotilde ſeine Schweſter iſt, überraſcht ſie, wie Victor ſie küßt, und ſtürzt wüthend auf ſie los, von Matthieu aufgereizt. Es gibt eine wilde Scene. Inzwiſchen wird alles wieder ruhig. Victor wirbt um Klotilden und nimmt rührenden Abſchied von dem ſterbenden Emanuel, eine übertrieben empfindſame Scene, wozu ein gleichfalls blinder Zögling Emanuels, Julius, die Flöte ſpielt. Hier berauſcht ſich Jean Paul in der weichſten und wollüſtigſten Empfindſamkeit und läßt den Schwindſüchtigen im Blumenduft und an der Süßigkeit der Töne ſterben. Flamin iſt ſo toll, ſich mit dem alten Lebaut zu duelliren und ihn zu erſchießen. Warum ſagte dieſer nicht vorher, daß jener Klotildens Bruder ſey? Nun kommt wieder eine Neuigkeit, Victor ſey nicht des Lords Sohn, ſondern einfach Eymanns Sohn, der blinde Julius aber ſey des Lords Sohn und Klotilde des Lords Tochter. Flamin wird frei und Victor mit Klotilden glücklich verbunden.

Die ſatiriſchen Intermezzos ſind in dieſem Roman nicht häufig. Am artigſten iſt der Hofapotheker Zeuſel gezeichnet, bei dem Victor in der Stadt wohnt. Dieſer Zeuſel iſt ungeheuer eitel und dabei ſehr klein. Wie er für Victor, den neuen Leibarzt, mit dem alten in Ungnade gefallenen groben Doctor Kuhlpepper zankt und wie er ſeinen als Kellner dienenden Zwillingsbruder vornehm verleugnet, ſind ſehr ergötzliche Scenen.

„Des Rektor Florian Fälbels und ſeiner Primaner Reiſe nach dem Fichtelberg," 1795.

Der Rektor unternimmt ſeine Ferienreiſe mit 12 Schülern, die zu Fuß gehen, und ſeiner Tochter Cordula, die auf einem Cabriolet mitfährt und Proviant mit ſich führt. Der Zweck der Reiſe iſt, Erholung mit Belehrung zu verbinden. Jeder Tag hat ſeinen beſtimmten Unterricht. Einmal wird Feld gemeſſen und Mathematik getrieben, ein andermal natürliche Theologie und Gott in der ſchönen Natur bewundert (wozu natürlich Regenwetter und allerlei üble Umſtände kommen). In jedem Wirthshaus bekommt der geizige Rektor Händel, weil er aus eigenen Vorräthen zehrt und zu wenig zahlt. Einmal bekommt er Prügel, weil er bei einer Meſſung der Naſe eines ſchlafenden Fleiſchers zu nahe kommt. Einmal erregt er Mißfallen, indem er ſeine Schüler im Fluchen, jedoch nur lateiniſch, wetteifern läßt. An einem armen ungari-

ſchen Soldaten, der unterwegs erſchoſſen wird, tadelt er das ſchlechte Latein der letzten Rede vor dem Tode. Einem Wirth demonſtrirt er die Conſtruktion eines kleinen Rades vor, welches er am großen Spinnrade anbringen ſoll, um daran die Umſchwünge des großen zu meſſen und ſich zu verſichern, ob die Tochter fleißig geweſen. Die Tochter aber meint: das ſieht er ja am Garne. Auf den Berg kommen die Reiſenden nicht, weil ihnen Jean Paul mit der Nachricht entgegenkommt, das Wetter beſſere ſich nicht. — Nur eine Stelle in dieſer humoriſtiſchen Reiſebeſchreibung iſt ſentimental, betreffend den ſtillen Kummer der zurückgeſetzten und mißhandelten Cordula.

„Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin", 1796. Unter der Rieſin iſt die Jungfrau Europa zu verſtehen. Man ſollte bei dieſem Titel wieder nichts als humoriſtiſche Excurſe erwarten, aber man wird durch einen förmlichen Roman überraſcht.

Die Italienerin Adolina folgt vom Grabe ihrer Eltern einer Freundin nach Schottland, wo der edle Lismore, der ſie ſchon in Italien geliebt hat, ſie wiederfindet und ſich unter höchſt empfindſamen Thränen mit ihr verlobt. Hier nehmen Jean Pauls hohe Menſchen aufs beſtimmteſte den Charakter der beiden Nationalitäten an, welche die meiſte romantiſche Anziehungskraft auf Jean Paul übten, auf Koſten ſeiner vaterländiſchen Gefühle.

„Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs", 1796.

Der Armenadvokat Firmian Leibgeber hat ſeinen Namen mit ſeinem Buſenfreund und Ebenbild Siebenkäs getauſcht. Er lebt im Reichsmarktflecken Kuhſchnappel, den Armen dienend, deßhalb ſelber arm. Der Heimlicher St. Blaiſe, ein alter Verwandter, vorenthält ihm eine Erbſchaft. Sein ſarkaſtiſcher Freund Leibgeber aber zwingt den alten Geizhals durch ſeinen großen Hund, angſtvoll auf dem Stuhl ſitzen zu bleiben und ſilhouettirt ihn unter unaufhörlichen ſatiriſchen Injurien. Das iſt die einzige Rache, die ſie nehmen. Der Armenadvokat hat eben die hübſche Linette geheirathet, ein armes ungebildetes Mädchen, welches die geiſtige Unruhe ihres Mannes nicht begreift. Anfangs geht es ganz gut, bald aber wird Siebenkäs durch die Wirthſchaftlichkeit ſeiner Linette, durch das ewige Kehren mit dem Borſtbeſen ꝛc. geſtört. Sie aber wird durch ihn tief gekränkt, da er anfängt, aus Noth die Möbeln zu verkaufen. Was er ganz leicht nimmt, iſt für ſie das Drückendſte. Was ſie ganz unbefangen thut, macht ihn toll. Linette weist zwar die Huldigungen eines parfumirten ſüßen Patriciers, Roſa von Meyern, ab, wird aber deſto unbewußter von dem Schulrath Stiefel bezaubert, dem Hausfreund, deſſen gemeſſenes und proſaiſches, langweilig ehrwürdiges Weſen zu dem ihrigen paßt. Dieſe Verhältniſſe ſind mit trefflichem Humor geſchildert, am ergötzlichſten die Noth und das Glück bei einer Kirmes, indem der bereits von Allem

entblößte Armenadvokat bei einem Vogelſchießen die erſten Gewinne trifft, während Linette ſich von dem ehrbaren Schulrath tröſten läßt. — Als Epiſoden werden hier zwei Traumbilder eingeſchoben: Rede des todten Chriſtus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott ſey, eine Ausgeburt humoriſtiſcher Verzweiflung, die ein ſentimentales Gewand annimmt; und: ein Traum im Traum, eine ſentimentale Apotheoſe der Mutterliebe. — Siebenkäs reißt ſich endlich einmal von der Trübſal ſeiner Häuslichkeit los, beſucht ſeinen Leibgeber und macht die Bekanntſchaft der geiſtreichen und hochgebildeten Engländerin Natalie. Da gibt ihm Leibgeber den Rath, den er befolgt. Er kehrt heim, ſtellt ſich, als rühre ihn der Schlag, ſtirbt zum Schein und läßt einen leeren Sarg begraben, während er ſelbſt Leibgebers Stelle als Inſpector in Vaduz annimmt und Natalien, die über ſeinen Tod getrauert, plötzlich überraſcht und heirathet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unterdeß auch Stiefel die verwittwete Linette geehelicht hat und ſehr glücklich mit ihr lebt. Das iſt der einzige Roman Jean Pauls, gegen deſſen Sittlichkeit viel einzuwenden wäre.

„Leben des Quintus Fixlein", 1796. Ein etwas potenzirtes Schulmeiſterlein Wuz, aber eben ſo meiſterhaft geſchildert.

Fixlein iſt Quintus einer Stadtſchule und wird zu einer Landpfarrei befördert, wodurch es ihm möglich iſt, ein blutarmes adeliges Fräulein, die beſcheidene Thienette, zu heirathen. Es iſt eine köſtliche Figur dieſer gute, immer fröhliche, fleißige Menſch. Wie er die Ferien benützt, um zu ſeiner armen alten Mutter aufs Land zu reiſen, und wie er in deren ärmlichen aber ſaubern Häuslichkeit das Fräulein ſieht, ihr ſeine Liebeserklärung macht ꝛc. und endlich mit ihr auf der Pfarrei aufzieht, gehört zu dem Anmuthigſten, was Jean Paul je gedichtet hat.

Als Anhängſel des Quintus Fixlein drei merkwürdige poetiſche Traumgeſichte.

Die Mondfinſterniß. Auf dem dunkeln Monde zittern die noch ungebornen Seelen, die zur Erde kommen ſollen, vor einer Rieſenſchlange, die ſich von der Erde gegen ſie aufbäumt, ſie werden aber durch einen ſchönen Jüngling, den Genius der Religion, geſchützt. Ein Bild von ſehr ſchwacher Erfindung, aber vortrefflich ausgeführt. — Der Tod eines Engels. Ein Extrem von Zartheit, wie ſterbender Flötenton und verzitterndes Mondlicht. — Der Mond. Die Seelen kehren von der Erde wieder zum Monde zurück. Ein Kind iſt den Eltern vorangegangen, der Vater Eugenius folgt ihm nach und winkt nun der ſterbenden Mutter, das Kind an der Hand, aus dem Monde zu.

„Das Kampaner Thal oder über die Unſterblichkeit der Seele", 1797.

In dem bekannten reizenden Pyrenäenthale kommen befreundete Menſchen

zuſammen, unter andern Victor aus dem Heſperus, und unterhalten ſich inmitten dieſes irdiſchen Paradieſes über die Fortdauer der Seele. Einer bezweifelt ſie, gibt aber am Ende nicht den Verſtandes-, ſondern Gefühlsgründen der andern nach. Hier überläßt ſich Jean Paul allen Wonnen ſeiner ſanfteſten Gefühle, ſo daß er ſogar den Blumen eine Seele und Seelenfortdauer zuſchreibt und ein künftiges ungeſtörtes Paradies. Uebrigens durchzieht das Ganze ein hoher ſittlicher Ernſt. Der Hauptbeweis für die Unſterblichkeit liegt dem Dichter in dem Daſeyn der Tugend, Wahrheit und Schönheit. Dieſer auf Erden ſo deutlich vernehmliche Dreiklang ſetzt nothwendig die Muſik höherer Sphären voraus, aus denen ſie zu uns geflogen. — Als humoriſtiſcher Anhang die Erklärung der Holzſchnitte unter den zehn Geboten des Katechismus. — Unter dem Titel Selina erſchien eine unvollendete, aber in zahlreichen Bruchſtücken erhaltene Fortſetzung des Kampanerthals, worin abermals alle Fragen über Unſterblichkeit durchgeſprochen werden. Sie enthält ſehr ſchöne Gedanken, aber zu ſehr mit Bekanntem gemiſcht. Hier hätte Jean Paul nicht philoſophiren, ſondern einzig Dichter ſeyn und nur Neues geben ſollen.

„Der Jubelſenior", von 1797. Eine Idylle,

die Jubelfeier eines Schulſeniors und ſeiner alten treuen Ehehälfte ſchildernd; aber ſo überladen mit humoriſtiſchen Ausſchweifungen, daß ſich die eigentliche Erzählung darunter faſt ganz verliert.

Palingeneſien, 1798. Auch unter dem Titel Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg.

Nichts als humoriſtiſche Digreſſionen, unter denen der dünne hiſtoriſche Faden, durch den ſie zuſammenhängen, kaum mehr bemerkt wird.

Jean Pauls Briefe und bevorſtehender Lebenslauf, 1799. Desgleichen Jean Pauls Freiheitsbüchlein oder deſſen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog Auguſt von Sachſen-Gotha, deſſen Briefwechſel mit ihm und die Abhandlung über die Preßfreiheit.

Aus Anlaß eines Verbotes, das von der Cenſur der Univerſität Jena ausgegangen war, weil ihr die Dedication nicht discret und conventionell genug vorkam. Viel Lärm um nichts.

Der „Titan" von 1800 iſt Jean Pauls Meiſterwerk. Hier hat er den „hohen Menſchen" vollendet. Es iſt wieder der Victor des Heſperus, aber um Vieles erhabener.

Albano, der junge ſpaniſche Graf von Ceſara, in Deutſchland auf dem Lande erzogen, fährt mit ſeinem humoriſtiſchen Geſellſchafter, dem Bibliothekar Schoppe, und mit dem griechiſchen Baumeiſter Dian über den Lago maggiore

nach der zauberiſchen Inſel Isola bella, um daſelbſt zum erſtenmal ſeinen Vater, Don Gaſpard, Ritter des goldenen Vließes, wiederzuſehen. Um die volle Wonne der ſchönen Ausſicht zu genießen, verbindet er ſich die Augen und macht die Binde nicht eher los, als bis er auf der hohen Terraſſe der Inſel ſteht. Die Naturſchilderung iſt um ſo bewundernswürdiger, als Jean Paul nie in Italien war. Der feurige Sohn findet einen kalten, wenn auch ſorglichen Vater, der ihm einen neuen Hofmeiſter, den Lector Auguſti, einen glatten und kühlen Weltmann zuführt, mit welchem er die Univerſität und den kleinen Hof in Peſtiz beziehen ſoll. Das iſt die Hauptſtadt des kleinen Fürſtenthums Hohenflies, in welchem Albano bisher auf dem Lande zu Blumenbühl bei dem Landſchaftsdirector von Wehrfriz erzogen worden iſt, deſſen treffliche Gattin Albine und deſſen gutmüthige Tochter Rabette Mutter- und Schweſterſtelle bei ihm vertreten hatten. Es war ihm nie erlaubt, zur Stadt zu kommen. Aber er hatte oft von der lieblichen Liane, Tochter des Miniſters von Froulay, und ihrem genialen Bruder Roquayrol reden hören. Als er nun endlich in die Reſidenz kommt, wo er bei dem arroganten Leibarzt Dr. Spher ein Quartier nimmt, was zu ſehr komiſchen Nebenparthien Anlaß gibt, hört er mehr von der ſchönen Liane. Eben iſt der alte gute Fürſt, der einmal den Knaben Albano im Walde geſegnet hatte, geſtorben und Dr. Spher hat ihn ſecirt und ſein Herz nach fürſtlicher Sitte in eine beſondere Kapſel gethan. Als Roquayrol über die Bruſt ohne Herz ſarkaſtiſche Bemerkungen macht, entſetzt ſich die ſanfte Liane ſo ſehr, daß ſie, da ohnehin eine heftige Migraine bei ihr im Beginn iſt, plötzlich erblindet. Um ihre Augen zu heilen, verordnet der Doctor Waſſerſtaubbäder. Sie ſtellt ſich alſo in einem Waſſerhäuschen dem feinen Geſtäube der Springbrunnen blos, und Albano ſchleicht ſich in den Garten, um ſie zum erſtenmal näher ſehen zu können. Ihre Engelsſchönheit im Mondlicht übertrifft alle ſeine Erwartungen. Sie gewinnt die Sehkraft wieder. Beide lernen ſich lieben, aber ſie trägt den Todeskeim im zarten Buſen, und verlangt von ihm, er ſolle nach ihrem Tode die wunderſchöne Gräfin Linda de Rameiro, ſeine ſpaniſche Landsmännin lieben und heirathen, dieſelbe, die ihm ſchon auf Iſola bella durch einen taſchenſpieleriſchen Geiſterſpuck als die ihm beſtimmte Braut verheißen war. Albano wird noch einmal durch Geiſterſpuck an Linda erinnert, in welche zugleich Roquayrol und Schoppe verliebt ſind. Linda war in ihrer Jugend einmal in Peſtiz. Roquayrol liebte ſie ſchon als Kind. Albano geſteht dieſem, daß er deſſen Schweſter Liane liebe, und tritt ihm ſogleich gerne die unbekannte Linda ab. Da wird Roquayrols Freundſchaft noch feuriger und er hilft ihm nach Kräften, macht ſich daneben aber das Vergnügen, die unſchuldige Rabette ein wenig zu verführen. Inzwiſchen wird das geheime Treiben der Liebenden verrathen und der Miniſter ſpeit Feuer und Flammen. Liane bleibt ſtandhaft, bis ſie zu dem „guten Vater“, dem frommen Bußprediger Spener, geſchickt wird. Dieſer ehrwürdige Greis beweiſt ihr, ſie dürfe Albano nicht heirathen und müſſe ihm entſagen, und ſie

muß einen heiligen Eid ſchwören, es nie zu verrathen. Dieſen Eid hält ſie, nimmt noch einen rührenden Abſchied von Albano und — ſtirbt. Albano fällt aus Gram in ein Fieber, dem er hätte unterliegen müſſen, wenn nicht die Prinzeſſin Idoine, die viel Aehnlichkeit mit Liane hatte, ihn durch ihr Erſcheinen getröſtet hätte. Dieſe Idoine war eine Tochter des benachbarten Fürſten von Haarhaar und bewohnte ein idylliſches Dorf, wo ſie ein Ideal von Menſchenglück verwirklichte. — Ihre Schweſter Iſabelle muß inzwiſchen den jungen Erbfürſten von Hohenflies, Luigi, heirathen, einen entnervten, dem Tode entgegenſiechenden Menſchen. Daher Iſabelle ſich nicht befriedigt fühlt und ihre Augen auf den ſchönen, wiedergeneſenden Albano wirft. Sie reiſen zuſammen mit Don Gaſpard nach Italien. In ſeiner Unſchuld verſteht er Iſabelle nicht und verletzt ihren Stolz aufs höchſte, ſo daß er ſich von ihr trennen muß. Er muß nach Neapel. Auf der Inſel Iſchia trifft er zum erſtenmal mit Linda, der ſo oft ihm Verheißenen, zuſammen, und findet ſie wirklich ſo amazonenhaft ſchön und geiſtreich, daß er Lianens letzten Willen erfüllen und Linda lieben zu müſſen glaubt. — Sie kommen nach Peſtiz zurück. Hier findet Albano ſeinen geliebten Schoppe im Narrenhauſe und muß ihn endlich ſterben ſehen. Hier iſt das Tragiſche des Humors auf eine ſolche Höhe getrieben, daß man erſtaunt, ihn gleich darauf auf eine noch höhere getrieben zu ſehen in Roquayrols Trauerſpiel. Roquayrol nämlich liebt Linda noch immer zum Sterben und muß ſie in Albano's Armen ſehen. Da treibt ihn Iſabelle, die ihn zum Buhler angenommen, aus Rache an, die Aehnlichkeit, welche ſeine Stimme mit Albano's Stimme hat, und Linda's abendliche Blindheit zu benutzen, um ſie, als ſey es Albano, im Garten zu verführen. Linda, voll Hingebung gegen Albano, glaubt ihn zu umfaſſen und wird von Roquayrol entehrt. Der Böſewicht führt aber gleich darauf das lange ſchon von ihm angekündigte Trauerſpiel auf, in welchem er in der Rolle des Selbſtmörders ſich wirklich todt ſchießt.

Linda muß, als ſie die Verwechslung entdeckt, auf ewig fliehen. So hart wird ihre frühere Männerverachtung und der Ehrgeiz ihres Vaters beſtraft. Denn nun erſt erfahren wir, ſie iſt Don Gaſpards Tochter und von ihm ſind die geiſterhaften Gaukeleien ausgegangen, durch die Albano dahin gebracht werden ſollte, ſie zu heirathen. Albano ſelbſt aber iſt der Bruder Luigis, der rechtmäßige Thronerbe von Hohenflies. Sein ehrwürdiger alter Vater, der verſtorbene Fürſt und deſſen Gemahlin hatten ihn abſichtlich entfernt und ländlich erziehen laſſen, um ihm die Kräfte und Tugenden zu retten, welche Luigi ſchon frühzeitig durch die gewöhnliche Prinzenerziehung und durch die Argliſt des Haarhaar'ſchen Hofes, der den Hohenflieſiſchen beerben wollte, eingeleitet hatte. Nun geſtaltet es ſich ſo, daß der Erbprinz von Haarhaar ebenfalls entnervt war und ſtarb und daß auch ſein Erbe mit der Hand der edlen Idoine unſerem glücklichen Albano, ſo wie das Erbe von Hohenflies zufallen mußte.

Die komiſchen Anhänge zum Titan enthalten 1) Das Peſtizer Realblatt voll unabhängiger humoriſtiſcher Digreſſionen.

2) Die clavis Fichtiana, Excurſe über die Fichte'ſche Philoſophie.

3) Giannozzo's Seebuch.

Giannozzo iſt der Seelenbruder Schoppe's, voll von Sarkasmen über die Gemeinheit, Dummheit und Schwäche der Menſchen faſt mehr noch als über ihre Laſter. Ueber die Laſter kann man ſich wenigſtens erzürnen, über jene nur ärgern. Dieſem bittern Aerger überläßt ſich Giannozzo ſo recht con amore, indem er auf ſeinem Luftſchiff über die Millionen Philiſter und Schwachköpfe hinüberfährt. Reflexionen dieſer Art nehmen den größten Theil ſeines Tagebuches ein. Dazwiſchen aber finden ſich auch artige Abentheuer. So landet Giannozzo im kleinen Fürſtenthum Vierreuter und läßt an der Hoftafel des Abends heimlich ein Paar lebendige Fledermäuſe los, die er mitgebracht hat. Dann beſchreibt er den Tumult, das Geſchrei der Damen, die Tapferkeit der Hofleute und Ritter, die mit gezogenem Degen die Fledermäuſe verfolgen, unter welchem Spektakel er ſelbſt unvermerkt wieder in die Luft aufſteigt. Ein andermal läßt er ſich in Mülanz nieder, um den Cenſor Fahland, den er im Mondſchein mit einer Dame verdächtige Wege gehen ſieht, in einer Rotunde zu erſchrecken. Sein Schiff bleibt aber oben in der Oeffnung ſtecken und er muß ſich begnügen, dem fliehenden Paare ſeine Sarkasmen nachzuſchleudern. Sehr witzig iſt Giannozzo's „flüchtiger Plan zu einem Jubiläum des Nürnberger Galgens", desgleichen bei einer Leſung des Blorberges die „Vorrede des Teufels zum Brockenbuche". Einmal wird Giannozzo ſehr gerührt, als er nämlich über Italien fliegt und einer reizenden Dame Liebesbote wird. Einmal wird er gefangen, entflieht aber während eines Ungewitters. Ueber der kleinen Feſtung Blaſenſtein ſchwebend fordert er ſie ſpöttiſch zur Uebergabe auf. Endlich fährt er einer Gewitterwolke entgegen, ſchildert noch den wilden Reiz des Schrecklichen, das ihn umgibt, und wird vom Blitz erſchlagen. Die herabgeſtürzte Leiche findet ſein Freund Leibgeber.

„Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", 1801.

Der Conſiſtorialrath Pereſix hat eine gewiſſe Minette verführt und ſitzen laſſen. Sie weiß ſich zu helfen, neckt einen Berggeſchworenen, den kurzſtämmigen Herrn Tortupal, ſie werde ihn in den April ſchicken und bekommt ihn richtig zum Manne. Unter ſeiner Firma nun wird ſie Mutter einer gewiſſen Kora, deren wahren Vater, den Conſiſtorialrath ſie nun dadurch quält, daß ſie der Tochter eine ihm im höchſten Grade widerwärtige Erziehung gibt. Der Conſiſtorialrath bekommt in rechtmäßiger Ehe einen Sohn, Wolfgang, der im Kriege einen Arm verliert und nach ſeiner Heimkehr ſich innig in Kora verliebt. Da muß endlich der Conſiſtorialrath, ſo ſchwer es ihm wird, dem Sohn ſeine Jugendſünde eingeſtehen, um zu verhindern, daß der Bruder nicht die

Schweſter heirathe. Ein aus dem Leben gegriffener Stoff. Die Qualen des ſündigen Vaters ſind ſehr gut beſchrieben.

„Die wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht.“ Im 39. Theil der geſammten Werke dem heimlichen Klagelied angehängt.

Eine Viſion in der Neujahrsnacht des neuen Jahrhunderts, 1800. Das Pikanteſte darin iſt die Vorahnung des letzten Menſchen, der einſt allein am Ende aller Jahrhunderte noch übrig ſeyn wird.

Die „Flegeljahre“ von 1804 ſind wieder eines von Jean Pauls Meiſterwerken.

In der kleinen Reſidenz Haslau wird das Teſtament des kinderlos verſtorbenen Herrn van der Kabel eröffnet. Sieben weitläufige Verwandte ſind geladen. Derjenige unter ihnen ſoll ſein Haus in der Stadt erben, der binnen einer halben Stunde die erſten Thränen über ihn weinen könne. Köſtliche Schilderung der Erben, wie ſie ſich abquälen, bis endlich der arme Frühprediger Flachs, der es wirklich am Nöthigſten hatte, die nöthigen Waſſertropfen im Augenwinkel auftreibt. Weiterhin ſetzt das Teſtament den Gottwalt Harniſch zum Univerſalerben ein, einen unbedeutenden Jüngling vom Lande, den er zufällig kennen gelernt als das offenſte, liebenswürdigſte Gemüth. Aber das Teſtament ſchreibt ihm komiſche Klauſeln vor, die den Zweck haben, den jungen Menſchen mehr ans praktiſche Leben zu gewöhnen. Eine Klauſel verlangt, es ſoll ein Schriftſteller geſucht werden, der das Benehmen der Erben niederzuſchreiben habe und dem für jedes Capitel eine Nummer aus van der Kabels Naturalienkabinet verabfolgt werden ſoll. Der Schriftſteller iſt nun Jean Paul und jedes Capitel hat die Ueberſchrift einer Naturalie. Die letzte Klauſel verlangt, Walt ſoll Pfarrer werden, wo möglich in Schweden. Dabei eine Beſchreibung der Glückſeligkeit eines ſchwediſchen Pfarrers an einem der längſten Tage, an dem die Sonne kaum untergeht.

Der glückliche Erbe weiß noch nichts, aber ſein Zwillingsbruder Vult (quod deus vult), der ſchon ſeit Jahren davongelaufen und ein berühmter Flötenſpieler geworden iſt, hat es in der Stadt erfahren, iſt der Nachricht vorausgeeilt und ſieht in ſpäter Dämmerung von einem Baume herab, von wo aus er ins nahe Fenſter ſehen kann, dem Abendgeſpräche der geliebten Familie und dem neidiſchen Hoffiscal Knoll (einem der zurückgeſetzten Miterben) zu, der gekommen iſt, den jungen Walt als künftigen Notar zu examiniren und zu legitimiren und erſt hintendrein wie beiläufig des Teſtaments erwähnt. — Walt begibt ſich nach Haslau, um hier als Notar zu prakticiren und die verſchiedenen kleinen Proben des Teſtaments zu beſtehen. Im Nankinkleide auf einem alten ſteifen Schimmel reitend ſpielt er eine tragikomiſche Figur, wobei ſein Bruder Vult, der ihm unerkannt nachfolgt, ihn bald auslacht, bald ihm hilft. Walt hat durch ſeine Liebenswürdigkeit auch auf den welterfahrenen

Bruder denſelben Zauber geübt, wie auf den alten Kabel. Vult beſchließt daher, ſich des Bruders anzunehmen, um ihm durch die Fußangeln der Teſtamentsklauſeln möglichſt durchzuhelfen. Er gibt ſich ihm zu erkennen, worüber Walt ganz ſelig iſt. Doch wird er von des Bruders Schärfe und humoriſtiſcher Härte hin und wieder abgeſtoßen.

Die größte Albernheit, die dem armen Walt paſſirt, iſt ſeine poetiſche Liebe zu dem ſtolzen Grafen Clotar. In dieſem glaubt er das Ideal aller männlichen Hoheit zu erblicken und ſucht ihm nahe zu kommen, findet aber, wie ihm Vult vorausgeſagt, einen kalten Egoiſten. Als ihm Walt einmal in der Seligkeit der unerwiederten Freundſchaft im Garten nachläuft, geht der Graf in eine Pyramide, die ein maskirter Abtritt iſt. Faſt noch derber iſt die Entzauberung, als Walt ſich als Edelmann verkleidet, durch ſeinen Bruder beim Grafen einführen läßt, ihn ſehr artig findet, ſich ihm daher entdeckt und nun plötzlich von ihm per Er angeredet und auf's gröbſte behandelt wird. Minder gewaltſam ſtößt der gute Walt überall gegen das praktiſche Leben an. Aber er begeht nichts Lächerliches, was nicht zugleich das Liebevolle und Poetiſche ſeines Weſens darlegte. Deßhalb iſt er auch in der Liebe glücklich. Als Kind an den Blattern ſchwer erkrankt und vorübergehend erblindet, war er durch die kleine Tochter des Gutsherrn General von Zabloki getröſtet worden, die ihn an einem Aurikelſtrauße hatte riechen laſſen. Dieſer Duft blieb ihm ſeitdem unvergeßlich. Er hatte die Generalstochter, Wina heißt ſie, ſeitdem nicht wieder geſehen. Jetzt erfährt er, ſie ſey die Braut Clotars. Er iſt ſo uneigennützig, daß er's tief bedauert, als die Heirath rückgängig wird. Er ſieht Wina zum erſtenmal in einem himmelblauen Kleide, Perlen im dunkeln Haar bei ſeines Bruders Flötenconcert (humoriſtiſche Epiſode beim Concert: die Schlacht unter den Inſtrumentiſten) und wird von tiefſter Liebe ergriffen. Er hat das Glück, ſie öfter zu ſehen, indem ihr Vater ſich von ihm franzöſiſche Briefe erotiſchen Inhalts abſchreiben läßt. Wina ſieht einmal Vult, hält ihn wirklich für blind und führt ihn. Nun wird auch er ſterblich in ſie verliebt. Walt hört Wina das Lied von Salis „nur ein Hüttchen ſtill und ländlich" ſingen, ein Beweis, daß ſie nicht hoch ſtrebt. General und Tochter reiſen ins Bad. Walt reist — auch, trifft mit ihnen zuſammen, wird über Erwarten gut aufgenommen und empfängt unter einem Waſſerfall den erſten Blick der Liebe von Wina. Seine Liebenswürdigkeit rührt ſie, ſeine Dichtergabe flößt ihr Achtung für ihn ein. Noch iſt er ſo unſchuldig, daß er nicht mehr wagt als poetiſch zu träumen, was er glaubt, das Wina träumen könne. Dieſer Traum von Wina's Traum iſt nicht ſehr zart. Sie bittet ihn, ihrer Freundin Raphaele Neupeter eine kleine Freude zu machen an ihrem Geburtstag. Walt dichtet den Wunſch, Wina ſingt, Vult ſpielt die Flöte dazu. In der heitern Mondnacht fahren ſie auf dem Eiſe Schlittſchuh. Endlich wird Vult überzeugt, Wina liebe nicht ihn, ſondern Walt, wird ein wenig kalt und geht in die weite Welt. Hier bricht der Roman ab.

Der Hauptreiz der Flegeljahre ist die unübertreffliche Schilderung einer unverdorbenen deutschen Jünglingsnatur.

Das deutsche Seitenstück zu Rousseau's Emil ist die Levana von 1807, eben so rein menschlich, empfindsam und freisinnig, aber weit tiefer in die Seelensphäre der Kinder eindringend. An diesem Meisterwerk ist nur eins auszusetzen, daß es nämlich ganz unmöglich ist, den gemeinen Vätern und Schulmeistern die Feinheit der Empfindung und geistige Capacität beizubringen, welche dazu gehört, um Jean Pauls Winke zu verstehen und seinen Vorschriften nachleben zu können.

Nun folgen einige mehr wissenschaftliche Arbeiten, die „Vorschule der Aesthetik", 1804. Ein Buch voll der feinsten und wahrsten Bemerkungen, voll genialer und witziger Gedanken, worin aber doch das richtige Gefühl und der Mutterwitz mehr walten, als irgend welches System. Unter allen Schriften Jean Pauls, die keine Romane sind, ist diese eben so vorzugsweise die reichste und beste, wie unter den Romanen der Titan. — Daran reiht sich die „kleine Bücherschau", 1825, gesammelte Vorreden und Rezensionen, z. B. über Hoffmanns Phantasiestücke, über Deutschland und die Corinna von Frau von Staël (echt deutsch und männlich der Französin und dem Weibe gegenüber).

Ein ganzes Buch schrieb Jean Paul „über die deutschen Doppelwörter" 1820, worin er mit unendlicher Zähigkeit und Weitschweifigkeit das Weglassen des s in Doppelwörtern verficht. Seitdem schrieb er sich auch nicht mehr Legationsrath, sondern Legationrath, und feierte keinen Geburtstag mehr, sondern nur noch einen Geburttag. Durch diese Bizarrerie sind alle spätern Auflagen seiner Werke entstellt.

„Des Feldprediger Schmelzle Reise nach Flötz" von 1807 ist wieder eine anmuthige Idylle.

In dieser humoristischen Reisebeschreibung charakterisirt sich Schmelzle als ein ausgemachter Hasenfuß, sucht es aber durch seine Selbsttäuschung zu bemänteln. Am ergötzlichsten ist sein Paratonnerre, ein auf einem Regenschirm angebrachter Blitzableiter; seine Angst vor einer Hure, die ihn fälschlich als Vater eines Kindes angeben könne; seine Noth, als er eine Tafel vor sich sieht, auf der vor umhergelegten Selbstschüssen gewarnt wird; seine Furcht, der Barbier könne toll seyn ꝛc. Er sucht bei einem General um eine bessere Anstellung an, dieser aber weist ihn ab, weil er einmal aus einer Schlacht davon gelaufen sey. Vergebens beweist Schmelzle, daß er aus Furcht gar nicht einmal bei der Schlacht anwesend gewesen sey, also auch nicht aus ihr

hätte können weglaufen. Ueber Nacht im Wirthshaus wird ihm die Bettdecke weggezogen und er badet im Angſtſchweiß, bis ſeine ihm nachgereiſte luſtige Gattin und ihr Schwager, ein derber Dragoner, der ſich einen Spaß mit ihm gemacht, ihn aus ſeinem Irrthum reißen. — Die angehängte Beichte des Teufels bei einem großen Staatsbeamten iſt forcirt. Auch in Schmelzle ſelbſt iſt manches zu ſehr ſtudirt und erkünſtelt.

Doch iſt es ſehr merkwürdig, daß den Dichter gerade in den Unglücksjahren der franzöſiſchen Ueberwältigung die Laune beſchlich, die Feigheit zu perſifliren, beſonders in Bezug auf das nachfolgende Buch, „Dämmerungen für Deutſchland“ von 1809, worin ein patriotiſches Herz ſchlägt.

In demſelben Jahre erſchien: „Dr. Katzenbergers Badereiſe“. Unter den Dichtungen Jean Pauls, worin Witz und Humor über der Empfindſamkeit vorherrſchen, die klaſſiſchſte. Hier iſt alles geſund gefühlt und wahr.

Dr. Katzenberger iſt ein grober Arzt, der ſich nicht nur vor keiner Gemeinheit ſcheut, ſondern ſie gefliſſentlich begeht und ſich vor Niemand genirt, aus einem gewiſſen Zunftcynismus. Er ſchwärmt hauptſächlich für Mißgeburten und iſt ihm nie wohler, als wenn er in ekelhaften mediciniſchen Materien wühlen kann. Er ſucht, in der Hoffnung, ihm die Reiſekoſten aufzuladen, einen Mitreiſenden nach dem Bade Maulbronn, wo er ſeinen Rezenſenten durchprügeln will. Da meldet ſich ein Herr von Nieß, der unter dem Namen Theudobach rührende Theaterſtücke geſchrieben und damit unbekannter Weiſe Katzenbergers feurige Tochter Theoda bezaubert hatte. Nieß gibt ſich nun für einen Freund des berühmten Theudobach aus, aber je mehr ſie dieſen bewundert, deſto weniger macht ſie aus dem anweſenden Nieß. Katzenberger läßt das mitreiſende junge Pärchen machen und ärgert alle Welt unterwegs durch ſeinen Cynismus. So verſchlingt er Maikäfer und Spinnen, theilt einen Pfefferkuchen, den er der Geſundheit wegen auf bloßem Leibe getragen, Kindern aus, überſetzt jede Regung der Seele in eine des Körpers ꝛc. In einem kleinen Städtchen wird ihm die Mißgeburt eines achtfüßigen Haſen zum Kauf angeboten. Er gibt ein zu leicht wiegendes Goldſtück dafür, läßt es deßhalb auf eine kleine Prügelei (im Apothekerladen) ankommen und zieht mit ſeiner Beute triumphirend ab, da er die Gegner durch einen in ſeinem Spazierſtock verborgnen Giftpfeil ſchreckt. — Unter den Abentheuern unterwegs iſt auch gut erzählt, wie ein Schwimmer, der öffentlich ſeine Kunſt ſehen laſſen, von einem zufällig anweſenden Halloren, der ihm ins Waſſer nachſpringt, aus Kunſtneid durchgeprügelt wird. — Am meiſten Humor herrſcht jedoch in Katzenbergers Tiſchreden vor, die darauf berechnet ſind, den Miteſſenden Ekel zu erregen und

doch ſo fein gewendet, daß der Leſer nur lachen kann. In dieſen Tiſchreden fließt denn auch der verbiſſene Grimm gegen den Rezenſenten ein. Dieſer, der Brunnenarzt Dr. Strykius, iſt zugegen und hört alles mit an, wird aber von dem abgeſeimten Katzenberger lange in Ungewißheit zappeln gelaſſen, und überbietet ſich in Artigkeit gegen ihn. — Nieß gibt ein Declamatorium und berauſcht ſich in der Befriedigung ſeiner Eitelkeit. Am Schluß bekennt er, daß er ſelbſt der berühmte Theudobach ſey, deſſen Verſe er ſo eben vorgetragen. Nun iſt aber eben ein wirklicher und leibhaftiger Hauptmann von Theudobach zufällig in den Saal getreten, bildet ſich ein, jener poetiſche Schwächling bediene ſich ſeines Namens und ſagt ihm ganz trocken, er ſey der wahre Theudobach. Nieß vertheidigt ſeinen Autornamen, aber Theoda drängt ſich dazwiſchen mit Entrüſtung und behauptet, nur der Hauptmann könne der wahre Theudobach ſeyn, nur er entſpreche dem Ideal, das ſie ſich von ihm gemacht habe. Als ſie nachher ihren Irrthum erkennt, iſt ſie ſehr beſchämt, aber den Hauptmann intereſſirt das ſchöne Mädchen und ihre Herzen finden ſich. — Katzenberger beißt durch cyniſche Reden die letzten beiden Fräulein von der Abendgeſellſchaft hinweg und ſetzt ſich dann mit Strykius zum Trinken hin, indem er vorgibt ſich betrunken machen zu wollen, um an ſeinem eigenen Zuſtand mediciniſche Beobachtungen anzuſtellen. Er macht Strykius ganz ſicher, der ihn am Ende mit nach Hauſe nimmt. Hier aber, in tiefer Nacht, zieht Katzenberger plötzlich ein Piſtol hervor und zwingt ſeinen Gegner, eine in der Zeitung abzudruckende ſchmähliche Abbitte nicht nur zu unterzeichnen, ſondern auch auswendig zu lernen. Dann will er ihm ein Glied zerbrechen, läßt es ſich aber abkaufen durch das Skelett einer Hand mit ſechs Fingern, und begnügt ſich, den Rezenſenten blos derb auf die Hand zu ſchlagen. Dann reist er entzückt mit ſeinen zwei Trophäen, dem Haſen und der Hand, heim und findet am Bett einer befreundeten Wöchnerin ſeine Tochter und den Hauptmann, den er als Eidam annimmt, als er erfährt, derſelbe ſey reich und habe auf ſeinen Gütern eine Höhle voll urweltlicher Knochen.

In den Anhängen: eine Empfehlung von Hebels alemanniſchen Gedichten, Dr. Fenks Leichenrede auf den Magen eines Fürſten, über den Tod nach dem Tode (höchſt ſentimental, der Tod im Himmel oder Paradieſe, der Tod am Ende des zweiten Lebens). Die Kunſt einzuſchlafen; das Glück, auf dem linken Ohr taub zu ſeyn; die Vernichtung, eine Viſion (apokalyptiſch, aber nicht ſo einfach ſchauerlich wie Byrons Nacht). Ein warmes Andenken an die edle Charlotte Corday und mehrere Digreſſionen und Aphorismen.

„Leben Fibels", des Verfaſſers der Bienrodiſchen Fibel, 1812. Eine Idylle wie die von Firlein und Wutz.

Gotthelf Fibel iſt der Sohn eines armen Vogelſtellers und wächst in wilder Unſchuld auf. Da empfängt einmal der Pfarrer einen Beſuch von ſeinem Bruder, dem Rector, und Gotthelf muß ihm einen redenden Staar überbrin-

gen, bei welchem Anlaß er die gelehrten Herren von dem Bedürfniſſe eines beſſeren ABCbuchs reden hört. Der pedantiſche Rector holt von Gotthelfs Kopf eine Laus und zeigt ſie unter dem Mikroskop, um an ihr die Größe Gottes in der Natur bewundern zu laſſen. Zum Spaß ſchenkt der Rector ihm auch eine Matrikel, in die der junge Fibel auch ſeinen Namen eintragen darf; der Rector ſelbſt unterſchreibt aber nicht. Seitdem heißt Fibel nur der Student und iſt mit dieſem Titel überglücklich. Drolla, die hübſche Förſterstochter, die er liebt, ermahnt ihn zur Geduld. Sein alter Vater ſtirbt, hinterläßt aber einen kleinen Schatz in Gold. Ueberdies erfindet er das nach ihm benannte berühmte ſächſiſche ABCbuch. Ein verdorbener Magiſter Pelz gibt ihm den Rath, ſein Büchlein zu drucken und dem Markgrafen zu überreichen. Fibel thut das, hält aber in der Reſidenz jeden galonnirten Bedienten für den Markgrafen und fällt ihm zu Füßen, bis er den Markgrafen ſelbſt, welcher ſchläft, für einen Bedienten hält und weckt. Der Markgraf donnerwettert ein wenig, muß aber über den armen Schelm lachen, und verſpricht ihm Einführung ſeines Büchleins in den Schulen. Auch darf Fibel jetzt ſeine Drolla heirathen und ſchwimmt in Seligkeit. Sämmtliche Intereſſenten ſterben, nur Fibel nicht, den der Verfaſſer noch in ſeinem 128. Jahre beſucht und ihn noch immer beſeligt findet von ſeinem Verdienſt und Ruhm.

„Mars und Phöbus Thronwechſel", 1814.

Der Dichter hebt darin das Lügenſyſtem Napoleons auf die ſchärfſte Weiſe hervor und bewährt den Adel deutſchen Gefühls gegenüber dieſer welſchen Lüge in der feinſten Auseinanderſetzung der verſchiedenen Gattungen von offizieller beſonders lachender und auslachender Lüge. Die Pointe iſt aus Stellers Reiſe nach Kamtſchatka, das Beiſpiel des Bären, der erlegt und gebraten auf dem Tiſch ſo angeredet wird, als ob er, ſtatt verſpeiſt zu werden, ſelber der Mitſpeiſende und Ehrengaſt wäre.

„Friedenspredigt für Deutſchland", 1818.

Wieder politiſche Digreſſionen, ſogenannte Nachdämmerungen für Deutſchland. Dabei eine rein humoriſtiſche Schilderung des Krieges zwiſchen zwei Duodezfürſten, Maria und Tiberius.

„Der Komet" oder „Nikolaus Marggraf", 1820. Jean Pauls letzter größerer Roman, unvollendet geblieben.

Henoch Elias Marggraf, Apotheker im Städtchen Rom in der Markgrafſchaft Hohengais, heirathet eine italieniſche Sängerin, die ihm (etwas zu früh) einen Sohn Nicolaus und dann noch drei Töchter gebiert. Hierauf ſtirbt ſie, bekennt aber vorher in der Beichte, daß Nicolaus nicht Henochs, ſondern eines deutſchen Fürſten Sohn iſt, dem er auch ſehr ähnlich ſehe. Die Aehnlichkeit beſteht hauptſächlich in zwölf angeborenen kleinen Pockennarben auf der Naſe

und in der Phosphorescenz des Haars, in der der kleine Nicolaus zuweilen wie in einem Nimbus strahlt. Henoch hat die Beichte belauscht und ist nichts weniger als zornig, sondern schätzt sich die hohe Verwandtschaft zur Ehre und spekulirt darauf, vom unbekannten Fürstenvater einmal für die Erziehung des Pflegesohnes reichlich belohnt zu werden. Nicolaus ist voll Liebe und Güte gegen Jedermann schon als Kind, hat aber eine große Einbildung von sich theils wegen seines Heiligenscheins, theils wegen der fürstlichen Geburt, die ihm Henoch verrathen. Als dieser aber stirbt und Nicolaus von dessen letztem Erbe studirt, ohne seinen fürstlichen Vater auffinden zu können, muß er heim und die Apotheke übernehmen. Es geht ihm schlecht, er wird bitter arm und verfällt auf allerlei Projecte, reich zu werden. Erst will er die Goldtinktur erfinden, dann versucht er, Diamanten künstlich zu erzeugen. Dabei vertraut er seinem dummen aber treuen Stößer Stoß alle seine Hoffnungen, wie er durch Reichthum seine fürstliche Geburt geltend machen und dann die wunderholde Prinzessin Amanda heimführen werde. Diese nämlich hat er einst als Knabe gesehen und geliebt, einen Orangenzweig, den sie fallen gelassen, als Heiligthum aufbewahrt und sogar ihre Wachsbüste nächtlicher Weile vom Brett, auf dem sie ausgestellt gewesen, gestohlen und in einem leeren Uhrgehäuse aufbewahrt wie ein Madonnenbild, zu dem er täglich betet. Inzwischen mißräth der Diamant, auf den er so sicher gerechnet, daß er Gäste eingeladen hat. Nun hat er keinen Heller Geld, und morgen soll er wegen Schulden gefangen gesetzt werden. Zu allem kommt noch der ihm feindselige Doctor, um die Apotheke zu visitiren, und findet alles schlecht. Aber ihn unterbricht des Stößers Ruf, es strahle im Ofen mit unbeschreiblichem Glanze. Man untersucht und siehe — der zweite Diamant ist mackellos und die große Erfindung gelungen. Ein Jude bezahlt gleich 5000 Thaler dafür, weit unter dem Werthe. Nicolaus bewirthet gleich fürstlich jeden, der kommt, und will auch Feinden Gutes thun. Er nimmt also eine Geldrolle und steigt Nachts auf einer Leiter in das Fenster des verarmten Unteraufschläger Schleifenheimer, um demselben die Geldrolle heimlich einzulegen, gerade weil derselbe ihn einmal als Kind mißhandelt hat. Aber Nicolaus wird auf der Leiter erblickt und für einen Dieb gehalten, was zu einer kleinen Straßenschlacht führt. Sie endet damit, daß alle Kämpfer sich auf die Geldstücke wälzen, die der Rolle entrollen, indem Nicolaus sie im Handgemenge zerschlägt. — Durch diesen Vorfall wird Nicolaus Widerwille gegen das kleinstädtische Rom, in dem es ihm bisher so übel ergangen, noch gesteigert und er beschließt, als Fürst incognito auf Reisen zu gehen, um seinen Herrn Vater und die Prinzessin zu suchen. Seine wenigen bisherigen Freunde nimmt er mit, lauter humoristische Figuren, die allerlei Hofchargen übernehmen müssen. Gleich auf der ersten Station findet er Jean Paul selber als Wetterpropheten und nimmt ihn auch mit. In der ersten Stadt, in der sie anlangen, hält Nicolaus alle Maler, die sich bei ihm melden, für die längst verstorbenen Meister, deren Bilder sie nur copiren, und

verſchwendet ſein Geld an ſie, indem er ſich von allen malen läßt. In der Bildergallerie findet er auch eine der kleinen Prinzeſſinnen, die ſeine Amanda begleitet hatten, jetzt erwachſen wieder, und redet Unſinn an ſie hin.

Hier hört der Roman auf, ohne daß Nicolaus den Vater oder die Geliebte gefunden hätte, oder daß wir vorauswiſſen könnten, ob ſein Wahnſinn geheilt werden oder tragiſch enden wird.

Außer den aphoriſtiſchen Anhängen zum Kometen enthält derſelbe zwei der geiſtvollſten Epiſoden.

1) Das große magnetiſche Gaſtmahl des Reiſemarſchalls Warbel (ſchon im Anfang des erſten Theils eingeſchoben), eine treffliche Satire auf den Wiener Congreß. Nur Einer ißt, die übrigen Gäſte glauben nur zu eſſen, indem durch Magnetismus ihre Eßwerkzeuge und Sinne in täuſchende Bewegung geſetzt werden.

2) Die Traumgeberei. Fünf Studenten verſchwören ſich, dem Polizeidirector Saalpater und andern würdigen Perſonen ängſtigende, beſchämende und höchſt ärgerliche Träume einzugeben, welche dieſelben, durch Sympathie gezwungen, nothwendig träumen müſſen. Die Studenten werden deßhalb als Demagogen verfolgt. Meiſterhafte Satire auf die Mainzer Centraluntersuchungscommiſſion.

Kleinere Aufſätze Jean Pauls wurden geſammelt in ſeiner „Herbſtblumine“ von 1810. Darunter der „Traum einer Wahnſinnigen“, ein „Traum von einem Schlachtfelde“. Ferner ein „Muſeum“ von 1814. Darunter das Frappanteſte: „des Geburtshelfer Walter Viermeiſſel Nachtgedanken über ſeine verlornen Fötus-Ideale“, indem er nichts geworden als ein Menſch. Weitere Aufſätze aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften, Briefe ꝛc. enthalten die fünf Schlußbände der Geſammtausgabe, und Ernſt Förſter, Jean Pauls Schwiegerſohn, Spazier, Jean Pauls Neffe, haben noch ganze Bände von Material, Bruchſtücken, Aphorismen und Briefen nachgeliefert.

Eilftes Buch.

Romantik.

1.

Die falſche Romantik.

Man pflegte alles romantiſch zu nennen, was weder antik noch auch philiſterhaft modern war, ſondern worin Geſtalten und Scenen des ritterlichen Mittelalters vorkamen, oder, wenn es die Jetztzeit galt, wenigſtens Bilder aus fremden oder eingebildeten Ländern. Unter dem Romantiſchen wurde eigentlich das Anfremdende gemeint, was jene Geſtalten und Scenen für die gebildete Leſewelt hatten, die bisher in der Schule nur an das Antike, zu Hauſe nur an das Philiſterthum gewöhnt worden war.

Begreiflicherweiſe wurde das Ritterlich-Mittelalterliche wie das Ausländiſche nicht nach ſeiner Art, ſondern nach claſſiſchen Schulbegriffen und philiſterhaft aufgefaßt, weshalb dieſe ganze Richtung nur eine falſche Romantik war. Die Philiſter fühlten ſich wunderbar angezogen von den ritterlichen Heldengeſtalten, minniglichen Jungfrauen, alten Burgen und Harſthörnern, von der heiligen Veme, von Klöſtern im Mondſchein, von Geiſtern u. dgl., aber ſie verſtanden das Mittelalter nicht mehr und trugen ihre modernen Begriffe hinein.

Die Ritterromane, ſcheinbar zurückführend in das Mittelalter und deſſen Geiſt, waren gerade die wildeſte Ausgeburt der Aufklärung in ihrem Haß gegen das katholiſche Mittelalter. Durchgängig ergreifen ſie

Partei für den modernen Staat gegen die alte Kirche und verlegen in den angeblichen Ritterbünden die moderne Maurerei in jene fernen Jahrhunderte zurück.

Leonhard Wächter († 1822 in Hamburg) schrieb unter dem Namen Veit Weber „Sagen der Vorzeit" in sieben Bänden 1787, worin durchaus diese Tendenz vorherrscht. Von echten Volkssagen finden sich hier nur schwache und entstellte Spuren. Alles ist moderne Erfindung. Bischöfe, Aebte, Mönche sind die obligaten Bösewichter, die alle erdenklichen Greuel begehen und dafür von dem „Ritterbund für Recht und Freiheit" gezüchtigt werden. Daneben kommen auch wilde Ritter vor, die das Faustrecht mißbrauchen, Räuberei treiben, Weiber schänden, bis zuletzt ein volksfreundlicher Fürst ihrem Unfug ein Ende macht und die Segnungen des modernen Staates in Aussicht stellt. Fast unerträglich ist die Affectation des mittelalterlichen Styles in mehreren dieser Sagen. Nur eine einzige, im dritten Theil, „Tugendspiegel", ist als Composition aus echten Sagen nicht übel durchgeführt.

Floribelle, die schöne Königin von Dänemark, kommt in Mannskleidern an den Hof der Königin Genovefa von Frankreich, um zu erfahren, ob sie wirklich so sehr schön und schöner noch als sie selbst sey? Hier kommt sie als Jüngling in Verdacht, mit der Königin zu buhlen, und muß sich vor dem König durch Entblößung ihres Busens rechtfertigen. Der Dänenkönig, ein Graf Adolph von Dachsburg, Floribellens Gemahl, thut aber, wessen sie fälschlich beschuldigt war, und buhlt mit Genovefen. Eine gewisse Wulfhilde, die ebenfalls mit ihm buhlen möchte, wird von Golo betrogen, der sie verkleidet und mit verstellter Stimme, als ob er Adolph wäre, umarmt. Dieser Golo vollbringt noch allerlei Missethaten, bis er entlarvt und durch die zornmüthige Wulfhilde erstochen wird.

In den „Holzschnitten" Veit Webers wird ein Bruder Gramsalbus als Vorbild aller mittelalterlichen Pfaffen verhöhnt, z. B. neben eine junge Schöne ins Bett gelegt, aber, so wie er sie berührt, jedesmal schmerzlich gezwickt, in einer Mummerei, als wäre er in der Hölle, entsetzlich geängstigt, zuletzt aber noch bei lebendigem Leibe zum Heiligen ernannt und der Schwank schließt damit, daß er vor seinem eigenen Altar sich selbst bittet: „Bitte für mich".

Den wüthendsten Haß gegen die Kirche trug der Hofgerichtsrath

Maier in seinem Ritterschauspiel „Fust von Stromberg“ zur Schau, aufgeführt zu Mannheim 1782.

Fust von Stromberg ist der Sohn eines Ritters mit der Leibeigenen eines Klosters. Auf diesen Umstand gründet die ruchlose Pfaffheit den Plan, die Güter des Ritters an sich zu reißen. Aber sein Heldenmuth und der treue Beistand des Adels vereitelt den Plan. In einer großen Menge von Nachträgen häuft der Dichter alle erdenklichen Verbrechen auf die Pfaffen.

Hermann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vemgerichte. Zwei Theile. Frankfurt und Leipzig, 1789.

Kaiser Wenzel feiert die Hochzeit zu Prag mit Sophie von Bayern. Reizende Mädchen umringen die junge Kaiserin mit Blumen. Die reizendste von allen, Ida, Tochter eines Bildhauers, gefällt der Kaiserin so sehr, daß sie deren Liebling wird. Der Liebling des Kaisers aber, Hermann von Unna, verliebt sich in Ida. Nur der Stand trennt sie. Ida wird aber von Neidern als Hexe angeklagt, weil Schönheit alle Welt behext, und vor das Vemgericht gezogen. Ihre lichte Unschuldsgestalt vor den schwarzen Richtern im Verborgenen ist der Glanzpunkt des ganzen romantischen Gemäldes. Ihre Unschuld wird beschützt durch den Grafen Eberhard von Württemberg, den wir plötzlich als ihren wahren Vater auftreten sehen. Der Bildhauer hatte das junge Mädchen dem Vater nur entführt, um es vor einer bösen Stiefmutter zu schützen. Unterdeß wird Hermann ebenfalls falsch angeklagt, als hätte er mit König Sigmunds Weibe Barbara gebuhlt. Nach allerlei Gefahren und Abentheuern aber kommt auch er gerechtfertigt zurück und wird mit seiner Ida vermählt.

In seinen Ritterromanen ahmt der oben schon charakterisirte Forstrath Cramer die naive Sprache des Götz, zugleich die Kraftausdrücke der Schillerschen Räuber und den glühenden Pfaffenhaß Klingers nach. Die Tendenz ist: tapfere Ritter und gute Fürsten schützen das Volk vor der Ungebühr der Pfaffen. Alles erdenkliche Böse wird den Pfaffen zugeschrieben. Man begreift den Pfaffenhaß der Freigeister, aber es war doch eine grobe Verirrung, wenn die Dichter sich ins Mittelalter zurückversetzten, um ritterliches Faustrecht und dynastische Usurpation zu preisen und dagegen die Kirche zu beschimpfen. Cramer hat seine Romane dramatisirt.

Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel. — Hier ahmt Cramer den biderben Styl der Ritterstücke von Törring nach und schmückt seine Reden nicht nur mit den bei ihm herkömmlichen Flüchen, sondern auch mit vielen: traun, schier, unwirrsch und ähnlichen kokett angebrachten alten Redensarten. Der

Raugraf iſt im Kampf mit den Pfaffen, denen alle möglichen Laſter angedichtet werden. Als guter Regent beſchützt er das Volk gegen die Tyrannei, Räuberei und Hurerei der Pfaffen. Einmal läßt er die Mönche in einem Kloſter lebendig verbrennen und freut ſich, wie die Mäuſe pfeifen. Ein geiler Propſt raubt ihm ſeine Geliebte Adelheid. Er rettet ſie, aber ſie iſt ſchon von Kummer ſo herabgekommen, daß ſie in ſeinen Armen ſtirbt. Der Propſt wird ermordet und furchtbare Rache genommen. Dann zieht ſich Adolph von der böſen Welt zurück, die keinen Reiz mehr für ihn hat.

Haſpar a Spada. Auch hier kämpft der biederherzige Held wider die Argliſt des Biſchof von Würzburg und eines buhleriſchen Abts. Haſpars Mutter iſt von einem Pfaffen verführt worden und mit dem Gerippe deſſelben im ſchauerlichen Kerker eingeſperrt; Haſpars Gattin wird ihm von Pfaffen geraubt, doch wieder frei durch einen Freund, der, um nur ihr Verſteck zu erfahren, mit des Biſchofs Maitreſſe buhlen muß. Dieſe Maitreſſe liebt neben vielen andern auch einen jungen Pagen, den ſie auf alle Art mißbraucht, bis er ſie und ſich zugleich vergiftet. Am Schluß tritt der Herzog von Braunſchweig, den Haſpar kennt, als volksfreundlicher Retter auf. In dieſem Romane kokettirt Cramer am meiſten mit dem Schauerlichen, Kerkernacht, Gewitterſchwüle, grauenvoller Stille, Wildniß, Gift und Dolch, Schlacht und Brand ꝛc.

Spieß, Cramers Nachahmer, deſſen auch ſchon oben gedacht iſt, ſchrieb 1790 das Spektakelſtück „Klara von Hoheneichen".

Klara liebt den Ritter von Adelungen, dem ſie Landgraf Heinrich von Thüringen zu entreißen ſucht. Adelungen wird gefangen, aber von Klara befreit. Klara iſt in Heinrichs Gewalt, wird aber von Adelungen wieder befreit und Heinrich, beſiegt und gefangen, entſagt verzweiflungsvoll und geht in ein Kloſter.

„Die Löwenritter"

bilden einen Bund zur Aufrechterhaltung des Rechts in Deutſchland. Die Geſchichte beginnt mit dem Tode Heinrichs VI. und endet mit der Thronbeſteigung Friedrichs II. Der Bund prüft dieſen letzten jugendlichen Hohenſtaufen und unterſtützt ihn, als er ihn bewährt gefunden, und hilft ihm auf den kaiſerlichen Thron, indem er die Ritter des „ſchwarzen Bundes" beſiegt. Alles übrige dreht ſich um eine italieniſche Gräfin Adelgunde und ihre Abentheuer im Abend- und Morgenlande. Geiſtlos, lang, breit, eine Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei ganz im Style des damaligen Maurerthums und der Theaterhelden mit Rüſtungen von Pappendeckel.

Spieß ſchrieb auch eine „Maria Stuart", welche viel beſſer iſt.

Eliſabeth ſpricht zu viel von ihrem guten Herzen und von ihrem weichen Mitleid, indem ſie doch hart handelt. Nicht übel iſt der Herzog von Norfolk

in die Mitte zwiſchen beide Königinnen geſtellt. Er liebt Marien und wird von Eliſabeth geliebt. Er hat ſich tief in die Verſchwörung gegen Eliſabeth eingelaſſen. Sie verzeiht ihm. Er glaubt, ſie habe auch Marien verziehen, als er aber, ſchrecklich getäuſcht, erkennt, daß die Verzeihung nur ihm gelte und daß Mariens Todesurtheil ſchon unterzeichnet ſey, überläßt er ſich vor Eliſabeth ſeiner Verzweiflung. Wüthend will ſie ihn nun verhaften laſſen, aber er erſticht ſich vor ihren Augen.

Im „Petermännchen" von Spieß

wird Ritter Rudolph von Weſterburg (wie Fauſt) vom Teufel durch alle Stufen des Laſters durchgeführt.

Merkwürdig ſind die Geiſterromane von Spieß, weil ſie ſich an die altdeutſchen Elbenſagen anknüpfen.

Im „Hans Heiling" kommt ein reicher Bauer in das Geiſterreich im Innern eines Berges, wird mittelſt eines Zauberringes ſelber Geiſterkönig, verliert aber ſeine Macht durch Unklugheit und Verführung böſer Geiſter. Hier ſchweift der Roman weit ab, läßt den Helden in eine Tochter des Ynka von Peru verliebt werden ꝛc. — In „den Berggeiſtern" iſt es Hannchen, ein reiches Bauermädchen, die nicht wirklich ins Geiſterreich kommt, ſondern nur unter phantaſtiſchen Vorſpiegelungen einem ſchlauen Liebhaber in die Arme geführt wird.

Verwandt mit den Sagen von Ahasver iſt der Roman von Spieß „der alte Ueberall und Nirgends", der 1792 zuerſt in Prag erſchien.

Dieſer alte Ueberall iſt nämlich Ritter Georg von Hohenſtauffen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte und ſeine Ritterpflichten ſo ſtreng übte, daß er überall die Unſchuld und das Recht ſchirmte, ſelbſt im Widerſpruch mit dem höchſten Staatswillen. Natürlich verfiel er dem Geſetz und Karl der Große ließ ihn wegen ſeiner ungeſetzlichen Tugendſchwärmerei enthaupten. Allein weit entfernt, nun im Himmel den Lohn ſeiner Tugend zu erndten, ward ihm geboten, ſo lange, und zwar in beliebigen Geſtalten, auf Erden umzuwandeln, bis er wenigſtens fünf Handlungen verrichtet haben würde, die wirklich groß und gut zu nennen wären. Er ſetzt nun in allerlei Geſtalten ſeine Tugendübungen fort, allein mit Schrecken wird er inne, wie ſchwer die ihm geſtellte Aufgabe ſey, denn faſt alle ſeine Handlungen ſind entweder bloß einfache Pflichterfüllungen, die nicht beſonders belohnt und verehrt werden können, oder es ſind wohl gar Anmaßungen und Täuſchungen, die anſtatt eines guten Erfolges einen böſen herbeiführen. Was immer Spieß für abgeſchmacktes Zeug geſchrieben hat, die Idee dieſes Romans macht ihm Ehre.

Eine Kaufmannsfrau in Leipzig, Frau Benedikte Naubert, Tochter des Profeſſor Hebenſtreit, wetteiferte mit Veit Weber und Muſäus

in der Wiedererweckung altdeutſcher Sage. Ihre 1789 erſchienenen „neue Volksmärchen der Deutſchen“ ſind weit beſſer als Webers Sagen der Vorzeit und enthalten echten Sagenſtoff von Rübezahl, den Kindern von Hameln, Roßtrapp, der weißen Frau ꝛc., ſie muthen aber nicht ſo an, wie des Muſäus Märchen, weil ſie in einem zu empfindſamen Romanton geſchrieben ſind. — Zwiſchen 1785 und 1818 ſchrieb die Naubert 50—60 hiſtoriſche Romane. Man thut ihr zu viel Ehre an, wenn man ſie die Schöpferin dieſer Gattung nennt, da ſchon die Staats- und Liebesgeſchichten hiſtoriſche Romane waren. Sie behielt auch von dieſen noch die abentheuerlichen Verwicklungen und zum Theil ſogar noch die galante Briefſtellerei bei. Aber ſie trug viel mehr Empfindſamkeit hinein und bewährte eine warme Liebe zum romantiſch Ritterlichen, ſo daß ſie ungefähr wieder zum Standpunkt der Amadisromane zurückkehrte oder zu der Grenze, wo Renaiſſance und Mittelalter ſich berührt hatten.

Die Geſchichte Emmas und Eginhards (von 1785) iſt ziemlich ergötzlich wegen des gänzlich moderniſirten Coſtüms. Ritter, gnädige Frauen und Hoffräuleins wie in der galanteſten Zeit, und ſentimentale Briefwechſel mit den ſchönſten Romanfloskeln. Dazu viele Nebenperſonen und kleine Verwicklungen, wie immer bei der Naubert. Das Hauptintereſſe dreht ſich indeß um die Liebe des Geheimſchreibers zu der ſchönen Tochter Karls des Großen, die (eine nicht unglückliche Erfindung) dem Sachſenhelden Wittekind zur Beſieglung des Friedens verlobt werden ſoll. Am Schluß die bekannte Entdeckungsſcene im Schnee.

Alf von Dülmen, ein Roman der Naubert von 1791, läßt den Helden als Freund des Otto von Wittelsbach mit ihm gegen das Leben des Kaiſer Philipp verſchworen, mit ihm verbannt und verfolgt, gefangen, gefoltert und in den Kerker geworfen werden, aus dem ihn endlich zwar ein Freund rettet, aber nur um den ganz Entkräfteten zu begraben. Dieſer tragiſche Roman iſt voller Abentheuer, Vemgerichte, mittelalterlicher Rohheit und moderner Sentimentalität in buntem Gemiſch, nicht ohne Lebendigkeit, aber unnatürlich und unhiſtoriſch, da der gute Kaiſer in die moraliſche Schattenſeite und der barbariſche Otto in die Lichtſeite geſtellt wird.

Im Conradin von Schwaben lenkt Frau Naubert das Hauptintereſſe auf eine kleine Liebſchaft dieſes Prinzen, und ſelbſt im Walther von Montbarry, dem Hochmeiſter des Templerordens, beſchäftigt ſie das große Schickſal des Ordens und des Mannes nicht, ſondern wieder nur eine Liebſchaft, die ſie ihm andichtet. Auch dem Hatto, Biſchof von Mainz, legt ſie eine Maitreſſe bei, der ſie alles aufbürdet, was die Volksſage dem Biſchof ſelbſt zuſchreibt. Die Thekla von Thurn, Tochter des berühmten böhmiſchen Rebellen, läßt Frau

Naubert doch gar zu wunderliche Abentheuer bestehen. Die Barbara Blomberg, Mutter des Juan d'Austria, macht sie nur zu einer Scheinmutter ꝛc.

Nur wenige und meist schwächere Romane der Naubert gehen vom historischen zum Familienromane über. So die Zwillingsschwestern von 1791. Eine Gräfin Mutter hat die Freude, „den Zwillingscherub" ihrer Töchter nach vielen Sorgen und Gefahren, die besonders eine Tochter veranlaßt, glücklich verheirathet zu sehen. Nebenpersonen spielen, wie überall bei der Naubert, eine große Rolle. Das beste in diesem Roman ist die schlichte und sehr lebendige Schilderung eines Bootsmanns, wie er im Schiffbruch ein kleines Mädchen gerettet habe. In dem Roman „die Irrungen" von 1808 wird eine gewisse Viole ihrem Geliebten durch Verleumdungen entrissen, heirathet seinen Vater und findet sich nun darein, des Geliebten Mutter zu seyn. Eine recht greisenhafte Erfindung der alten Frau.

Ein Nachahmer der Naubert war der Vielschreiber Gottlieb Heinrich Heinse mit seinen Romanen: Margarethe Maultasch, Turnier zu Prag, Ludwig der Springer, Ludwig der Eiserne, Dietrich der Bedrängte, Kanut der Heilige ꝛc.

Lindau, dessen „Heliodora oder die Lautenspielerin aus Griechenland" von 1802 einen gewissen Ruf erlangte, schrieb noch unzählige Ritterromane, eine Erminia oder Einsiedlerin unter Roms Ruinen ꝛc.

Friedrich Schlenkert († als Professor der Forstacademie in Tharand) schrieb von 1780 an dialogisirte Ritterromane von äußerster Langweiligkeit und Rohheit, sofern er ohne eigene Erfindung nur bekannte geschichtliche Stoffe über seinen Leisten schlägt. So Friedrich der Gebissene, Kaiser Heinrich IV., Wiprecht von Groitsch, Moritz von Sachsen, Rudolph von Habsburg, Bernhard von Weimar, Theudelinde ꝛc. Er steht tief unter der Naubert und Cramer.

Ferdinand Ludwig Huber gab 1795 zu Berlin Schauspiele heraus, erstens das heimliche Gericht.

Ritter Sontheim hat einen andern Ritter erschlagen, um sein Weib zu freien. Es wird entdeckt und er wird vor die heimliche Veme geladen. Ein Freund rettet ihn, indem er sich selbst opfert, Sontheim aber kehrt zurück, wirft sich über seine Leiche und während die Vemrichter mit gezogenen Dolchen um ihn stehen — fällt der Vorhang.

Breit und geistlos behandelt, die Sprache in Göthe's Götz nachäffend. Im zweiten Stück, in dessen Vorrede Huber sich „eines gewissen höheren Costumes des Conversationstons", wie Göthe in seinem Tasso, rühmt,

opfert ſich die ſchöne und geiſtreiche Juliane durch freiwillige Flucht auf, damit ihr Geliebter, ein Graf, auch wieder zu ſeiner Gattin zurückkehren könne. „Die Wehmuth, die ich ihm in meinem Andenken hinterlaſſe, ſoll das Band zwiſchen ihm und mir heiligen.“

Man ſollte faſt glauben, ſeine Frau, Thereſe Huber, die ſo viel Entſagungsromane ſchrieb, habe dieſes Stück für ihren Mann geſchrieben.

Auch Kotzebue pfuſchte in die Ritterſchauſpiele. Wie er ſich zur Romantik verhielt, erhellt am beſten aus ſeiner „Johanna von Montfaucon“.

Johanna iſt die Gemahlin Adalberts, deſſen Vater einſt den Grafen von Granſon aus ſeinem Erbe vertrieben. Adalbert macht ſich über den unrechtmäßigen Beſitz Gewiſſensbiſſe, kann aber keine Nachkommen des alten Grafen mehr finden. Inzwiſchen bemächtigt ſich ein böſer Nachbar, Ritter Laſarra, mit Liſt und Gewalt des Schloſſes Granſons und Johannens, die er längſt heimlich liebt. Adalbert entkommt mit Noth. Laſarra gibt ſich nun alle Mühe, Johannen zu gewinnen, und droht ihr endlich mit der Hinrichtung ihres einzigen geliebten Sohnes. Schon ſteht der Henker mit dem breiten Beile bereit, da bricht ihr Herz und ſie bewilligt alles; mittlerweile aber hat Philipp, ein junger treuer Diener Adalberts, dieſen gerettet und die Hirten auf den Alpen zu Hülfe gerufen. Sie kommen zu rechter Zeit, um Granſon zu überfallen und die Hochzeit zu hindern. Während gekämpft wird, zieht Johanna ſchnell eine Rüſtung an, waffnet ſich, ſtürzt ſich ins Gefecht und erſchlägt Laſarra ſelbſt in dem Augenblick, in welchem er Adalbert ſchon beſiegt und niedergeworfen hat. Johanna iſt frei, aber gleichzeitig hat man entdeckt, daß der alte Eremit, bei dem Adalbert auf ſeiner Flucht Schutz gefunden, der alte Graf von Granſon, und die niedliche Hildegard, die als Tochter eines Meiers gegolten und Philipps Geliebte iſt, des Grafen Tochter und Erbin iſt.

In den „Kreuzfahrern“ ſcheint er an Leſſings Nathan gedacht zu haben, indem er alles Gehäſſige auf chriſtlicher, alles Noble auf muhamedaniſcher Seite geſchehen läßt.

Balduin von Eichenhorſt rettet die gefangene Emirstochter Fatime aus der Gewalt der Chriſten und gibt ſie ihrem Vater zurück. Verwundet kommt er in ein Nonnenkloſter, wo eine junge Nonne ihn pflegen ſoll, die er als ſeine alte Geliebte erkennt, Emma von Falkenſtein, die ihm aus Deutſchland gefolgt und, weil ſie ihn todt geglaubt, ins Kloſter gegangen war. Sie fliehen, werden entdeckt. Schon ſoll Emma eingemauert werden, als der Emir ſie rettet. Der Biſchof Ademar kommt dazu und löst großmüthig der Nonne Gelübde, ſo daß ſie den Ritter heirathen kann.

Im „Eremiten von Formentera“ müſſen ſich alle Confeſſionen den maureriſchen Bruderkuß geben.

Beſagter Eremit lebt einſam, als der Zufall ſeinen eigenen, anfangs unerkannten Sohn Pedro mit der Türkin Selima, die derſelbe entführt hat, auf die Inſel führt. Durch einen noch größeren Zufall kommt auch Selimas Vater Haſſan auf die Inſel und man verſöhnt ſich. Pedro darf Selimen heirathen, ſie darf aber eine Türkin bleiben, denn, ſo ſchließt das leichtfertige Opus: unſer Glauben iſt verſchieden, doch die Herzen ſind ſich gleich.

Ritterſchauſpiele und Ritterromane entſtanden, weil ſie ſo ſehr beliebt wurden, zu hunderten und tauſenden und bilden jetzt noch eine ſtehende Rubrik in den Leihbibliotheken. Hier nur einige Titel.

Kuno von Kiburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerſtörer des heimlichen Vemgerichts. Kuno von Schreckenſtein oder die weisſagende Traumgeſtalt. Wolfgang von Teufelſtein oder die goldene Roſe. Urach der Wilde. Kurt von der Wetterburg. Der Todtenritter. Adolph von Bomſen oder Ritterkraft und Mönchsliſt. Das Burgverließ oder die blutrothe Todtenfackel. Die Verſchleierten im ſchwarzen Schloß. Buſſo von Falkenſtein oder die Geheimniſſe der Todtengruft ꝛc.

Neben den Ritterromanen entſtanden unzählbare Räuberromane. und Räuberſchauſpiele. Hierin ging Schiller, von dem wir erſt nachher ausführlich reden, voran. Die modernen Räuber galten als Vertreter des Rechts, wie die oben genannten Ritterbünde. Die gebildete Welt ſtand auf dem Kopfe, indem ſie ihre eigne philiſterhafte Einrichtung zu verachten und zu haſſen und für die Feinde der bürgerlichen Ordnung, die Räuber, zu ſchwärmen begann. Sie trug ſchon revolutionären Geiſt in ſich, indem ſie den Wahn ausheckte, alles Verderben gehe von den Prieſtern und Beamten aus und edle Räuber ſeyen berufen, das gekränkte Recht zu rächen, das Beſtehende umzuändern.

Am weiteſten ging Cramer in ſeinem Domſchützen und Zſchokke in ſeinem Abällino.

Der Domſchütz, ein Wilderer und Räuberhauptmann, ſpielt mit ſeiner Bande die Rolle des Vemgerichts, ſtraft die Böſen der höhern Stände und belohnet die Guten und Armen. Als Verbrecher ſteht nicht der Räuber vor dem Richter, ſondern der Richter und Beamte vor dem Räuber. Zuletzt ſtellt ſich der Räuber vor den Fürſten, wie Marquis Poſa vor Philipp II., belehrt, erſchüttert ihn aber nicht nur durch Reden, ſondern enthüllt ihm, daß faſt alle ſeine Beamten Böſewichter und Hochverräther ſeyen, er, der Räuber und ſeine

Bande allein seyen loyale Unterthanen und am Schluß des tollen Werkes steht der Fürst mitten unter den Räubern, während die Beamten in Ketten abgeführt werden.

Zschokke's Abällino spielt die Doppelrolle eines Prinzen und Räubers. In der letzten Rolle übt auch er ein Vemgericht über alles Böse im Staat und wird ungeheuer gefürchtet, bis er sich als vornehmer Herr zu erkennen gibt.

Der vertriebene neapolitanische Graf Olizzo liebt die schöne Rosamunde, Tochter des Dogen von Venedig, und erwirbt ihre Hand durch kühne und listige Ueberwältigung der in der Republik übel hausenden Banditen, indem er sich unter dem Namen Abällino in einer Verkleidung selbst an ihre Spitze stellt und sie so lange täuscht, bis er sie völlig in seiner Gewalt hat und dem Gerichte überliefern kann. Mit der Rolle des fürchterlichen Abällino abwechselnd, spielt er die eines gewissen Flodoardo, eines höchst feinen Florentiners, der unter den venetianischen Nobili sich eben so viel Ansehen erwirbt, wie Abällino unter den Banditen und der scheinbar an der Spitze der Sbirren gegen eben diesen Abällino zu Felde zieht. — Das Ganze ist die anmaßendste Koketterie, die sich denken läßt, dazu gemein geschrieben.

Christian August Vulpius, dessen schöne und üppig gebaute Schwester die Haushälterin und Maitresse Göthe's wurde (und die Göthe 1806 nach der Schlacht von Jena im Lerm der Zeit unbemerkt heirathete), war Sekretair des Grafen Soden in Nürnberg, dann Theaterdichter und endlich Bibliothekar in Weimar. Er erwarb sich 1798 einen großen Ruhm durch seinen „Rinaldo Rinaldini", der unter allen Räuberromanen der Zeit der beliebteste wurde. Vulpius mischte hier den Charakter Karl Moors von Schiller, des edeln Räubers, mit dem des Don Juan, des Lieblings aller Weiber. Auf den zahlreichen Kupferstichen, die dem Roman beigegeben wurden, erscheint Rinaldo stets mit einer großen weit vorstehenden Adlernase. Ein solcher Held war ganz geeignet, das damalige frivol sentimentale Publikum, sonderlich die Weiberchen, zu entzücken. Zum Ueberfluß mischte Vulpius noch Mysterien hinein, die dem freimaurerischen Geschmack der Zeit zusagten. So abgeschmackt nun auch ein solcher Held ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, wenn man sich einmal in die Illusion seiner Zeit versetzt, er eine Menge Leser in hohem Grade anziehen und befriedigen mußte. Durch die ungeheure Donjuanerie und immerwährend abwechselnde Schäferscenen kitzelt er die Sinne des Lesers; durch die Räuberrenommisterei von Geistesgegenwart, Tapferkeit ꝛc.

ſchmeichelte er dem ſoldatiſchen Geſchmack der Zeit, zugleich war das an ſich verwerfliche Räuberleben bei ihm durch die großmüthige Art, in der er es wie Karl Moor trieb, und noch mehr dadurch entſchuldigt, daß er ein Werkzeug geheimer Oberen eines hohen Menſchheitsbundes ſeyn ſollte. Endlich umſchwebte ihn immer eine ſüße Melancholie, mitten in der Ausübung ſultaniſcher Zeugungsluſt ſeufzt er immer als unglücklich Liebender. So war denn alles in ihm vereinigt, lüſternen und zugleich empfindſamen Leſerinnen den Kopf zu verrücken.

Rinaldo liegt im Walde bei ſeinem Freund Altaverde. Liebeskummer quält ihn, er hat Aurelien geſehen und weiß noch nicht, wer ſie iſt. Bei dem Einſiedler Donato findet er ihre Spur und entdeckt, ſie ſey die Tochter des Prinzen Della Roccella. Aber ſie wird ihm heimlich entführt und muß einen Andern heirathen. Rinaldo wird von ſeinen Leuten aufgefordert, nicht müßig der Liebe nachzuhängen, ſondern etwas zu thun. Er überraſcht eine reiſende Herrſchaft, erzählt ihr, als ob er ein Förſter wäre, eine kecke That Rinaldo's und vollbringt ſie in demſelben Augenblick, indem er ihnen all ihr Geld abnimmt und ihnen ſagt, er ſelbſt ſey der Gefürchtete. Aber er wird von Soldaten überfallen und ſchlägt ſich mit Mühe durch. Nachdem er ſich etwas erholt, ſtößt er auf Zigeuner und kauft ihnen ein ſchönes Mädchen ab, Roſalie, die ſeine Beiſchläferin wird. In den Ruinen einer Burg tödtet er einen andern gefürchteten Räuber, ſeinen Nebenbuhler, und ſammelt ſich hier eine neue Schaar. Auf einem ſeiner Streifzüge findet er Aurelien wieder, unglücklich verheirathet an einen Baron, der ſie mißhandelt. Rinaldo ſtraft ihn und ſeine ſchlechten Geſellen und Buhlerinnen und bringt Aurelien in ein Kloſter. Weiter ziehend tröſtet er ſich abermals in den Armen zweier Judenmädchen. Als er zu hart verfolgt wird, zieht er ſich incognito nach Neapel zurück. Hier kommt ihm, durch Ludovico, einen früheren Räuber, der unter ihm diente, belehrt, ein Abentheurer auf die Spur, ein corſiſcher Hauptmann, der ihm Geld abzupreſſen ſucht und ihn wirklich in Gefahr bringt; aber die reizende Dame Olympia, eine Buhlerin erſten Ranges, die ſich in ihn verliebt hat, rettet ihn. Die erſte Schäferſtunde mit Olympien hat etwas Pikantes, indem ſie ſich vorher nicht hat ſehen laſſen, jetzt aber, indem er gerade in ihren Armen ſchwelgt, plötzlich alles Licht auf das Bett fallen läßt und ihm ihre ganze Schönheit enthüllt. Aber der Capitain denuncirt ihn und er wird gefangen. Olympia befreit ihn aus dem Kerker und gibt ihm Briefe nach Meſſina. Hier verliebt er ſich in die ſchöne Laura, vergißt ſie aber bald über der weichen liebreichen Gräfin Dianora, in deren Armen er das höchſte Glück ſeines Lebens genießt, bis ſie entdeckt, wer er iſt, und ihn flieht. Auch hier verfolgt ihn der Capitain und eine Geſellſchaft von ſchwarzen Verborgnen. Aber der vom Capitain abgefallene und wieder zu Rinaldo übergegangene

Ludovico und der Räuberhauptmann Luigino ſchützen ihn, Olympia befreit ihn zum zweitenmale; endlich tritt ihm der Alte von Fronteja als ſein lebendiger Schutzgeiſt entgegen, der wie Saraſtro oder der Alte vom Berge zugleich Zauberer und Meiſter vom Stuhl einer geheimen Loge iſt, in der ſehr ſchöne Schweſtern neben den Brüdern dienen und geheime Naturweisheit neben Menſchenbeglückung getrieben wird. Bei einem Beſuch bei Laura finden ſich Räuber ein, die Rinaldo durch Nennung ſeines Namens zurückſchreckt. Statt eines Lohnes erbittet er ſich von Laura's Vater nur, daß er ſie ihrem Geliebten, einem armen Schreiber, vermähle. Dafür tröſtet ihn die wiedergefundene Roſalie, die ihm ein Kind bringt, aber bald ſtirbt. Nochmals gefangen, wird er aber vom Alten von Fronteja gerettet. Der Capitain wird endlich getödtet, aber andere Feinde verfolgen Rinaldo. Er wird in einer Villa verborgen, wo er Serenen, das ſchöne Gärtnermädchen, ſchwängert. Dann verbirgt man ihn auf der Inſel Pantaleria, wo er Dianora wiederfindet, die ebenfalls ein Kind von ihm hat. Hier erfahren wir die erſte Nachricht von Rinaldo's Jugend. Er iſt als Hirtenknabe aufgewachſen, von einem Klausner gebildet, dann Soldat und wegen Subordinationsvergehen geflüchtet endlich Räuber geworden. Rinaldo wird auch hier entdeckt und von Soldaten überfallen. Da, um ihn zu retten, ſtößt ihm der Alte von Fronteja den Dolch in die Bruſt.

Rinaldo lebt aber als Ferrandino wieder auf auf der Inſel Lampidoſa. Dann kommt er nach Cagliari in Sardinien und gewinnt die Liebe der ſchönen Fortunata. Der Alte weist ihn nach Raguſa, wo er eben ſo die Liebe der ſchönen Seraſina gewinnt und auf einem einſamen Schloß die der Marvaliſa. Zu dieſen neuen Liebſchaften geſellen ſich die alten, denn ſowohl Olympia, die im Dienſt des Alten ſteht, als Serene und Dianora folgen ihm in den Orient. Eine Zeit lang ſcheint es, als ſollte Rinaldo Corſika's Freiheit erkämpfen, dann die der Heiducken, allein er kommt nicht dahin, ſondern nach Cypern. Hier nämlich iſt der Alte von Fronteja — Paſcha und gibt ſich als Rinaldo's Vater zu erkennen. Auf Cypern hat nun Rinaldo eine gute Zahl ſeiner Liebſchaften im Harem um ſich, verliebt ſich aber wieder extra in Ismunde, eine ſchöne Cypriotin. Als Türke wird er gefangen und nach Malta gebracht, aber auch hier wieder frei und durch die Liebe der ſchönen Milita getröſtet. In ſeinen Harem nach Cypern zurückgekehrt, wird er von ſeinem Vater zum türkiſchen Heer geſchickt, um gegen die Ruſſen zu fechten, wird aber beſiegt. Als ſpäter Cypern ſich weigert, dem Sultan neue Truppen zu ſtellen, und die Türken die Inſel angreifen, kommt Rinaldo um.

Vulpius ſchrieb noch „romantiſche Geſchichten der Vorzeit", eine „Saalnixe", mehrere Schauſpiele, aber ohne Geiſt und mit nachläſſiger Breite. Auch ſeine Sammelwerke „Curioſitäten" und „die Vorzeit" ſind ſehr oberflächlich.

Noch andre Räuberromane waren

Aborni, der Räuber, ein Retter der unterdrückten Menschheit. Alessandrini oder die Räuberrepublik in Italien. Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin. Aranzo, der edle Räuberhauptmann. Ortellino, Italiens Furcht und Schrecken. Rolando Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst. Glorioso, der große Teufel. Rollino, der furchtbare Räuberhauptmann in den apenninischen Felsenklüften. Josephine, die Banditenbraut im Nonnenkloster. Moraldini, der edle Banditensohn. Romalino, der furchtbare Mädchenräuber. Coronato, der Schreckliche. Salardo, der Schreckliche. Sebastiano, der Verkannte ꝛc.

Die Freimaurerei spielte in der Unterhaltungsliteratur eine große Rolle, theils durch den Zauber des Geheimnisses, der sie umgab, theils durch das günstige Vorurtheil, das sich an sie knüpfte, sie sey die geheime Wohlthäterin und Erlöserin der duldenden Menschheit. In den hieher gehörigen Romanen ist es in der Regel ein geheimnißvoller Greis, wie der Alte von Fronteja im Rinaldo Rinaldini, oder wie der Groß-Cophtha Göthe's, der Armenier in Schillers Geisterseher, der die unsichtbaren Fäden des Geschickes lenkt.

Solche Romane waren z. B.: Alinon, der Greis in vielerlei Gestalten oder die Geheimnisse der Felsengruft. Roderigo Anderugo oder die Unbekannten in den Klüften von Piombino. Die Brüder des Bundes für Menschenglück. Euphemion, der Unerforschliche. Mirakuloso, der Schreckensbund der Illuminaten. Die Nachtwandlerin oder die schreckliche Bundesgenossin der Finsterniß. Die Gerichte des furchtbaren Bundes. Sionio, der Greis des Gebirges. Die furchtbaren Unbekannten oder die Ritter für Tugend und Recht. Die Verborgenen aus Griechenland.

Das Geisterwesen spielte dabei eine große Rolle. Hier einige Büchertitel, aus denen man die ganze Gattung erkennt.

Schauervolle Abentheuer im Todtengewölbe zu Bentheim. Golisano, der rettende Dämon. Evestona, die Braut von Marmor. Der Geisterliebling oder die Entschleierung im Grabe. Gelaor, der Geist. Die Geisterzwillinge. Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe. Die Geister der Schauerhöhle. Die Mitternachtglocke. Der steinerne Sarg im Ulmenthale. Der Schreckensthurm am See oder die mitternächtliche Todtenglocke. Theobul, der Geisterkönig.

Auch in die erotische Erzählung kam mehr Romantik. Das französische Boudoir wurde ein orientalischer Harem, oder in venetianische und andalusische Nächte, oder nach den Südseeinseln verlegt. Die Leihbibliotheken füllten sich mit Büchern wie:

Abduls Liebesnächte in Stambul. Heliodora, die Lautenſpielerin aus Griechenland (von Lindau). Marhanna oder die Liebe auf Otahaiti. Mathildens Carriere durch Inquiſition und Serail. Thirza, die Seherin aus Griechenland. Janequeo, das Heldenmädchen aus Chili. Pauliska, das Koſakenmädchen. Albina, das Blumenmädchen. Reiſe einer Negerin.

Das Romanſchreiben wurde Lebensberuf für Leute, die zu beſſerer Thätigkeit verdorben waren, und erzeugte ein literariſches Proletariat. Ein merkwürdiges Exempel dieſer Art war der erſte adelige Proletarier von Baczko, ein oſtpreußiſcher Edelmann, der 1775 ſeinen erſten (die academiſchen Freunde) und 1822 ſeinen letzten Roman (Bodo und Laura) ſchrieb, ſein Leben lang mit Nahrungsſorgen kämpfte und erſt in hohem Alter mit einer Profeſſur begnadigt wurde. Baczko gefiel ſich am beſten in hiſtoriſchen Romanen, ſchrieb aber auch Familiengemälde und Operetten, alles für die Vergeſſenheit. Und wie viele folgten ſeinem kläglichen Beiſpiele! Der literariſche Markt wurde und wird heute noch überſchwemmt mit Producten der literariſchen Hungerleiderei, die ſich für Poeſie oder wenigſtens Unterhaltungslecture ausgeben. Einer der erſten unter dieſen völlig überflüſſigen Vielſchreibern war Karl Friedrich Benkowitz, der ſeit 1797 Reiſen, Zaubergeſchichten, Robinſonaden, einen Fauſt den jüngern, die Geſchichte eines Affen, einen ſentimentalen Abadonna, einen luſtigen Hilarion ꝛc. ſchrieb, alles forcirt und ohne Beruf.

2.

Die echte Romantik.

Unter Romantik iſt nichts anderes zu verſtehen, als die Wiedererweckung des chriſtlich-deutſchen Geſchmacks, wie er im ganzen Mittelalter geherrſcht hatte, im Gegenſatz gegen die Renaiſſance, als die Wiedererweckung des antikheidniſchen Geſchmacks der vorchriſtlichen Zeit. Romantik iſt ein unpaſſender Ausdruck. Die ſ. g. romantiſche Schule ſetzte die deutſche Nationalität zum erſtenmal wieder dem Kosmopolitismus, dem allgemeinen Humanitätsideale entgegen, und das kirchliche, mittelalterliche Chriſtenthum der Aufklärung. Sie griff um drei, vier Jahrhunderte zurück. Das war nun nach ſo viel Verirrungen und Ausſchweifungen ein ganz natürlicher Act des wieder zu ſich ſelbſt kommenden National-

geiſtes, allein er fand in der gründlich verderbten Zeit keinen Glauben, ja die meiſten Romantiker ließen ſich einſchüchtern, verloren ſelbſt den Glauben an ihre Miſſion und capitulirten mit den Mächten, die ſie überwinden zu können verzweifelten.

Die Romantik ging von norddeutſchen Proteſtanten aus. Das iſt ſehr merkwürdig. Die Katholiken verhielten ſich dabei paſſiv. Weder gegen die proteſtantiſche Aufklärerei, noch gegen den ſeichten Joſephinismus in Oeſterreich und Illuminatismus in Bayern erhob ſich ein katholiſcher Dichter. Die ganze tiefe Ideenfülle des Katholicismus ſchien todt und begraben. Der mächtige Jeſuitenorden fand ſelbſt in ſeiner ſchrecklichen Kataſtrophe nicht einen Dichter, der ſeinen Untergang beklagt hätte. Dem diaboliſchen Muthwillen der Freigeiſter wurde keinerlei Erinnerung an die Herrlichkeit des Evangeliums, an die großen Heiligen, Helden, Denker und Dichter der alten Kirche entgegengeſetzt. Ueberall nur dummes, dumpfes Schweigen. Wer in der katholiſchen Welt irgend als Dichter auftrat, ſtand auf Seite der Freigeiſter. Die romantiſche Reaction ging von Proteſtanten aus und wurde gerade von den Katholiken am wenigſten begriffen und unterſtützt.

Die Romantiker ſelbſt waren ſich noch nicht klar. Sie verwechſelten in der erſten Begeiſterung, was der Nation, was der Kirche und was der Poeſie gebührte und nicht gebührte. Im Grunde ging auch die ungeheuerſte Schwärmerei des Novalis und einiger ſpäteren Romantiker, ſofern ſie die ganze Welt in Poeſie eintauchen, gleichſam vernichten und poetiſch wiedergebären wollten, aus einem nur mißverſtandenen Katholicismus hervor, indem ſie der Poeſie eine Miſſion der Verklärung zudachte, die nur der Kirche zukommt. Die bezeichnete Schwärmerei kannte eigentlich nur *ein* Sakrament, die Transſubſtantiation aller Proſa in Poeſie. Dieſes Eintauchen der ganzen Welt in Poeſie war aber eine Uebertreibung, eine Unnatur, die ſich bald rächen mußte. Die poetiſchen Enthuſiaſten flohen, haßten, beſchimpften die Wirklichkeit der Dinge und fielen in bodenloſe Phantaſterei.

Die Katholiken machen das den Romantikern zum Vorwurf, die Proteſtanten ſind umgekehrt ſchon über die bloße Tendenz der Romantiker zum Katholicismus unzufrieden. In dieſer Zwitterſtellung konnten ſie nicht feſten Fuß, nicht dauernde Achtung und überlegene Macht gewinnen. Ihre

Poeſie ſtieg am einfärbigen norddeutſchen Himmel wie ein in den prächtigſten Farben des Südens brennendes Meteor auf, nur um bald wieder zu erlöſchen. Aber in ihrer Fata Morgana ſpiegelte ſie die Poeſie des Mittelalters in die der Zukunft hinein. Die Romantik glich einer Viſion der ſchlafenden Nation. Es war etwas Geiſterhaftes und Prophetiſches darin. Auf geheimnißvolle Weiſe und unvermerkt wurden viele Seelen umgeſtimmt. Der Zuſammenhang der tiefgeſunkenen und durch fremde Bildung verdorbenen Nation mit ihrer ſchöneren und edleren Vergangenheit machte ſich geltend. Die Romantik war ein Heimweh der Nation. Wie glänzend auch ihre dichteriſchen Verſuche ausfielen und die Welt durch eine Fülle der Phantaſie und Geiſt überraſchten, ſo war doch noch wichtiger und tiefgreifender, was, angeregt durch jene romantiſchen Dichter, für Wiederanerkennung der alten Kirche und der herrlichen, bisher ganz vergeſſenen Dichtungen unſeres Mittelalters, ſo wie für die Aufſammlung aller alten, von der gebildeten Welt bisher verachteten Poeſie im Volk geſchah.

Der eigentliche Begründer der modernen Romantik in dem bezeichneten Sinne war Novalis.

Friedrich von Hardenberg, geboren 1772 in Wiederſtadt im Mansfeldiſchen, ſtudierte in Jena mit Friedrich Schlegel, dann zu Freiburg das Bergfach, wurde Salineninſpector in Weißenfels und ſtarb ſchon 1801. Er wurde berühmt unter ſeinem Schriftſtellernamen Novalis, der aber keineswegs etwas Neues oder Außerordentliches ausdrücken ſollte, ſondern nur entlehnt war von einem Gute dieſes Namens, nach welchem ſich die ältere Linie des Hauſes Hardenberg unterſchied, wie die jüngere ſich nach dem Gute Roſtorf nannte (Tiecks geſammelte Novellen, Breslau 1838 S. 60). Seine Werke wurden geſammelt von Tieck und Schlegel und beſtehen, einige Lieder ausgenommen, faſt nur aus Fragmenten, aus denen aber ein wunderbares Licht in den köſtlichſten Farben ſtrahlt.

In dem unvollendet gebliebenen Roman „Heinrich von Ofterdingen“, welcher 1802 zum erſtenmal erſchien,

ſtellte Novalis dieſen aus der Minneſängerzeit ſo berühmten Heinrich in den Mittelpunkt der ganzen Welt als dasjenige Subject, welches alles Object der Welt, des Himmels und der Erde durchdringen und ſich gleichſam aneignen ſollte durch die geheimnißvolle Formel der Poeſie. Denn eine andere Einheit

gab es für Novalis nicht, als die poetiſche, wie er überhaupt die Welt nur als ein mißkanntes Gedicht anſah, bei dem es nur darauf ankomme, ſeine ewige und vollendete Poeſie zu begreifen. Seine poetiſche Alleinslehre ließe ſich auf indiſchen Pantheismus zurückführen, wenn ſie ſich nicht zu einem gothiſchen Dome wölbte. Das geheimſte Räthſel der Poeſie ſelbſt kann nur durch den chriſtlichen Glauben gelöst werden und die Welt mit all ihrer Sinnlichkeit und Materie wird in höherem Sinne doch ganz zur Kirche, und zwar zur katholiſchen, denn Novalis konnte dem Proteſtantismus nur ein Oppoſitions-, nicht das urſprüngliche kirchliche Beſitzrecht zugeſtehen. Ihm ſchwebte die Einheit des Reichs mit der Kirche vor, wie ſie in der beſten Zeit des Mittelalters beſtanden hatte. Ein ſo doppelter und wieder vielgegliederter und doch einiger Organismus ſollte die ganze Welt werden, nach Raum und Zeit, Natur und Geſchichte. Der unvollendete Roman ſollte, wie Tieck bemerkt, mit einer Verſöhnung des Chriſtenthums und Heidenthums ſchließen durch Vermittlung der Maria. Das iſt wohl nur ſo zu verſtehn, daß das Heidenthum alle ſeine poetiſchen Schätze der Madonna zu Füßen legen ſollte, wie die heil. drei Könige gethan.

Sey dem, wie ihm wolle, ſo erſcheint allerdings des Novalis poetiſcher Pantheismus nur als der concentrirteſte Herder'ſche Univerſalismus; allein die Tendenz zum deutſchen Mittelalter und Katholicismus ſchlägt bei ihm doch in der Art vor, daß er mit Recht den Romantikern zum Führer gegeben wird. Er dichtete die ſchönſten Marienlieder, die von moderner Lippe floſſen, aber er wurde nicht katholiſch. Freiherr von Eichendorff ſagt, die innere Rückkehr in ihn ſelbſt ſey noch nicht vollbracht geweſen und habe alſo auch in ſeinen Dichtungen noch nicht zum vollen Ausbruch kommen können. Daſſelbe zeigt ſich bei Ludwig Tieck und den meiſten übrigen Romantikern. Alle trieb es zur alten Kirche hin, aber ſie blieben vor der Kirchenthüre ſtehen, eine magnetiſche Gegenſtrömung ſtieß ſie zurück.

Myſtiſch, märchenhaft ſind auch des Novalis Hymnen an die Nacht. In der Form vollendet ſind nur ſeine wenigen lyriſchen Gedichte, die geiſtlichen:

Fern im Oſten wird es helle ꝛc.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt ꝛc.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu ꝛc.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt ꝛc.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt ꝛc.

Dazu die ſchönen weltlichen Lieder, das Bergmannslied:

Das iſt der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt ꝛc.

Und das Weinlied:

Auf grünen Bergen ward geboren ꝛc.

Im Anhang zu den Schriften von Novalis häuft ſich eine ungeheure Menge tiefſinniger Aphorismen wie ein Schutt von Perlen und Juwelen auf. Sie alle ſollten noch in den kaiſerlichen Schmuck des Heinrich von Oſterdingen eingeſtickt werden.

Ganz entſchieden ſprach das katholiſche Princip der proteſtantiſche Berliner Wilhelm Heinrich Wackenroder aus, indem er (1797) „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ ſchrieb, das Programm der neuen chriſtlichen Kunſt und ein mächtiger Impuls für die romantiſche Richtung in der Poeſie. Tieck, dem Wackenroder befreundet wurde, veränderte darnach ſeine ganze Richtung.

Der erſte Romantiker, der von überaus reichem Geiſt und produktiv zugleich der Form Meiſter war und der neuen Richtung eine breite Bahn brach, war Ludwig Tieck, Sohn eines Seilers in Berlin. Es wird immer wunderbar bleiben, daß der romantiſche Geiſt gerade in einem Berliner Gamin erwachen mußte, der mitten in der Windigkeit und Lüderlichkeit Berlins unter der Herrſchaft Kotzebue's aufwuchs. Aber es erklärt ſich aus der Geſundheit der deutſchen Natur, die endlich anfängt ſich zu ekeln, wenn man ſie allzu gemein behandelt, und die dann das Edle aus ſich ſelbſt herſtellt. Tiecks bedeutungsvolle Werke überraſchen um ſo mehr, als man einen ſtarken Charakter bei ihm immer vermißte und ſeine Flexibilität erſtaunlich iſt. In ſeinen älteſten Erzählungen jagen ſich lichte und ſchwarze Wolken der Leidenſchaft in einem noch ganz unſtäten Gemüthe.

Almanſor, eine Idylle von 1790, zeigt uns einen von ſeiner Geliebten betrogenen Jüngling, den ein Greis tröſtet. Auch im „grünen Band“ wird Treue gebrochen. In den „Brüdern“ bewährt dagegen ein Bruder dem anderen ſeltene Treue. Im „Fremden“ erſchrickt ein Bräutigam vor dem unerwarteten Anblick ſeines bleichen Nebenbuhlers ſo, daß er die Treppe hinunterſtürzt und

ſtirbt. In „Siegmunds Leben“ bewirbt ſich ein würdiger Candidat lange vergebens um ein Amt, bis er es durch ein Freudenmädchen erhält. Der „Geniale“ liebt drei zugleich und heirathet eine, während die zweite von ihm ſchwanger iſt und die dritte abgefunden wird. „Die männliche Mutter“ bringt ihre geſchwängerte Tochter dadurch zu Ehren, daß ſie ſelbſt als Mann verkleidet ſich mit ihr trauen läßt. Die lüderlichſte unter dieſen Erzählungen iſt das „Schickſal“ von 1795. Hier wird der ſchüchterne Anton allmählig durch muthwillige Mädchen kühn genug gemacht, um in einem Nonnenkloſter den Faublas zu ſpielen, als Lakai verkleidet ſeine Herrin zu liebkoſen ꝛc., bis er verdiente Peitſchenhiebe bekommt.

In dieſer lüderlichen Manier culminirte Tiecks Roman „William Lovell“ von 1795.

William iſt ein junger Lovelace und Don Juan zugleich, der allen Schönen die Köpfe verrückt, allen mit ſentimentaler Schwärmerei naht und alle wieder mit herzloſer Kälte verläßt. Sohn eines vornehmen Engländers verhimmelt er zuerſt in Liebe mit Amalie Wilmont. Wie ſie einander ihre Liebe zum erſtenmal geſtehen und einander in die Arme ſinken, iſt mit dem ſüßeſten Feuer der Poeſie, faſt mit der Gluth wie in Shakeſpeare's Romeo und Julie geſchildert. Aber der junge Herr läßt ſeine zärtliche Herzensdame bald ſitzen, reiſt nach Paris, amuſirt ſich dort und verliebt ſich in die muntere und nichts weniger als ſpröde Louiſe Gräfin Blainville. Nachdem er in ihren Armen geſchwelgt, läßt er auch ſie ſitzen und reiſt nach Rom. Hier feſſelt ihn die liebliche Roſalie, deren Bräutigam er wie zum Spaß erdolcht und die er dann wieder ſitzen läßt. Sie ſtürzt ſich in die Tiber. Eine gewiſſe Bianca übernimmt ihre Stelle und wird ſeine Geliebte, aber gleichfalls von ihm verlaſſen. — Amalie, der er förmlich abgeſagt, hat einen gewiſſen Mortimer geheirathet. Lovell's Vater iſt geſtorben, er kehrt nach England zurück und findet die Gräfin Louiſe, nachdem ſie entführt und von Blattern entſtellt verlaſſen worden, als Aufſeherin in Mortimers Hauſe. Schnell mit ihr einverſtanden verabreden ſie einen Streich gegen Amalie. Louiſe erregt in Mortimers Abweſenheit eine kleine unſchuldige Feuersbrunſt, Lovell iſt bei der Hand und rettet die ohnmächtige Amalie, wobei er ſie küßt und umarmt, ohne daß ſie es merkt. Das Feuer aber hat ſich weiter verbreitet, als er gewollt, das ganze Haus liegt in Aſche. Noch ärger handelt er an Emilie Burton, der Schweſter eines ſeiner älteſten Freunde. Er entführt ſie, nachdem er ihren Bruder vergeblich zu vergiften getrachtet hat, und läßt ſie ſitzen, ſie ſtirbt vor Gram. Aber Karl Wilmont, Amaliens Bruder, der Emilien geliebt hatte, ſchwört ihm Rache. Amalie bekommt einen Sohn, man kann nicht errathen, ob eine Frucht jener Nacht, da Mortimer kein Bedenken trägt, ihn als den ſeinigen anzuerkennen. — Lovell flieht aus England, wird Spieler von Profeſſion, betrügt und ſinkt endlich ſo tief, daß er ſich aus Verzweiflung in toller Laune zu einer Räuber-

bande in Italien geſellt. Karl Wilmont iſt ihm nachgereiſt, findet ihn unter den Räubern, beide aber kommen dießmal noch unverletzt auseinander. Lovell kehrt nach Rom zurück, wo Bianca eben ſtirbt. Auch ſein alter Freund, der Maler Andrea ſtirbt, erklärt ſich noch vor dem Tode als ſeinen Landsmann Waterloo und beweiſt ihm, wie er ihn bisher am Gängelbande geführt und zu ſeinen Liebſchaften liſtig angeleitet habe, wie auch die mißlungene Vergiftung Burtons nur ſeinen Zwecken hätte dienen ſollen, da er deſſen Verwalter ſey und ihn zu beerben gehofft habe ꝛc. Noch ganz verblüfft von dieſen Enthüllungen wird Lovell endlich von Karl erreicht und im Duell erſchoſſen.

Man hat in Lovell ein Vorbild Byrons und den erſten Repräſentanten der modernen Zerriſſenheit ſehen wollen. Allein zu Tiecks Ehre müſſen wir proteſtiren. Lovell wird nirgends von ſeinem Verfaſſer als eine edle Prometheusnatur, ſondern immer nur als ein egoiſtiſcher Böſewicht aufgefaßt. — In den übrigen Jugendprodukten Tiecks macht ſich ein Zug zum Phantaſtiſchen und zum Humor bemerklich.

Abdallah (in einer Erzählung von 1792) folgt der Lehre Omars, daß Gutes und Böſes einerlei ſey und der Geiſt über beiden ſtehe. Das treibt ihn bis zum Vatermorde. Dann aber erwachen in ihm alle Furien, wie im Oreſt, und er ſchleppt ein halbwahnſinniges Daſeyn fort. — In „den Freunden“ geräth einer der Freunde, indem er für den andern Heilung ſucht, ins Elbenreich. — Im „Leben des berühmten Kaiſers Abraham Tonelli“ faßt dieſer nach allerlei glücklichen und unglücklichen Abentheuern den Entſchluß, um ein ruhiges Brod zu finden, nicht die bisherigen mühſeligen Wege einzuſchlagen, ſondern lieber gleich Kaiſer zu werden, was ihm denn auch mit einiger dämoniſcher Hülfe und etwas Goldmacherei ſchnell gelingt. Der trockene Ton mit vielen Abkürzungen, in dem der Kaiſer alles erzählt, was ihm begegnet, und das Wunderbarſte ganz ordinär nimmt, iſt höchſt ergötzlich. — Im „Peter Lebrecht“ ſpricht ſich Tieck humoriſtiſch im Ton Sterne's und Hippels über Menſchen und Dinge aus. Zwei kleine Schauſpiele oder eigentlich nur Dialoge, „ein Prolog“ 1796 und „der Autor“ 1800, enthalten Satiren auf den ſchlechten Bühnengeſchmack. Zwei größere dramatiſche Werke Tiecks ſind nur dem Johnſon nachgebildet, der Herr von Fuchs dem Volpone und Epicöne oder das ſtille Frauenzimmer. Das älteſte Drama Tiecks von 1790 „Alla-Moddin“ nach einer Erzählung im deutſchen Merkur, iſt nicht der Rede werth.

Größere Bedeutung ſprach erſt 1795 das Trauerſpiel „Karl von Bernek“ an, ein romantiſcher Oreſtes.

Walther von Bernek kehrt aus den Kreuzzügen nach langer Gefangenſchaft zurück und findet bei ſeinem Weib einen Buhler, der ihn umbringt. Sein Sohn Karl aber rächt ihn, ſtößt den Buhler nieder und tödtet in der Wuth

auch seine Mutter, büßt dann seine Schuld, von Furien verfolgt, bis ihn auf seine dringende Bitte zur Sühne sein eigener Bruder ersticht.

Die „Theegesellschaft", Lustspiel von Tieck in Prosa, 1796, ist eines seiner witzigsten Werke.

Er schildert eine gemeine Berliner Theegesellschaft mit allen ihren conventionellen Redensarten, Höflichkeiten und Fadheiten! Man spricht vom Kartenschlagen und Wahrsagen. Ein gewisser Werner, der Demokrit in diesem großstädtischen Abdera, wird beschuldigt, sich von einem alten Weibe haben wahrsagen zu lassen, über welche abergläubige Schwäche sich alle im Gefühl ihres aufgeklärten Verstandes empören. Allein gerade der alte Herr, der sich am heftigsten darüber erklärt hat, sucht noch am nämlichen Abend selber das alte Weib auf, und die ganze Theegesellschaft thut desgleichen, nur aus Langeweile und des Spasses wegen. Wie erstaunen sie nun, als sie sich bei dem alten Weibe alle beisammen finden, und noch weit mehr, als ihnen die Alte in der That allen die Wahrheit sagt, die manchem centnerschwer aufs Herz fällt. Zuletzt sagt sie dem Fräulein Julie, ihr Bräutigam liebe sie nicht, liebe nur ihr Geld und sey gar kein Baron, sondern ein Aventurier und falscher Spieler. Der Baron braust auf, da läßt das alte Weib die Kleider fallen und steht als — Werner da, der heute erst die Beweise für seine Aussage erhalten hat und nach Entfernung des Betrügers selber Juliens Hand erhält.

Die „sieben Weiber des Blaubart", Erzählung von Tieck, 1797. Neben seinem Drama, welches viel besser ist, schrieb Tieck auch diese Erzählung in der Manier wie den Peter Lebrecht, ein wenig an Sterne, Hippel und Jean Pauls Humor streifend, eine Manier, die er aber bald wieder, als ihm nicht ganz natürlich, verlassen hat, und mit Recht.

Blaubart empfängt hier von einer Fee einen bleiernen Kopf, der ihm wahrsagt und in allen Dingen Rath ertheilt. Diesen Kopf hält er geheim, weckt aber dadurch die Neugier seiner Weiber und bestraft jede mit dem Tode. Die Pointe der Erzählung liegt nun in der Contrastirung der sieben Weiber, von denen die eine ernst, die andere lustig, die eine vornehm, die andere ländlich naiv ist ꝛc., die aber alle in der Neugier einander gleich sind.

Das „Ungeheuer" und der „verzauberte Wald", musikalisches Märchen von Tieck, 1798.

Prinz Aldrovan, dessen älterer Bruder durch eine böse Stiefmutter mit Hülfe einer bösen Fee in ein Ungeheuer verwandelt worden, wird angereizt, gegen dasselbe zu kämpfen, damit wo möglich beide umkommen. Allein dadurch wird gerade des Bruders Entzauberung bewirkt, und in gleicher Weise schlägt der bösen Weiber Arglist fehl in Bezug auf Aldrovans Geliebte, An-

gelica, welche ſie wahnſinnig gemacht haben. Ein guter Genius ſichert das Glück der Liebenden. Die Erfindung iſt ſchwach, aber die Ausführung deſto geiſtreicher. Ergötzlich iſt beſonders die Rolle eines aufgeklärten Miniſters, der mitten unter märchenhaften Wundern doch an dieſelben nicht glauben will, und die großartigen Wahnſinnsſcenen am Schluß, indem der Wahnſinn den ganzen Hof anſteckt und alle in ihrer Tollheit ein Ballet tanzen.

Die „verkehrte Welt", ein hiſtoriſches Schauſpiel von Tieck, 1798, auch im Phantaſus.

Die Idee dazu entlehnte Tieck aus Chriſtian Weiſe's Zittauiſchem Theater. Das poetiſche Motiv iſt die humoriſtiſche Umkehr aller Verhältniſſe. Der hiſtoriſche Faden, an den ſich alles reiht, die Einſetzung des Skaramuz auf den Thron des Parnaſſes, als Herrſcher im Gebiet der Kunſt, ſtatt des verbannten Apollo. Im Uebrigen wird der Zuſammenhang jeden Augenblick durch Autor, Leſer, Maſchiniſt ꝛc. unterbrochen. Die tollſte Willkühr wie im beſoffenſten Moment eines Carnevals herrſcht durchs ganze Stück. In dieſem Wirrwarr geht dann der Haupteffekt des witzigen Contraſtes zu Grunde, die Vorſtellung ſchlechter Poeſie und Kunſt verſchwindet als ſolche in dem allgemeinen Taumel.

Erſt jetzt bemerken wir bei Tieck den Einfluß ſeines Umgangs mit Wackenroder. Plötzlich begeiſtert er ſich in ſeinem Sternbald für das Altdeutſche und Katholiſche. Franz Sternbalds Wanderungen, „eine altdeutſche Geſchichte" (1798) war ein Kunſt- und Künſtlerroman, wie ſie Heinſe ſchon früher geſchrieben, aber nicht mehr huldigend der Wolluſt, ſondern dem Ernſt der Kirchenmalerei, nicht mehr der Antike, ſondern der Gothik. Zum erſtenmal wurde hier nicht blos der Künſtlereitelkeit gehuldigt, ſondern dem Inhalt der Kunſt, dem Geiſt des chriſtlich-deutſchen Mittelalters.

Franz Sternbald lernt die Malerei bei Albrecht Dürer in Nürnberg und kehrt heim nach Franken. Unterwegs lernt er Pirckheimer kennen und den Schmied Quintin Meſſys. Eine kunſtliebende Dame von hoher Schönheit hat er kaum erblickt, als ein Wagen ſie ihm entführt. Sie bleibt ſein Ideal. Er beſucht die Niederlande, lernt dort die großen Maler kennen und tritt die ihm beſtimmte Braut ihrem Geliebten, dem jungen Schmiede ab, der ein großer Maler geworden iſt. Auf der Reiſe geräth er im Wald in eine von der Jagd ausruhende heitere Geſellſchaft und lernt eine ſchöne Gräfin kennen, durch die er nach Italien gewieſen wird, wo er Michel Angelo und andere große Künſtler kennen lernt und endlich ſein Ideal findet, deſſen Beſitz ſein edles Streben nach dem Schönen lohnt. — Durch das ganze Buch zieht ſich eine ſanfte

Schwärmerei für die altdeutſche Kunſt und Kirchenmalerei. Zum erſtenmal wird hier Th. II, S. 248 im Namen des Schönen gegen den Proteſtantismus proteſtirt, der das Schöne aus den Kirchen verbannt habe.

Bald darauf folgte das katholiſche Programm der Romantik in Tiecks Trauerſpiel: „Leben und Tod der heiligen Genovefa" (1799). Nach dem bekannten Volksbuch, aber mit Shakeſpeare'ſchem Geiſte durchgeführt, Tiecks beſtes dramatiſches Werk. Es iſt beſonders dadurch wichtig, daß es zum erſtenmal wieder ſeit den Dichtungen des Mittelalters die „Glorie der katholiſchen Religion" am Horizont heraufführte. Der Grundgedanke iſt, daß alle Leidenſchaften der Menſchen ihre endliche Beruhigung und Verſöhnung in der Kirche finden.

Im Prolog tritt der h. Bonifacius auf, mit mächtigen Worten Deutſchland für die alte Kirche reclamirend. Dieſes Werk unterſcheidet ſich auffallend von den unkirchlichen Produktionen der modernen Poeſie und doch hängt es mit ihnen wieder nahe zuſammen durch eine einzige Schwäche. Tieck konnte nämlich nicht unterlaſſen, den Böſewicht Golo ſentimental zu behandeln, ihm eine ſchwärmeriſche Liebe für Genovefa anzudichten, ihn als edel und unglücklich zu bezeichnen, mit einem Wort ihn zu entſchuldigen. Das geſtattet aber der Stoff und Geiſt der alten Legende nicht, und verbietet ſich von ſelbſt, einen Mann, der an einem Weibe ſo grauſam handeln kann, der ſo heimtückiſch ſeinen Herrn verrathen und einen unſchuldigen Diener opfern kann, empfindſam aufzufaſſen.

Hieher gehört Tiecks dramatiſirter „Kaiſer Octavianus" nach dem bekannten Volksbuch, wieder eine der bedeutendſten Dichtungen Tiecks.

Es iſt ein in vielen Variationen ſich wiederholender Text, die Trennung einer Familie theils durch Leidenſchaft und Unglauben, theils durch äußere Zufälle und ihre Wiedervereinigung durch den Glauben. Die ganze Geſchichte des Chriſtenthums iſt in dieſer Legende vorgebildet, die Trennung der heidniſchen Völker und ihre Vereinigung zu einer einigen Gemeinde durch die Kirche. Dieſes einigende Princip iſt hauptſächlich in der frommen duldenden Mutter, Kaiſerin Felicitas, dem perſonificirten Glauben dargeſtellt. Unter den beiden verlorenen Söhnen iſt Florens, der bei einem Spießbürger in Paris erzogen wird, deſſen Heldenkraft aber bald zum Durchbruch kommt, der liebenswürdigſte Repräſentant des weltlichen Ritterthums im Mittelalter, während ſein Bruder Leo mehr die ideale Seite des Ritterthums darſtellt. Doch verlieben ſich beide und heirathen, Florens die muntere Roſe, Leo die ſtille Lilie. In der ſentimentalen Allegoriſirung dieſer beiden Blumen herrſcht außerordentlich viel Wohllaut, doch kommt uns dieſe Parthie kühl vor oder läßt uns wenigſtens kühl. Hier folgt Tieck auf einmal dem Calderon und fällt ſomit

aus der Illuſion des Volksbuches heraus. Wollte er Calderon folgen, ſo hätte er es in der Manier des Autors thun ſollen und die kirchlichen Grundideen des kirchlichen Gedichts, nicht aber den Gegenſatz zweier Seiten der weltlichen Liebe auffaſſen ſollen.

Dieſe Dichtung bildet den Uebergang zu den Bearbeitungen der mehr heidniſchen Volksbücher. Unter dieſen iſt der „Fortunat" Tiecks ſchönſte dramatiſche Dichtung.

Der Reiz liegt hier in der Furchtbarkeit und Grauſamkeit des Glückes, das ſeine giftige Tücke unter der üppigſten Fülle von Luſt und Witz verbirgt. Auch fehlt hier die ſchwärmeriſche Parthie romantiſcher Sentimentalität, die im Octavianus und in der Genovefa zu viel Anſpruch an uns machen. Alles iſt natürlicher, ſhakeſpeariſcher.

Eben ſo geiſtreich und durchaus heiter iſt das dramatiſche Märchen vom „kleinen Däumling".

An den Oger, der den kleinen Däumling und ſeine Brüder freſſen will, knüpft Tieck eine Reihe Satiren auf die moderne Bildung an. Statt der großmüthigen Rieſen der echten Sage nämlich gibt er ihm einen modernen Blauſtrumpf, eine gewiſſe Malwina, zur Gattin, ein zartes Weſen, welches er geraubt hat und nun unbarmherzig zu ſeinen häuslichen Dienſten zwingt. Daneben hält er ſich einen gleichfalls geraubten Hofrath Semmelziege, blos zu dem Zweck, ihn täglich auf einem Brett in die Höhe zu prellen und ſich an ſeinen Luftſprüngen zu erluſtigen. Dieſer Hofrath vertraut Malwina ſein früheres unglückliches Schickſal. Er hatte nämlich eine gewiſſe Ida zur Frau und beide Eheleute konnten ſich einen Fehler nicht verzeihen. Semmelziege nämlich hatte unaufhörlich das garſtige Wort im Munde, das volksthümlich in einer Sylbe den Theil des Körpers bezeichnet, mit dem er jetzt durch das Prellen am meiſten beſtraft war. Die Frau aber pflegte immerfort zu ſtricken und ſelbſt während der zarteſten Myſterien des Eheſtandes kratzten ihn ihre Stricknadeln auf dem Rücken. — Nachdem der Rieſe und Menſchenfreſſer durch Däumlings Liſt umgekommen, verſöhnt ſich der Hofrath mit ſeiner Frau, und einer ſeiner Freunde heirathet die vielgeprüfte Malwina.

Im „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" hat Tieck das bekannte Volksmärchen in ſeiner liebenswürdigen Manier behandelt, ohne Einmiſchung moderner Satire.

Der „Blaubart", dramatiſirt, in Proſa. Die bekannte Volksſage, aufs anmuthigſte frei bearbeitet. Um die beiden Säulen der Dichtung, den harten Mann und die neue Eva, rankt ſich köſtlicher Humor. Die Feinde des Blaubart, abgeſchmackte Ritter mit ihrem muntern Narren

und langweiligen Rathgeber ſind vortreffliche Zugaben. Auf der anderen Seite iſt auch der tieferen Empfindung Rechnung getragen. Simon, der Bruder der Agnes, die in Blaubarts Gewalt die furchtbare Strafe für ihre Neugier erwartet, ahnt auf wunderbare Weiſe in ſeiner träumeriſchen Natur das Unheil und es treibt ihn zur Rettung.

In Proſa hat Tieck ſehr anmuthig folgende altdeutſche Volksbücher überarbeitet: Magelone, Meluſine, die Haimonskinder. In Verſen ein Fragment aus König Rother. Vom Donauweibchen ſchrieb Tieck nur den erſten Act. Das alte Schildbürgerbuch hat Tieck gleichfalls artig behandelt, nur paſſen die Anſpielungen auf die Revolution und auf das moderne Schulweſen nicht hinein, das ſtört die alterthümliche Illuſion.

Das dramatiſirte Märchen vom geſtiefelten Kater iſt mit dem köſtlichſten Humor geſchrieben, aber faſt ganz moderne Satire, wie ſeine Fortſetzung im „Prinz Zerbino". Dieſe Dichtungen haben, wie es heißt Tieck viel geſchadet, weil der darin vorkommende gutmüthig pedantiſche König Gottlieb dem König Friedrich Wilhelm III. durch Kotzebue als eine Stichelei auf ihn, den König, denuncirt worden ſeyn ſoll. Tieck mußte als Privatmann leben und ſpäter als ſächſiſcher Hofrath in Dresden, und erſt als Friedrich Wilhelm IV. den Thron beſtieg (1840), wurde Tieck ehrenvoll nach Berlin berufen.

Im „geſtiefelten Kater" bezeichnet der König das alte Regime vor der Revolution, der Popanz die kurze Herrſchaft des Volks, Gottlieb die moderne aufgeklärte Regierungsweiſe und der Kater den Genius des Fortſchritts.

In Zerbino iſt Gottlieb König geworden, der alte König hat als ſchwachſinnig abgedankt. Der Kater iſt Miniſter. Gottliebs Sohn, Prinz Zerbino ſucht den guten Geſchmack; überall, wohin er kommt, verſichert man ihn, hier ſey der gute Geſchmack, aber überall findet er Abwechslungen der nämlichen armſeligen Narrheit des Modegeſchmacks, bis er endlich durch Zauberei in den wahren Garten der Poeſie gelangt, wo die Bäume und Blumen ſingen und die Geiſter der größten Dichter umherwandeln. Aber dieſe poetiſche Erfahrung hilft ihm nichts, denn ſein eigener Hund, Stallmeiſter, der ihm entſprungen und heimgekehrt iſt, hat das Miniſterium des Unterrichts übernommen, reformirt das ganze Land, rottet allen alten romantiſchen Aberglauben, auch den an die Poeſie, aus und erzieht die Menſchen nach einer neuen rein rationaliſtiſchen und moraliſchen Methode. Als nun der Prinz zurückkommt, wird er für verrückt erklärt und ſo lange eingeſperrt, bis er aller Poeſie abſchwört

und ſich vor Stallmeiſter demüthigt. — Durch die Satire zieht ſich eine romantiſche Idylle voll ſchwärmeriſcher Liebe hindurch, die einen Gegenſatz gegen die derbe ariſtophaniſche Proſa bilden ſoll, doch aber hieher nicht paßt. Schon am Dichtergarten war es ja des Contraſtes genug. — Auch in den komiſchen Perſonen ſcheint uns zu große Vervielfältigung. Ariſtophanes und Shakeſpeare würden hier weniger Figuren und vielleicht mit mehr Erfolg gebraucht haben. Die beiden Alten, Hinze und der alte König aus dem geſtiefelten Kater, ſind unübertrefflich. Eben ſo Stallmeiſter und Neſtor, aber die beiden letzten haben ſchon zu viel Verwandtes. Polykomicus bleibt im Ganzen unverſtändlich. Die Richtung, die er bezeichnet, iſt auch ſchon durch andere Parthien des Gedichts bloßgeſtellt.

„Das jüngſte Gericht", eine Viſion von Tieck, 1800.

Eine humoriſtiſche Schilderung des jüngſten Tages, nicht durchgeführt, nur ſkizzenhaft, aber mit einigen guten Schilderungen. Das beſte iſt das Vertreten der Prüden, die ſich nackend allen vordrängen, um zu zeigen, wie ſchamhaft ſie wären ꝛc., ſehr frivol, à la Wieland, aber voll Witz. Zuletzt wird der Autor ſelbſt vorgenommen und zur Rechenſchaft gezogen, weil er in ſeinem Zerbino ehrenwerthe Schulmänner ꝛc. verſpottet habe.

Im „Phantaſus" (von 1812) ſammelte Tieck Erzählungen und Märchen, als würden ſie vorgetragen in einem Kreiſe edler Herren und Damen nach dem Vorbild des Decameron. In den Geſprächen dieſer Geſellſchaft findet ſich viel Treffliches und Feines über die deutſchen Dichter geſagt, wird aber an Göthe viel zu viel Weihrauch verſchwendet. Ueberhaupt gibt Tieck hier zu erkennen, wie weit er ſich von dem eigentlichen Ziel der Romantik ſchon entfernt hatte. Von Nation und Kirche iſt nicht mehr die Rede, alles läuft auf guten Geſchmack und „glückliche Behandlung" hinaus. Das Schöne, hatte Göthe geſagt, iſt das Reſultat einer glücklichen Behandlung. Doch enthält der Phantaſus treffliche Erzählungen.

Der blonde Eckbert. Eckbert, ein Ritter, heirathete die ſchöne Bertha, eines Hirten Tochter, die, ihrem ſtrengen Vater entflohen, zu einer Fee oder Hexe gekommen war, der ſie wiederum mit einer Menge Perlen und Edelſteinen entflohen war. Das Ehepaar lebte ganz einſam auf ſeiner Burg, wo niemand hinkam, als zuweilen Ritter Walther. Da ſaßen ſie einmal vertraulich beiſammen und Eckbert bat Bertha, dem Gaſtfreund die Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen. Walther hörte ruhig zu und ließ nachher wie zufällig den Namen des Hundes fallen, den Bertha bei der Fee gekannt hatte, auf den ſie ſich aber ſeitdem nie wieder hatte beſinnen können. Walther mußte alſo mehr wiſſen, als nöthig war.

Dieß verſetzte ſie in grauſame Beängſtigung. Eckbert aber war ſo erbost, dieſem Walther vertraut zu haben, daß er ihm auflauerte und ihn mit der Armbruſt erſchoß. Aber Bertha ſtarb aus Kummer. Da fand ſich ein gewiſſer junger Hugo bei dem troſtloſen Wittwer ein, dem dieſer auch eine Zeit lang vertraute, bis die alte Hexe zu ihm kam und ihm plötzlich eröffnete, ſie ſey ſowohl Hugo als Walther, und habe dieſe Verkleidungen nur angenommen, um ſich an Bertha zu rächen, welche ſeine eigene Schweſter und dem Hirten nur von ſeinem Vater anvertraut geweſen ſey. Da wurde Eckbert wahnſinnig. Von tief romantiſchem Anklang, aber nicht gut durchgeführt.

Der treue Eckart und der Tannhäuſer. Nach der bekannten Sage, ſehr ſchön ausgeführt. Dem treuen Eckart läßt ſein grauſamer Lehnsherr, der Herzog von Burgund, nach einander alle ſeine Söhne hinrichten und verbannt ihn ſelbſt. Einſt aber, als der Herzog auf der Jagd verirrt iſt und verſchmachten will, hilft ihm der treue Eckart und der reuige Herzog ſetzt ihn ſterbend zum Vormund ſeiner eigenen Söhne ein. Dieſe aber werden von einem zauberiſchen Spielmann in den Venusberg gelockt; da dringt Eckart in den Berg ein und kämpft mit der Zwerge ungeheuern Schaaren, bis er ihnen die Söhne ſeines Herrn wieder abgewonnen. Er ſelbſt aber ſtirbt an ſeinen Wunden und hält ſeitdem als Warner vor dem Venusberg Wache. Lange nachher kommt einmal der Ritter Tannhäuſer zu ſeinem alten Freunde, Friedrich von Wolfsburg, und erzählt ihm ſeine traurigen Schickſale. Er habe wegen einer Geliebten, die ihm untreu geworden, deren Bräutigam ermordet, ſie aber ſey aus Gram geſtorben. Dann habe er in wilder Verzweiflung den Böſen angerufen und habe von ihm ein Zauberlied gelernt, das ihn in den Venusberg geführt habe. Dort habe er gelebt, bis ihn die Sehnſucht nach der Heimath wieder herausgeführt. — Der Freund ſuchte ihn zu tröſten, aber in der Nacht entfloh der Tannhäuſer, nachdem er Wolfsburgs Gattin ermordet hatte, denn ſie eben war ſeine alte Geliebte. Wolfsburg ſelber aber mußte, weil er von Tannhäuſer einen Kuß empfangen hatte, vom Zauber fortgeriſſen, in den Venusberg folgen.

So vortrefflich der erſte Theil der Erzählung vom treuen Eckart iſt, ſo wenig genügt der letzte Theil vom Tannhäuſer. Man muß ſich wundern, warum Tieck ſich nicht ſtreng an die echte Volksſage gehalten hat, die viel ſchöner iſt.

Der Runenberg. Der junge Jäger Chriſtian wird von einem Fremden auf den geſpenſtiſchen Berg verlockt, wo er ein wunderſchönes Weib erblickt, die ſich vor ihm bis aufs Hemd auskleidet, ſich nackt in der vollen Majeſtät ihrer Schönheit zu ihm wendet und ihm ein goldenes Täfelchen reicht. Plötzlich iſt alles wie ein Traum verſchwunden. Er kehrt um, heirathet und tritt in die Pacht ſeines Schwiegervaters als Landmann. Nach langer Zeit kommt einmal ein häßliches altes Weib auf ihn zu, redet ihn als bekannt an und — verwandelt ſich, indem ſie abgeht, in die Schöne der Runenburg. Zugleich

erblickt er etwas Glänzendes im Graſe und findet die goldene Tafel wieder. Von Stund an vom Zauber ergriffen, eilt er zum Runenberg und kehrt nicht wieder. Sein Weib Eliſabeth heirathet einen Andern. Da kommt Chriſtian endlich noch einmal wieder, aber nur, um ſeine Kinder zu ſehen und eilt gleich wieder zum Berge. — In dieſem Roman hat Tieck das Weſen der ſogenannten Waldminnen glücklich erfaßt.

Liebeszauber. Emil, ein reicher Fremder in Rom, hatte ſich in ein reizendes Mädchen, das ihm gegenüber wohnte, verliebt, als er durch den Fenſterritz ſehen mußte, wie ſie in Gemeinſchaft mit einer häßlichen Alten ein ſiebenjähriges Mädchen abſchlachtete und ihm das Blut abzapfte. Ohnmächtig zurückfallend, verlor er die Erinnerung, nicht ahnend, daß jenes unſchuldige Blut zu einem Liebeszauber benützt wurde, der ihn ſelbſt umſtrickte. Denn bald darauf war er Bräutigam jenes ſchönen Mädchens. Beim Hochzeitsfeſt aber ſah er im maskirten Gefolge ſeiner Braut die Alte wieder und einen türkiſchen Dolch, den er damals getragen, und der ihn an die Schauderſcene plötzlich erinnerte, und nun durchbohrte er mit demſelben Dolche die Braut. Höchſt ergreifende Schilderungen, nur im Eingang fehlend, ſofern gegen einen ſchon Verliebten eigentlich kein beſonderer Liebeszauber angewendet zu werden braucht.

Die fünfte Erzählung des Phantaſus iſt die Lebensgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter von Provence, von 1796, eine höchſt liebliche Bearbeitung des bekannten Volksbuchs.

Die Elfen. Die kleine Marie geräth einmal in ein Tannenwäldchen, worin die Elfen wohnen. Zerina, eine junge Elfe, wird hier ihre Geſpielin, lehrt ſie aus Goldſand plötzlich Blumen hervorſchießen laſſen, ſich auf Bäumen wiegen und fliegen ꝛc., zeigt ihr die liebreiche Elfenkönigin und den halb ſchlafenden gnomenhaften Metallkönig und macht eine kleine Reiſe durch die Elementarreiche der Luft, Erde, Waſſer und Feuer. Auch lernt ſie den Vogel Phönix kennen, deſſen Ankunft das ganze Elfenreich in Bewegung ſetzt. Mit einem Ringe beſchenkt wird ſie wieder entlaſſen, unter der Bedingung, nie etwas von dem, was ſie geſehen zu verrathen, indem ihr geſagt wird, die Elfen, die der ganzen Gegend Glück bringen, würden augenblicklich verſchwinden und mit ihnen das Glück, wenn ſie verrathen würden. Marie ſchweigt, wächst heran, heirathet und wird eine glückliche Mutter. In all dieſer Zeit iſt die Gegend voll Segen. Ihr Kind Elfriede aber erhält die kleine Zerina zur Geſpielin, gerade ſo wie ſie einſt ihre Geſpielin geweſen war. Erſt als einmal Zigeuner ausgewieſen werden ſollen, die in jenem Tannenwäldchen hauſend von den Elfen in Schutz genommen ſind, und Mariens Gatte heftig auf ſie ſchilt, verräth Marie in edlem Unmuth ihr Geheimniß und ſagt, daß von dem Frieden jenes Tannenwäldchens der Segen der Gegend abhänge. Da nimmt Zerina Abſchied, ſchon am andern Tage erfährt man, ein Fährmann habe die Elfen über den Fluß führen müſſen, die ganze Nacht hindurch, und von Stund an herrſcht Unglück in der Gegend und in Mariens Hauſe, alle

ſterben im Elend. — Schöne Auffaſſung der echten deutſchen Sage, nur der Phönix paßt nicht dazu.

Der Pokal. Ferdinand erblickt in der Tiefe eines goldenen Pokals durch Zauber eine nackte weibliche Geſtalt von verführeriſchen Reizen, will ſie küſſen und macht dadurch den Zauber verſchwinden. Nach vielen Jahren kommt er wieder einmal in dieſelbe Stadt, iſt bei einem Kaufmann zu Tiſch und erblickt ein Mädchen, das auffallend jener Schönen im Becher gleicht. Zu ſeinem Entſetzen kommt auch der nämliche Becher auf den Tiſch und geht um. Aber am Ende erfährt er, das ſchöne Mädchen bei Tiſch ſey die Tochter der älteren Dame, die ſich ihm als die Schöne des Bechers zu erkennen gibt. Eine ziemlich ſchwache Erfindung.

Ich ſchließe hier noch den „Pietro von Abano“ an, obgleich dieſe Novelle erſt ſpäter erſchien.

Petrus Apone, ein berühmter italieniſcher Arzt, verliebt ſich in die Leiche der reizenden Crescentia, weckt ſie durch ſeine Zauberkunſt wieder auf und lebt mit ihr, bis ſie einmal zu Oſtern dem Hochamt beiwohnt, die Nähe des Heiligen den Zauber löſt und ſie endlich wirklich ſterben kann. Wie ſie in ihrem lebend todten Zuſtand ihren Geliebten, Antonio, wiederſieht und ihm den von ihr begangenen Frevel geſteht, iſt eine erſchütternde Scene; abgeſchmackt dagegen, daß Antonio ſpäter durch Crescentia's ihr täuſchend ähnliche Zwillingsſchweſter entſchädigt wird.

Die lyriſchen Gedichte Tiecks ſind ſehr ſchön. Er gab eine Auswahl altſchwäbiſcher Minneſänger heraus und ahmte ſelbſt deren Form nach, nur daß er den grünen Wald mit noch viel jubelnderer Luſt beſang. Seine Waldlieder ſind das Schönſte, was wir in dieſer Art beſitzen. Keiner vertiefte ſich ſo innig in die deutſche Waldeinſamkeit, bald in kühner Jagdluſt mit weithallendem Waldhornklang, bald in trüber Melancholie, bald in ſüßer Liebesſehnſucht. Seine Liebeslieder haben die Einfachheit und Gewandtheit des echten Volksliedes, aber ſchon eine etwas ſüdliche romaniſche Gluth.

Geliebte, wo zaubert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnſucht und Kuß.

* * *

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken ſtehn zu fern,
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.

Aufs glücklichſte drückt er den Zauber des Märchens aus, der ſeine beſten Dichtungen adelt.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Aber indem er Sterne, Wolken, Bäume, Blumen Wettgeſänge halten läßt, fällt er aus dem echten Volkston ſchon wieder zu ſehr in das Allegorienſpiel der Renaiſſance zurück. Oft tändelt er zu viel mit dem Wohllaut.

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen,
Ach, ſie trachten
Weit noch ferne,
Wo ſie wähnen
Schönre Sterne.

Dazu ſchlägt ſeine Liebe in Sonetten, wie in einem Blätterwalde aus. Seine italieniſche Reiſe beſingt er auf allen Stationen und beſondere Ehre in Lobliedern erweist er den Meiſtern der altitalieniſchen Muſik. Einiges Lehrhafte mahnt an Göthe.

Mag Tugend ſich und Laſter gatten,
Sie ſind nur Dunſt und Nebelſchatten!
Das Licht aus mir fällt in die finſtre Nacht,
Die Tugend iſt nur, weil ich ſie gedacht.

Auch andere „Zweifellieder" beweiſen, wie in Tieck der poetiſche Egoismus, den er Göthe abgelernt, mit der Demuth der echten Romantik kämpfte. Erfreulich unter ſo vielen Liedern, worin ſich die ſubjektive Schwäche ausſpricht, erſcheint eine Erinnerung aus der Durchreiſe durch Tirol.

Wer da will Männer ſehn,
Geh' ins Tirolerland.

In Romanzen leiſtete Tieck nicht viel. Sein Arion iſt ſchwächer als der von Schlegel, ſein Sifrit und Weland in kurzen Verſen zu knapp behandelt. Nur der treue Eckart befriedigt durch die faſt bänkelſängeriſch einfache und doch edle Art des Vortrags.

In ſeinen letzten Jahren ſchrieb Tieck nur noch Novellen und einige

Romane, in denen ſeine Romantik ausgeglüht hat und er ſich höchſtens noch auf den Standpunkt der alles belächelnden Ironie ſtellt.

Der Waſſermenſch, eine äſthetiſche Converſation, worin Schillers Taucher dem Göthe'ſchen Fiſcher hintenangeſetzt wird. Der Mondſüchtige, worin alles abermals auf eine Huldigung Göthe's wegen ſeines Mondliedes hinausläuft. — Die Sommerreiſe, aus Tiecks Jugendzeit, friſch erzählt, aber wieder voll Göthomanie. — Auch in vielen andern Novellen Tiecks wird über Literatur und Poeſie converſirt, immer leicht und ironiſch. Das Beſte dieſer Art iſt „die Vogelſcheuche". Einer hat einen ledernen Automaten, eine Vogelſcheuche, mit vieler Kunſt gefertigt, derſelbe wird ihm geſtohlen, er glaubt ihn aber in einem Herrn von Lebebrinna wiederzuerkennen, der eine lederne Akademie geſtiftet hat (Theodor Hell) und verlangt vor Gericht ſeine Auslieferung. Der Lederne wird jedoch frei geſprochen und behauptet das Feld gegen die Phantaſten. In dieſer Novelle, die vortrefflich geſchrieben, aber etwas zu lang gedehnt iſt, kommt unter anderem eine Vertheidigung der Schminke vor, die an die beſten Excurſe Jean Pauls mahnt. — Auch im jungen Tiſchlermeiſter ergeht ſich Tieck in literariſchen Bemerkungen, namentlich in einem breiten Lobe des Göthe'ſchen Götz. Im übrigen handelt es ſich um die in ſpäteren Jahren fortgeſetzte Jugendfreundſchaft zwiſchen einem Edelmann und einem ehrbaren Tiſchler. — Das alte Buch oder die Reiſe ins Blaue macht Athelſtan zu einer neuen Verkörperung des Oberon und zugleich Perſonification der poetiſchen Kraft. Als Ergänzung und Befriedigung dieſer Kraft iſt ihm Gloriana, eine neue Verkörperung der Titania, zugeſellt. Sie verkehren mit den größten Dichtern aller Zeiten und beherrſchen frei das ſelige Reich der Poeſie, Athelſtan kommt inzwiſchen in Conflict mit der modernen Muſe, die ſich für Poeſie ausgibt und das Gegentheil davon iſt.

Verführt von Göthe ließ es ſich Tieck auch angelegen ſeyn, Poeten zu Helden zu machen. In ſeinem „Dichterleben" von 1826 und im „Dichter und ſein Freund" ſchildert er des großen Shakeſpeare's Jugend, aber Shakeſpeare gleicht hier nicht ſowohl ſich ſelbſt, als dem pretiös ſich herablaſſenden Göthe. Im „Tode des Dichters" langweilt ſich Tieck an den Qualen des armen Camoens.

In andern Novellen treten ſeltſame Charaktere und Sonderlinge auf oder werden Thorheiten der Zeit verſpottet. So in den Wunderſüchtigen die maureriſche Geheimnißkrämerei, in den Wunderlichkeiten die Kunſtliebhaberei. In der Geſellſchaft auf dem Lande wird der Uebergang von der alten zur neuen Mode und das Abſchneiden des Zopfes ſehr anmuthig geſchildert. Im Zauberſchloß iſt nur die Epiſode von der wilden Eng-

länderin von Intereſſe. Dieſe ſchöne, aber prude Amazone weist alle Männer ab, bis ſie einmal beim Abſteigen vom Pferde ausgleitet, ſo daß ihr Liebhaber ſie völlig entblößt ſieht. Da befiehlt ſie ſelbſt dem doppelt überraſchten Liebhaber, ſie auf der Stelle zu heirathen, denn nur ihr Gatte dürfe geſehen haben, was er ſah. Minder heiter iſt „Eigenſinn und Laune", weil hier ein ähnlicher weiblicher Sonderling die Folgen ihrer Wunderlichkeiten ſchwer tragen muß. Sie wollte nämlich zwanglos ohne Ehe lieben und wurde entehrt. Im Geheimnißvollen ſchildert Tieck einen jungen Mann, der die unwiderſtehliche Neigung hat, zu lügen und ſich für etwas Anderes auszugeben, als er iſt. In den muſikaliſchen Leiden und Freuden ſpricht Tieck ſehr ſchön über Muſik.

Eine der anmuthigſten Novellen Tiecks ſind „die Reiſenden".

Ein junger Edelmann wird auf einige Zeit zu ſeiner Beſſerung in ein Irrenhaus gebracht und läßt ſich aus Langeweile und durch die unwiderſtehliche Macht des Beiſpiels von einem Irren überreden, es liege ein Schatz im Keller verborgen, den er zu heben eifrig mithilft. Endlich wird auch der Director der Anſtalt angeſteckt, hält ſich allein für verrückt und alle ſeine Irren für geſcheidt und entläßt ſie freiwillig.

Mehrere Novellen Tiecks handeln von glücklicher Liebe. Der „Gelehrte", ein Bücherwurm, macht endlich ein armes im Hauſe zurückgeſetztes Mädchen glücklich. Eine junge Gräfin, die ihrem bürgerlichen Geliebten entſagen muß, wird zufällig durch deſſen Mutter aus großer Gefahr gerettet und darf ihn nun heirathen. In den „Abendgeſprächen" gibt ſich eine lange geſuchte Cäcilie endlich dem ſie Suchenden als Jokei zu erkennen, der mit ihm ſelbſt gereist iſt. Im „Alten vom Berge" werden die Liebenden verbunden, nachdem ein Böſewicht von Nebenbuhler entlarvt iſt. Hieher gehören noch „Liebeswerben" und „Waldeinſamkeit". Rührend iſt „der Weihnachtsabend", in welchem eine arme Wittwe ihren verloren geglaubten Sohn in Glück und Wohlſtand wiederkehren ſieht Aehnlich „des Lebens Ueberfluß".

Ins romantiſche Gebiet der Wunder reichen noch einige Novellen hinein. Im „Schutzgeiſt" rettet eine Gräfin, von ihrem Schutzgeiſt geleitet, ihrem Sohn das Leben. In der „Klauſenburg" wird der umirrende Geiſt einer Ahnfrau dadurch erlöst, daß ihr Nachkomme einmal eine Bürgerliche heirathet zur Sühne eines von der Ahnfrau an einem armen Weibe begangenen Verbrechens.

Ein Paar Novellen Tiecks ſind hiſtoriſch: „die Glocke von Aragon", ein Bild aus der ſpaniſchen Geſchichte; „der griechiſche Kaiſer", die tragiſche Geſchichte Balduins von Flandern, der einige Jahre lang lateiniſcher Kaiſer in Konſtantinopel war.

In der größern, aber unvollendet gebliebenen Novelle „der Aufruhr in den Cevennen" (1826) machte ſich Tieck an eine Aufgabe, welcher er nicht mehr gewachſen war.

Edmund, ein junger Cavalier und eifriger Royaliſt, zieht mit gegen die Camiſarden zu Felde, wohnt aber einmal zufällig einer Andacht derſelben bei, bekehrt ſich und tritt auf ihre Seite. Mit ſeinem raſchen Feuer contraſtirt die Ruhe eines katholiſchen Geiſtlichen, mit dem er ſich in ein Religionsgeſpräch einläßt. Der Schluß fehlt, Tieck hätte auch keinen befriedigenden zu Stande gebracht, da Gegenſtände ſo ernſter Art nicht mit Ironie abgefertigt werden können.

Eine große Verirrung Tiecks war 1840 ſein Roman „Vittoria Accorombona".

Die Geſchichte einer italieniſchen Dame, die von ihrem Gemahle an einen Cardinal verkuppelt werden ſoll, ſelber aber die Ehe ſchon geiſtig mit einem Herzog bricht, den ſie liebt. Der Herzog vernichtet den Plan des Cardinals, der dafür den ehrloſen Kuppler und Gemahl erdolchen läßt. Als Wittwe kann ſich V. nun ganz dem Herzog hingeben und lebt mit ihm in paradiſiſcher Wonne, bis auch ihn das Gift der Rache hinrafft.

Eine ganz wüſte Geſchichte und von ſehr zweifelhafter Moral.

Tiecks Schwager, Auguſt Ferdinand Bernhardi, gab 1797 „Bambocciaden" heraus, eine Sammlung gemiſchter Erzählungen und Luſtſpiele, auf die ohne Zweifel Tieck Einfluß übte, die aber nicht Gehalt und Bedeutung genug hatten, um nicht vergeſſen zu werden; derſelbe Bernhardi ſtand Tieck und Schlegel bei im Kampfe wider Kotzebue, der die Romantiker mit wüthendem Haſſe verfolgte.

Tiecks Schweſter, Sophie Bernhardi, in zweiter Ehe v. Knorring, gab zu Berlin 1804 „dramatiſche Phantaſien" heraus, in recht ſchönen Verſen, aber nur ein ſehr blaſſes Abbild der Romantik ihres Bruders, gleichſam in einem etwas bewegten Waſſerſpiegel, in dem Farben und Formen in einander rinnen.

Es ſind drei phantaſtiſche Dramen, in denen je am Schluß ein alter König aus dem Schlaf oder aus einer Einſiedelei durch ſeine glücklichen Kinder

geweckt wird. Das iſt im letzten Stücke „Frühlingszauber", eine Allegorie des Naturlebens ſelbſt.

Ihr Epos „Flore und Blanchefleur" von 1822, in achtzeiligen Stanzen, führt den bekannten Stoff (vgl. Theil I. S. 4) etwas breit aus. Zuletzt erſchien noch 1836 ein von ihr hinterlaſſener Roman „Evremont".

Ein lebendiges Gemälde aus Preußens Unglückszeit von 1806—1813. Der Held, ein verlorener Sohn erſter Ehe, wird in einem ſchwerverwundeten jungen franzöſiſchen Offizier wiedererkannt, den man auf das Schloß ſeiner Gräfin Mutter bringt. Deren zweiter Gemahl, des Jünglings Stiefvater, bewährt unter mancherlei Aufregung einen klaren, ruhigen, edeln Charakter. Auch alle Nebenfiguren ſind meiſterhaft gezeichnet.

Friedrich Schlegel, der Bruder Auguſt Wilhelms, mit Tieck befreundet, ſchritt geradeaus dem Ziele der Romantik zu, von dem ſich Tieck ſo weit entfernte. In Tieck glauben wir eine halbſlaviſche, leichtblütige, kobold- und elbenartige, mehr der heidniſchen Märchenwelt als der mittelalterlichen Kirchenpoeſie zugeneigte Natur zu erkennen, während Schlegel mehr die deutſche, niederſächſiſche Feſtigkeit offenbart. Auch er fiel in Verlockung, aber er riß ſich mannhaft los. Gerade je weiter er in ſeiner berüchtigten Lucinde verirrte, um ſo mehr Energie und Dauer gewann ſeine Bekehrung. Man hat es den Romantikern zum ſchwerſten Vorwurf gemacht, daß ſie in den neunziger Jahren in eine Art von Wolluſtraſerei verfielen, und doch war ihre kurze Tollheit eher zu entſchuldigen, als die langſame, ein halbes Jahrhundert fortgeſetzte Unterwühlung jeder ſittlichen Autorität und Pflicht in den Schriften von Wieland, Göthe, Kotzebue. Friedrich Schlegels Roman „Lucinde" von 1799 erinnert an Wieland und Heinſe.

Julius liebt erſt unerfahrene Jungfrauen und allzuerfahrene Hetären bis er die Lucinde, eine moderne Aſpaſia findet, die mit dem raffinirteſten Körpergenuß zugleich den geiſtigen zu verbinden weiß. Das ganze Buch iſt angefüllt mit Reflexionen über dieſe Vereinbarung ſinnlicher und geiſtiger Wolluſt als das Höchſte auf Erden. Zugleich iſt das Buch eine Entſagung des männlichen Geſchlechts zu Gunſten des weiblichen. Der Dichter behauptet S. 197, die Weiber allein ſeyen mitten in der Corruption der Bildung reinere Naturmenſchen geblieben, und während der Mann immer zu heiß oder zu kalt ſey, wohne nur den Weibern dauernd die Wärme bei, in der das ſchönſte Maaß wie das ſüßeſte Glück liege. Mit dieſer weiblichen wollüſtigen Wärme

ſucht er nun ſein ganzes Buch zu durchdringen, in dem die verführeriſcheſten Scenen der Luſt mit geiſtvollen Reflexionen abwechſeln.

Dieſe ſ. g. Religion der Wolluſt gefiel damals. Selbſt der berühmte Theologe Schleiermacher ſchrieb beifällige Briefe über die Lucinde. In dem Roman „Florentin", der Schlegels Gattin zugeſchrieben worden iſt (1801)

iſt der Held als Maler ein etwas zahmerer Ardinghello, ſchwängert ſein weibliches Modell und geräth nachher in Raſerei, weil ſie das Kind abtreibt. Dann ein das poetiſche Recht herſtellender ſchöner Traum von Kindern.

Das Trauerſpiel „Alarcos" war ein Einfall Friedrich Schlegels und ſteht mit ſeinen großartigeren Werken nicht im Einklang.

Graf Alarcos hat um die Hand der Infantin geworben, nachher aber eine Dame geringen Standes geheirathet, Clara. Der König macht ihm ſchwere Vorwürfe, Clara aber iſt ſo großmüthig, ſich ſelbſt umzubringen, damit er die Infantin heirathen kann. Er will ſich aber an Großmuth nicht übertreffen laſſen und tödtet ſich gleichfalls.

Das Schönſte unter den wenigen Poeſien Friedrich Schlegels ſind ſeine lyriſchen Gedichte. Obgleich auch er, wie ſein Bruder, claſſiſche Formen nicht verſchmähte und ein Lehrgedicht „Herkules Muſagetes" in Hexametern ſchrieb und in ſeiner „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) altindiſche Dichtungen übertrug, dazu Altſpaniſches von legendenhaftem Inhalt ꝛc., blieb ſein Herz doch dem Vaterlande in ſteter Treue zugewendet. Zu Anfang des Jahrs 1800 ſchrieb er eine ſehr patriotiſche Mahnung „an die Deutſchen".

Vergeßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?
Ihr uneins all, an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Laien, Herrn und Unterthanen!

Vom echteſten Heimathsgefühl zeugen ferner Friedrich Schlegels wunderbar ſchöne Gedichte „vom verlornen Schloß":

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See ꝛc.

und „vom Speßhart".

Jahrtauſende wohl ſtandſt du ſchon,
O Wald ſo dunkel kühn,
Sprachſt allen Menſchenkünſten Hohn
Und webteſt fort dein Grün.

Der Romantik leiſtete Friedrich Schlegel Vorſchub durch ſeine Bearbeitungen des Roland, Merlin, Lother und Maller, durch verſchiedene kritiſche Schriften über Kunſt und Literatur, am meiſten aber durch ſeine philoſophiſchen Arbeiten und durch ſeine Vorleſungen über Geſchichte. Hier nämlich trat er zuerſt mit großer Geiſtesüberlegenheit dem Vorurtheil entgegen, welches das vorige Jahrhundert beherrſcht hatte, nämlich der Ueberſchätzung der alten und der modernen Welt auf Koſten des Mittelalters. Er zuerſt lehrte wieder, in die Nacht des Heidenthums habe das Licht des Evangeliums geſtrahlt, und aus der tiefen Corruption des Alterthums habe nur das ſittliche Princip des Chriſtenthums zu retten vermocht, und auch das moderne Heidenthum und die moderne Corruption könne auf keine andre Weiſe überwunden werden, als durch die alte, ewig die eine und gleiche Kirche. Gegen dieſe Lehre empörte ſich begreiflicherweiſe die ganze gebildete Welt, der Voß längſt eingeſchärft hatte: Im Anfang gingen die Menſchen auf allen Vieren, bis griechiſchem Geiſt das erſte Licht der Civiliſation entſtrömte. Herrlich glänzte das claſſiſche Alterthum in dieſem Licht, da brach die Finſterniß des Mittelalters herein, rabenſchwarze Nacht des Pfaffenthums. In dieſe brachte wieder Luther das erſte, noch ſchwache, der Humanismus aber, die Renaiſſance und die moderne Claſſicität und Philoſophie das volle Licht.

Joſeph Görres, Profeſſor in Coblenz, geborner Katholik, erfaßte, obgleich kein Dichter, doch die Romantik am tiefſten und bewies, daß ihre Anſprüche nicht auf das formelle Dichten ſich beſchränken. Indem er im Anfang des Jahrhunderts einige Jahre in Heidelberg zubrachte, wirkte er auf den dort verſammelten Kreis genialer Dichter eben ſo principiell ein, wie früher Novalis auf Tieck und Schlegel, denn er beſaß unter allen den tiefſten, klarſten und umfaſſendſten Geiſt. Ihm erſchien die ganze moderne Bildung ſeit der Reformation und Renaiſſance als eine Krankheit, an welcher das deutſche Volk zehre, oder als ein ſchwerer Alp, der auf ihm laſte, und er ſah das Heil nur in der Wiederfindung der eigenen deutſchen Urnatur, des alten Reichs und der alten Kirche.

Die nächſten Beſtrebungen dieſes Heidelberger Kreiſes gingen dahin, die alten Volkslieder, Volksbücher, Volksſagen, die altdeutſchen Dichtungen, die altkatholiſche Legende wieder zu Ehren zu bringen. v. Arnim und Brentano ſammelten ſeit 1806 in „des Knaben Wunderhorn“ die

alten Volkslieder, Görres 1807 die „Volksbücher". Alle drei gemeinsam gaben 1808 die „Einsiedlerzeitung" heraus, worin sie theils alte deutsche und romantische Dichtungen sammelten, theils die classischen Philister, besonders den alten Voß verspotteten. Die noch sehr jungen Brüder Jakob und Wilhelm Grimm in Cassel sammelten seit 1812 Volksmärchen, ebenso Büsching in Breslau 1807 Volkslieder und 1812 Volkssagen. Von der Hagen gab 1807 das Nibelungenlied heraus, das jetzt zum erstenmal wieder einen weiten Leserkreis fand. Gräter in Ulm, der schon 1789 mit nordischer Literatur beschäftigt war und die skandinavischen Dichtungen durch Uebersetzungen verbreitete, kann doch kaum zu den Romantikern gerechnet werden, weil er noch Klopstocks classischen Bardenton festhielt. Das waren die ersten Anfänge eines Studiums, welches seither ununterbrochen alle Schätze altdeutscher Dichtung wieder zu Tage gefördert und das vergessene und verachtete Mittelalter unserer Nation in einem neuen Glanze gezeigt hat.

Natürlicherweise war das die stärkste Reaction der deutschen Natur gegen die classische seit drei Jahrhunderten herrschende Unnatur. Aber so sehr war der größte Theil der gebildeten Welt schon von der classischen Schule verzogen, daß er die neue Erscheinung nur mit Staunen, Mißtrauen und Widerwillen aufnahm. Am meisten tobte dagegen Napoleons damaliger Lobhudler Baggesen und in Heidelberg selbst der vom badischen Großherzog dahin berufene Voß im Geist und Interesse der damaligen Rheinbundpolitik.

Aber auch der alte Göthe erklärte sich entschieden gegen die Romantiker. Sein plötzlich erwachter Eifer für das Classische, sogar für die Renaissance erklärt sich aus seinem Widerwillen gegen Novalis, Tieck, Wackenroder und die durch sie zunächst bei den Malern erweckte Begeisterung für altchristliche, mittelalterliche, altdeutsche Kunst. Die Nazarener, wie man diese romantischen Maler nannte, welche größtentheils katholisch wurden und unter denen Overbeck den größten Ruhm erlangte, waren ein Greuel für Göthe, der unter den Malern einzig die mattherzigen Tischbein und Hackert pries. Er entzündete in Weimar eine künstliche Begeisterung für das Classische, ließ Plautus und Terenz, Corneille und Racine aufführen, übersetzte selbst Voltaire's Mahomed und Tancred und bewog Schiller, die Phädra von Racine zu übersetzen.

Unter den Satiren gegen die Romantiker finden wir aus dem Jahr 1808 eine anonyme Comoedia divina,

die aus drei Vorreden, einigen Scenen und einer Blumenlese aus den Schriften von Novalis, Görres, Fr. Schlegel ꝛc. besteht. Sie deckt die schwachen und bedenklichen Seiten der Romantik, insbesondere die Frechheit der Lucinde auf, erklärt aber auch manche Aussprüche der Romantiker für Unsinn, wo sie es keineswegs sind. Wie gemein die Auffassung ist, mag daraus erhellen, daß hier Novalis in eine Gans verwandelt und von einem in einen Fuchs verwandelten Buchhändler gefressen wird.

Dagegen kam der Schmerz der Zeit und das allmählig immer stärker erwachende Nationalgefühl unter dem Druck Napoleons der Romantik zu Statten. Die gebildete Jugend fand da keinen Trost mehr bei den Classikern, sondern versenkte sich viel lieber in die Erinnerung der deutschen Vorzeit, jener herrlichen Kaiserzeit, in welcher die deutsche Nation die herrschende in Europa gewesen war. Die Stimmung bis zum Jahr 1813 wurde immer romantischer und von allen Seiten standen Dichter auf, die theils mit schmetternden Trompetenklängen zum Kampfe riefen, theils die Heldenbilder der Vorzeit in die Gegenwart hineinmalten.

Göthe ließ diesen romantischen Sturm vorüberbrausen, fing aber 1817 in seinem „Kunst und Alterthum" schon wieder an, „gegen die neudeutsche religiös-politische Kunst" mit verbissenem Hasse zu eifern.

3.

Patriotische Dichtung.

Unter den romantischen Dichtern faßte keiner die Bedeutung der Schmach und Erhebung Deutschlands zur Napoleonischen Zeit so tief auf, wie Max v. Schenkendorf, welcher aus Tilsit gebürtig als Regierungsrath in Coblenz 1817 gestorben ist. Er nämlich erkannte, daß es sich um eine Wiedergeburt der Nation und Kirche handle, daß das Unglück Deutschlands nicht von Napoleon, sondern von viel früher herrühre, von der traurigen Zeit an, in welcher man den alten Glauben, die alte Sitte aufgegeben. Deshalb geht durch die Gedichte Schenkendorfs (1814 und 1815, später noch in einer Gesammtausgabe erschienen 1837) ein nicht blos ritterlicher, sondern auch frommer Ton. Deshalb

ruft er nicht blos die deutsche Jugend zum Streit in den schönen Liedern „erhebt euch von der Erde", „Freiheit, die ich meine", im „Landsturmliede" ꝛc., und ehrt das Andenken unlängst für das Vaterland gefallener Helden, wie in dem lieblichen Liede auf Andreas Hofer, sondern er mahnt auch an die Vorzeit, an die Ehren, die verloren gingen und wieder errungen werden müssen, in den schönen Liedern vom Straßburger Münster, vom Dom zu Speyer, vom Rhein („Es klingt ein hoher Klang" ꝛc.), vom 1000jährigen Todestage Karls des Großen (28. Januar 1814), in der Mahnung an den Kaiser ꝛc. Ueberall erinnert er an die Kaiserzeit, das Mittelalter und wünscht im neuen Frühling der Nation nur den alten wiederzufinden. Seine wärmste Liebe hat er in den Frühlingsgruß an das Vaterland gehaucht: „Wie mir deine Freuden winken".

Als Sänger der Freiheit und Frömmigkeit zugleich stand ihm Ludwig Giesebrecht am nächsten, ohne seinen poetischen Werth zu erreichen.

Poetischer als alle andern, wenn auch nur in Prosa, faßte Görres in seinem Rheinischen Merkur die romantische Wendung im Jahr 1813 auf. Keiner wie er sprach in so flammenden Worten die Wahrheit aus, daß wenn wir nicht zur Einheit der Kirche und des Reichs zurückkehren, alle unsere Siege vergebens erfochten sind.

Nur augenblickliche Kampflust und Siegestrunkenheit charakterisirt andre Dichter des Befreiungskampfes.

Ernst Moriz Arndt, geboren auf der Insel Rügen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Reisen in Süd und Nord, entwich als Professor zu Greifswald vor Napoleon 1808 und schürte den deutschen Patriotismus durch feurige Reden und Lieder, die ihm besonders in den Jahren 1813—1815 seine Unsterblichkeit sicherten. Mit Stein nach Deutschland zurückkehrend als dessen Sekretair, wurde er Professor in Bonn und baute sein Haus am Rhein, wurde jedoch nach den Karsbader Beschlüssen lange suspendirt, bis Friedrich Wilhelm IV. ihn herstellte. Eine kräftige, derbe Persönlichkeit, grundehrliches norddeutsches Wesen, ein zarter Sinn für das Häusliche, die Kinder und ihre wunderbare Märchenwelt, Lust an geselliger Freude, männlicher kriegerischer Ernst, Zorn gegen alles Undeutsche haben ihn bei Jung und Alt und selbst bei den Gegnern populär gemacht.

Er ſchrieb zuerſt eine „Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien“ 1800, „durch Schweden“ 1806. Seine Gedichte von 1803 enthalten Oden, Dithyramben und viele lange poetiſche Epiſteln an Freunde, worin noch ſehr der claſſiſche Geſchmack vorherrſcht, Bacchus und Amor und die horaziſche Lebensweisheit geprieſen werden, daneben aber auch ſchon echt deutſche Lieder. Ganz Klopſtockiſch iſt „Hermanns Siegeslied“ von 1787.

Wodan! Donnerer, ſie ſanken
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch den ſchlanken
Teutſchen Todesſpeer.

An Herder und Schiller zugleich mahnt das ſchöne Lehrgedicht:

Heilig ſind die Schlüſſel der Herzen
Bei Göttern und Menſchen.

Die ganze männliche Freiheitsluſt Arndts beſeelt das Gedicht „Natur“, worin er ausruft:

O ſo nehmt, ihr hochfliegenden
Vögel! nehmt mich mit, o Falken!
Tragt mich, tragt, wo der Punkt wird
Die Erde, die Sonne funkelt dem Blick
Ein ſtrahlendes Feuergebirg!

Das iſt der Schwung Hölderlins, aber mit ungebrochenen, nie zu brechenden Flügeln. In ſeinen ſpäteren Gedichten ſchlägt das kriegeriſche Feuer vor. Ein guter Theil der Arndt'ſchen Lieder ſind wahre Volkslieder geworden und werden hunderttauſendſtimmig, ſo weit es Deutſche gibt, geſungen. Vor allem das Lied „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ In allen Liederbüchern finden wir wieder: „Sind wir vereint zur guten Stunde“, „Wer iſt ein Mann? wer beten kann“, „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte“ ꝛc. Welcher unter unſern ältern Leſern erinnert ſich nicht noch, mit welcher jubelnden Luſt vor vierzig Jahren das Blücherlied von Arndt erklang „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus“ ꝛc., und mit welcher Wehmuth die Lieder auf Schill „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“ ꝛc. und auf Scharnhorſt „Wem ſoll der höchſte Preis ſeyn?“ Und wer kennt endlich nicht die frohen Trinklieder unſres Arndt „Aus Feuer iſt der Geiſt geſchaffen, drum

ſchenkt mir ſüßes Feuer ein" ꝛc., und „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein!"

Arndt dichtete auch Romanzen und wählte dazu manchen ſchönen Stoff, z. B.

Rudolph von Burgund wird von einem Mädchen geliebt, die ihm unerkannt als Page dient und als er ſchwer verwundet daliegt, ſich das Hemd abreißt, um ihn zu verbinden. Als der König ihr Geſchlecht erkennt, erhebt er ſie zum Lohn ihrer Treue zu ſeiner Gemahlin.

Ein Luſtſpiel Arndts „der Schah und ſeine Familie" verſpottet (1804) einige damalige Philoſophen und Pädagogen.

Arndts „Märchen" von 1818 enthalten ſehr treue Züge aus echten Volksmärchen Norddeutſchlands, aber auch viel Willkührliches und ſind etwas zu breit erzählt.

Das Märchen von den ſieben Mäuſen iſt volksthümlich, auch das vom ſtarken Klas Avenſtacken Grad Durch, vom Wehrwolf, vom Johann Dietrich- und den Elfen.

Aber das Märchen von einem in ein Schneeflöckchen verwandelten Mädchen, das vom Erdwürmchen, vom Rattenkönig Birlibi ꝛc. ſind Spielereien einer ſchon ganz modernen Einbildungskraft. Die Märchen vom Zaunkönig und Wiedehopf ſind eben ſo modern und willkührlich und paſſen um ſo weniger, als man echte deutſche Volksmärchen vor ihnen hat, die viel ſchöner ſind. Daß die Geſchichte der Prinzeſſin Anemone, die geſtorben iſt, weil ſie die Seufzer erlöſen wollte, kein echtes Volksmärchen enthält, verſteht ſich gleichfalls von ſelbſt. So im erſten Theil. Der zweite iſt noch weniger befriedigend.

Die politiſch-philoſophiſchen Jugendaufſätze Arndts ſind vergeſſen, nur ſeine feurigen Flugſchriften aus den Befreiungsjahren noch im geehrten Andenken, beſonders „Der Rhein, Deutſchlands Fluß, nicht Deutſchlands Grenze." Im Alter ſchrieb Arndt in mehreren Werken die Erinnerungen ſeines Lebens nieder, ein wenig redſelig, aber immer noch feurig und friſch.

Ein ehrendes Andenken verdient Karl Chriſtian Wolfart aus Hanau, welcher unter dem Druck Napoleons in ernſten und würdevollen Trauerſpielen an Gott und Vaterland appellirte. Seine „Katakomben" von 1809 zeigen uns die erſten Chriſten ſtandhaft unter Nero's blutiger Tyrannei, ſein „Hermann" malt den Sieg der Deutſchen über die Römer.

Hieher gehört auch ein früh verſtorbener Ehrenmann. Johann Gottfried Seume aus der Gegend von Weißenfels ſtudirte in Leipzig,

wurde aber auf einer Reise nach Paris von hessischen Werbern ergriffen und nach Amerika verkauft, wo er den Engländern als gemeiner Soldat im Kampfe gegen die Volksfreiheit dienen mußte. Die gemeinste Rohheit, in welcher der Kamaschengeist des alten Europa und der Geist amerikanischer Sklavenhändler sich wechselseitig überboten, umgrinsten den edeln Mann Tag und Nacht, wie Frazzen der Hölle. Dann kam er nach Rußland und Polen, wo die Knute nicht lieblichere Melodien sauste, als in Virginien. Dann fand er sein theures Vaterland in der tiefsten Schmach und Entehrung unter Napoleons eiserner Ruthe. Seine Freiheit und Patriotismus athmenden Schriften sind voll von Ingrimm über die damaligen Zustände, über den Geist, wie er war vor der Schlacht bei Jena. Aber einsam mit seinem gekränkten Herzen und knirschenden Unmuth mußte er umherirren im Vaterlande. Er konnte es nicht aushalten. Da machte er einen Spaziergang nach Syrakus, um die Gegenwart zu vergessen und sich ins klassische Alterthum zu träumen. Bald aber schlief er zu einem schönern Traum ein und starb, um die Deutschen ewig daran zu erinnern, wie unglücklich man trotz allem Geist als eine Deutscher seyn kann, und um wie viel unglücklicher, je mehr man Deutschland liebt. Seine Lebensbeschreibung, sein Spaziergang nach Syrakus, sein Sommer 1805, seine Aufsätze und Aphorismen, worin sich sein männlicher Charakter treu abspiegelt, sind interessanter als seine Dichtungen, welche hinter der Büste des ernsten Mannes zu sehr den classischen Zopf herabhängen lassen. Er ist etwas pathetisch wie Klopstock und Schiller (seine Minna an der Harfe copirt nur Schillers Laura am Clavier) und tobt gegen Pfaffen und Bonzenthum wie Voß, als ob die arme Kirche, die damals so schwer mit unserem Vaterlande litt, an den Leiden schuld gewesen wäre. Er flüchtet in die antike Welt, um alte Römertugend und Griechenfreiheit aufzusuchen. In einem Trauerspiel in Jamben verherrlicht er den Miltiades. Er flüchtet auch ein paarmal, um sich zu zerstreuen, in die Idylle (das polnische Mädchen und die Weinlese). Besser als alle seine andern Sachen aber sind die kräftigen, muthigen Lieder, worin er mitten in der Franzosenzeit dem deutschen Hermann sein feuriges Opfer bringt, mitten in der Schande an die Ehre mahnt und furchtbare Anklagen erhebt.

Haß und Spaltung herrſcht in unſern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit fliehn wir, wie die Peſt.
Eh man öffentlich, was recht iſt, ehrt,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheert,
Und die Volksſchmach wird ein Freudenfeſt.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürſten,
Blicken in die Wette unſre Fürſten
Stolz auf Knechtſchaft, hin ins fremde Land,
Kriechen dort in der Clienten Heere ꝛc.

Neben Seume muß ſein Freund Heyno, Freiherr v. Münchhauſen genannt werden, der ſchon 1791 ein Schauſpiel „Sympathie der Seelen" und 1797 mit Seume „Rückerinnerungen" herausgab und 1801 „Verſuche". Seine Gedichte ſind von gleicher Freiheits- und Vaterlandsbegeiſterung durchdrungen.

In Oeſterreich trauerte Mathias Schleifer über die Schmach des Vaterlandes. Seine Gedichte wurden erſt 1847 wieder geſammelt und gehen bis auf 1797 zurück. Sie feiern den Erzherzog Karl und klagen tief über den greulichen Verfall der Sitten in der Franzoſenzeit.

Heinrich Joſeph von Collin, k. k. Hofrath in Wien (wo er 1811 ſtarb), ahmte Schiller nach, wie früher Denis den Klopſtock, nämlich mit übertriebenem Pathos und Schwulſt. Jedoch zeichnet ihn eine warme Vaterlandsliebe aus. Als Oeſterreich dem gewaltigen Napoleon unterlag, hörte Collin nicht auf, ſein Volk zu ermuthigen, namentlich in ſeinen Wehrmannsliedern. Auch in ſeinen Trauerſpielen erfreut zuweilen das edle Feuer der Freiheitsliebe und des Patriotismus, im Uebrigen ſind ſie Epigonenarbeit voll hohler Phraſen, hochtrabender Rede und falſcher Empfindſamkeit.

1) Regulus. Für die patriotiſche Aufopferung des römiſchen Helden, die eines Jeden hohe Bewunderung erwecken muß, kann nur dann das Herz abgekühlt werden, wenn ſie, wie hier, zur phraſenreichſten Tugendprahlerei breit geſchlagen wird. Attilia, des Regulus Gattin, kommt ihm, um ihn zum Bruch ſeines Eides zu bewegen, ganz kotzebue'ſch mit Thränen und obligaten Kindern. 2) Coriolan. Auch hier langweilige Phraſen. 3) Polyxena. Einige Abwechslung von den Schiller'ſchen Jamben gewähren hier die eingeſtreuten kurzen Versmaße; aber ſie nehmen ſich im Munde der ernſten Caſſandra unwürdig und poſſirlich hüpfend aus. Am Ende aber fällt Polyxena, indem ſie geopfert

werden ſoll, wieder in die allertrivialſten Phraſenmacherei und denkt in einer langen Rede vor ihrem Sterben an nichts, als wie ſie durch ihren Tod wenigſtens der Mutter und Schweſter die Freiheit erkauft habe (was nicht einmal wahr iſt). Man kann einen Stoff von furchtbarer tragiſcher Größe nicht kleinlicher auffaſſen. 4) Die Horatier und Curiatier. Hier wird in breitem pathetiſchem Schwulſt beſonders der Streit zwiſchen dem römiſchen Bürgerſinn und dem Naturgefühl durchgeführt, ſofern Horatius, der ſeine Schweſter mordet, das eine, der tiefgekränkte Schwiegervater der Ermordeten, der alte Curiatius, aber jenes vertritt. Der Schluß eine kotzebue'ſche Verzeihungsſcene. 5) Mäon. Dieſer Neffe des Odenat liebt deſſen Gemahlin Zenobia nur platoniſch. Odenat wird eiferſüchtig und fällt im Zweikampf von Mäons Hand. Das Volk ſteht auf und mordet Mäon, der zuvor noch Zeit hat, rührend von Zenobia Abſchied zu nehmen und ihr zu empfehlen, doch ja an den Werken Odenats fortzubauen und Palmyra's Größe zu gründen. Abgeſchmackter Platonismus. 6) Balboa. Der tapfere Balboa heirathet Marien, Tochter des ſtolzen Pedraria, ſpaniſchen Statthalters in Darien, der ihn tödtlich haßt und als Hochverräther unſchuldig hinrichten läßt, obgleich Balboa großmüthig die Freunde, die ihn retten wollen, fortſchickt. Maria ſtirbt aus Gram und nun jammert der alte Vater wie ein kotzebue'ſcher Papa. 7) Bianca della Porta. Die bekannte Heldin von Baſſano, die, von dem Tyrannen Ezzelino verfolgt, ſich am Grabe ihres hingemordeten Gatten erſticht, um der Schande zu entgehen. 8) Bradamante. Nach Arioſto. Roger entgeht den Nachſtellungen der Fee Alcina und damit ja Kotzebue und die Rührung nicht fehle, wird Alcina ſelbſt am Schluß reuig, gebeſſert und von der Strafe befreit. 9) Julie von Billenau. Julie wird von ihrem Gatten mit furchtbarer Eiferſucht geplagt, und ſchon glaubt man an den blutigen Ausgang eines Trauerſpiels, als ſich entdeckt, das geheim gehaltene Kind, das für Juliens gehalten wurde, ſey von einer Verſtorbenen und Julien habe nur ein Eid gebunden, es nicht zu verrathen. Noch dazu aber ſey Vater des Kindes gerade der ruchloſe Verleumder, der Billenau's Ehe nur trennen wollte, um ſich das Erbe deſſelben anzueignen. 10) Kindespflicht und Liebe, unbedeutend.

Collins jüngerer Bruder, Mathäus, ſchrieb auch einiges für die Bühne, eine Oper in Oſſianiſchem Style („Calthon und Colmal") und ein Trauerſpiel „Bela's Krieg mit dem Vater" aus der ungariſchen Geſchichte.

Unter Schillers Epigonen wurde Theodor Körner der beliebteſte. In Dresden gebürtig, Sohn eines alten Freundes von Schiller, von Jugend auf für dieſen begeiſtert, ſtudirte er zuerſt die Bergwerkskunde, wurde nachher aber Theaterdichter in Wien, ging 1813 unter das Freikorps von Lützow, ſchrieb begeiſterte Vaterlandslieder und fiel im

Treffen bei Gadebuſch. — Im Schwunge der Begeiſterung wie der Verſe ſteht er Schiller ſehr nahe; doch fehlt ihm deſſen ſententiöſer Ernſt wie deſſen ſarkaſtiſche Kraft. Er iſt in jeder Beziehung jugendlicher und freundlicher, daher auch heiterer Luſtſpieldichter.

Die Vaterlandsgeſänge und feurigen Kriegslieder, die er 1813 in ſeinem kleinen Buche „Leyer und Schwert" veröffentlichte, ſind die Blüthe ſeines Geiſtes. Viele davon wurden damals allgemein geſungen und hatten eine tyrtäiſche Wirkung. Schon vorher dachten ſeine Lieder des Andreas Hofer, der Schlacht bei Aſpern ꝛc. Ein reizendes Sonett beſang den Todesſchlaf der preußiſchen Königin Louiſe. Unter den Kampfliedern von 1813 ſind die berühmteſten:

Friſch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.

Das ſchöne Lied beim Rückzug nach der Schlacht bei Groß-Görſchen:

Was zieht ihr die Stirne finſter und kraus?

Das Sonett, das er als Verwundeter ſang:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.

Das wilde Lied von Lützows Freiſchaar:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?

Das kräftige Lied „Männer und Buben":

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los.

Zu pathetiſch iſt das Bundeslied während der Schlacht:

Ahnungsgrauend, todesmuthig ꝛc.

Desgleichen das Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!

Die Vergleichung des Schwertes mit der Braut:

Du Schwert an meiner Linken ꝛc.

iſt zu ſehr gemacht, zu wenig unmittelbar empfunden. Ganz mißrathen iſt das Lied „Troſt", das mit folgendem ſelbſtgefälligen Geſchwätz anfängt:

Wie wir ſo treu beiſammen ſtehn
Mit unverfälſchtem Blut!
Der Feierſtunde heilig Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.

Es treibt mich raſch zum Liede fort,
Zum Harfenſturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort —
Was gilts, ich ſprech es aus.

Das ewige Sichſelbſtrühmen iſt überhaupt der Fehler der meiſten neuen Freiheits- und Muthlieder.

Im Trauerſpiel eiferte Körner dem Schiller'ſchen Schwunge am meiſten nach. So im „Zriny" 1812.

Die berühmte Geſchichte der Eroberung von Sigeth in Ungarn durch Sultan Soliman II., gegen deſſen ungeheure Uebermacht ſich Graf Niclas Zriny aufs heldenmüthigſte wehrte, zuletzt ſich hinausſtürzte unter die Türken, während ſeine tapfere Gemahlin ſich mit der Burg in die Luft ſprengte. Körner contraſtirt den ſterbenden Greis Soliman, in dem die letzte Wuth des Tyrannen aufblitzt, ſehr gut mit dem feſten Zriny. Daneben läßt er noch Zriny's Tochter eine zarte Liebe pflegen mit dem jungen Helden Juranitſch, dem treuen Todesgefährten Zriny's (wie Schillers Max und Thekla). Als alles verloren iſt, tödtet der Jüngling die Geliebte durch einen Dolchſtich, ehe er ſich ſelbſt unter die Feinde ſtürzt. — In dieſem Stück herrſcht das ganze kriegeriſche Feuer Schillers und man merkt ihm die ſeit der Schlacht bei Aſpern in Oeſterreich gewachſene Begeiſterung und den tiefen Haß gegen die Uebermacht Napoleons an.

Gewöhnlicher Art iſt das Trauerſpiel „Roſamunde".

Die bekannte Geliebte Heinrichs II. von England, die von ſeiner eiferſüchtigen Gemahlin vergiftet wird.

Einen neuen und eigenthümlichen Reiz gab Körner dagegen ſeiner „Hedwig", obgleich er den Stoff nur alter Volksſage entlehnte. Vgl. Theil II. S. 69.

Räuberhauptmann Rudolfo iſt aus Italien geflohen und dient als Förſter unerkannt beim Grafen Felseck, wo er ſich in das dort dienende Mädchen Hedwig verliebt und ſie zur Frau begehrt. Aber ſchon vor ihm hat der junge Graf ſich in ſie verliebt und erklärt ſich heftig gegen dieſe Verbindung. Hedwig, obgleich ſie den finſtern Förſter nicht liebt, ſondern ein Grauen vor ihm hat, gelobt ihm dennoch ihre Hand, um dem jungen Grafen die Mesalliance zu erſparen und den alten Eltern deſſelben keinen Kummer zu machen. Aber Rudolfo merkt wohl, daß Hedwig ihn nicht liebt, und das Leben verleidet ihm; er will ſich im Walde erſchießen. Da plötzlich ſteht ſeine alte Räuberbande um ihn her und alsbald faßt er einen andern Entſchluß, nämlich in Abweſenheit des alten und jungen Grafen die alte Gräfin im Schloß zu überfallen, das Schloß auszuplündern und Hedwig zu rauben. Im Beginn der Nacht

geht Rudolfo zu den geängſtigten Frauen, pfeift durchs Fenſter und läßt die Bande ein. Aber indem ſie im Keller nach den Schätzen wühlen, ſchließt die ihnen leuchtende Hedwig ſchnell beſonnen die Kellerthür zu und zündet einen Stall an, um durch das Feuer die Bauern des nächſten Dorfes herbeizulocken. Sie hat nicht bemerkt, daß Rudolfo nicht mit im Keller iſt. Er kommt, entreißt ihr die Schlüſſel und will eben den Keller wieder aufſchließen, als ſie ein Gewehr ergreift und ihn niederſchießt. Nun kommt Hülfe und der zurückkehrende Graf lohnt ihr mit der Hand ſeines Sohnes.

Ziemlich ähnlich iſt „Toni", ein Schauſpiel, welches Körner nach der Erzählung Kleiſts bearbeitete. Im „Heidenreich" verbirgt ein treuer Corporal, nachdem er ſeinen Hauptmann gerettet hat, auch noch ſeine eigne ſchwere Wunde, damit jener zuerſt verbunden werde. „Die Söhne" ſind ein wüſtes Stück nach einer franzöſiſchen Criminalgeſchichte.

Ein Bruder heirathet das Weib des andern, indem er ihn todt glaubt. Jener kommt zurück und alles endet mit Mord.

Körners Luſtſpiele unterſcheiden ſich kaum von den gewöhnlichen.

1) Die Braut. In Alexandrinern. Graf Holm, Vater und Sohn, ſind die allein auftretenden Perſonen, Nebenbuhler um dieſelbe Dame, die ſich natürlich dem Sohn zuwendet und den Vater beſchämt. Ein ſehr unbedeutender Scherz. 2) Der grüne Domino. In Alexandrinern. Hier treten nur zwei Mädchen auf, Pauline und Marie, die ſich um einen Herrn im grünen Domino ein wenig quälen, bis man entdeckt, er ſey Paulinens Bruder und Mariens Geliebter. 3) Der Nachtwächter. In Jamben. Zwei Studenten betrügen den Nachtwächter Schwalbe, indem ſie ihn verlocken, auf das Dach ſeines Hauſes zu ſteigen, dann die Leiter wegziehen und ihm ſeine hübſche Muhme Röschen entführen. 4) Der Vetter aus Bremen. In Jamben. Pächter Veit erwartet einen Vetter aus Bremen, um ihm ſeine Tochter Gretchen zu verheirathen. Ihr Liebhaber Franz, ein junger Bauer, verkleidet ſich und ſpielt dieſen Vetter. Das ſchalkhafte Gretchen verkleidet ſich aber gleichfalls in den Vetter und jagt dem erſten falſchen Vetter nicht wenig Schrecken ein, bis beide ſich entdecken und der Vater ihre Liebe billigt. Körners beſtes Luſtſpiel. 5) Die Gouvernante. In Alexandrinern. Zwei junge Mädchen betrügen eine Gouvernante, indem eine ſich in einen jungen Herrn verkleidet. Der Zweck iſt, ihr ein paar Briefe herauszulocken, in denen ihrer beider künftiges Schickſal enthalten iſt.

Aehnlich die Opern von Körner.

1) Das Fiſchermädchen. Schwache Nachahmung von Shakeſpeare's Sturm. 2) Der vierjährige Poſten. Duval, ein franzöſiſcher Soldat, iſt auf dem Vorpoſten vergeſſen worden, bleibt im Lande und heirathet. Nach vier Jahren

kommt ſein Regiment wieder an denſelben Ort. Da holt er ſeine Uniform und Waffen hervor, ſtellt ſich auf denſelben Poſten und ſagt, er habe vier Jahre hier geſtanden. Der General lacht und erlaubt ihm, bei ſeiner Frau zu bleiben. 3) Die Bergknappen. Röschen wird von einem Berggeiſt Runal entführt, aber von ihrem Geliebten wieder glücklich herausgebracht. 4) Alfred der Große. Harald hat eine Braut geraubt, wird aber beſiegt und erſticht ſich. 5) „Der Kampf mit dem Drachen". Der Drachenbeſieger erwirbt die Hand eines ſchönen Fräuleins.

Körners proſaiſche Erzählungen.

1) Hans Heilings Felſen. Heiling macht einen Bund mit dem Teufel, um die ſchöne Elsbeth zu gewinnen, aber ſie liebt den abweſenden Arnold, der endlich zurückkehrt. Da am Hochzeitstage beider bewirkt Hans durch Teufelskunſt, daß das Brautpaar und alle Gäſte verſteinern. 2) Waldemar. Dieſer Jüngling iſt Officier, verliebt ſich in eine ſchöne Italienerin, hat aber das Unglück, in einer Schlacht unwiſſend unter den Feinden ihren Bruder zu tödten, worauf ſie vor Gram ſtirbt. Er ſtürzt ſich in die Schlacht und kommt ebenfalls um.

Unter unſern patriotiſchen Romantikern nimmt der edle Freiherr Friedrich de la Motte-Fouqué eine bedeutende Stelle eine. Obgleich einer franzöſiſchen Emigrantenfamilie entſtammt, wollte er doch vor allem altfränkiſcher Ritter ſeyn und ſah in dem kriegeriſchen Aufſchwunge Preußens im Jahr 1813 das echte germaniſche Ritterthum wiedererſtehen, um, wie St. Georg mit dem Kreuz bezeichnet, den Drachen der welſchen Revolution und des welſchen Imperialismus zu überwinden. Als Reiteroffizier verſtand er überdies, wie kein Anderer, den Zauber des mittelalterlichen Ritterthums in das moderne Soldatenweſen überzuführen, und in jedem Lieutenant und Cornet auf ſeinem „Lichtbraunen" das wahre Ritterthum wiedergeboren zu ſehen. Seine Romane wurden daher auch mit großer Begierde geleſen und feuerten die kriegeriſche Luſt der preußiſchen Jugend nicht wenig an. Allein er gefiel ſich in einer affectirten Kindlichthuerei, tändelte mit den Begriffen von Loyalität, Ehre, Ritterthum und Frommheit wie mit Puppen, und prahlte andererſeits zu viel. Wie glücklich hatte Leſſing im Major Tellheim einen Tapfern des ſiebenjährigen Kriegs gezeichnet, beſcheiden, ſchweigſam, zugeknöpft bis unter das Kinn, wogegen Fouqué ſeine Helden mit dem Roß courbettiren, traverſiren, mit dem blanken Harniſch und bunten Helmbuſch kokettiren und überall ſich in die Bruſt werfen unrd renommiren ließ.

Eigentliche Kriegslieder hat Fouqué nicht geſungen, oder nur ſehr ſchwache. Seine lyriſchen Gedichte (1816) enthalten aber viel Schönes. Das tiefſte Gefühl für deutſche Treue und Ritterehre ſpricht ſich aus in dem Gedicht „Liebesprobe". Auch ſeine zahlreichen Romanzen, welche meiſt deutſche und nordiſche Sagen behandeln, haben viel Anziehendes.

Mitten im Kriegslerm von 1813 ſchrieb Fouqué das Heldengedicht „Corona", daher auch im Anfang des Geſanges die gleichzeitigen Kriegsereigniſſe erwähnt und die Siege der Deutſchen gefeiert werden. Das Gedicht ſelbſt iſt eine Allegorie des Kampfes der Zeit.

Der tapfere Ritter Romuald, der ſeiner frommen Gattin Blanka treu bleibt und ſich durch alle Zaubergewalt der ſchönen Corona nicht überwältigen noch berücken läßt, bedeutet das treue und fromme deutſche Volk, das ſeine angeſtammten Fürſten nicht verräth. Corona ſelbſt bedeutet die poetiſche Bezauberung der Welt durch die Revolution und Napoleon. Dieſe Corona wird zuletzt von Romuald beſiegt, ſchwer verwundet und läßt ſich ſterbend von ihm taufen, wie Chlorinde bei Taſſo. Eine geraume Zeit hindurch laſtet auf Romuald der Fluch, obgleich er von allen der Tapferſte iſt, dennoch immer ſieglos zu bleiben.

Fouqué hatte aber auch ſchon 1804 „dramatiſche Spiele" herausgegeben, worin er mit vielem Feuer „den Helden des Nordens" d. h. den Sigurd (Sifrit) feierte, als leuchtendes Vorbild für alle deutſchen Helden. In der Zeit, in welcher die deutſchen Mächte nichts als Niederlagen erfuhren, war das eine löbliche Mahnung des Dichters an die Heldenkraft der Ahnen. Die übrigen Stücke: Alboin, Eginhard und Emma, Thaſſilo, Hieronymus von Stauf (ein Opfer ſeiner eigenen Intriguen am bayriſchen Hofe) bedeuten weniger. Fouqué gefiel ſich am beſten unter den Nordlandsrecken. Großen Beifall fand ſein Roman „Sintram und ſeine Gefährten".

Der wilde Ritter Björn Gluthauge zu Drontheim in Norwegen thut einmal in der Juulnacht, obgleich Chriſt, das heilige Gelübde auf den Eber, jeden Hanſekaufmann zu tödten, der ihm in die Hände fallen würde. Da klopft es ans Thor und ein alter Hanſeate und ſein Sohn bitten um gaſtlichen Einlaß. Die Reiſigen wollen der Gäſte ſchonen und Verena, die Hausfrau, bittet für ſie; aber Björn ſetzt ſeinen einzigen Sohn Sintram aufs Spiel und ruft Tod und Teufel herbei, wenn er nicht ſein Gelübde halte. Dennoch geſchieht durch Verena's Gebet ein Wunder, die Knechte hauen fehl und der Sturm

reißt das verſchloſſene Thor auf, durch das die Kaufleute entkommen. Von der Zeit aber iſt der junge Sintram durch die geſpenſtiſche Erſcheinung zweier furchtbarer Gefährten geplagt, des klapperdürren langen Todes und des kurzen dicken und koboldartigen Teufels. Wild, wie ſein Vater, überfällt er einſt räuberiſch die mit einem fremden Schiff gelandete Geſellſchaft, wird aber von dem Schiffsherrn, Ritter Folco von Montfaucon, einem edeln Normannen, niedergeworfen und dann ritterlich geſchont und als Verwandter erkannt. Nun lockt ihn der Teufel, ſich der himmliſch ſchönen Gemahlin Folco's zu bemächtigen, der edeln Gabriele; aber ſein beſſeres Selbſt ſiegt ob. Er wird des Teufels los und ein ſo wackerer Ritter, daß ihm Folco ſelbſt ſeinen Sohn zuſchickt, um ihn zu erziehen. — Fouqué hat Sintrams beide Gefährten einem berühmten Kupferſtich des Albrecht Dürer entlehnt, aber nicht gut angewendet. Bei Dürer begleiten ſie einen ernſt vor ſich hinreitenden Ritter, der durch das Grauſenhafte ihrer Nähe und durch ihr Hohnnecken ſich nicht irre machen läßt und in dem auch mit andern Schreckniſſen, phantaſtiſchen Felſen und Baumwurzeln, Schlangen und Pilzen angefüllten Thale feſt und mannhaft vorwärts dringt. Irrthümlich hat man den Ritter für Franz von Sickingen gehalten. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſich Dürer unter ihm einfach das chriſtliche Ritterthum und die deutſche Mannhaftigkeit überhaupt gedacht hat.

Denſelben Contraſt zwiſchen Nord und Süd faßte Fouqué in dem Roman „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers" auf.

Pietro von Caſtelfranco, ein toscaniſcher Ritter, hat die ſchöne Margherita, Tochter eines ſtolzen provenzaliſchen Freiherrn, entführen müſſen, weil er ſeine ältere Tochter Iſolde zuerſt verheirathen wollte, dieſe aber alle Männer abwies. Durch Sturm werden ſie nach Island verſchlagen und begegnen dem rieſenhaften Jüngling Thiodolf, der ſie in ſeines Oheims Gehöft in Sicherheit bringt und, obgleich Heide, ihnen einen Chriſtenprieſter mit Gewalt herbeiholt, um ſie zu trauen. In Thiodolf ſchlägt bei großer Treuherzigkeit und Heldenart doch die heidniſche Wildheit vor. Schade, daß ihn der Dichter gar zu alberne Streiche machen läßt, z. B. wie er als Elfenkönig vermummt die zarte Margherita ſchreckt. Ein ſchönes Naturgemälde gewährt der feuerſpeiende Hekla. Das neugetraute Paar wird auf einem isländiſchen Schiffe, von Thiodolf geführt, in die Heimath gebracht. In der Provence recognoscirt Thiodolf das Schloß des ſtolzen Freiherrn und begegnet Iſolden, deren Schönheit und hohe Würde ihn entzücken, aber nicht abhalten, ſie auf den Arm zu nehmen und zu entführen. Es wird jedoch vereitelt. Thiodolf hört ſpäter, Iſolde ſey entführt, er ſucht ſie unter allerlei Heldenabentheuern vergebens, findet endlich in Conſtantinopel den greiſen Nordlandshelden Helmfried als Heerführer der Wäringer, dient unter ihm und wird Chriſt. Hier begegnet ihm wiederholt die ſogenannte heimliche Helferin, ein myſtiſches verſchleiertes Weſen, das bei allen Gefahren in der Stadt rettend dazwiſchen tritt. Die Bulgaren

ſtürmen in ungeheuern Schwärmen heran, Helmfried fällt, Thiodolf wird Heerführer und ſiegt. Eine Kaiſerstochter wird ihm angetragen, aber er ſchlägt ſie aus. Da, bei einem Schauſpiel, welches Sigmunds Drachenkampf darſtellt, ergreift ihn der Zorn und er ſpringt auf die Bühne und haut den Drachen von einander. Da iſt unter ihm ein Mann verborgen, den er verwundet hat. Das Volk dringt auf Thiodolf ein, aber die Helferin ſchützt ihn. Es iſt Iſolde. Auch ihr Vater, der alte Freiherr kommt und ſagt: „nun ſey der Fluch geſühnt, einer alten Prophezeihung ſeines Ahnherrn zufolge.“ Iſolde aber wird Thiodolfs Weib.

Dieſelben Gegenſätze, nur noch reicher entwickelt, liegen in Fouqué's größtem und berühmteſtem Roman „Der Zauberring“ von 1812.

Der junge Otto von Trautwangen ergötzt ſich auf einer Wieſe an der oberen Donau mit Pfeilſchießen, die hübſche Bertha von Lichtenried leiſtet ihm Geſellſchaft. Da nahen ſich Ritter und Damen und ſchlagen ein Zelt auf. Es iſt die ſchöne Gabriele von Portamour und ihr Ritter Graf Archimbald von Walbeck. Bereitwillig erzählt ſie unſeren jungen Leuten, ſie ziehe aus, den Ritter Folco von Montfaucon zu ſuchen, deſſen Schweſter Blancheflour ihr einen koſtbaren Erbring vorenthalte. Zufällig kommt Folco ſelbſt und der Zweikampf um den Erbring beginnt auf der Stelle. Archimbald unterliegt, Otto aber will an ſeine Stelle treten und fordert Folco heraus, der ihn aber abweist, weil er noch nicht Ritter ſey. Alsbald bittet Otto ſeinen greiſen Vater, Herrn Hugh, um den Ritterſchlag, der ihm auch zu Theil wird. Bei der nächtlichen Waffenwacht hat er geſpenſtiſche Schrecken zu beſtehen und haut gewaltig unter die alten Harniſche hinein gegen einen dämoniſch auf ihn herabblickenden Helm mit Geierflügeln. Darauf nimmt er Abſchied von Vater und Geliebten und zieht aus, um mit Folco um Gabrielens Ring zu kämpfen. Zu ihm geſellt ſich Tebaldo, ein junger Kaufmann aus Italien, der die Liebesgeſchichte eines tapferen Ritters Uguccione und der ſchönen Mailänderin Lisberta (ſeiner eigenen Mutter) erzählt. Lisberta ſtarb, von Uguccione verlaſſen, aus Gram. Als Otto ſeine eigene kleine Liebesgeſchichte erzählt, fährt ein junger Ritter, den ſie unterwegs gefunden, wild auf. Es iſt Heerdegen, Bertha's Bruder. Er bekämpft Otto, wird aber von dieſem im Zweikampf hart verwundet. Otto aber ſieht ſeinen Harniſch nicht gerne vom Blute ſeines künftigen Schwagers gefärbt und tauſcht ihn aus gegen den Harniſch Archimbalds, mit dem er wieder zuſammengetroffen. Heerdegen wird nach Trautwangen gebracht und von Bertha gepflegt. Bertha ſelbſt muß nachher zu ihrer Muhme, Frau Minnetroſt, die wie Mondſchein in den Roman hineinſtrahlt. Hier findet ſie einen Zauberſpiegel, in dem ſie ihr eigenes Bild blutend erblickt. Auch zeigt ſich ihr in dem Spiegel ein ſeltſamer Thurm in einer nordiſchen Gegend. Mit Heerdegen einmal am Ufer luſtwandelnd ſtößt ſie auf eine wunderbar fremdartige Geſtalt, eine normanniſche Heidin,

Gerda, die hier Kräuter ſammelt, und bald darauf werden ſie von einer Menge normanniſcher Seeräuber umringt und in den hohen Norden über See entführt.

Unterdeß macht Otto Bekanntſchaft mit dem Meiſter Blondel, der dem König Richard zum heiligen Grabe folgt, und gelangt endlich zur Burg Folco's, wo die ſchöne Gabriele, ſeit jenem Zweikampf ausgeſöhnt bei Blancheflour verweilt. Ein ganzer Hof von Rittern iſt zugegen. Da gibt ſich Otto zu erkennen und Folco muß ihn im Kampf beſtehen. Bei dieſem Anlaß erfahren wir, der Erbring ſtamme von dem tapferen Ritter Huguenin, der Blancheflours und Folco's Vater geweſen, aber die Mutter wieder verlaſſen habe, die nachher der Ritter Portamour geheirathet und ihm Gabrielen geboren habe. Der Zweikampf iſt heiß und dauert lange, endlich ſiegt Otto und überreicht knieend den Ring Gabrielen, die ihn auf die Stirne küßt und im Begriff iſt, ſich als ſeine Braut zu erklären. Da öffnet ſich die Thür und der normanniſche Seekönig Arinbiörn tritt mit Bertha und Heerbegen, herein, auf dem Kopfe einen Helm mit Geierflügeln, gleich dem, vor dem Otto ſich einſt entſetzt hatte. Dieſe dämoniſche Erinnerung und Bertha's plötzliches Erſcheinen wirken ſo mächtig auf Otto, daß er in die Berſerkerwuth fällt, um ſich haut und Bertha an der Hand verwundet, bis er von Arinbiörns furchtbarem Axthieb niedergeworfen wird.

Als Otto wieder geneſen, folgt er Arinbiörn in den hohen Norden, um gegen die heidniſchen Finnen mitkämpfen zu helfen. Hier erfährt er, Arinbiörns Vater habe mit dem Ritter Hugur um die ſchöne Aſtrid geſtritten, der dieſelbe aber unglücklicherweiſe getödtet habe, als er ihr begegnete, wie ſie den Geierhelm vor ſich hertrug und er ſie für ſeinen Feind anſah.

Die Damen Gabriele, Blancheflour und Bertha werden inzwiſchen in der Provence, in Folco's Abweſenheit, von dem Sarazenen Muza, der als Gaſt bei ihnen iſt, aber das Gaſtrecht bricht, nach Spanien entführt, jedoch ſo ſittlich behandelt, daß ihre Tugend keine Gefahr läuft. Folco aber und Tebaldo reiſen ihnen in Verkleidungen nach und Tebaldo rettet ſie mit Hilfe von Gabrielens Erbring, in dem Zauberkräfte ſtecken. Muza fällt im Kampf, auch Folco, den aber Tebaldo in der Gruft wieder zum Leben ruft. Aber der Emir Nureddin, der Bertha gefangen, glüht in Liebe zu ihr und läßt ſie zum zweitenmal entführen. Da erfährt ſie, er ſey der Sohn des tapferen Ritters Hygins, einſt in Damascus gezeugt mit einer ſchönen Sarazenin. Bertha bewegt ihn, unter dem Namen Chriſtophorus Chriſt zu werden.

Otto kämpft mit den heidniſchen Finnen fort und kommt auf den geheimnißvollen Thurm, den einſt Bertha im Zauberſpiegel geſehen. Hier findet er die Frau Minnetroſt als ſeine Mutter wieder. Sie heißt Hilldiridur und iſt eine Schweſter Aſtrids, die demſelben Hugur (ſeinem Vater Hugh von Trautwangen) einen andern Sohn, Lothur, geboren hat. Dieſer Lothur ſieht ihm völlig gleich, und als ſich beide zum erſtenmal begegnen, entſetzen ſie ſich,

werden dann aber die beſten Freunde. Otto iſt nicht zufrieden mit den Zauberkünſten ſeiner Mutter, zerſchlägt ihren magiſchen Spiegel und bewegt auch Lothur, ein Chriſt zu werden. Darauf ziehen alle heim nach Deutſchland. Im Harz finden ſie unvermuthet die Zauberin Gerda wieder, die hier von dem noch heidniſchen Bergvolk als Göttin Freja verehrt wird. Die jungen Helden werden von ihr bezaubert, liegen Wochenlang in tiefem Schlafe, müſſen ſich das Blut abzapfen laſſen ꝛc., bis Archimbald kommt, ſie weckt und rettet. Lothur wird Mönch unter dem Namen Zelotes und begrüßt ſeinen Vater auf Trautwangen, um ihn wegen ſeines ſündhaften Lebens ins Gebet zu nehmen und ſeine Seele zu retten. Die übrigen kommen nach. Hilldiridur iſt die einzige noch übrige von Hughs zahlreichen Frauen und Geliebten, deſto mehr aber ſind Söhne und Töchter vorhanden, die alle nach und nach anlangen. Am ſchlimmſten geberdet ſich Tebaldo, der mit dem Zauberring Unfug treibt und alle ſchreckt und gegen einander hetzt, bis Bertha erſcheint und ihn durch einen bloßen Blick zwingt, den Ring herauszugeben. Nun vertheilen ſich die Paare ſo: Otto heirathet die Bertha, Folco die Gabriele, Arinbiörn die Blancheflour, Archimbald die bekehrte Gerda. Heerdegen iſt im Harz todt geblieben, Tebaldo geht ins heilige Land, Chriſtophorus aber iſt noch ſo ſehr Türke, daß er meint, ein einzelnes Weiberherz genüge ihm nicht. Zum Schluß kommt noch Meiſter Blondel wieder, nachdem er ſeinen Herrn gerettet hat.

Die Donjuanerie des Herrn Hugh, welcher Huguenin, Uguccione, Hygins und Hugur zugleich iſt, widerſpricht zwar ſehr der deutſchen Treue, Ehrbarkeit und Ritterpflicht, iſt inzwiſchen vom Dichter nicht böſe gemeint, denn ſie ſoll ihm blos zu dem allegoriſchen Zwecke ſeines Werkes dienen. Unter Hugh verſteht er das deutſche Volk, das in der Völkerwanderung und in den Kreuzzügen ſeinen Einfluß nach allen Richtungen ausgebreitet, ſich mit allen Völkern vermiſcht hat.

In dem Roman „Sängerliebe“ zeichnet Fouqué die uneigennützige Treue eines provenzaliſchen Sängers.

Arnold liebt eine verheirathete Dame, widerſteht jeder fremden Lockung, rettet das Kind ſeiner Dame und ſtirbt mit dem einzigen Troſt, ſie habe ihn ihren Sänger genannt.

Noch viel Liebreiz hat ein ſpäterer Roman Fouqué's „Der Verfolgte“.

Der junge Sachſe Engelſchall bringt ein ſechsjähriges Mädchen, die luſtige kleine Siegaminne, weit aus Sachſen her nach ihrer Heimath am Neckar zurück. Sie war von hier geraubt worden, und ſollte auf dem Harz eben von einer heidniſchen Prieſterin geopfert werden, als der junge Engelſchall ſie durch

den Mord der Prieſterin rettete, denn er war ein Chriſt. Die kleine befehlshaberiſche Perſon reist voll Anmuth durch die grünen Thäler des Neckars und erkennt an einer Kapelle auf dem Berge die Heimath wieder. Ihr verwittweter Vater Eberhard, der in tiefe Schwermuth verſunken war, iſt überglücklich durch ihre Heimkehr. So beginnt der Roman auf eine höchſt anziehende Weiſe. Bald aber wird er langweiliger. Engelſchall beſteht abentheuerliche Kämpfe in der Lombardei, lebt als Wächter auf dem St. Bernhardsberge, zieht ſpäter gegen die Türken aus, entreißt ihnen die entführte Siegaminne und heirathet ſie nach ſeiner Heimkehr in Sachſen, wo ſich Herzog Wittekind unterdeß bekehrt hat.

Die übrigen Romane Fouqué's, „die vier Brüder von der Weſerburg, Riedmar und Diona, Elidouc, der Refugié" ꝛc. ſind viel matter. Dagegen haben wir von ihm noch eine gute Zahl von reizenden kleinen Erzählungen. Unter ihnen iſt die „Undine" am berühmteſten geworden (von 1811).

Jenſeits eines geſpenſtiſchen Waldes wohnt ein frommes altes Fiſcherpaar. Zu dieſem kommt einſt Ritter Huldbrand von Ringſtetten, dem Fräulein Bertalda ihren Handſchuh verſprochen hat, wenn er Muth habe, den ungeheuerlichen Wald zu durchreiten, der ſich aber verirrt hat. Der Fiſcher nimmt ihn gaſtlich auf, aber als er bei Tiſch ſitzt, ſpritzt es gegen das Fenſter, und bald tritt die blonde, reizende, lachende und neckiſche Undine herein, die Pflegetochter des alten Fiſcherpaars. Traulich ſetzt ſie ſich zu des Ritters Füßen und liebkoſt ihn, der Alte verweiſt es ihr. Da wird ſie wild und zornig und läuft davon. Ueber Nacht ergießt ſich ein Waldbach ſo ſtürmiſch, daß die Landzunge, auf der die Fiſcherhütte ſteht, vom Walde losgeriſſen wird und eine Inſel bildet. Der Ritter kann nun nicht mehr zurück. Undine aber macht ihm die Gefangenſchaft durch ihre Liebe bald ſehr behaglich. Nur als er von Bertalda erzählt, beißt ihn Undine wie aus kindiſchem Scherz in den Finger. Als des Fiſchers kleiner Weinvorrath ausgeht, ſchwimmt ein volles Faß ans Ufer. Der Ritter wird immer verliebter in Undinen. Da wird ein verirrter Prieſter mit ſeinem Kahn ans Ufer verſchlagen und angegangen, das junge Paar zu trauen. Er erkennt die Undinennatur, iſt aber bereit, das ſchöne Mädchen dem Ritter zu vermählen, um dadurch dem Himmel eine Seele zu gewinnen, denn nach uralter Sage ſoll die ſeelenlos geborene Nixe eine Seele bekommen, ſobald ſie ſich mit einem Menſchen vermählt. Die Hochzeit wird gefeiert und das wilde, ungezogene Wellenmädchen wird von Stund an, nachdem ihr eine Seele geworden, ſanft und mild und recht fraulich. Nun wird auch der Landweg wieder geöffnet und das ſchöne junge Paar begibt ſich auf den Rückweg durch den Wald. Hier erlebt der Ritter wieder den nämlichen Spuck, wie auf dem Herritt; denn Undinens Onkel, Kühleborn,

ein Waldbach, umgaukelt ihn in allerlei phantaſtiſchen Geſtalten, ſchreckt ihn und macht ihn naß. — Nachdem ſie in der Stadt angelangt ſind, entdeckt es ſich, daß Bertalda die einſt ins Waſſer gefallene und wunderbar errettete Tochter der armen Fiſchersleute iſt, die von einem Herzog auferzogen worden. Bertalda folgt dem Ritter und Undinen auf des Ritters Burg und lebt hier mit ihnen, um ihren Frieden zu ſtören. Zwar läßt Undine den Schloßbrunnen mit einem Stein zudecken, damit Kühleborn nie wieder mit ihr in Berührung kommen könne und meidet auf jede Art die Nähe des Waſſers. Aber immer noch wird Huldbrand zuweilen durch das elementariſche Weſen ſeiner Gattin geſchreckt und es zieht ihn inſtinktartig zu dem ihm verwandten menſchlichen Weſen Bertalda's hin. Einmal unternehmen ſie eine Luſtfahrt auf der Donau nach Wien, da iſt Kühleborn wieder da, raubt neckiſch Bertalda einen koſtbaren Goldſchmuck, Undine holt ihn wieder, aber Huldbrand macht ihr, daß ſie immer noch mit ihrem alten Verwandten in Verbindung ſey, zum ſchwerſten Vorwurf und ſchilt ſie. Da nimmt ſie mit Thränen Abſchied und verſchwindet im Fluß. Er kehrt mit Bertalda auf die Burg zurück und heirathet ſie. Als aber die Braut am Hochzeitstage, um ein Paar Sommerſproſſen in ihrem Geſichte zu vertilgen, den ſchweren Stein vom Schloßbrunnen heben läßt, deſſen Waſſer ihr früher dagegen geholfen hat, taucht Undine in tiefſtem Schleier daraus hervor und tödtet den Ritter mit einem Kuſſe.

Die Erzählung iſt voll Anmuth, der Stoff echt ſagenhaft, die liebliche und wilde Eigenſchaft des Elementes meiſterhaft aufgefaßt im Charakter der Undine. Daher die Gunſt, welche dieſe Erzählung erlangte. Undine wurde gemalt von Steinbrück, desgleichen ihre Trauung von Schnorr. Die berühmte Tänzerin Fanny Cerito führte in dem Ballet „Undine" in London als Undine einen Tanz im Mondſchein aus, indem ſie, aus dem Waſſer tauchend, am Ufer mit ihrem eigenen Schatten ſpielend immer vor ihm tanzt. (Illuſtrirte Zeitung 1843, Nr. 26.)

Dem Waſſergeiſt ließ Fouqué ſpäter noch Luft-, Erd- und Feuergeiſter nachfolgen. Sehr artig iſt ſeine „Sophie Ariele" von 1825.

Zu Marſeille ſteht Doctor Matthieu, ein gelehrter Arzt, mit Swedenborg in Verbindung durch eine Taubenpoſt. Da wird ihm ein Kranker angekündigt Oberſt Guſtav Gyllenſkiold. Er leidet an furchtbaren Träumen, in denen ihm insbeſondere oft ein mit einer Krone geſchmückter blutiger Ritter erſcheint. Während er dem Doctor erzählt, tritt deſſen Gattin, die liebliche Sophie Ariele herein, ein weißes Täubchen auf der Schulter. Zart und leicht, kindlich fröhlich birgt ſie tiefes Wiſſen und eine magiſche Gewalt über die Natur in ihrem einfachen Weſen. Sie ſtammt von fürſtlichen Eltern, die ſie nach einer harten Schlacht in früher Kindheit verloren. Sie iſt auf einem Thurm hoch in den Apenninen erzogen, wo der Doctor ſie auf einer botaniſchen Reiſe gefunden. Sie kennt wunderbare Heilkräfte, und gern folgt ihr der Gatte.

Auch dießmal zerreißt ſie, was der Doctor über des Gaſtes Krankheit niedergeſchrieben und verſpricht, ihn ſelbſt zu heilen. Sie gibt ihm ihr Täubchen mit, das zu ſeinem Haupte ſchläft, und deſſen Macht wirklich die Träume bändigt: Der Grundton ſeiner Träume iſt „Leben iſt Sterben". Die fröhliche Sophie lehrt ihn „Leben iſt Leben". Eine Brieftaube kommt von Swedenborg, er tödtet einen Geier, der ſie verfolgte. Dann rettet er Ariele, als ſie von mauriſchen Seeräubern entführt werden ſoll. Er wird dabei verwundet und ſtillt das Blut mit ihrem Schleier. Da lehrt ſie ihn: „Sterben iſt Leben". Er geneſt aber von ſeiner Wunde wie von ſeinen Träumen und kehrt in den Norden zurück. Nach vielen Jahren findet er zur See den Sohn Matthieus und Arielens auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe, behält ihn auf ſein Bitten bei ſich und fällt in einer Seeſchlacht, mit den Worten „Sterben iſt Leben".

Der Ausgang dieſer Erzählung iſt, wie ſo oft bei Fouqué, matt und unbefriedigend und entſpricht dem reizenden Anfang nicht. Allein darauf kommt es hier weniger an, als auf die Charakteriſtik und man muß geſtehen, die Sylphennatur in Arielen zu zeichnen, iſt Fouqué eben ſo gut gelungen als die Undinennatur in ſeiner Undine. Ariele iſt der weibliche Ariel Shakeſpeare's, der Luftgeiſt, das perſonificirte Element, jedoch nur in ſeiner Reinheit und ſonnigen Heiterkeit.

„Erdmann und Fiammetta" von 1826.

Erdmann iſt der Sohn eines verſchütteten Bergmanns in Goslar, widmet ſich frühe der Malerkunſt, obgleich er nur bei einem Maler lernen kann, deſſen Bilder den Schützen zur Scheibe dienen, und lebt ſtill bei ſeiner Mutter Erdmuthe, als einmal der welſche Marcheſe di Roſſo Gallo in die Gegend kommt, auf ſeine Leiſtungen aufmerkſam wird, ihn ermuntert und nach Italien einladet. Bald darauf findet er zufällig bei ſeinem Meiſter das Bildniß eines reizenden Mädchens, aus deſſen Beiſchrift er erkennt, es ſey Fiammetta, die Tochter eben jenes Roſſo. Nun ruht er nicht mehr, ſondern eilt nach Italien. Unterwegs, bei Nürnberg, trifft er mit einem Welſchen im Walde zuſammen, zeigt ihm arglos das ſchöne Bild und wird deſſen beraubt, denn der Fremde behauptet, das Bild ſey ſein. Erdmann ſchlägt ihn zu Boden und nimmt ihm das Bild wieder ab. Der Fremde flieht. Da kommen Nürnberger Kriegsſchaaren, an der Spitze Albrecht Dürer, die welſchen Räuber, von denen ſie geneckt worden, zu vertreiben. Erdmann lernt nun Dürer näher kennen, zieht aber weiter. — In Sicilien findet er am Aetna die Villa Roſſo's, ähnlich einer Blumenvaſe, oben ganz bedeckt mit herrlichen Pflanzen, darunter Fiammetta im feuerrothen Kleide. Er wird von dem Vater und ihr gut aufgenommen und zum Dank für das zurückgebrachte Bild, ſtreut ſie die Feuerlilien, mit denen ihr ſchönes Haupt bekränzt war, über ihn aus. Er erfährt jetzt, jenes Bildniß ſey von ihrem unbändigen Liebhaber Ardente gemalt wor-

den, der es habe in das Eis des Nordpols mitnehmen wollen, um dort einen Zauber mit ihr zu treiben, durch welchen ſie, die Tochter des Aetna's, gezwungen werden ſollte, ihn zu lieben. Erdmann weilt in der Villa und lernt die Meiſterwerke Roſſo's kennen, deren Schlüſſel iſt das Myſterium des Abyſſus. Auch Ardente kommt zurück und wird gaſtlich geduldet. Die beiden Liebhaber bekommen oft Streit, immer aber bleibt Erdmann Meiſter. Fiammetta ſchwankt zwiſchen beiden, bald dem natürlichen wilden Feuer, wenn ſie mit Ardente ſympathiſirt, ſich überlaſſend, bald unwiderſtehlich hingezogen zu dem milden, aber kräftigen Deutſchen. Inzwiſchen will der Vater das Myſterium des Abyſſus enträthſeln und den durch Jupiter in den Aetna verbannten Giganten, deren Sturz er gemalt hat, ein Bild des Jupiter zum feierlichen Opfer bringen. Erdmann will ſich zu ſo heidniſchen Dingen nicht hergeben, geht aber doch auf den Berg, um im Nothfall Fiammetta beizuſtehen, und hat das Glück, ſie wirklich aus den Flammen des Aetna zu retten. Weil aber die Geliebte ſich doch nicht losreißen kann von dem dämoniſchen Zauber des ſüdlichen Feuers, verläßt er ſie und kehrt heim. Aber bei einem Beſuch in Nürnberg kommen Roſſo und Fiammetta als Pilger, reuig, bekehrt. Ardente iſt im Aetna verglüht, Fiammetta wird Erdmanns Weib und Roſſo erkennt, das Myſterium ſey nicht im Abyſſus, ſondern nur in der Liebe zu finden. — Hier iſt wieder recht ſinnig das Element des Feuers in der Südländerin, und das Element der Erde in dem ruhigen Deutſchen perſonificirt.

Intereſſant ſind noch folgende Erzählungen: „Das Galgenmännlein".

Reichard, ein junger Deutſcher, lebt ziemlich lüderlich in Venedig und verliert dabei ſein Geld; aber ein Hauptmann verkauft ihm ein Galgenmännlein, d. h. einen Teufel im Glaſe, der alle Wünſche gewähren und Geld in Fülle bringen muß, wofür er des Inhabers Seele bekommt, wenn dieſer ihn nicht zuvor um eine geringere Summe wieder verkauft, als um die er ihn gekauft hat. Reichard bedient ſich des Teufels, bis ihm Angſt wird, da verkauft er ihn. Durch Zufall aber bekommt er ihn immer wieder und kann ihn endlich gar nicht mehr los werden, da er ihn ſchon für die kleinſte Münze, einen Heller, wiederbekommen hat. Nun ſucht er in der ganzen Welt einen halben Heller und wird für wahnſinnig gehalten und der „Halbheller" genannt, bis er das Glück hat, im Wald einem Fürſten auf der Jagd das Leben zu retten. Aus Dankbarkeit ſchlägt ihm nun der Fürſt Halbheller, ſo viel er will und ſo wird er den Teufel endlich los.

„Mandragora", Novelle von 1827.

Capitain St. Edmé will ſeinen Freund, den Grafen Armand, und Paris verlaſſen, weil er Armands Gattin Victoire liebt. Aber Armand ſelbſt ladet ihn ein, zu bleiben, da der lilienreinen Frau Umgang ſo reinigend auf ſeine Leidenſchaft wirken werde, daß er nirgends beſſer Heilung finden könne. Dieſe ungeheure Ironie findet er auch beſtätigt, indem er bleibt. Eines Abends iſt

in der Gesellschaft die Rede von der Wurzel Mandragora. Da erinnert sich die Gräfin, sie selbst habe in ihrem kleinen Naturalienkabinet ein solches ungeheuerliches Ding. Sie nimmt das Licht, es den Herren zu zeigen, als aber die scheußliche menschenähnliche Wurzel sich zu bewegen scheint, den ihr eigenthümlichen Leichengeruch verbreitet und sogar einen Weheton vernehmen läßt, entsinkt ihr der Leuchter. Edmé verspricht, sie von dem unheimlichen Schatze zu befreien, steckt die ekelhafte Wurzel in die Tasche und will sie vergraben. Ehe er aber dazu kommt, geräth 'er an eine Pharaobank und gewinnt eine ungeheure Summe Geldes. Der Bankier sagt ihm auf den Kopf zu, er habe eine Mandragora bei sich, sonst lasse sich das Glück nicht erklären. Nun will Edmé die Wurzel vergraben, wird aber gestört und schnell abberufen. Von dem Augenblick an, in welchem die Wurzel nicht mehr in Armands Hause ist, hat Armand Unglück, kommt um Geld, geräth in böse Händel ꝛc. Edmé hilft und gewinnt hohe Gunst beim Minister, so wie ihn dieser zum erstenmal sieht, und wird gleich zum Obersten befördert. Er gräbt die Wurzel nun wirklich ein, Graf und Gräfin verschwinden aus dem Lande, Edmé geht in den Krieg, wird verwundet und von einer schönen Albaneserin gepflegt, die er anfangs für die Tochter des Bankiers hält, dem er das Geld abgewonnen und der nachher in einem Duell erstochen worden, und von der er glaubt, sie heiße Mandragora, vor der er daher eine arge Scheu hat, bis sie sich als eine gewisse ganz unschuldige Aurora zu erkennen gibt, deren edler Vater nur von jenem Bankier betrogen worden. Er heirathet sie und kehrt mit ihr zu Armand und Victoire zurück, so daß sie hinfort in Frieden leben. — Fouqué schwankt hier auf widrige Weise zwischen dem romantischen Wunder und dem Rationalismus.

„Fata Morgana", Novelle von 1830.

Der junge Doctor Färber reist nach Sicilien, um die Fata Morgana zu holen und dieses Phänomen naturwissenschaftlich zu studiren, an Ort und Stelle aber wird er von dem Fischer Guglielmo, der fest an die Wirklichkeit der Feenpaläste und Gärten glaubt, mit dem gleichen Wahnsinn angesteckt, bis ihm die Besinnung zurückkehrt und er heimreist zu seiner treuen Geliebten. — Eine poetische Spielerei, an die Fata Morgana angeknüpft, wie eine ähnliche an die Mandragora, ohne tiefere Poesie, das schöne Wunder immer wieder durch die Wirklichkeit zerstörend, ohne damit einen Humor zu verbinden. Der sentimentale Dichter muß im Glauben an seine Wunder verharren, zerstört er es, so muß er nothwendig Humorist werden.

Adam Oehlenschläger, ein Däne, schrieb zugleich deutsch und dänisch, hatte sich aber ganz nach deutschen Mustern gebildet, seit 1808. Zwar hoffte er sich eine gewisse Originalität zu sichern, indem er vorzugsweise altnordische Stoffe auf die Bühne brachte, aber die Riesen und

Recken der Edda ſind zu gewaltig, als daß ſie auf die Bühne paßten. Sie wurden vom Dichter abgeſchwächt, ihr Metall auf dem wäſſerigen Wege zerſetzt. Fouqué wußte ſie mit weit mehr Kraft und Feuer aufzufaſſen, als Oehlenſchläger. Die Stücke des letzteren: Baldurs Tod, Vaulundur, Hagbarth und Signe, Starkather, dazu die mehr hiſtoriſchen: die Wäringer, Palnatoke, Erich und Abel, Axel und Walburg kamen gar nicht auf die deutſche Bühne oder konnten ſich nicht halten. Nur ein empfindſames Künſtlerdrama von Oehlenſchläger war einige Zeit beliebt, „Correggio" 1816.

Der berühmte italieniſche Maler Correggio lebt im tiefſten Elend. Schwindſüchtig trägt er einen ſchweren Beutel mit Kupfergeld, den ihm der Käufer ſeines Bildes zum Hohne aufgeladen, nach Hauſe und ſtirbt an Erſchöpfung. Zu ſpät wird ſein hoher Werth erkannt, der Lorbeer kann ihm nur noch die entſeelte Stirne küſſen.

Oehlenſchläger bearbeitete auch einige Märchen der 1001 Nacht, dramatiſch, ferner des Sokrates Tod.

Hier macht Sokrates den Ariſtophanes, der ihn öffentlich verhöhnt, gleichwohl zu ſeinem Schwiegerſohn.

In der „Ludlams Höhle"

wird ein böſer in der Höhle hauſender Geiſt dadurch erlöst, daß eine Mutter lieber ihren Mann als ihr Kind opfern will.

Im „Hirtenknaben"

geht ein Knabe verloren und wird als Leiche wiedergefunden; bald aber zeigt es ſich, die wunderbar erhaltene Leiche ſey des Knaben im Gebirg einſt verunglückter Großoheim, während der Knabe ſelbſt lebend und munter zurückkehrt.

Im „Hugo von Rheinberg"

begeht Hugo ſcheußliche Verbrechen und kokettirt am Schluß noch mit der Vorſtellung, wie er als irrender Geiſt umgehen und die Leute erſchrecken werde.

In Proſa bearbeitete Oehlenſchläger die Inſel Felſenburg unter dem Titel „die Inſeln im Südmeer" ſehr glücklich, mit Zuſätzen und ohne Zweifel ſein beſtes Werk. Ferner eine nordiſche Sage von Hroar, und mehrere Novellen:

In den „Mönchbrüdern" verirrt ſich die falſche Empfindſamkeit des Dichters ſo weit, daß er den Papſt einem verliebten Mönch auf Raphaels Für-

bitte Dispens zum Heirathen ertheilen läßt. — Echter Humor herrscht dagegen in der „Strafe nach dem Tode". Ein Wucherer stirbt am Schlage. Ein armer Barbier, den er um alles gebracht hat, will ihm in derselben Nacht ein geschlachtetes Schwein stehlen, hebt statt dessen im Dunkeln die Leiche auf, erkennt sie und hängt sie an einen Baum. Zigeuner hängen sie an den Galgen. Da kommt des Morgens ein Jude, des Wucherers Mitschuldiger bei vielen Verbrechen, des Weges daher, sieht seinen Freund am Galgen, glaubt, alles sey entdeckt, und hängt sich ihm freiwillig gegenüber.

Um wieder auf die Kriegs- und Freiheitslieder von 1813 zurückzukommen, so schrieb deren unter andern auch F. G. Wetzel (dessen Gedichte 1838 wieder gesammelt wurden), ziemlich trivial und noch in der Gleim'schen Grenadierweise.

So recht, Herr König, wirf ihm keck
Den Fehdehandschuh hin!

Derselbe Dichter schrieb auch Romanzen, ein Paar schwache Trauerspiele (darunter eine Jeanne d'Arc, viel schwächer als Schillers Jungfrau), und ein Paar harmlose Humoresken (Rhinozeros als Anhang zu Tiedge's Urania, und ein Prolog zum großen Magen).

Die „Kriegsgesänge" des Staatsrath von Stägemann (1814) sind dagegen des Tyrtäus würdig, voll preußischen Stolzes und hohen Schwunges, aber zuweilen zu steif und nicht einfach genug gehalten, als daß sie volksthümlich hätten werden können. — Mindern Anklang fanden Julius August von der Heydens „Katzbachhymnus" (1814), „Lied an sein Schwert" und „Liederkränze aus der Zeit der Schmach und Erhebung". Desgleichen die „Kampflieder" von Karl Lappe (1814), der auch einige nordische und norddeutsche Sagen in Romanzen brachte und ein romantisches Epos „Miranda" schrieb.

Die patriotische Begeisterung der Kriegsjahre wirkte nach in vielen epischen Dichtungen, worin unsre geschichtlichen Helden gepriesen werden. So in Brauns Hermann (1819), in des Schweizers Henne Divico (1826), in Klemms Herfest (Arioviſt), Sutners Karl dem Großen, Becks Otto dem Großen, Kunze's Heinrich dem Löwen ꝛc. Auch die alten Apostel der Deutschen und Glaubenshelden wurden episch gefeiert. So der Apostel Pommerns, Otto vom Bamberg, durch Meinhold, das Kreuz in der Mark (die Bekehrung der Mark) durch Seidel, Adalbert von Preußen durch Furchau.

Ludwig Follenius aus Heſſen übertraf in ſchmetternden Trompetentönen alle andern Freiheitsſänger der Zeit. Man glaubt, das wilde Heer komme, wenn er beginnt:

An der Katzbach, an der Katzbach
Heiſa gabs ein luſtig Tanzen,
Wilde wüſte Wirbelwalzer
Rißt ihr dort, ihr ſchnöden Franzen!

Aber er fiel in Bombaſt z. B. in dem vielgeſungenen Liede „Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen" mit dem ſelbſtgefälligen Schluß:

Nordlands brauſender Orgelklang,
Sturmgeſang,
Stolz lockender Klang.

Das Renommiren wurde der Hauptfehler dieſes Dichters, der als Student die deutſche Kaiſerkrone vor dem Spiegel probirte, nachher aber als politiſcher Flüchtling in der Schweiz eine reiche Müllerstochter heirathete, zuletzt Schweinzüchter wurde und nur noch vegetirte. Seine „freien Stimmen friſcher Jugend" erſchienen 1819, ſeine „Harfengrüße aus der Schweiz" 1822. Er überſetzte auch einige lateiniſche Kirchenlieder und verſuchte ſich in Romanzen.

Joh. F. Schick ſchrieb ein Drama „Satans Baſtard", worin Napoleon als Sohn des Teufels auftritt.

Friedrich Rückert in Coburg begann ſeine poetiſche Laufbahn unter dem Namen Freimund Raimar mit „geharniſchten Sonetten" (1814) voll patriotiſcher Zornflammen, Trompetenklänge der Schlacht, die ihm großen Ruhm erwarben, obgleich auch ſchon in ihnen eine kleine Neigung zu Wortſpielereien hervortritt. Damals ſchrieb Rückert auch zwei politiſche Comödien.

1) „Napoleon und der Drache". Der galliſche Hahn brütet ein Ei, aus dem der Drache kommt, dem man das Futter mit der Guillotine zuſchneidet, deſſen Bette aus den Lilien der Bourbons und aus den dem Hahne ſelbſt ausgerupften Federn beſteht und der, immer größer wachſend, ganz Frankreich aufzufreſſen droht. Endlich kommt Napoleon, macht den Drachen durch Zauberei ganz klein und verſchlingt ihn. Von da an aber ſpeit Napoleon Feuer. 2) „Napoleon und ſeine Fortuna". Napoleon verläßt die Fortuna und hätſchelt nur ſein Kind zweiter Ehe, den Ruhm, der von ihm den Storch vom Thurm in Moskau verlangt. Napoleon will den Storch holen, erfriert aber

faſt in Rußland und kehrt plötzlich zurück, um ſich am warmen Hintern ſeines ſchlafenden Söhnleins wieder ein wenig zu wärmen. Rückert wollte noch ein drittes Stück ſchreiben, that es aber nicht.

Den merkwürdigen Uebergang von den Sängern der Freiheitskriege zu den ſpäteren conſtitutionellen und demokratiſchen Freiheitsſängern macht Ludwig Uhland in Tübingen. Seine politiſchen Lieder kämpften 1815 zunächſt nur für das alte gute Volksrecht, gegen Napoleoniſchen Deſpotismus und Miniſterialwillkühr in Württemberg, liehen aber dem damaligen Streben der geſammten deutſchen Nation nach verfaſſungsmäßigem Recht einen klaren, beſtimmten und edlen Ausdruck. Sein Lied „am 18. Oktober 1819" ſprach den ganzen Schmerz und Zorn des deutſchen Patrioten aus. Im „Nothruf" hebt er ſtolz hervor, daß es in Deutſchland ſeit urälteſter Zeit kein anderes Recht gibt, als Vertragsrecht, gegründet auf gegenſeitige Treue, im Gegenſatz gegen alle modernen Staatskünſteleien. Auch in ſeinen beiden Schauſpielen „Herzog Ernſt" und „Ludwig der Baier" verherrlicht Uhland nur die alte deutſche Treue, wie ſie wahren Männern ziemt. Im erſteren bleibt der Freund dem Freunde treu bis zum Tode; im zweiten brechen ſich die verſöhnten Fürſten die Treue nicht, trotz aller gegenſtrebenden Intereſſen. So geht auch durch die übrigen lyriſchen Dichtungen Uhlands ein Zug von hohem ſittlichem Adel, z. B. in dem „Geſang der Jünglinge". Die ganze Friſche deutſcher Jugend aber athmet in dem Liede „Ich bin vom Berg der Hirtenknab". Und die echte Anſpruchsloſigkeit des gemeinen deutſchen Mannes, wie rührend iſt ſie ausgedrückt in dem „guten Kameraden"! Ueberhaupt zog es Uhland aus der empfindſamen und reflectirenden Kunſtdichtung immer zur Einfachheit des Volksliedes hin, daher ſprechen ſeine Romanzen ſo freundlich an, z. B. „des Goldſchmieds Töchterlein".

Der Ritter ſieht des Goldſchmieds ſchöne Tochter, beſtellt ſich bei ihrem Vater einen Brautring und ſchmückt ſie ſelbſt damit.

So die reizende Romanze von Graf Eberſtein (vgl. Theil II. S. 59), die hübſchen Lieder von Graf Eberhard dem Greiner. In andern Romanzen ahmte Uhland theils altnordiſche, theils ſüdromaniſche Formen nach. Von höchſter Schönheit iſt, was er in der letzteren leiſtete; „der Caſtellan von Coucy" (deutſch die Sage vom Brennberger, vgl. Theil I. S. 388), „Don Maſſias".

Dieſer edle Sänger liebt eine Dame, deren eiferſüchtiger Gatte ihn gefangen ſetzen und umbringen läßt, aber überall tönen ihm die Lieder des Verhaßten entgegen. Den Sänger rächt ſein Ruhm.

Und „Dante's Jugendliebe". Zum Schönſten, das Uhland gedichtet, gehört ferner „König Karls Meerfahrt".

Karl fährt mit zwölf Gefährten über Meer, ein Sturm droht ſie zu verſchlingen, da reden die zwölf nacheinander, jeder wünſcht oder gelobt etwas, Karl aber, ſtatt ein Wort zu reden, handelt und ſteuert das Schiff glücklich durch die Wellen.

Echt romantiſch iſt Uhlands „verlorene Kirche". Man hört im fernen Walde läuten und Kirchengeſang, aber niemand kann dahin gelangen. Das iſt das beſte Sinnbild für die Verblendung der Romantiker, welche zwar immer die Kirche geſucht, aber nicht gefunden haben.

4.

Phantaſtiſche Ueberreizungen.

Diejenigen Dichter, welche nicht tief oder nicht lange genug die nationale und katholiſche Bedeutung der Romantik erkannten und feſthielten, fielen in der Regel in eine phantaſtiſche Spielerei, welche alsdann von den Gegnern dem romantiſchen Princip ſelbſt zur Laſt gelegt wurde. Schon Tieck war auf dieſen phantaſtiſchen Irrweg gerathen. Die argloſen und ſtolzen Dichter glaubten, es ſey genug, ſich vom claſſiſchen Zopfe frei zu wiſſen, ohne zu ahnen, was der Ernſt der Romantik ihnen für poſitive Pflichten auferlegte. Mehrere von ihnen ließen ſich durch die Göthe'ſche Form beſtechen und ſahen nicht ſo klar, wie Novalis, eine Schlange der Lüge und Verführung unter den Blumen.

Einer der liebenswürdigſten Romantiker war Ludwig Achim von Arnim, aus einer altbekannten preußiſchen Adelsfamilie, der ſich mit der geiſtreichen Bettina, Schweſter des Clemens Brentano, aus einem reichen Frankfurter Hauſe vermählte, eine Zeitlang in Heidelberg lebte, ſpäter aber auf ſeinem Gute Dahme privatiſirte († 1831). Er begann wie Tieck mit heißen wilden Sachen, zuerſt 1802 mit „Hollins Liebeleben".

Hollin verliebt ſich wie raſend in Marien, folgt ihr nach, trifft auf dem Brocken ihr Zimmer eben von der Abgereiſten verlaſſen, ihr Bett noch warm und wälzt ſich in deſſen Wolluſt. Als er angeſtellt iſt, ſchreibt er ihr und bittet um ihre Hand; reiſt aber dem Briefe gleich nach. Durch Zufall und Nachläſſigkeit des Beſtellers iſt der Brief nicht abgegeben worden. Hollin findet alle ganz unbefangen und glaubt ſich verrathen. An demſelben Abend ſoll auf dem Liebhabertheater Schillers Maria Stuart aufgeführt werden. Hollin übernimmt die Rolle des Mortimer und erſticht ſich auf der Bühne. Erſt ſterbend erkennt er ſeinen Irrthum.

In „Ariels Offenbarungen" von 1804 zeigt ſich eine ſtarke Neigung zum rein Phantaſtiſchen, dem aller natürliche Boden fehlt. Der Dichter ſpielt mit Geſtalten des nordiſchen Mythus ohne Sinn und Verſtand.

Durch eine blutſchänderiſche Verbindung der Freyja mit ihrem Bruder ſoll ein auf Hermanns und Thusneldens Enkeln ruhender Fluch geſühnt werden. Angehängt ſind Sonette auf Bilder berühmter Maler, nach dem Beiſpiel A. W. Schlegels.

Nachdem Arnim zu Heidelberg unter edeln Freunden gelebt und in Verbindung mit Brentano das „Wunderhorn" herausgegeben und kleinere Sachen in „Tröſteinſamkeit" und dem „Wintergarten" geſammelt hatte, ſchrieb er 1810 ſeinen größten und beſten Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores".

Der italieniſche Palaſt des verſtorbenen Grafen P. ſteht gänzlich leer und der herrliche Garten verwildert. In den weiten Räumen wohnt Niemand mehr als ein alter Bedienter und die beiden bis zur Bettlerarmuth herabgekommenen Töchter des Grafen, zwei eben aufblühende Mädchen. Die ältere iſt die ernſte und ſtrenge Klelia, die jüngere die immer luſtige und leichtfertige Dolores. Das Leben dieſer verlaſſenen Geſchöpfe in dem öden Palaſt wird mit höchſter Anmuth geſchildert. Da kommt einmal ein junger Graf Karl als Student vorüber, ſieht die reizenden Mädchen ihr bischen Wäſche trocknen und verliebt ſich in Dolores, die gegen den Willen ihrer Schweſter ihn auf's freundlichſte empfängt, nachdem ſie alles was beide Schweſtern etwa noch Kleidſames beſitzen, allein angezogen und ſich damit herausgeputzt hat. Die heiterſte Jugendluſt lacht uns aus dieſen Schilderungen entgegen. Aber Karl muß zu ſeinen Studien zurück, Klelia geht als Geſellſchafterin einer Verwandten, der Frau eines Schweizer Oberſten, nach Sicilien. Dolores bleibt allein, kann jetzt aber nicht mehr einſam leben, miſcht ſich daher in die Geſellſchaften der kleinen Stadt und wird, als Karl ſie das erſtemal wieder beſucht, von ihm auf einer Wieſe gefunden, wie ſie eben als Blindekuh einen jungen Herrn

erhaſcht. Das gefällt ihm gar nicht, allein er verſöhnt ſich bald wieder mit dem ſchönen Mädchen und ſie heirathen und ziehen auf des Grafen Landgut. Hier folgt Dolores ungenirt ihren Launen, oft zum Aerger Karls, den ſie aber durch ihre liebenswürdige Fröhlichkeit immer wieder bezaubert. So verkehrt ſie mit einem bizarren, halbverrückten Mädchen, der tollen Ilſe, die ihm ein Greuel iſt. So läßt ſie ſich mit einem pockennarbigen Nachbarn, einem äußerſt rohen Landjunker, in Spottgefechte ein und wird von ihm tief beleidigt, ſo daß ſie weinend beim Manne Hülfe ſucht. Dieſer fordert den Baron, der ihn aber auslacht und ſich ſogleich zur feierlichen Abbitte bereit erklärt. Er leiſtet ſie wirklich vor dem Fenſter der Gräfin und zwar in früheſter Morgenſtunde, wobei ſie wieder in der beſten Laune und im bloßen Hemde zum Fenſter hinausſieht.

Hier werden mehrere Epiſoden eingeſchoben, meiſt phantaſtiſch oder frivol, z. B. die Geſchichte des Prediger Frank, welcher behauptet, durch bloßen Blick die Frauen fruchtbar machen zu können. Die Erzählung dreier ſitzen gebliebener Fräulein. Eine Stiftsdame erzählt die Geſchichte des Mohrenjungen. Eine Aebtiſſin glaubt im Dunkeln den Baum zu umarmen, den ſie ihrem Geliebten geweiht hat, umarmt aber einen Mann, der unter dem Baum ſteht und wird ſchwanger. Ihre kinderloſe Schweſter, eine Herzogin, ſtellt ſich nun ebenfalls ſchwanger und trifft alle Vorbereitungen, um der Aebtiſſin Kind als das ihrige zu empfangen. Aber als die Stunde kommt und Gäſte geladen ſind, das erſehnte Kind zu bewundern, wird es als ein kleiner Mulatte erfunden, denn der Mann unter dem Baum iſt ein Mohr geweſen. — Dann fährt die Geſchichte der Gräfin Dolores fort, nachdem ſich auf ihrem Gut ein bürgerlicher Dichter Waller eingefunden und Frau und Kind verloren, mit der Ilſe eine Liebſchaft angefangen hat ꝛc., alles Nebenſachen, ohne Bedeutung für das Ganze. — Im zweiten Bande ſehen wir das gräfliche Paar in die Reſidenz verſetzt, wo Dolores Mutter eines geſunden Knaben wird. Zugleich erhält ſie Nachricht aus Sicilien, wo ſich Klelia mit einem Herzog von A. vermählt hat. Da wird Dolores neidiſch, weil ſie nur eine Gräfin, die Schweſter aber eine Herzogin iſt. Ein Vetter dieſes Herzogs, der Marcheſe D. wird nun der Gräfin Dolores doppelt intereſſant und es gelingt ihm, ſie zu verführen, während ihr Karl auf das Land zurückkehrt, um für ſeine Güter zu ſorgen. Bald aber wendet ſich Dolores mit Abſcheu von dem Marcheſe ab, weil er ihre hingebende Liebe mit kaltem Hohn belohnt. Der Graf Karl wird unterdeß auf der Reiſe zu ihr durch allerlei nicht hiehergehörige Gaukelei, einen Wunderdoctor, ein unſichtbares Mädchen und einen Flötenſpieler, aufgehalten. Als er zu Dolores kommt, martert ſie ſeine unſchuldige Zärtlichkeit mehr als alles. Er wünſcht, daß das Kind, weil ſie abermals ſchwanger geht, nach dem Marcheſe Johannes getauft werden möge, ohne zu ahnen, daß es des Marcheſe Kind ſey. Aber als er ſie im Schlafe reden hört, erfährt er ſeine Schande. Er nimmt ſich aber zuſammen und verräth nichts.

Am andern Tage iſt ein Königſchießen, dem er mit ſeiner Gemahlin anwohnt. Sie will mitſchießen und hat das Ungeſchick, ihren Gatten zu treffen. An ſeinem Krankenbette zeigt ſich nun Dolores' aufrichtige Buße. Dafür wird ihr der Troſt, daß ſie einen Knaben gebärt, der nicht dem Marcheſe, ſondern dem Grafen ſprechend ähnlich iſt. Er wird aber Johannes getauft. Sie widmet ſich nun ganz der Häuslichkeit und den Kindern.

Abermals wird eine Epiſode eingeſchoben, von der Päpſtin Johanna, die Arnim ſpäter in einem größeren Werke ausführlicher behandelt hat.

Inzwiſchen iſt der längſt todtgeglaubte Vater Dolores', der alte Graf P. mit einer Oſtindierin unermeßlich reich zurückgekehrt und hat den verwahrloſten Palaſt hergeſtellt. Und auch der Fürſt des Landes, deſſen Miniſter er früher geweſen, iſt zurückgekehrt. Die Fürſtin reiſt nach Italien, begleitet vom Grafen Karl und Dolores, die ihre Schweſter Klelia aufſuchen wollen, deren Gatte, der Herzog, geſtorben iſt. Die Fürſtin beſteigt mit Karl den Aetna, iſt in ihn verliebt und glaubt ihn des Nachts in den Armen zu haben, es iſt aber ihr junger, längſt in ſie verliebter Schreiber. Mittlerweile wird des Fürſten Sohn, der lange verlorene Erbprinz, als gemeiner Huſar wiedergefunden. Die Fürſtin, als ſie des Schreibers Frevel inne geworden, tödtet ſich und ihn mit Gift. Karl, den Dolores für ſchuldig gehalten, iſt vollkommen gerechtfertigt. Da ſtirbt Dolores, an demſelben Tage und in derſelben Stunde, in der ſie einſt ihrem Karl die Treue gebrochen, unter dem geiſtlichen Troſt ihres Prieſter gewordenen Sohnes Johannes.

Sehr intereſſant, aber ohne Schluß iſt der noch weit phantaſtiſcher ausſchweifende Roman „die Kronenwächter" von 1817.

Berthold wird als neugebornes Kind mit dem Todtenkopf ſeines ermordeten Vaters dem Mörder deſſelben, einem alten Thurmwächter, in Waiblingen übergeben, wächst hier in Armuth auf, verliebt ſich in die ſchöne Apollonia, des Bürgermeiſters Tochter, und ſchwärmt in einem (in den ſonſt Jedermann unzugänglichen Ruinen eines Palaſtes des Barbaroſſa) verborgenen Garten, wo er erfährt, daß er ſelbſt ein Hohenſtaufe ſey. Die verlorne Krone ſeiner Väter werde von einem geheimnißvollen Bunde bewacht. Sein Vater habe ſie einſt geraubt, als ihm rechtmäßig gebührend, aber dafür den Tod erlitten. Berthold findet auch ſeine Mutter wieder, verliert aber die Geliebte, denn der Bürgermeiſter muß wegen Mißbrauchs ſeiner Amtsgewalt mit ſeiner Tochter fliehen. Berthold wird an ſeiner Statt Bürgermeiſter und altert. Da kommt der Wunderdoctor Fauſt und macht ihn wieder jung, indem er ihn ſein Blut mit dem des Knaben Anton tauſchen läßt. Der verjüngte Bürgermeiſter reist nach Augsburg, um den Kaiſer Maximilian I. empfangen zu helfen. Es regnet heftig. Er begegnet der bildſchönen Anna, die ihre Feſtkleider beſchmutzt hat und ſteht ihr bei. Beide gefallen ſich und er heirathet ſie, als er entdeckt, daß ſie Apolloniens Tochter iſt. Er lebt lange glücklich mit ihr, aber

ein geheimnißvolles Band knüpft ſich nun zwiſchen Anna und Anton an, weil es doch eigentlich Antons Blut iſt, das in ihres Gatten Adern fließt. Die Geſchichte nimmt aber keine frivole Wendung, ſondern endet tragiſch, indem Anton bei einem Aufruhr ſchwer verwundet wird und in Anna's Armen ſtirbt, Berthold aber, der Blutſympathie wegen abweſend, gleichfalls in demſelben Augenblick ſterben muß.

Man ſieht, dieſer Roman iſt in der Erfindung unglücklich. Wie zwei quer durcheinandergewachſene Kryſtalle ſtehen ſich hier die eine Geſchichte, deren Mittelpunkt die Krone der Hohenſtaufen iſt, und die andere, deren Mittelpunkt der Bluttauſch iſt, wechſelſeitig im Wege, ohne zu einem organiſchen Ganzen verſchmelzen zu können. Die große Erwartung, die uns die geheimnißvoll bewahrte Krone erweckt, wird am Ende durch nichts befriedigt. Aber alles Einzelne in dieſem Roman iſt meiſterhaft; das Stillleben des Knaben auf dem Wachtthurm und in den Trümmern des Hohenſtaufenſchloſſes iſt eben ſo lieblich, wie das der jungen Dolores im öden Palaſt und Garten ihrer Ahnen. Man kann ſich vom Reiz dieſer Gemälde kaum losreißen und vergißt ſie nie.

Arnims Wittwe hat noch ſpät eine Fortſetzung herausgegeben voll reicher Phantaſie. Sehr ähnlich iſt ſeine gleichfalls unvollendet gebliebene Novelle „Martin Martir“,

worin er die Schickſale der Marille, einer verloren gegangenen Kaiſerstochter, unter niedern Ständen und Verhältniſſen mit eben ſo phantaſtiſchem Humor zu ſchildern angefangen hatte.

Unter Arnims kürzeren Erzählungen und Novellen ſteht „Iſabella von Aegypten“ obenan.

Das Zigeunermädchen, in das ſich Kaiſer Karl V. in ſeiner erſten Jugend verliebt, mit hohem poetiſchem Reize durchgeführt, ſchwankend zwiſchen dem ſüßeſten Liebesglück und dem Glanz der Krone hier, und dem gemeinen, tollen, wilden und dämoniſchen Zigeunervolke dort.

Im Wintergarten (1809) hat Arnim viele alte Geſchichten des 15. und 17. Jahrhunderts überarbeitet.

1) Euryalus und Lucrezia des Aeneas Sylvius, 2) die Inſel Felſenburg, 3) Arbogaſt von Andelon nach Lyrers Chronik, 4) das Soldatenleben nach Philander von Sittewald, 5) die Geſchichte der Miſtreß Lee, die ſich entführen läßt und nachher ihren Entführer heimlich anklagt, als ihr zufällig ihr Mann begegnet, 6) die Geſchichte Cliſſons aus Froiſſarts Chronik, 7) die drei Erznarren nach Chriſtian Weiße und Erinnerungen an Schelmuffski und Jakob Böhme, 8) Poliphil und Polia, aus dem Italieniſchen nach der phantaſtiſchen Dichtung des Mönchs Colonna, 9) Abentheuer des Prinzen Karl Eduard Stuart. Dazu noch eine Phantaſie in Verſen, Nelſon und Meduſa.

In den eigenen Novellen herrſcht bei Arnim immer das phantaſtiſch Barocke vor.

Seine „Melük Maria Blainville“ iſt eine Muhamedanerin, welche erſt eine fromme Nonne und dann eine kokette franzöſiſche Schauſpielerin wird. In den „drei liebreichen Schweſtern“ läßt die Madonna Sterne vom Himmel als Goldſtücke niederfallen, um die Armuth zu beglücken. „Cosmus,“ einer Gräfin verlorener Sohn muß Seiltänzer werden. In der „Eheſchmiede“ zu Gretnagreen führt der Dichter eine Menge eheluſtiger Paare zuſammen. „Frau von Saverne“ wird von einem Intriguanten für verrückt ausgegeben und nur gegen das Verſprechen, ihn zu heirathen, wieder frei, entkommt ihm aber und läßt ihn in einer Tretmühle ängſtigen, bis er alles, was zu ihrer Ehrenrettung nöthig, zuſagt. „Fürſt Ganzgott“ läßt eine Zeitlang den ihm ſehr ähnlichen „Sänger Halbgott“ ſeine Stelle bei ſeiner Gemahlin vertreten, welche äußerſt zärtlich wird und den Sänger in die größte Verlegenheit verſetzt. In der „zerbrochenen Poſtkutſche“ treten Werther und Lotte, in der „Weihnachtsausſtellung“ Siegfried von Lindenberg auf. Im „Pfalzgrafen“ wird dieſer junge hübſche Graf an die Stelle der Leiche Philipps des Schönen in den Sarg gelegt, um die wahnſinnige Königin Juana zu heilen, und kommt derſelbe Pfalzgraf ſpäter einmal zu einer andern Geliebten ſo brennenden Herzens, daß er nicht merkt, daß ſeine Kleider brennen. In der „Kirchenordnung“ verſchwindet ein Pfarrer während einer Sonnenfinſterniß und findet ſich nach vielen Jahren wieder. Im „Raphael“ ſchildert Arnim den Tod dieſes großen Malers. In den „Metamorphoſen der Geſellſchaft“ ergeht ſich der Dichter in Betrachtungen der Geſellſchaft, Literatur ꝛc.

Ich übergehe die übrigen Novellen. Unter den dramatiſchen Dichtungen Arnims iſt „Cardenio und Celinde“ am ausgezeichnetſten, eine freie Bearbeitung des ſchönen Trauerſpiels von A. Gryphius (Theil II. S. 405).

Die Liebe ſiegt hier gegen alle Convenienzen der Welt und ſelbſt über die Macht der Hölle. Nie, außer in Shakeſpeares Romeo und Julie, iſt die erſte Jugendliebe ſüßer und feuriger geſchildert worden. Zwar hat Arnims Humor alle möglichen fremden Dinge, die Halloren, den ewigen Juden, Napoleon, Sir Sidney Smith ꝛc. hineingezogen und eine Fülle lyriſcher Ergüſſe und doch iſt das Schauſpiel nicht überladen und wie viel Blumen auch der Dichter in das Feuer ſeiner Dichtung wirft, als wollte er ſie erſticken, die Gluth bringt doch durch alles hindurch mit ihrem ſchönen Purpur, ohne eine Blüthe zu verletzen.

Ungleich unpaſſender ſind die willkührlichen Zuſätze zu der „Päpſtin

Johanna". Ueber die ältere Dichtung vgl. Theil II. S. 101. In Arnims Schauſpiel

iſt Johanna die Unſchuld ſelbſt. Sie wächst als Knabe, als Jüngling auf, bildet ſich ein, als ſolcher in die ſchöne Stephana verliebt zu ſeyn, wird ohne Zuthun und ohne Arg Papſt und verliebt ſich jetzt erſt als Mädchen in den ſchönen Pfalzgrafen, dem ſie am Ende auch unter Zuſtimmung des neuen Papſtes vermählt wird.

Wir ſehen hier, wie Arnim den höchſten romantiſchen Reiz in einer willkührlichen Zerſtörung aller mittelalterlichen Denkart ſuchte. Mit ähnlicher Willkühr behandelt er in den „Gleichen" die alte Sage vom Grafen mit ſeinen zwei Frauen. Vgl. Theil II. S. 61.

Während der Graf mit der ſchönen Amra aus der Gefangenſchaft zurückkehrt, zieht ihm ſeine daheim zurückgebliebene Gemahlin mit ihrem platoniſchen Liebhaber Pleſſe entgegen. In Venedig treffen ſie ſich. Die Gräfin aber, die ſich in Mannskleidern nur für ihren Bruder ausgibt, macht nun Amra heftig in ſich verliebt. Auf dem Schloſſe des Grafen leben ſie dann keineswegs, wie die alte Sage will, in Frieden, ſondern Pleſſe wird erſchoſſen durch den Hofmeiſter Hartmann, aus dem der Geiſt Hugo's, des Ahnherrn der Gleichen redet. Zugleich wird Joſeph, der lebendig begrabene Bruder der Alt-Gleichen, entdeckt und gerettet. Die Alt- und Neugleichen kämpfen und fallen, bis auf Joſeph, der beſtimmt iſt das Geſchlecht allein fortzupflanzen. Der Graf geht ins Kloſter, die Gräfin ditto, nachdem ſie ſich noch dem ſterbenden Pleſſe vermählt hat. Amra heirathet den wirklichen Bruder der Gräfin. Eine wirklich ſinnloſe Verdrehung des einfachen alten Stoffes.

Die hiſtoriſchen Stücke Arnims aus der brandenburgiſchen Geſchichte ſind ziemlich langweilig: Markgraf Karl Philipp, der echte und falſche Waldemar, der Bürgermeiſter Glinde, der Stralauer Fiſchzug, die Vertreibung der Spanier von Weſel. „Die Appelmänner" enthalten einen guten Stoff.

Der Bürgermeiſter A. von Stargard läßt als Pommeriſcher Brutus ſeinen ſchuldigen Sohn enthaupten. Arnim aber erbietet ſich, den Todten durch ein Zauberſtäbchen wieder lebendig zu machen und mit Wiederſehen und Verſöhnung echt kotzebue'ſch zu ſchließen.

Auch im „Auerhahn" hat Arnim zu willkührlich die ſchöne Sage von Otto dem Schützen (Theil II. S. 64) verändert. Eine Anzahl kleiner Poſſen- und Puppenſpiele hat Arnim älteren deutſchen Schwänken entlehnt,

z. B. das Loch im Thurm, ein Hahnreiſpiel, Jemand und Niemand, der wunderthätige Stein ꝛc.

Bei Arnims Schwager, Clemens Brentano, tritt das Phantaſtiſche noch viel zügelloſer hervor. Sein erſter Roman: „Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter," iſt ſo verwildert, wie Tiecks Lovell und Schlegels Lucinde.

Violette, deren Mutter ſchon eine femme libre war, lebt ganz nur der Wolluſt. Die Jungfräulichkeit will ſich ihr gar nicht anpaſſen und ſie ſucht ſie ſobald als möglich los zu werden. Der ihr vom Schooße abgelöste Gürtel wird ihr um die Augen gebunden und macht ſie blind für alles, daß ſie nur allein die Luſt genießt. In dieſer raſt ſie nun durch den Roman mit der wilden Grazie einer Mänade. Dabei entwickelt ſie ſchon vollſtändig alle Regeln der Weiberemancipation. Sie haßt die Ehe wegen ihrer unendlichen Flachheit als eine ewige Proteſtation gegen das freie Streben zur Höhe. Sie haßt die Tugend, denn ſie ſey ein Zwang, und ſich zur Tugend zwingen, ſey eben das wahre Laſter. Die Religion läßt ſie gelten, aber nur als Sinnlichkeit. Religion ſey nichts als unbeſtimmte Sinnlichkeit, ſagt ſie II. 361. Andächtig ſeyn könne man nicht als Menſch, ſondern nur als Mann oder Weib. Sie geſteht, daß ſie eine Heidin ſey und daß ſie alle Männer für Götter halte wegen des Männlichen. Die chriſtliche Religion ſey zu geiſtreich, deßwegen werde ſie untergehen und das Heidenthum beſtehen bleiben ꝛc.

Aber Brentano läuterte ſich, wurde überaus fromm und blieb es. Im Uebergange ſchrieb er viele Humoresken, Märchen und kleine Erzählungen. Am bekannteſten iſt ſein „Gockel, Hinkel und Gackeleia".

Der Graf Gockel von Hanau und ſeine Gemahlin Frau Hinkel von Henneberg ſind arm geworden und bewohnen eine elende Hütte in den Ruinen ihrer Stammburg. Das einzige Beſitzthum des Grafen iſt ein Hahn und eine Henne, die er, als ſeine Wappenthiere, unter allen Umſtänden behalten will. Einmal kommen drei Juden und bieten ihm eine große Summe für den Hahn, der auf ſeiner Schulter ſitzt, aber er gibt ihn nicht her. Frau Hinkel indeß und ihre Tochter Gackeleia können den Hahn nicht leiden, weil er ſie immer zu früh durch ſein Krähen aufweckt, und ſtecken ihn in einen Sack, wo er von Tag und Nacht nichts mehr weiß und nicht mehr kräht. Unterdeß wird auch die Henne mit ihren Küchlein durch Gackeleia's Unvorſichtigkeit von einer Katze gefreſſen. Als der Graf den Hahn endlich befreit, verlangt das halbverhungerte und über den Tod der Henne tiefbetrübte Thier ſelber, er ſolle ihn tödten. Wenn er es mit ſeinem gräflichen Schwerte thue, ſo ſey das ein ehrenvoller Tod, und überdieß werde er in ſeinem Kopfe einen Zauberſtein finden, der ihm alle Wünſche gewähren werde. So war es auch. Der Graf

enthauptete den Hahn, fand den Stein, wünſchte ſich und ſeiner alten Frau Jugend und Schönheit, ein ſchönes Schloß in der Reſidenz und Gut die Hülle und Fülle. Der König borgte von ihm, behandelte ihn als ſeinen beſten Freund, und wollte ſeinen Sohn mit Gackeleia vermählen. Aber Gackeleia hatte, obgleich der ſterbende Hahn ausdrücklich verlangt, ſie ſolle nie mit einer Puppe ſpielen, weil ihr Glück daran hänge, ſich von einem Juden eine ſchöne Puppe aufſchwatzen laſſen und ihm dafür, wie er verlangt, den Zauberſtein des Vaters gegeben. Der Graf konnte nun nicht mehr zaubern und der boshafte Jude machte, daß das ſchöne Schloß verſank, der Graf und die Gräfin wieder alt wurden und ſammt der Tochter als Bettler fortgejagt wurden. Gackeleia nahm die Puppe mit. Sobald der Graf dieſe erblickte, ahnte er, was an ſeinem Unglück ſchuld ſey und wollte Gackeleia ſtrafen. Dieſe lief davon und kam nicht wieder. Allein in ihrer Puppe ſteckte ein weißes Mäuschen, das der Jude hineingethan, um der Puppe lebendige Bewegungen zu geben, und das Mäuschen war einſt vom Grafen aus den Zähnen einer Katze befreit worden. Aus Dankbarkeit gab es jetzt der betrübten Gackeleia das Rettungsmittel an, ſchlich ſich in der drei Juden Haus, ſtahl ihnen, die ſich unterdeß moderniſirt, baroniſirt, beordensbandet ꝛc. hatten, bei Nacht den Zauberſtein, verwandelte ſie in Eſel und gab dem Grafen all ſein voriges Glück zurück, der Königsſohn aber heirathete die Tochter.

Wie hier dem romantiſchen Ritter das moderne Judenthum, ſo ſteht im „Märchen vom Rhein" der in den Rhein gefallenen und vom jungen Müller geretteten romantiſchen Prinzeſſin die moderne Schulweisheit in Herrn Ciſio Janus gegenüber. Im Märchen „vom Murmelthier" wiederholt ſich das alte vom Aſchenbrödel. In andern variirt Brentano nur die alten Märchen von den ſtarken Geſellen, vom Tiſchlein deck dich, vom Siebentod auf einen Schlag, und viele Märchen des Neapolitaners Baſile, alle mit ſehr phantaſtiſchen Auswüchſen. — Meiſterhaft iſt die Satire „der Philiſter", worin Brentano den deutſchen Spießbürger in der Napoleoniſchen Zeit ſchildert. Ein bloßer Scherz ſind „die mehreren Wehmüller", voll komiſcher Verwechslungen aus Anlaß eines ſtrengen Peſtcordons an der Grenze.

Ernſt und tragiſch iſt zuerſt die merkwürdige „Geſchichte des braven Kaſperl und des ſchönen Annerl", in welcher die liebliche Naivetät der Idylle mit allem Gräßlichen eines Criminalprozeſſes gepaart erſcheint. Annerl wird als Kindsmörderin hingerichtet. Im älteren ehrbaren Chronikenſtyl ſchrieb Brentano die Begebenheiten des Schüler Johannes und

das Tagebuch einer Ahnfrau. In den „drei Nüſſen“ gehen Omina dem Morde vorher.

Brentano ſchrieb auch mehrere Schauſpiele. Am meiſten wird ſein „Ponce de Leon“ geſchätzt (ſchon von 1801), der auch in der That öfter Shakeſpeare'ſchen Geiſt verräth, aber das Intereſſe weniger in Charaktere, als in tolle Verwicklungen und Verkleidungen legt und überhaupt an zu viele Perſonen vertheilt. „Die luſtigen Muſikanten“ und „Viktoria und ihre Geſchwiſter“ ſind Singſpiele für die Siegesfeſte von 1813, aber in humoriſtiſchem Ton geſchrieben, das letztere erinnernd an Wallenſteins Lager von Schiller. Demſelben patriotiſchen Zwecke dient das längere epiſch-dramatiſche Gedicht „die Gründung Prags“, höchſt wunderlich und bizarr die alte mythiſche Geſchichte Böhmens miſchend mit der Verehrung für das ſächſiſche Königspaar, welches damals in Prag in unfreiwilliger Verbannung zubrachte.

Beſſer als alle dieſe allzu ausſchweifenden Sachen ſind die lyriſchen Ergüſſe Brentano's. Seine weltlichen Gedichte ſind voll Zartheit und ſüßer Gluth. So das ſchöne Lied an den Mond, das Heimwehlied, die Blumenklage, die Romanze von der Lorelei. Die Romanzen vom Roſenkranz ſind allegoriſch zu verſtehen und enthalten zum Theil nur perſönliche Beziehungen und Erinnerungen. Aufs würdigſte aber ſchließt Brentano mit den geiſtlichen Gedichten ab, die uns die heiligſten Bilder im reichſten Blumenkranze zeigen.

> Oft vertieft er ſich in reiner Blumenluſt in dem immer höher ihn überrankenden, immer üppiger ihn umdrängenden Blumenflor und unter dem immer düfteſchwerer auf ihn niederſchattenden Blüthenüberhang, während kaum noch ein ſonnenbeglänzter grauer Schein durch die bunte Farbenfülle blickt und an die Nähe der Kirche mahnt. Oft fällt er unwillkührlich in den Ton, der in den Liedern des h. Franziscus von Aſſiſi überall wiederklingt, preiſend die Natur als Gottes Schöpfung und verweilend beim geringſten der Geſchöpfe als einem gottgeſchaffenen Weſen, z. B. S. 455. Am ſchönſten in dieſer Art iſt das Frühmorgenlied vom Kirſchenblüthenſtrauß, S. 484. Zuweilen tritt die Perſönlichkeit gar zu kindiſch naiv hervor, z. B. in dem Liede vom Aderlaſſen vor dem Abendmahl, wo die Beziehung des Blutens auf den Tod am Kreuz nicht ziemlich erſcheint. Allein man kann das kindliche Gefühl nicht wahrer ausdrücken und es gefällt uns beſſer, daß der Dichter ſich ihm überläßt, als wenn er ſich genirt und vor dem ſtrengen Publikum mit allerlei vornehmer Zurückhaltung Poſition genommen hätte.

Die reiche Phantaſie Brentano's kehrt wieder bei ſeiner Schweſter Bettina v. Arnim, aber noch minder geregelt und noch willkührlicher. Daß ſie ſich (in Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde) in eine Liebe zu dem viel älteren Göthe hineinträumen konnte, war ein Verrath an der echten Romantik.

Ebenfalls dem Heidelberger Kreiſe befreundet und gleichfalls einer angeſehenen Frankfurter Familie angehörig, leuchtete Karoline v. Günderode früh in poetiſchem Feuerwerk auf, um ſchnell zu erlöſchen. Sie liebte im Anfang des Jahrhunderts den berühmten Heidelberger Philologen und Symboliker Creuzer (einen Freund von Görres) und gab ſich ſelbſt den Tod. Bettina ſchrieb über ſie ein Buch und 1857 gab Götz ihre ſämmtlichen Dichtungen heraus. Von dem Schmerz, der die Günderode zum Selbſtmorde trieb, zeugen faſt alle ihre lyriſchen Gedichte.

Ein Schwanken, eine ängſtliche Verwirrung, ob ſie vergeſſen ſoll, ohne zu ſterben, oder ſterben, um zu vergeſſen, durchzittert das wunderbare Lied „Lethe". In einem andern Liede „die Bande der Liebe" gibt ſie zu verſtehen, die Erinnerung und der Tod ſey für ſie daſſelbe, ſie müſſe an der Erinnerung ſterben. Wieder in einem andern Liede „der Adept" ſchildert ſie die Unerträglichkeit der Zeit, die ewig daſſelbe wieder bringt. In tödtlich ermattender Ungenüge ſchwankt ſie zwiſchen Lebens- und Todesluſt. Eines der ſchönſten Lieder, in das ſie die ganze Poeſie ihres Schmerzes gehaucht hat, iſt das „Stumm und Leer".

Kann Lieb ſo unlieb ſeyn,
Von mir ſo fern, was mein? —
Kann Luſt ſo ſchmerzlich ſeyn,
Untreu ſo herzlich ſeyn? —
O Wonn', o Pein!

Immer beſtimmter neigt das ſchöne ſchwere Haupt dem Abgrund zu. Sie will ſterben.

Auf Naxos Felſen weint verlaſſen Minos Tochter.
Der Schönheit heißes Flehn erreicht der Götter Ohr.
Von ſeinem Thron herab ſenkt Kronos Sohn die Blitze,
Sie zur Unſterblichkeit in Wettern aufzuziehn.

Man wird nicht leicht rührendere Klagen in ſo ſchöner Sprache geleſen haben. Die Günderode ſteht, was ihre Sprache anlangt, in der erſten Reihe unſrer romantiſchen Dichter.

Ihre dramatiſchen Dichtungen ſind weniger vollendet.

Auffallend klingt durch dieſelben des falſchen Oſſian Harfe durch. Das kleine Stück „Mora“ iſt ganz oſſianiſch. Es iſt gewiß merkwürdig, wie ſich von dieſem Pſeudobarden (dem in Sentimentalität ſpeculirenden Macpherſon) gleichzeitig der harte Napoleon und die zarte Günderode haben verführen laſſen. In dem kleinen Stück „Immortalita“, einem lucianiſchen Geſpräch ähnlich, gelangt Erodion über den Styx und wird durch Immortalita (d. h. die Liebe durch die Unſterblichkeit) nach Elyſium geführt. Das kleine Drama Hildgund ſchildert die Vorbereitung zu Attila's Mord durch dieſes Mädchen. Udohlah iſt das ſchwächſte Stück, in der Sprache auffallend an Leſſings Nathan erinnernd. Ein Sultan entſagt ſeiner Geliebten, weil entdeckt wird, er habe den Mord ihres Vaters verſchuldet. „Magie und Schickſal“ iſt dem antiken Oedipus nachgebildet. Eine Mutter entbrennt für den eignen Sohn, den ſie in der Jugend hülflos verlaſſen hatte, ſpäter in unreiner Liebe, ohne zu wiſſen, wer er iſt. Merkwürdig ſticht gegen dieſes düſtere Schauſpiel „Muhamed“, ab, der unter allen Umſtänden, in Gefahren, in Trauerfällen, bei Gelegenheiten, wo er ſich rächen könnte ꝛc., die vollkommenſte Ruhe, Milde und Großmuth bewahrt. Hätte die Dichterin ſelbſt dieſe ideale Ruhe beſeſſen, ſo würden wir ihren frühen Tod nicht beklagen müſſen.

In Heinrich v. Kleiſt erkennen wir einen der liebenswürdigſten, aber auch der unglücklichſten Romantiker. Sohn eines preußiſchen Offiziers irrte er, ohne eine rechte Beſtimmung zu wählen, unſtät umher, hatte das Unglück, obgleich er ſelbſt gar nicht Soldat war, 1806 für einen Offizier gehalten und als Gefangener nach Frankreich geſchleppt zu werden, verliebte ſich nachher in Adolphine Vogel, geb. Keber, und erſchoß ſich mit ihr gemeinſchaftlich 1811. Durch das zerriſſene Gewölk ſeiner Seele blicken wir in klare ſchöne Landſchaften von wunderbarem Reize. Daß die Liebe ein Zauber ſey, dieſe Wahrheit hat kein Dichter tiefer erkannt, als Heinrich v. Kleiſt. Aber er verſenkte ſich zu tief in dieſen Zauber. Wer die ganze Süßigkeit der Sympathie ausdenken will, muß mit dem Leben zerfallen. In ſeinem erſten Trauerſpiel „die Familie Schroffenſtein“ ſchwebte ihm Romeo und Julie vor.

Rupert, das Haupt des einen Zweiges der Familie, glaubt, Sylveſter, das Haupt des andern Zweiges, trachte ihn um des Erbes willen zu verderben. Da Ruperts jüngſter Sohn zufällig verunglückt, heißt es, Sylveſter habe ihn ermorden laſſen und Rupert beginnt die blutige Fehde wider den ganz unſchuldigen Sylveſter. Insgeheim aber kommt Ruperts Sohn Ottokar mit Sylveſters Tochter Agnes im Walde zuſammen, denn beide lieben ſich. Als Rupert es erfährt, überfällt er ſie. Ottokar hat aber noch Zeit, ſeine Kleider mit denen ſeiner Geliebten zu vertauſchen. Eine Scene voll Reiz, indem er

dem keine Gefahr ahnenden Mädchen die Wonne der Brautnacht vorſpiegelt, indem er ſie entkleidet. Darauf kommt Rupert und erſticht ſeinen eigenen Sohn Ottokar, indem er ihn für Agnes hält. Agnes entkommt, wird aber nun von ihrem Vater, der ſie für Ottokar hält, getödtet. Ueber ihren Leichen verſöhnen ſich die ihres Irrthums inne werdenden Väter.

Die tiefſte Bezauberung durch die Liebe, wie ſie je ein Dichter auffaßte, liegt in Kleiſts „Käthchen von Heilbronn" vom Jahr 1810.

Das Käthchen iſt die vermeinte Tochter eines Waffenſchmiedes in Heilbronn. Ritter Wetter vom Strahl beſucht die Schmiede ſeiner Rüſtung wegen, das Mädchen ſieht ihn, wird ſogleich magnetiſch mit ihm verbunden und ſtürzt ihm in ſomnambulem Zuſtande aus dem Fenſter nach aufs harte Pflaſter. Der Schmied klagt den Ritter bei der Veme auf Zauberei an. (Kannte wohl Kleiſt die ältere, ſchönere Erzählung, die ich Th. II. S. 432 mitgetheilt habe?) Der Ritter iſt unſchuldig. Er treibt das wieder geheilte Mädchen, das ihm wie ein Hund folgt, mit der Peitſche fort. Sie iſt aber durch den unauflöslichen Zauber der Sympathie an ihn gebunden und kann ihn nicht laſſen. Sie leiſtet ihm die wichtigſten Dienſte, als Feinde ihn verfolgen. Dankbarkeit, Mitleid erweichen ſein Herz. Er findet ſie ſchlafwachend unter einem Fliederbaum und beginnt ein Geſpräch mit ihr, die immer fortſchläft und doch ſpricht. Sie ſtürzt ſich für ihn ins Feuer der brennenden Burg. Aber erſt als ſie als eine verloren gegangene Tochter des Kaiſers wiedererkannt wird, kann er ſie heirathen.

In dieſem rührenden Schauſpiel, das ſehr großen Beifall fand, iſt die blinde Liebe und Hingebung des Weibes in unnachahmlich reizenden Zügen geſchildert. Viel ſchöner als in der Griſeldis. Sehr ſchön iſt Kleiſts „Prinz Friedrich von Homburg".

Der Prinz, ein junger ritterlicher Held, dient unter dem großen Kurfürſten und liebt deſſen Nichte Natalie. Als Nachtwandler begegnet er ihm zufällig und verräth in dieſem bewußtloſen Zuſtande ſeine Liebe. In der Schlacht bei Fehrbellin erringt ſeine unwiderſtehliche Tapferkeit den Sieg, aber gegen Befehl, und wegen Ueberſchreitung ſeiner Ordre wird er verhaftet. Auch in der Haft verläßt ihn ſeine edle Schwärmerei keinen Augenblick und bald entläßt ihn der Kurfürſt mit hoher Auszeichnung und gibt ihm Natalien. Eine ſehr originelle und reizende Miſchung von junger Kriegerehre und faſt mädchenhaftem Somnambulismus. Der männliche Pendant zum Käthchen deſſelben Dichters.

In „der Hermannsſchlacht" legte Kleiſt den ganzen Schmerz ſeines patriotiſchen Herzens nieder. Er ſah Deutſchland innerlich zerriſſen, von Napoleons Heeren rettungslos überſchwemmt. Da ballte ſich ſeine

Faust und er träumte sich zurück in die Zeit des Arminius. Aber er spiegelte in diesem Heldenbilde zugleich den ganzen Verrath der Gegenwart, die Zwietracht, Schwäche und Erbärmlichkeit deutscher Fürsten ab. — Eben so genial sind die griechischen Dramen Kleists.

Penthesilea's Geschichte ist noch von keinem Dichter genialer aufgefaßt worden als von ihm in dem gleichnamigen Trauerspiel. Schade nur, daß er den Stoff ganz willkührlich behandelt hat.

Penthesilea nämlich bildet sich ein, den Achilleus besiegt zu haben und hingerissen von seiner Schönheit, behandelt sie ihn mit einer Großmuth, die rasch in die innigste Hingebung der Liebe übergeht. Auch er kann diesem holden Liebreiz der gewaltigen Amazone nicht widerstehen und gibt sich ihr ganz hin. Nun entsteht aber ein kleiner Zank zwischen ihnen. Da er nämlich der Sieger ist, will er sie mitnehmen, während sie sich einbildet, ihn in ihr Reich mitnehmen zu können. Sobald sie ihren Irrthum inne wird, fällt sie in Raserei. Alle ihre weibliche Hingebung war motivirt durch die Großmuth, die sie als Siegerin äußern konnte. Unter dem Gesichtspunkt einer Besiegten mußte sie dagegen unziemlich und verächtlich erscheinen. Daher die Wuth, in welche Penthesilea ausbricht und die so weit geht, daß sie den nämlichen Achill, den sie eben noch so heiß geliebt, tödtet und wie eine Bachantin in Stücke reißt.

Nicht minder keck weicht Heinrich v. Kleist auch in einem Lustspiel von der alten Tradition ab, im „Amphitruo".

Hier entfernt sich Jupiter nicht, sondern bleibt auf dem Platze als Amphitruo und stellt sich dem wahren Amphitruo entgegen. Alkmene soll entscheiden und hält den falschen Amphitruo für den wahren. Nun kann man sich denken, in welche Verlegenheit dieser letztere geräth, bis Jupiter dem Schmerz ein Ende macht, sich als Gott zu erkennen gibt und den armen Hahnreih fühlen läßt, daß er es noch als eine Gnade anzusehen habe, einen solchen hohen Gast im Bette seiner Frau gehabt zu haben.

Kleists Trauerspiel „Robert Guiscard" blieb Fragment. Sein Lustspiel „der zerbrochene Krug" ist unbedeutend. — Unter seinen kleineren Erzählungen

ist die erste „Michael Kohlhaas" einer wahren Begebenheit der brandenburgischen Geschichte nacherzählt. In der zweiten Erzählung läßt „die Marquise von O." in die Zeitungen einrücken, sie sey ohne ihr Wissen schwanger geworden und fordere den unbekannten Vater ihres Kindes auf, sich zu melden. Ein Graf meldet sich, sie heirathet ihn aber erst, nachdem er sich demüthig um ihre Liebe hat bewerben müssen. — „Das Erdbeben in Chili." Josephe,

eine junge Dame zu St. Jago in Chile mußte wider Willen Nonne werden, ihr Geliebter, Don Aſteron, ſchlich ſich aber heimlich zu ihr, ſie wurde ſchwanger und gebar ein Kind unterwegs während einer Prozeſſion. Wegen dieſes Skandals ſollte ſie eben enthauptet werden und Aſteron wollte ſich gleichzeitig umbringen, als ein ungeheures Erdbeben ſie unterbrach. Sie kamen glücklich mit dem Leben davon, fanden ſich in der allgemeinen Zerſtörung wieder und lebten noch kurze Zeit glücklich, bis das Volk ſie erkannte und ermordete. — „Die Verlobung in St. Domingo.“ Toni, eine junge Meſtize auf Hayti, im Hauſe eines der wildeſten und unbarmherzigſten Negerhäuptlinge, verbirgt Guſtav, einen jungen franzöſiſchen Offizier, während des großen Negeraufſtandes, indem ihr wildes Herz von der heftigſten Liebe zu ihm ergriffen wird. Auch ihn feſſelt an ſie nicht nur Dankbarkeit, ſondern auch der Umſtand, daß ſie ſeiner ermordeten Geliebten ähnlich iſt. Der Neger überraſcht ſie, da ſchnell entſchloſſen bindet ſie dem Jüngling mit wilder Geberde die Hände, als hätte ſie ihn eben gefangen genommen und rettet ihn ſo wenigſtens vor augenblicklicher Ermordung. Dann in der Nacht ſucht ſie mit größter Anſtrengung Weiße auf, die ihn befreien; aber kaum hat er die Hände frei, ſo ſchießt er die arme Toni nieder, indem er nicht weiß, was ſie für ihn gethan hat. — „Das Bettelweib von Locarno.“ Ein Marcheſe jagt eine Bettlerin aus dem Winkel, wo ſie ruht, ſie ſteht auf und bricht todt zuſammen, ihr Geiſt aber verfolgt den Marcheſe, bis er das Schloß und ſich ſelbſt mit verbrennt. — „Der Findling.“ Piachi, ein Kaufmann in Rom, erbarmte ſich in Raguſa auf einer Reiſe eines verwaiſten peſtkranken Knaben Nicolo, durch den aber ſein eigener geliebter Sohn angeſteckt wurde und ſtarb. Trotzdem fuhr er fort, Nicolo zu pflegen und behielt ihn an Sohnesſtatt. Als er aber erwachſen war, entehrte Nicolo mit Gewalt ſeine Pflegemutter, Piachi's Gattin, daß ſie vor Entſetzen ſtarb. Piachi ermordete dafür den ſchändlichen Pflegeſohn, der ſo viel Unglück über ihn gebracht, und wollte, als er ſelber hingerichtet wurde, keine Buße thun, noch Abſolution annehmen, um gewiß in die Hölle zu kommen und dort ſeine Rache an Nicolo zu vollenden. — „Der Zweikampf.“ Littegarde, die edle Wittwe des Ritter von Auerſtein, wurde vom Grafen Jakob dem Rothbart geliebt, den ſie aber verſchmähte. Jakob brachte ſeinen Bruder, den Herzog von Breiſach, um und rächte ſich zugleich an Littegarde, indem er ihr ſchamlos erklärte, in der Nacht des Mordes bei ihr geſchlafen zu haben. Die ſcheinbaren Gründe für dieſes Alibi genügten. Littegarde wurde von ihren Brüdern ins Elend geſtoßen. Ritter Friedrich von Trota nahm ſich ihrer an, rief das Gottesurtheil im Zweikampf an, unterlag aber und nun ſollten beide als Frevler gegen das Gottesgericht, das ſie ſchuldbewußt angerufen hatten, ſterben, als der ſchwer erkrankte Rothbart ſein Verbrechen und jener beiden Unſchuld erklärte.

Der Maler Philipp Otto Runge aus Wolgaſt, deſſen Werke nach

seinem Tode 1840 erschienen, schrieb zuerst die berühmt gewordenen Märchen vom Machandelbaum und vom Fischer und seiner Frau nieder und componirte selbst mit dem Pinsel wie mit der Feder Märchen, in denen die Blumen eine große Rolle spielen.

Die Blumen dienen ihm zum allegorischen Ausdruck. So malt er in der Geschichte einer weißen Lilie den Wechsel der Tageszeiten, von ihrem Erwachen bis zu ihrem Hinabsinken. Alles von dieser Art kann eigentlich nur als Randzeichnung gelten, aber kein Maler war je so reich in den Arabesken, als Runge.

Der schlesische Dichter, Joseph Freiherr v. Eichendorff, welcher zuerst 1815 auftrat, hat in seinen lyrischen Gedichten, wenn dieselben Waldeinsamkeit, Morgen- und Reiselust oder stille Liebe schildern, viel von Novalis und Tieck angenommen, in den Capriccios aber von Chamisso. Seine Novellenprosa erinnert am meisten an Arnim, gelegentlich auch an Sternbalds Wanderungen. Im Drama ist er warm, wie Heinrich von Kleist. Ueberall wiederholen sich bei ihm die zartesten Bilder und Töne unserer besten romantischen Dichter, aber Eichendorff selbst tritt uns nicht in festumrissener Originalität entgegen.

Sein erster Roman „Ahnung und Gegenwart" wurde 1815 durch Fouqué eingeführt.

Der junge Graf Friedrich fährt von lustigen Studenten begleitet die Donau herab. Da fesselt ihn ein fremdes schönes Mädchen, Rosa. Er folgt ihren Spuren, geräth in eine Räuberherberge, wo ein schönes junges halbnacktes Mädchen ihn warnt und ihm im Kampf gegen die Räuber beisteht. Obgleich Sieger, wird er verwundet und erwacht, nach langer Ohnmacht, auf Rosa's Schloß, neben sich den Knaben Erwin, der ihn im Walde gefunden haben will. Es ist das als Knabe verkleidete Mädchen aus der Räuberschenke, die ihm fortan unerkannt dient, ohne daß er sie wiedererkennt oder ihr Geschlecht erräth. Er genest und findet die beste Gesellschaft im Schloß. Mit einem hier gewonnenen Freund Leontin besucht er ein anderes Schloß, wo Julie, Leontins Geliebte, wohnt, und endlich das Schloß der geistreichen Gräfin Romana, die sich mit aller Gluth einer Italienerin in ihn verliebt. Er kommt in die Residenz, wo Rosa von einem Prinzen umgarnt ist. Er kämpft für das Vaterland in einem Gebirgskriege mit (dem Tirolerkriege), weßhalb er geächtet und seine Güter confiscirt werden. Er kommt wieder zur Gräfin Romana, die sich, da sie ihn nicht gewinnen kann, wie Dido-Armida benimmt, nämlich sich erschießt und zugleich ihr Schloß in Brand steckt. Er findet Erwin wieder, der bei seinem Anblick todt auf die zerbrochene Laute

ſtürzt, die er eben geſpielt hat. Jetzt erſt erkennt man in ihm das Mädchen Leontin heirathet Julien, Friedrich aber geht in ein Kloſter.

Es ſind da überall hübſche romantiſche Anklänge und Anfänge, aber nichts iſt durchgeführt. Der Knabe iſt eine ſchwache Erinnerung an Mignon, ſein Charakter wird eigentlich nie entwickelt. Friedrich erhebt ſich aus der romantiſchen Liebelei, kämpft für das Vaterland und weiht ſich der Kirche; aber das iſt alles nicht gehörig in ſeiner Charakteriſtik motivirt und erſcheint wie zufällig.

„Krieg den Philiſtern". Dramatiſches Märchen von Eichendorff (1824) iſt eine Nachahmung und ärgſte Uebertreibung der von Tieck im Zerbino und in der verkehrten Welt beliebten Manier.

Das Heer der Poetiſchen bricht feindlich in das Land der Philiſter ein, auf Schiffen, die über Land fahren. Sie landen an verſchiedenen Punkten und unter verſchiedenen Klaſſen der Philiſter. Sodann reiſen Narr, Kritikus ꝛc. rückwärts in die Vergangenheit, in die Perücken- und Reifrockzeit, in die alte Ritterzeit ꝛc. Endlich ſpricht nicht nur der Autor des Stückes ſelber mit, ſondern auch der Rezenſent und wird die Illuſion in jedem Augenblick zerſtört. Es fehlt in dieſem Stück durchaus nicht an feinen Anſpielungen und guten Witzen, die ſich auf den verkehrten Geſchmack des Publikums, die Anmaßung der Dichter, die Einſeitigkeit der Schulen und Lächerlichkeit der Moden beziehen; aber die Scenen wechſeln gar zu bunt mit den Perſonen ſelbſt; es hätte doch mehr Einheit wenigſtens durch die Hauptperſonen in das Stück gebracht werden ſollen. Die Aufmerkſamkeit des Leſers wird zu ſehr zerſtreut.

Eben ſo phantaſtiſch iſt die Novelle „Viel Lärm um nichts", in welcher die Poetiſchen, Prinz Romano und Gräfin Aurora, in das Beſitzthum des Herrn Publikum gerathen. Die poetiſche Gräfin kehrt ſehr oft bei Eichendorff wieder. So in der Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts".

Der Taugenichts iſt ein armer Junge, der mit einer Geige ſingend in die Welt hinausgeht und von zwei Damen hinten auf dem Wagen mitgenommen wird, weil ſein Geſang und Spiel ſie ergötzt. Er wird in ihrem Schloß aufgenommen und Gärtner. Die junge ſchöne der beiden Damen, Gräfin und Gemahlin des Schloßherrn, intereſſirt ſich ſehr für den Taugenichts, er ſingt und ſpielt oft heimlich vor ihrem Fenſter. Plötzlich wird er einmal im Walde von Räubern entführt, die ſich aber nachher als Maler kund geben und mit denen er nach Italien geht. Die Maler bewundern ſeine Schönheit, auch eine unbekannte Gräfin, die er für die ſeine hält, in der er aber eine fremde erkennt und gegen die er ſich ſo ungeſchickt benimmt, daß ſie ihn fahren läßt.

Endlich kommt er zurück und findet ſeine Gräfin wieder, aber jetzt erſt entdeckt er, daß es gar keine Gräfin, ſondern die Nichte des Portiers und nur im Schloß erzogen iſt. Nun bekommt er ſie zur Frau. Das Ganze läuft alſo auf eine romantiſche Myſtification hinaus, die gar anmuthig durchgeführt iſt. Der Styl mahnt an Arnims Kronenwächter. Aber die durchdachten Lieder paſſen nicht für einen ſo jungen unerfahrenen Taugenichts. Auch iſt der Dichter etwas nachläſſig geweſen, indem beim Abſchied des Taugenichts noch Schnee vom Dache ſchmilzt und er an demſelben Tage noch durch wogende Kornfelder wandert.

Aehnlich die Novelle „das Marmorbild".

Ein gewiſſer Florio wird ganz eben ſo myſtificirt durch eine junge Dame, die ihm in mannigfaltiger Geſtalt erſcheint, bis er ſie in Knabentracht wiederfindet und ſie ſeine Braut wird. Der Dichter führt uns durch italieniſche Paläſte und Gärten voll reizender, nur zu flüchtiger Erſcheinungen. Alles iſt zu nebulos und traumhaft, die Auflöſung der Räthſel, wie in der früheren Novelle, zu nüchtern.

Die Novelle „Dichter und ihre Geſellen" (1834) verdient am meiſten den Vorwurf, eines jener unglücklichen Produkte der Romantik zu ſeyn, in denen die Dichter nicht die Welt, ſondern nur ſich und ihre Lieblingslecture und Kunſtgenüſſe beſpiegeln. Nicht geſchöpft aus der Tiefe der Natur- und Lebensanſchauung, ſondern aus Göthe's Wilhelm Meiſter und Tiecks Sternbald.

Baron Fortunat, halb Student, halb Jäger, reist luſtig durch die Welt, findet in einem kleinen Städtchen ſeinen Univerſitätsfreund Walter und macht mit ihm einen poetiſchen Luſtritt zu dem nicht fern wohnenden Dichter Grafen Victor. Unterwegs in einem Amtmannshauſe lernt er die reizende Florentine, Walters Geliebte, kennen, und beneidet ihn. Victor iſt nicht zu Hauſe. Indem Fortunat ſeinen Weg weiter nimmt, begegnen ihm während eines Ungewitters vornehme Damen zu Pferde, im naſſeſten Zuſtand, die ſchwarzen Locken an dem ſchönen Geſicht der Einen, die ſpäter als Gräfin Juana erkannt wird, herunterhängend und triefend. Dazu kommt noch eine total verregnete Schauſpielerbande, wodurch wir plötzlich in Göthe's Meiſter verſetzt werden. Die Gräfin Juana iſt im Gefolge einer Fürſtin, deren Gemahl die Schauſpieler beſtellt hat. Auch Fortunat beſucht ihren Hof, an dem der ritterliche Literat Lothario und ein phantaſtiſch humoriſtiſch ausſchweifender Poet Dryander, den die Fürſtin liebt, der Maler Albert ꝛc. die äſthetiſchen Genüſſe leiten. Auch ein engliſcher Lord iſt da, der „die Geſchichte der wilden Spanierin" erzählt, einer Gräfin, die aus Patriotismus unter den Franzoſen greulich gemordet, aber einen franzöſiſchen Offizier, nachdem ſie ihn verwundet,

gänzlich zu ihrem Sklaven und Mitkämpfer gegen ſein eigenes Volk gemacht hat. Man ahnt, daß das eben die Gräfin Juana ſey, die ein italieniſcher Marcheſe heirathen ſoll, vom Fürſten geliebt, von Lothario entführt wird, ſich aber unterwegs ins Waſſer ſtürzt. Fortunat ſieht ihr Leichenbegängniß und flieht ins Land der Kunſt, nach Italien. Hier verliebt er ſich in die ſchöne Fiammetta, findet alte Bekannte, Maler und Dichter, wieder. Jetzt erſt erfahren wir, daß Lothario der Dichtergraf Victor iſt. Die Fürſtin täuſcht in der angenommenen Kleidung Juana's. Er endet als katholiſcher Geiſtlicher. Fortunat verliert Fiammetten, aber nur, um ſie in Deutſchland wiederzufinden und zu heirathen.

Eichendorff ſchrieb auch zwei contraſtirende Trauerſpiele von ſchöner Anlage, den „Ezzelino von Romano" 1828.

Ezzelin als echter Sohn ſeiner wilden Zeit aufgefaßt, der noch wilder als ſie, mit ihrer Wildheit ſpielt und das ghibelliniſche Ideal eines blühenden weltlichen Reichs im Auge, doch zugleich weiß, daß es nur hinter Strömen von Blut zu erreichen iſt, in denen er untergehen muß, in die er ſich aber wie in ein erfriſchendes Bad ſtürzt.

Dagegen iſt Heinrich Reuß von Plauen im „letzten Ritter von Marienburg" (1830)

ein Ideal von chriſtlicher Ritterpflicht und unerſchütterlicher Feſtigkeit im Dienſte des höchſten Herrn, muthig in der höchſten Noth, würdevoll im Unglück, ganz ohne Egoismus.

Schade, daß Eichendorff, anſtatt ſo viel zu wilhelmmeiſtern und zu ſternbalden, nicht mehr darauf Bedacht nahm, ſtarke männliche Charaktere zu zeichnen. Er hat auch ein Luſtſpiel geſchrieben, welches den beſten ſpaniſchen Stücken an Feinheit gleichkommt, „die Freier" (1833). Im Grunde nur eine Wiederholung von Jüngers „Maske für Maske", aber viel geiſtvoller.

Ein junger Graf Bernard will ſeine Zukünftige, die er noch nicht kennt, die ſchöne Gräfin Adele, prüfen und kommt als luſtiger Schauſpieler auf ihr Schloß. Sie ſelbſt aber hat ſich bereits in ihr Kammermädchen verkleidet und in dieſen Masken verlieben ſich beide in einander. Anders aber hat Eichendorff das Kammermädchen behandelt, die hier (Flora) wenigſtens eben ſo geiſtreich iſt als ihre Herrin und durch ihre Munterkeit als angebliche Gräfin den Reiz des Ganzen erhöht.

Der Jugend- und Liebesmuth des Grafen, der Adele, und des Jägers Victor, der Floren erobert, iſt mit hoher Genialität aufgefaßt und mahnt an Shakeſpeare's beſte Luſtſpiele.

In ſeinen ſpäteren Jahren ſchrieb Eichendorff mehrere Werke über die neuere, vorzugsweiſe die romantiſche Poeſie, worin er ſie vollkommen richtig beurtheilte, das Herrliche an ihr hervorhob und gegen Verunglimpfung ſchützte, aber auch ihre Mängel nicht mißkannte.

5.

Rückfall der Romantik in den Dämonismus.

Da die meiſten Romantiker Proteſtanten und Kinder ihrer Zeit waren, wurden ſie von der alten Kirche, zu welcher doch der Weg aller Romantik führte, nicht mächtig genug angezogen, ja viele wichen ſcheu vor ihr zurück. Weil ſie aber die Lichtſeite flohen, geriethen ſie in die Nachtſeite und ihre Phantaſie, dem Mittelalter entrinnend, fand keinen andern Ausweg als den in die Dämonomanie des Reformationszeitalters. So reproducirte ſich das „Hereinragen der Hölle in die deutſche Dichtung“ wie vor dreihundert Jahren jetzt wieder in der von ihrem Ziel rückwärts entweichenden, herabſinkenden Romantik.

Schon in den Ritterromanen, dieſen Ausgeburten der falſchen Romantik, hatten Geiſter geſpuckt. Im Jahr 1808 erſchien Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde, worin gelehrt wurde, daß die Geiſter der Verſtorbenen wirklich erſcheinen könnten, während die Rationaliſten eine Menge Bücher verbreiteten, worin umgekehrt der Geiſterglauben als Wahn und Obſcurantismus verſchrieen wurde. In den Jahren 1810—1816 gaben Johann Auguſt Apel, Senator in Leipzig, und Friedrich Auguſt Schulze (genannt Laun) in Dresden ein Geſpenſterbuch heraus, welches echt poetiſche Stoffe dieſes Gebiets verarbeitete. Am berühmteſten wurde Apels Erzählung „der Freiſchütz“. Vgl. Theil II. S. 163. „Die Bräutigamsvorſchau“ iſt derſelbe Stoff, den Tieck im „Dolch“ behandelte. Vgl. Theil I. S. 142. Schön iſt „das ſtille Kind“ und ſehr eigenthümlich „die Todtenbraut“.

Hildegarde, die verſtorbene Zwillingsſchweſter Libuſſa's, von ihr nur durch ein kleines Maal am Nacken unterſchieden, geht als Geiſt um, wird mit ihr verwechſelt und ſtört das Glück ihrer Liebe. Am Ende aber entdeckt ſich, daß es nicht die Todte ſelbſt iſt, die etwa wie die Braut von Korinth umgeht,

ſondern eine andere längſt geſtorbene Perſon, die verdammt iſt, ſo lange auf Erden umzugehen, bis ſie ein liebendes Paar findet, deren Glück ſie nicht zerſtören kann. Dieſe nun bedient ſich der ſchönſten Leichen jüngſt verſtorbener Mädchen zu ihrem Zweck und ſo auch Hildegardens.

Unter allen romantiſchen Dichtern, welche ſich dieſer Vorliebe für das Dämoniſche hingaben, erlangte den höchſten Ruhm der ſ. g. Callot-Hoffmann. So pflegt man zum Unterſchied von ſo vielen andern Hoffmannen den aus Königsberg gebürtigen Bamberger Muſikdirector, ſpäteren Berliner Kammergerichtsrath Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann zu nennen, weil er ſeine erſten poetiſchen Gemälde „in Callots Manier" herausgab. Der Lothringer Callot, aus der Zeit Ludwigs XIV., malte höchſt phantaſtiſche und groteske Bilder. Hoffmann war ein nervöſer, überreizter Menſch, habitueller Trinker und etwas unheimlich in ſeinem Leben wie in ſeinen Schriften. Er wußte nicht wie Jean Paul und Tieck die rege Einbildungskraft mit der Wirklichkeit auszuſöhnen. Das eigentlich Poetiſche und weſentlich Eigenthümliche bei Callot-Hoffmann iſt, wie er ſelbſt es in den Serapionsbrüdern I. S. 11 gut bezeichnet, „das Entſetzen an dem tief geſpenſtiſchen Philiſtrismus". Was wir jetzt Natur und Alltäglichkeit nennen, iſt ſo unnatürlich und fremdartig, daß die Bewohner anderer Himmelskörper und unbefangene Geiſter ſich daran als an etwas Dämoniſchem entſetzen müßten. Daher faßt Hoffmann nicht immer das gemeine Leben als das Gewiſſe und die phantaſtiſchen Träumereien ſeiner verliebten Jünglinge und Enthuſiaſten als Wahn auf, ſondern öfter kehrt ſich bei ihm das Verhältniß um, die zarte Elbenwelt, die Wunderweſen des Traums werden zum Natürlichen und Wahren und die Hofräthe und Kammerſekretaire und Profeſſoren ꝛc. werden zu Geſpenſtern und ungeheuerlichen Weſen. Hier iſt der eigentlich romantiſche Standpunkt, der die Seelenruhe des Glaubens mit der nationalen Heldenkraft verbindet, ſchon wieder verloren gegangen, und man ſieht deutlich, wie das poetiſche Vermögen der Neuzeit die Heiligkeit und Mannhaftigkeit des Mittelalters nicht vertragen kann und ſich unvermerkt von der Ritterzeit wieder in die Perückenzeit zurückzieht. Callot-Hoffmann wird daher nur noch uneigentlich zu den Romantikern gezählt. In ihm reproducirte ſich vielmehr der Dämonismus des 17. Jahrhunderts in ſeiner höchſten poetiſchen Blüthe. Das Geheimniß ſeiner Poeſie liegt in dem

ſüßen Grauen zauberiſcher Verlockung, in der ſchönen Angſt der Unſchuld vor dem Böſen und in den Capriccios der Diablerien, und indem er desfalls in die Gefühlsweiſe einer früheren Zeit über hundert Jahre zurückgehen mußte, war auch ſeine Affectation eines altfränkiſchen Coſtumes ganz angemeſſen. Er ſtellt in dem pſychologiſchen Entwicklungsgange der modernen Poeſie ein höchſt intereſſantes Moment dar, aber man begreift, daß er weder recht populär werden, noch in ſich ſelbſt befriedigt werden konnte, weil er der Gegenwart ſcheu und in fieberhafter Angſt entfliehend doch die alte Heimath der Nation nicht hat wiederfinden können. Die ganze Diſſonanz der deutſchen Nation concentrirt ſich in Hoffmann. Daß in ſeinen Erzählungen die Muſik eine ſo gewaltige Rolle ſpielt, iſt gewiß eine Nothwendigkeit. Alvina weint in der Gewalt des Winterrieſen. Dieſe uralte Wehklage tönt durch alle Werke des unglücklichen Amadeus.

Zuerſt erſchienen von ihm: „Fantaſieſtücke in Callots Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reiſenden Enthuſiaſten. Mit Vorrede von Jean Paul, Bamberg 1814.“

I. 1) Jacques Callot, eine Betrachtung über dieſen kecken Maler. 2) Ritter Gluck. Der Enthuſiaſt trifft im Berliner Thiergarten mit einem alten Herrn zuſammen, und ſpricht mit ihm über Muſik, trifft ihn wieder im Theater bei der ſchlechten Aufführung der Gluck'ſchen Armide und wird von ihm in ſein Haus mitgenommen. Hier ſpielt derſelbe die Armide ſelbſt aufs genialſte dem Enthuſiaſten vor und gibt ſich ihm dann als der Autor Ritter Gluck zu erkennen. 3) Kreisleriana. Der Kapellmeiſter Johannes Kreisler ergeht ſich ſarkaſtiſch über den elenden Muſikunterricht, über den Mißbrauch der Muſik als bloßes Unterhaltungsmittel, über die Charakterloſigkeit und Eitelkeit in den Concerten. Höchſt ergötzlich iſt die ausführliche Beſchreibung eines Berliner Thee mit obligater Claviermuſik der Fräulein Töchter. Dazu eine Charakteriſtik der genialen Muſik des verkannten Beethoven, mit der Hoffmann in den wilden Contraſten und Capriccios harmonirt. — 4) Don Juan. Der Enthuſiaſt hört in einer fremden Stadt dieſe Oper und iſt entzückt beſonders von der Donna Anna. Da im Zwiſchenact ſteht dieſelbe hinter ihm in der Loge und läßt ihn in die Tiefe ihrer muſikaliſchen Seele blicken. In derſelben Nacht ſtirbt ſie. Doch iſt das bei Hoffmann öfter vorkommende Verklingen des Lebens und der Stimme hier nicht die Hauptſache, ſondern ein neuer Schlüſſel zum Verſtändniß der Mozart'ſchen Oper. Donna Anna, ſetzt Hoffmann voraus, habe den ſchönen heldenmäßigen Don Juan ihrem ſchneidermäßigen Bräutigam vorgezogen, Don Juan ſey wirklich glücklich bei ihr geweſen, und aus

Donna Anna's Tönen rede nicht der Schmerz über den Verluſt des Vaters, ſondern die Verzweiflung der Liebe. Ich bin überzeugt, daß Mozart, auf den es allein hier ankommt, der Meinung Hoffmanns nicht geweſen iſt. — 5) Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza. Nachahmung der bekannten Hundenovelle des Cervantes, mit Beibehaltung deſſelben Hundes, der ſich höchſt vernünftig über die unvernünftigen Menſchen beklagt und zwar hauptſächlich wieder, wie Kreisler, den ſchlechten Geſchmack und die Eitelkeit geiſtloſer Menſchen, die ſich für Kunſt als Modeſache enthuſiasmiren, geißelt. Einmal wird er, als eine große mimiſche Künſtlerin (die Hendel-Schütz) eine Sphinx darſtellt, derſelben gegenübergelegt, um ſie zu perſifliren, eine ſehr gelungene Satire. Zuletzt rächt er die beleidigte Unſchuld und Schönheit, eine gewiſſe Cäcilie, an ihrem rohen Bräutigam, indem er in der Hochzeitsnacht über ihn herfällt und ihn halbtodt beißt.

II. 1) Der Magnetiſeur. Die junge Baroneſſe Marie, Geliebte des Hippolyt, wird durch einen gewiſſen Alban, den dämoniſchen Magnetiſeur, der gleich einem Vampyr vor dem Tode das Leben des edlen Mädchens langſam ausſaugt, ihren Verwandten und ihrem Geliebten unvermerkt entriſſen. — 2) Der goldene Vogel, ein Märchen. Der Student Anſelmus, ein ſchwärmeriſcher Jüngling, führt ein Doppelleben in der gemeinen Welt, und in der Wunderwelt, in der ihn eine reizende Elfin als goldgrüne Schlange Serpentine verführt. Wie in allen Märchen Hoffmanns iſt auch in dieſem der Contraſt zwiſchen der Proſa unſeres bürgerlichen Beamten- und Honoratorenlebens und der poetiſchen Traumwelt mit trefflichem Humor durchgeführt. — 3) Die Abentheuer der Sylveſternacht. Der Enthuſiaſt ſieht ſeine Jugendgeliebte wieder, wird von neuem raſend in ſie verliebt, findet auch ſie ihm zärtlich geneigt, wird aber aus allen ſeinen Himmeln geriſſen durch die Ankunft ihres — Mannes, eines häßlichen widrigen Geſellen, da er gar nicht einmal gewußt hat, daß ſie verheirathet ſey. Er trinkt ſich Muth in einem Weinhauſe und geräth hier mit Erasmus Spikher zuſammen, der ſein Spiegelbild an den Teufel verloren hat, wie Peter Schlehmil ſeinen Schatten. Schwache Nachahmung Chamiſſo's. — 4) Kreisleriana. Wieder muſikaliſche Klagen und Satiren.

Hierauf folgten „Nachtſtücke" 1816.

I. 1) Der Sandmann. Ein Geſpenſt der Kindermärchen, das den Kindern Sand in die Augen ſtreuen und ihnen dann die Augen ausreißen ſoll, um ſeine Kinder damit zu füttern. Der Knabe Nathanael wird durch die Erſcheinung dieſes Sandmanns, der oft zu ſeinem Vater kommt, um mit ihm geheim Chemie zu treiben, geängſtigt. Sein Vater kommt bei dieſen Verſuchen um. Der Sandmann, bisher unter dem Namen Coppelius erſchienen, tritt erſt viel ſpäter wieder auf als italieniſcher Wetterglashändler Coppola, der dem Profeſſor Spalanzani die Augen für ſein Automat, die wunderſchöne

und geſangreiche Donna Olimpia, liefert. In dieſe Olimpia verliebt ſich Nathanael und fällt nun ganz den dunkeln Mächten anheim, denen er als Knabe kaum entronnen war. Zwar ſcheint er von ſeinem Wahne geheilt und iſt bereits Bräutigam ſeiner Jugendfreundin Clara, als er von einem Thurm herab den Sandmann wieder erblickt und plötzlich in den Wahnſinn zurückfallend erſt die Braut hinunterſtürzen will und da ihm dies nicht gelingt, ſich ſelbſt zu Tode fällt. — Dummheiten, die aber den Wahnſinn der Angſt ſehr gut bezeichnen. — 2) Ignaz Denner. Andreas, ein armer deutſcher Jäger, heirathet eine Italienerin Giorgine, mit der, wie unſchuldig ſie ſelbſt auch iſt, doch der Fluch in ſein Haus zieht, denn ihr Vater iſt der ſchreckliche Räuberhauptmann Ignaz Denner und ihr Großvater war ein Hexenmeiſter, die nun den guten deutſchen Forſtmann mit ihrem Höllentrug umſpinnen, denen er aber doch zuletzt mit ſeiner Ehrlichkeit entrinnt, indem er den ruchloſen Schwiegervater todtſchießt. — 3) Die Jeſuitenkirch ein G. Berthold, der Maler, erſtrebt mit aller Gluth der Seele den Beſitz der ſchönen Angeola; kaum aber beſitzt er ſie, ſo wird ſie ihm eben ſo verhaßt, als er ſie vorher liebte; er ſtößt ſie mit Füßen von ſich und ſtirbt im Wahnſinn. — 4) Das Sanktus. Der kranken Bettina hat der Arzt das Singen verboten, aber ſie bricht das Verbot und ſingt ein Sanktus, deſſen heilige Wirkung ſie völlig geſund wieder herſtellt.

II. 1) Das öde Haus. Theodor ſitzt in einer Allee, als er in einem Hauſe der Vorſtadt ein Fenſter ſich öffnen ſieht, aus dem ein wunderſchöner Arm hervortaucht. Bald darauf hört er eine entzückende Singſtimme und wird wunderbar von der unbekannten Schönen angezogen, zumal, als er erfährt, das Haus ſey gänzlich unbewohnt. Als er endlich in das Geheimniß deſſelben eindringt, findet er ein altes wahnſinniges Weib darin. — 2) Das Majorat. Der Diener Daniel ſtürzt den Majoratsherrn Wolfgang in einen Abgrund, worauf deſſen jüngerer Bruder Hubert erbt. Der alte Böſewicht Daniel wird aber von Gewiſſensbiſſen geplagt, geht mondſüchtig um und erſcheint auch noch als Geſpenſt. Widerliche Greuelgeſchichte, die Vogel ſogar auf die Bühne brachte. — 3) Das Gelübde. Hermenegilde glaubt in einer Nacht von ihrem geliebten Stanislaus beſucht zu werden und wird Mutter. Später erfährt ſie, Stanislaus ſey in derſelben Nacht weit von ihr entfernt im Kriege gefallen. Der ſeine Rolle geſpielt, war ein Graf Xaver, welcher ſich nunmehr einbildet, die Hand der Schönen gewonnen zu haben. Aber ſie weist ihn mit Abſcheu von ſich und geht in ein Kloſter. — 4) Das ſteinerne Herz. Ein alter Hofrath glaubt ſich ſelbſt als Jüngling geſpenſterhaft zu erblicken, es iſt aber ſein früher von ihm verſtoßener Neffe, mit dem er ſich nun verſöhnt.

Hierauf erſchienen die „Elixire des Teufels", 1816.

Der Mönch Medardus trinkt alten köſtlichen Wein aus einer verbotenen

Flaſche, die ſich unter den Reliquien ſeines Kloſters befindet und angeblich ein Elixir des Teufels enthält. Dieſe Meinung ſcheint ſich zu beſtätigen, indem er von nun an tief in Sünden hineingelockt wird. Er entflieht aus dem Kloſter, trifft einen gewiſſen Victorin, Offizier, am Rand eines Abgrundes, weckt ihn, ſieht ihn hinabſtürzen, beraubt den Leichnam ſeiner Uniform und läßt ihm ſeine Mönchskutte zurück. Der Zufall will, daß er dem Offizier ſprechend ähnlich iſt und von dem Bedienten deſſelben immer noch als der alte Herr anerkannt wird (überaus unwahrſcheinlich). Nun lebt er als großer Herr, verführt Aurelien, Victorins Geliebte, und ermordet ihren Bruder. — Abermals auf der Flucht, wird er am Hofe eines kleinen Fürſten auf's freundlichſte aufgenommen. Zugleich entdeckt er, ſein Doppelgänger Victorin lebe noch, jetzt in ſeinen Mönchskleidern, indem er ſeit ſeinem Sturz wahnſinnig geworden und nachdem er die Kutte, die Medardus weggeworfen, angezogen hatte, ſich einbildet, ein Mönch zu ſeyn. Zwar wird Medardus verdächtig, aber deſto glänzender gerechtfertigt, als ſein Doppelgänger allein alle Sünden auf ſich nehmen muß. Als Victorin als vermeinter Mörder zum Tode geführt wird, erblickt ihn der wirkliche Mörder Medardus vom Fenſter aus und wird von dem Anblick ſelber ſo wahnſinnig, daß er Aurelien den Dolch in die Bruſt ſtößt. — Von ſeinem Wahnſinn geheilt, findet er ſich in einem Kloſter in Italien wieder, thut Buße und kehrt in ſein deutſches Kloſter zurück. Aurelie war nicht todt; er findet ſie als Nonne wieder. Sie wird aber zu guter letzt doch noch von dem wahnſinnigen Victorin erdolcht und bleibt diesmal wirklich. Victorin und Medardus ſind Brüder, heimlich von demſelben Vater gezeugt, daher ihre Aehnlichkeit. Das Elixir iſt nichts Teufliſches, ſondern einfacher Wein, aber in der Verlockung zur Sünde liegt das Teufliſche.

„Seltſame Leiden eines Theaterdirektors", 1818.

Im Schloßhofe einer Reſidenz treffen zwei wunderliche Gäſte zuſammen, die ſich beide als Schauſpieldirektoren zu erkennen geben und einander ihre Leiden klagen. Der eine gehört zu den Geduldigen und Raffinirten, der andere zu den zornigen Enthuſiaſten und Idealiſten. Alles, was ſie ſagen, iſt voll Wahrheit und charakteriſirt die Verdorbenheit der Theater vortrefflich.

„Die Serapionsbrüder", geſammelte Erzählungen und Märchen, 1819. — Mehrere Berliner Freunde bilden eine ſ. g. Serapionsbrüderſchaft zu Ehren eines zum Einſiedler gewordenen wahnſinnigen Grafen Serapion. Sie theilen einander ihre Erzählungen und Märchen mit und unterreden ſich in der Zwiſchenzeit von allerlei, was den Verfaſſer beſonders intereſſirt, namentlich von Muſik, Somnambulismus, Theater ꝛc.

Die erſte noch in den Text verflochtene Erzählung handelt von einer Sängerin Antonie, deren Seele mit einer Geige dergeſtalt ſympathiſirt, daß ſie

ganz von derſelben abhängt. Antonie kann nicht mehr ſingen, man ſtimmt die Geige an und ſie ſingt wieder. Endlich ſtirbt ſie im ſüßeſten Tone. — Die Erzählungen mit Ueberſchriften ſind: I. 1) die Fermate und 2) der Dichter und der Componiſt, beide enthuſiaſtiſch für Muſik. — 3) Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Im Berliner Thiergarten kommen drei Freunde zuſammen, erblicken ein allerliebſtes Mädchen und verlieben ſich. Zwei von ihnen tappen in Einbildungen von ihr herum, nur der dritte, Alexander, findet und heirathet ſie und überraſcht ſeine beiden Freunde zwei Jahre ſpäter an dem nämlichen Platze im Thiergarten mit ſeiner hübſchen Frau. Das Anziehendſte in dieſer Erzählung iſt die Beſitznahme des Erbes einer alten Jungfrau durch ihren jungen Neffen, wie er zum erſtenmal in das Heiligthum ihrer Wohnung tritt und in derſelben durch geſpenſtiſchen Spuck geſtört wird. — 4) Der Artushof, eine der anziehendſten Erzählungen. In dem berühmten Artushofe zu Danzig zieht den jungen Kaufmann Traugott das Bild eines Jünglings neben einem Alten in dem großen Wandgemälde auf's wunderbarſte an. Er copirt es, alle Geſchäfte darüber vergeſſend, und ſiehe da, plötzlich ſtehen die Originale des Jünglings und des Alten lebendig vor ihm. Es iſt ein italieniſcher Maler und ſein Sohn, der ſich aber, als Traugott in ſeine Wohnung eingelaſſen wird, in eine Tochter verwandelt. Seitdem taumelt Traugott in verliebter Phantaſterei umher, wird Maler und ſucht ſeine Geliebte in Italien. Endlich erfährt er, ſie habe Danzig gar nicht verlaſſen und dort geheirathet. Da heirathet auch er eine Andere. Matter Schluß eines ſehr ſpannenden Anfanges. — 5) Nußknacker und Mäuſekönig. Die Kinder Fritz und Marie warten im Dunkeln auf das Oeffnen der lichthellen Zimmer mit den Weihnachtsgeſchenken. Unter dieſen findet Marie einen hübſchen Nußknacker, in den ſie ſich verliebt. Sie kann nicht ſchlafen, Mäuſe ſchrecken ſie bei Nacht. Daraus entſpinnt ſich ihr ein fieberhafter Traum von einer Schlacht des Nußknackers, der Puppen und Tragantfiguren mit den Mäuſen, und ein Märchen, in welchem der idealiſirte Nußknacker als ein Neffe des Pathen Droſſelmeyer auftritt. Als das Mädchen von ihren Fieberträumen geneſt, iſt ein leibhaftiger Neffe angelangt, der Mariens Bräutigam wird.

II. 1) Der Kampf der Sänger, die berühmte Sage vom Sängerkrieg auf Wartburg und von der Todesgefahr Heinrichs von Oſterdingen und vom Zauberer Klingſor. Sehr gut vorgetragen. — 2) Die Automaten. Eine nächtliche Erzählung wie der Sandmann, nicht ganz vollendet. Ein Profeſſor hat ein ganzes Concert aus Automaten fabrizirt und es handelt ſich um das Schauerliche, das darin liegt, wenn die lebendige Menſchenſtimme durch todten Mechanismus nachgeahmt wird. — 3) Doge und Dogareſſa. Der greiſe Doge von Venedig, Marino Falieri, erhebt die arme aber ſchöne Annunziata zu ſeiner Gemahlin. Aber ſie liebt heimlich den jungen Antonio. Die Hauptſcene iſt die, in welcher Antonio in der Tracht eines Gondeliers bei dem

großen Feſt vom Markusthurme an einem Seile herabgelaſſen an der ſchönen Dogareſſa vorbeiſchwebt und ihr nach der Volksſitte im Namen der Gondelierzunft einen Blumenſtrauß überreicht. Später wird der greiſe Doge, weil er die Ariſtokratie ſtürzen wollte, hingerichtet, Annunziata flieht mit ihrem Antonio, beide kommen aber im Meer um. Die alterthümliche Pracht Venedigs und ſeiner Feſte und die Sehnſucht der Liebenden iſt gleich gut aufgefaßt. — 5) Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen. Der reiche, ſtolze, ehrliche Meiſter Martin hat eine wunderſchöne Tochter Roſa, aus Liebe zu welcher der Ritter Conrad, der Patrizier Reinhold und der Silberarbeiter Friedrich als Geſellen in die Lehre gehen, weil er die Tochter nur einem Küfer geben will. Aber nur Friedrich hält aus, gewinnt des Mädchens Liebe und wird, weil er wenigſtens ein bürgerlicher Gewerbsmann bleibt, ihr Gatte. — 5) Das fromme Kind. Felix und Chriſtlieb, die Kinder des auf einem einſamen Landgute lebenden Herrn von Brackel, finden im Walde ein Elfenkind, mit dem ſie in innigſter Gemeinſchaft und in einer Wunderwelt leben, aus der ſie durch einen aus der Stadt verſchriebenen Hofmeiſter, Magiſter Tinte, geriſſen werden, der eben ſo der Vertreter aller ſtädtiſchen Unnatur und Proſa iſt, wie das Elfenkind Vertreter der Natur und Poeſie. Am Ende gibt ſich der Magiſter Tinte als eine große Brummfliege zu erkennen und wird vom Hofe gejagt, indem der alte Herr von Brackel ihm mit der Fliegenklatſche nachläuft. Aus der Wunderwelt aber erfährt man, er ſey der böſe Genius Pepſer und der Sieg über ihn durch eine Fee bewirkt worden. Eine der beſten, wo nicht die beſte Erzählung Hoffmanns; ſowohl der Gegenſatz von Schule und Natur, als die kindlichen Gefühle überhaupt ſind hier höchſt reizend ausgedrückt.

III. 1) Die Brautwahl. Albertine Voßwinkel erſcheint hier als die traveſtirte Portia. Bildſchön und reich wird ſie von drei Freiern begehrt, einem gelehrten Pedanten, Geheimen Canzleiſekretär Tusmann, einem jüdiſchen Baron Dümmel und einem jungen Maler, Edmund Lehſen, den ſie liebt. Der Vater läßt drei Käſtchen hinſtellen und die Freier wählen; wer das wählt, worin Albertinens Bildniß iſt, der ſoll ſie haben. Auf dem goldenen Käſtchen ſteht: wer mich wählt, Glück ihm nach ſeines Sinnes Art. Der Baron wählt es und findet eine Feile, welche die Eigenſchaft hat, daß die damit abgefeilten Dukaten immer vollwichtig bleiben. Auf dem ſilbernen Käſtchen ſteht: wer mich erwählt, bekommt viel mehr, als er gehofft. Der Pedant wählt es und findet ein Zauberbuch, welches die Eigenſchaft hat, ſich in ſeiner Taſche in jedes beliebige Buch, das er wünſcht, zu verwandeln, wodurch er in den Beſitz der reichſten Bibliothek kommt. In dem elfenbeinernen Käſtchen ſteht: wer mich erwählt, dem wird geträumte Seligkeit. Der Maler wählt es und findet darin das Bild. Alle ſind zufrieden. Der Schwank iſt köſtlich erzählt. — 2) Der unheimliche Gaſt. Angelika, die Somnambule, ein edles Fräulein, die einen Offizier liebt, aber durch einen italieniſchen Grafen S., der ſie als

Magnetiſeur durch die magiſche Gewalt ſeiner Blicke berückt, eine Zeitlang wie bezaubert und dem Geliebten Moritz entfremdet wird, bis der Magnetiſeur ſelber ſtirbt, worauf etwas in ihr wie ein Cryſtall zerſpringt, der böſe Zauber gelöſt iſt und ſie ihrem Geliebten wiedergegeben wird. — 2) Das Fräulein von Scuderi. Das als Romanſchreiberin berühmte Fräulein empfängt in Paris unter Ludwig XIV. auf geheimnißvolle Art einen koſtbaren Juwelenſchmuck. Seit einiger Zeit waren die Beſitzer neuer Schmuckſachen in den Straßen erdolcht worden und kein Liebhaber getraute ſich mehr, ſeiner Geliebten einen Schmuck zu bringen. Das Fräulein hatte bei Hofe etwas ſpöttiſch bemerkt: ein Liebhaber, der ſich vor Dieben fürchtet, iſt keiner Liebe werth. Das kam den unbekannten Räubern zu Statten und zum Lohne ſchickten ſie dem Fräulein jenen Schmuck. Bald darauf aber wird ſie heimlich gewarnt, ſie möge doch ja den Schmuck dem Juwelier, der ihn verfertigt, René Cordillac, zurückſchicken und in der nächſten Nacht wird derſelbe Cordillac in ihrer Straße ermordet gefunden. Als ſein Mörder wird ſein Geſelle Olivier angeklagt, der ſeine Tochter Madelon hatte heirathen ſollen. Aber er, wie Madelon, behaupten ſtandhaft ſeine Unſchuld. Endlich enthüllt Olivier dem Fräulein in einem geheimen Geſpräch die ganze Sache. Cordillac war ſo wahnſinnig in ſeine Arbeiten verliebt, daß er ſie Niemand laſſen konnte und Jeden, der einen bei ihm beſtellt hatte, ermordete, um ihm den Schmuck wieder abzunehmen. So hatte er dem Fräulein den Schmuck zwar geſchenkt, konnte ſich aber nicht überwinden, ihn ihr zu laſſen und wollte ſie umbringen. Olivier ſtellte ſich des Nachts an ihre Thüre, ſie zu retten, Cordillac wurde aber von einem Anderen erſtochen. Dieſer Andere, ein Edelmann, meldet ſich und ſomit wird Oliviers Unſchuld klar und er wird noch Madelons glücklicher Gatte. — 4) Spielerglück. Der junge Sigfried iſt reich und denkt nicht an die Luſt des Spieles, als ein Zufall ihn zu der Entdeckung führt, das Glück ſey ihm gewogen und verlaſſe ihn nie. Er gewinnt für einen Andern im Spiel eine ungeheure Summe und wird nun erſt ſelbſt Spieler. Aber ein alter Spieler ſtellt ſich ihm warnend entgegen und erzählt ihm ſeine Geſchichte. Es iſt der Chevalier Menars, der unter ganz ähnlichen Umſtänden, vom Glück verführt, Spieler von Profeſſion wurde, dann auf einmal Unglück hatte und in der Wuth des Spieles ſein letztes, ſein treues und geliebtes Weib Angela, auf die Karte ſetzte. Er verlor und führte den Gewinner zu ſeiner Angela, damit er ſie habe, aber — ſie war todt. Er hatte ſie umgebracht.

IV. 1) Signor Formica. Der berühmte Maler Salvator Roſa iſt ſchwer erkrankt. Der kunſtliebende Doctor Accoramboni hat ihn halbtodt curirt, wie er alle Maler behandelt, um ihnen durch die Kurkoſten Bilder abzupreſſen. Der junge Maler Antonio Scacciati, der früher Wundarzt geweſen, rettet ihn. Dafür ſteht ihm Roſa bei, den alten geizigen und verliebten Capuzzi zu übertölpeln, deſſen ſchöne Nichte Marianna Antonio liebt. Dies gelingt ihm hauptſächlich mit Hülfe des Signor Formica, eines berühmten geiſtreichen

Schauſpielers. Das Luſtigſte iſt, daß der Alte ſeine Nichte mit Antonio auf dem Theater auftreten ſehen muß. Er will aus dem Parterre hinaus auf die Bühne, aber man hält ihn zurück und die Liebenden entfliehen. Später werden ſie durch Roſa noch mit dem Alten wieder verſöhnt.. — 2) Erſcheinungen, eine Erinnerung aus dem Jahre 1813, von einem Ausfall der Franzoſen und von einem wahnſinnigen Bettler handelnd. — 3) Der Zuſammenhang der Dinge. Edgars Abentheuer in Spanien unter dem Guerillaführer Empecinado, ſeine glückliche Liebe und Vermählung mit Donna Emanuela, werden von Edgar ſelbſt in Deutſchland erzählt. Unter den Zuhörenden glaubt Ludwig, die ſchöne Victorine liebe Edgar, während nur er ſelbſt es iſt, der von ihr geliebt wird. — 4) Die Königsbraut, Anna von Zabelthau, ein gutes ehrliches Landfräulein, liebt nichts mehr als ihren Krautgarten, wird von dem die Gemüſewelt beherrſchenden Elfenkönig Daucus Carota mit phantaſtiſchen Zaubereien umgeben und zur Braut erwählt; aber der Zauber wird bald wieder luſtig gelöst, ſie fällt in die ganze Proſa des Landlebens zurück und heirathet einen irdiſchen Liebhaber.

„Klein-Zaches, genannt Zinnober", ein Märchen, 1819.

Ein altes Weib beklagt ſich über ihr Wechſelbälgchen, einen kleinen überaus häßlichen Knaben. Aber eine Fee kommt, kämmt das Kind und beſchenkt es mit der Gabe, daß alles Gute und Schöne was Andere thun, von ihm geglaubt werden ſoll. Der kleine Zaches kommt nun unter dem Namen Zinnober auf die Univerſität. Fabian, ein mitleidiger Student, hilft dem Knirps auf ein Pferd und belacht ſeine Ungeſchicklichkeit und Zwerghaftigkeit, nachher aber hört er, daß Jedermann dieſen Zwerg für den beſten Reiter in der Stadt hält. Balthaſar, ein anderer Student, zum Sterben verliebt in die Profeſſorstochter Candida, lieſt dieſer und dem Geſellſchaftskreiſe ihres Vaters ſein neueſtes Gedicht vor, und alles wird bezaubert und bricht in Bewunderung Zinnobers aus, denn jeder bildet ſich ein, Zinnober ſey der Dichter. Candida küßt ihn ſogar, und Balthaſar ſtürzt in Verzweiflung hinaus. Ein fremder Virtuoſe geigt und alles jauchzt Zinnobern Beifall zu. Ein Miniſter lieſt dem Fürſten ein Promemoria vor und der Fürſt dankt dem Zinnober und ſchenkt ihm den großen Orden. Unter dieſen Umſtänden wird Zinnober ſelbſt Miniſter und Bräutigam der ſchönen Candida. Dem unglücklichen Balthaſar aber ſteht der Doctor Proſper Alpinus bei, der das Fräulein von Roſenſchön (die Fee Roſabelverde) durch Gegenzauber überwältigt und zwingt, den häßlichen Zinnober nicht mehr zu beſchützen. Nun werden dieſem, gerade als er Hochzeit feiern will, durch Balthaſar die drei rothen Haare ausgeriſſen, durch welche die Verblendung der Menſchen bewirkt worden war, und plötzlich wird er von Jedermann als das häßliche Alräunchen erkannt, das er iſt. Alles verabſcheut ihn, er muß flüchten und endet ſein Leben in einem Nachtgeſchirr. Balthaſar und Candida heirathen einander.

„Lebensanſichten des Kater Murr nebſt fragmentariſcher Biographie des Kapellmeiſters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern", 1820. In der äußern Form Jean Paul'ſche Bizarrerie. Der Kater erzählt ſeine Geſchichte in abgeriſſenen Handſchriftsblättern und zwiſchen jedem Fetzen iſt ein Makulaturblatt eingeſchoben aus einer Biographie des J. Kreisler, ſo daß beide Geſchichten in einander verflochten ſind.

Der Kater erinnert an einigen Stellen an Tiecks geſtiefelten Kater, indem Hoffmann das Katzennaturell humoriſtiſch auffaßt und in ſeinen Feinheiten lebendig darzuſtellen bemüht iſt. Er ſchildert ſeine Jugend von der erſten Blindheit an, ſeine zärtliche Mutter, einen gutherzigen Pudel, der mit ihm in demſelben Hauſe lebte und bald ſein Freund wurde, ſeine erſte Liebe zu einem niedlichen Kätzchen, die ihm aber durch einen ſtärkern Nebenbuhler abſpenſtig gemacht wird, ſeine Bekanntſchaft mit dem glücklichen Nebenbuhler und Aufnahme durch denſelben in ein Burſchencorps von jungen Katern, wobei die Studentengebräuche perſiflirt werden, ein Duell auf den Biß, das Wiederfinden ſeiner Tochter Mina am Grabe des Nebenbuhlers, und eine neue poetiſche Liebſchaft mit der ſentimentalen Katze Minona. Dann erfahren wir nur noch, der Kater ſey geſtorben. Das Ganze iſt in der glücklichſten Laune geſchrieben, doch die Erfindung oft zu willkührlich und die Ausführung zu breit. — Eine der hübſcheſten Epiſoden iſt die Geſchichte des Hundes, der ſeinem Herrn, dem Profeſſor, als derſelbe eben mit ſeiner ſchönen Gemahlin Lätitia in der größten Zärtlichkeit begriffen iſt, einen Handſchuh apportirt, den ein Baron unter dem Sopha der Frau Profeſſorin hat liegen laſſen. Der Profeſſor wird wüthend eiferſüchtig, aber die Dame weiß ihn zu beſchwichtigen und niemand wird beſtraft, als der arme Pudel, den nun Herr und Frau wetteifernd mißhandeln. — Johannes Kreisler lebt als genialer reiſender Kapellmeiſter eine Zeitlang am Hofe des kleinen Fürſten Irenäus und bezaubert durch ſeine muſikaliſche Wundergabe und intereſſante Perſönlichkeit nicht nur das Hoffräulein Julie von Benzon, ſondern auch die Prinzeſſin Hedwiga. Aber der italieniſche Prinz Hektor wird Bräutigam der letztern und ſtellt zugleich der erſtern nach. Kreisler ſchreckt ihn durch eine Erinnerung an Italien, wird aber dafür im Walde banditenmäßig überfallen und durch einen Schuß für todt hingeſtreckt. Er erholt ſich wieder und hält ſich in einem Kloſter auf, wo er wieder muſicirt. Der Prinz flieht anfangs, kehrt aber heimlich zurück und erhält wirklich die Hand Hedwiga's. Die letztere wird von ihrem Starrkrampf geheilt, von dem ſie ſeit Kreislers vermeintlichem Tode ergriffen war. Julie ſoll den blödſinnigen Bruder Hedwiga's heirathen und dadurch um ſo ſicherer eine Beute ihres künftigen Schwagers werden. So wird es Kreislern geſchrieben. Hier bricht die Geſchichte ab und wir erfahren nicht, was Kreisler etwa dagegen zu wirken vermocht hat. — Kreislers Freund und Correſpondent, der

Meiſter Abraham iſt mit ſeiner mignonartigen Pflegetochter Chiara, die er in einem engen Kaſten eingeſchloſſen als „unſichtbares Mädchen" herumführt und orakeln läßt, der Held einer Epiſode. Daran ſchließt ſich die Erzählung eines von dem Prinzen Hektor in Italien begangenen Mordes. Confuſes und unerquickliches Zeug.

„Prinzeſſin Brambilla", 1821. Ein Capriccio.

Giacinta, die hübſche römiſche Putzmacherin, probirt das Prachtkleid an, das ſie gefertigt, und gleicht einer Prinzeſſin. Ihr Liebhaber, der arme Comödiant Giglio Fava erblickt beim Carneval den phantaſtiſchen Zug der Prinzeſſin Brambilla, in die er ſich ſofort ſterblich verliebt, wobei er ſich ſelbſt für einen Prinzen der Märchenwelt hält. Ein alter Herr begünſtigt die poetiſche Illuſion, aus der ſie zwar geriſſen werden, die ſie aber mit Bewußtſeyn fortſetzen, indem beide Liebende, Giacinta und Giglio, als Colombine und Arlekino in der comedia del' arte freiwillig und mit dem köſtlichſten Humor die Märchenrolle fortſpielen. — Einige phantaſtiſche Skizzen von Callot haben bei Hoffmann dieſes geiſtvolle Capriccio hervorgerufen. Es iſt unverantwortlich, daß in der Reimer'ſchen Ausgabe die Kupfer fehlen.

„Meiſter Floh", ein Märchen 1822.

Der Floh verliebt ſich in Alinen, die auch als Dörtchen Everding in Holland und als Prinzeſſin Gamaſch auftritt, ihn aber grauſam einem Mechanicus ausliefert, der ihn in goldne Kettchen legt und an ein Wägelchen geſpannt dem Publikum vorweist. Herr Peregrinus Tyß wird ſein Retter und dieſem erzählt er ſeine tragikomiſchen Begebenheiten. — Dieſes Märchen befriedigt nicht. Wenn ein Floh redet, ſo iſt das märchenhaft genug, des Geiſter- und Prinzeſſinnenweſens bedarf es da nicht mehr. Wo ein Floh die Hauptperſon iſt, muß nicht das phantaſtiſch Romantiſche, ſondern der cyniſche Humor vorwalten. — Eine hübſche kleine Epiſode iſt die Erzählung vom Schneider, dem ein Apothekerburſche anſtatt Schnaps brennbare Luft eingab, wovon er hoch in die Luft hinaufgetrieben wurde, oben verbrannte und als Meteorſtein wieder herabfiel.

Die letzten Erzählungen Hoffmanns ſind im 11. und 12. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke, Berlin 1825 als Supplemente erſchienen. Sie ſind ſehr ſchwach.

1) Der Doppeltgänger. Zwei, die ſich ſehr gleich ſehen, lieben Eine, die aber keinen nimmt, ſondern ins Kloſter geht. 2) Die Räuber. Zwei Reiſende gerathen unter die Schiller'ſchen Räuber. 3) Die Irrungen. Ein Berliner Junker verliebt ſich in eine angebliche Fürſtin aus Griechenland, es iſt aber nur ein — Schickſelchen. 4) Der Elementargeiſt. Eine rothhaarige, dicke ſtrumpfſtrickende Baroneſſe erſcheint als Elfe. 5) Datura fastuosa. Die Ver-

lobung eines deutſchen Studenten durch eine jeſuitiſche Propaganda. 6) Johannes Wacht, ſchwacher Pendant zum Meiſter Martin.

Ein jämmerlicher Nachahmer Callot-Hoffmanns war Weisflog, der eine Menge Leſefutter in die Leihbibliotheken geliefert hat, aber ganz ohne eignen Geiſt ſein triviales Geſchwätz nur mit einigen von Hoffmann geſtohlenen Wunderlichkeiten würzte.

Ein ſehr merkwürdiger Dichter war dagegen Adalbert von Chamiſſo, nicht blos wie Fouqué franzöſiſchen Urſprungs, ſondern in Frankreich ſelbſt geboren. Als Knabe ſchon während der Revolution emigrirt, wurde er in Berlin ganz zum Deutſchen, ſo daß er ſogar als deutſcher Liederdichter einen hohen Rang einnahm. In mehreren ſeiner Dichtungen theilt er den patriotiſchen Schmerz der Deutſchen. Doch vermied er, gegen ſein Vaterland zu fechten, als die Deutſchen ſich gegen Napoleon erhuben, und brachte dieſe Zeit über auf einer Weltumſeglung (auf dem ruſſiſchen Schiff Otto's von Kotzebue) zu, die er ſchön beſchrieben hat und in deren Folge er als Naturforſcher die übrigen Jahre ſeines Lebens im botaniſchen Garten in Berlin unter den Erinnerungen der fremden Welttheile wohnen konnte. — In ſeinen Dichtungen contraſtirt eine milde Zartheit des Gefühls mit grellen Aeußerungen des Sarkasmus, ja oft mit einem Wohlgefallen am Schmerz, am Gräßlichen und Tollen. In der letzten Beziehung ſcheint ſein Landsmann Beranger Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Aber auch Lord Byron.

Chamiſſo's Invalid im Irrenhauſe, ſein Bettler, der ſich aus Elend umbringt und um den Niemand trauert, als ſein Hund ꝛc., erinnern ganz an Beranger. Aber Chamiſſo hat tieferen Ernſt und klagt wie Byron über den Völkermord, die Völkernothzucht. Alle unterdrückten Völker, von den Indianern und Negern an bis zu den Polen und den Franzoſen der Reſtaurationszeit wecken ſein tiefes Mitgefühl. Mit herzzerreißenden Romanzen voll der düſterſten Gemälde läßt er ſodann Satiren wechſeln, unter denen das Lied vom Zopf faſt zum Volksliede wurde.

'S war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Der Zopf, der hängt ihm hinten ꝛc.

Große Beliebtheit erlangte das moderne Märchen Chamiſſo's „Peter Schlemihl".

Peter iſt arm, der Teufel kauft ihm um große Glücksgüter ſeinen Schatten

ab, aber Peter erkennt jetzt erst, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten sey, denn er darf sich im Lichte gar nicht mehr blicken lassen, ohne wegen seines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Endlich kommt er in eine wahnsinnige Angst und will um jeden Preis seinen Schatten wieder haben, den ihm der Teufel höhnisch vorzeigt, aber nicht erreichen läßt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenstiefeln getröstet, mit denen angethan er sich die Welt besieht. — Chamisso hätte diesen Stoff im Geist der alten Teufelssagen durchführen und nicht in so phantastischer Willkühr enden sollen. *)

Lauritz Kruse schrieb seit 1822 eine Unzahl gräßlicher Criminalgeschichten, denen er aber den Reiz des Geheimnißvollen und Dämonischen zu geben suchte, im Uebrigen ohne Geist.

Das schwarze Herz, die Klosterruine in Norwegen, schweres Mitwissen, die Rache, der Verschollene, das Judasbild, das geheimnißvolle Haus ꝛc.

Ein noch roherer Fabrikant von Criminal- und Gespenstergeschichten war Tarnowski seit 1840.

Eine eigenthümliche Stellung nahm Justinus Kerner, Arzt in Weinsberg, ein. In seiner Jugend schon dem romantischen Kreise in Heidelberg befreundet, kämpfte er als trefflicher Humorist mit gegen die Philister, schwärmte aber zugleich für Magnetismus, Geister- und Dämonenwesen und wurde weltberühmt durch sein Buch über die „Seherin von Prevorst", eine arme Frau aus dem Württembergischen, deren Visionen ꝛc. im somnambulen Zustande er niederschrieb. In seinen schönen lyrischen Gedichten bemerkt man aber weder von jener Satyrmaske, noch von dieser Schwärmerei etwas, sie sind vielmehr von einer anspruchslosen süßen Zärtlichkeit erfüllt für alles, was er liebt, oder von Wehmuth über die Flucht der Zeit, über die Menschen und Dinge. Am rührendsten sind die Lieder, die er seiner mit ihm alternden treuen und vortrefflichen Frau gewidmet hat, dann die auf die Leiden seines Standes Bezug haben „der Arzt und sein Hündchen" und „Arzt und Pferd". Auch

*) Denselben Stoff behandelte später der Däne Andersen auf andere Art. Er schildert einen hypochondrischen dänischen Gelehrten, dem sein Schatten davonläuft und Glück in der Welt macht, während das Original unglücklich wird. Eine ganz vom gesunden Boden der Sage sich entfernende Phantasterei. Brunold in seinen Märchen (Berlin 1845) wendet den Stoff wieder anders um und läßt dem Teufel den Leib eines ihm Verfallenen, während die Seele desselben im Schatten sich rettet und körperlos umherirrt.

dichtete Kerner einige ſchöne Romanzen, z. B. der Geiger von Gmünd (die Sage von der h. Kümmerniß vgl. Theil I. S. 296), und St. Alban.

Als dieſer Heilige ins Land kam war alles Wildniß, ſobald er aber des Satans Bild auf dem Felſen mit ſeinem Hammer zerſchlagen und das Kreuz an ſeine Stelle geſetzt, verwandelte ſich die Wildniß in ein lachendes fruchtbares Land.

Darin liegt die Ahnung, daß die Macht des Kreuzes auch einmal die heidniſche Wildniß unſrer Dichtung reinigen werde. — Kerner ſchrieb auch in Proſa Humoresken, die hin und wieder an Jean Paul und Callot-Hoffmann erinnern, doch aber ſehr eigenthümlich ſind. In den „Reiſeſchatten" (von 1811) ſchildert er eine phantaſtiſche Reiſe, worin alle Arten von gelehrten und ungelehrten Philiſtern höchſt ergötzlich verſpottet werden.

Conducteur des Poſtwagens iſt der Verleger mit den gefrorenen Augenbrauen (der ſelige Cotta). Wie viele wirkliche Perſonen der Dichter in dieſen Schatten noch vorführte, iſt den ſpäteren Generationen nicht mehr erkennbar. Die Reiſe nimmt einen tollen Verlauf. Chineſiſche Schattenſpiele werden aufgeführt, worin die Perſonen beliebig in eine zuſammenſchmelzen und wieder in viele auseinandergehen ꝛc. Die Sonnenjungfrau von Kotzebue ſoll aufgeführt werden, voll tiefſter Erwartung ſitzen die Philiſter da, aber ein Corps Studenten hat die Ausgänge beſetzt und erzwingt die Aufführung eines anderen Stückes, zur Verzweiflung der Philiſter, welche zuſehen müſſen. Das Stück heißt: der Todtengräber von Feldberg. Beſagter Todtengräber kann der Gräber wegen die Erde nicht mehr ausſtehen und will durchaus fliegen. Endlich bringt er aus Wuth Weib und Tochter um, wird gehenkt und lernt nun am Galgen fliegen. Seine Tochter hatte einen Poeten zum Liebhaber, den ihr der Gärtner in einem Blumenſcherben brachte. Aus den Gräbern ſteigen zwei Todtengerippe, vormals Liebende, die ſich immer noch liebkoſen ꝛc. Nachher lernen wir den Chemicus Staudenmeier kennen, der ſich ein Haus aus lauter Surrogaten baut, in welchem, zum Ruhm der menſchlichen Intelligenz, die es ſo weit gebracht hat, daß nichts Natur, ſondern alles falſch iſt, kein wahrer Stein, kein wahres Holz, kein wahrer Kalk, kein wahres Eiſen ꝛc. Später finden wir einen Pfarrer und einen Brunnenmacher in einem Gaſthof belagert, weil die Leute glauben, ſie ſeyen von einem tollen Hunde gebiſſen worden. Wüthend ſchreien ſie nach Eſſen und Trinken ꝛc. Noch wahnſinniger wird der Spuck, als nächtlicherweile die Wirthshausſchilder ſich von ihren Häuſern losmachen und einen grimmigen Kampf beginnen, das Lamm vom Bären zerſetzt, dieſer vom Löwen angegriffen, alle aber vom Elephanten umſchlungen werden, indeß der goldene Eſel den grünen Rezenſenten frißt ꝛc.

Die „Heimathloſen“ enthält die Geſchichte des Serpentin und der Sililie, eine Phantaſie in Callot-Hoffmanns Style. — „Ein ärztliches Spiel.“ Der Kranke ſtirbt, während der ſeelenloſe Arzt nur von ſeiner Kunſt fortplappert. — „Der Bärenhäuter im Salzbade.“ Eine dramatiſche Poſſe. Ein Schneider wird vom Teufel zum Bärenhäuter gemacht und bringt in einem Badort alles durcheinander, bis ihn der Teufel wieder als armſeligen Schneider demaskirt, in einen Bock verwandelt und auf ihm durch alle Lüfte davonreitet.

3.

Schickſalstragödien und romantiſcher Modekram.

Die letzten Verirrungen der Romantik waren gleichzeitig in den zwanziger Jahren die Schickſalstragödien, in denen die vor dem Kreuze fliehende Romantik, nachdem ſie durch die neue Geſpenſterangſt gegangen war, ſich dem antiken Fatum ergab, und die Zurechtſchneidung romantiſcher Stoffe für das große Publikum als kurze Nürnberger Waare und Kinderſpielzeug mit Goldflitter in den Taſchenbüchern.

Die Schickſalstragödien gingen von Zacharias Werner aus, einem Königsberger, der 1810 katholiſch wurde und 1823 als Redemptoriſt ſtarb, aber auch nach ſeiner Bekehrung, wie vorher, bis zum Unſinn überſpannt war. Zeitgenoſſen rühmten ſeine geiſtreichen Predigten, aber was er uns in Verſen hinterlaſſen hat, iſt Geheimnißkrämerei und Wunderſucht, indem alle ſeine Helden und Heldinnen willenlos als bloße Puppen von Schickſalsmächten regiert werden. Sein erſtes großes Trauerſpiel erſchien ſchon 1803 und war eine Verherrlichung der Maurerei: „Die Söhne des Thals“ in zwei Theilen.

I. Die Templer auf Cypern. Schon ſind die Tempelherren aus dem h. Lande vertrieben und hauſen auf Cypern, ſchon iſt der Orden innerlich entartet, ſchon lauert Philipp von Frankreich im Einverſtändniß mit dem Papſt, den Orden anzuklagen, zu vernichten und ſeine Schätze zu rauben, als noch der Großmeiſter Jakob von Molay mit wenigen treuen Freunden das Ideal des Ordens, den Aufbau eines großen Tempels der Menſchheit, feſthält. Ueber den Wiſſenden des Tempelordens ſtehen aber noch die „Söhne des Thals“, ein uralter Orden, der die älteſte ägyptiſche Weisheit noch im Chriſtenthum fortcultivirt, ſofern Iſis nur die Madonna, ihr Sohn Horus nur Chriſtum vorbedeutet. Den Söhnen des Thals iſt die Herrſchaft über die

Natur verliehen, weil ihnen das Geheimniß klar geworden, daß die ewige Liebe mit der Mutter Natur und der ewige Geiſt mit der Sonne identiſch iſt. Molay kennt ſelber die Geheimniſſe des Thales nicht, wird aber von der unſichtbaren Macht des Thales umſchwebt und zu ſeinem Martyrertode eingeweiht. Aus den Flammen ſeines Scheiterhaufens ſoll der Orden gereinigt wieder auferſtehen. Ein junger ſchottiſcher Ritter, Robert d'Heredon, iſt berufen, das Geheimniß aus dem Scheiterhaufen zu retten und nach Schottland zu verpflanzen, wo es im Freimaurerorden fortcultivirt werden ſoll. Deßhalb ſteht dieſer Robert unter dem beſonderen Schutz des Thales und iſt ihm ein vierzehnjähriges Mädchen, Aſtralis, eine angebliche ägyptiſche Anachoretin, als Schutzgeiſt beigegeben. Dieſes myſtiſche Kind faſelt pantheiſtiſchen Unſinn aus den angeblich ägyptiſchen Myſterien, wie ſie denn auch ſehr pretiös ſagt: gelobt ſey Horus, ſtatt gelobt ſey Jeſus Chriſtus ꝛc., und hängt mit ſchwärmeriſcher Liebe an dem ſchönen ſchottiſchen Ritter, indem ſie zugleich als Hoheprieſterin vor ihm orakelt. Es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß Werner, als er dieſes Wunderkind ſchuf, der ein uralter mit der Harfe umwandelnder Greis zur Seite ſteht, dabei Göthe's Mignon vorgeſchwebt hat, die ebenfalls ein alter Harfner begleitet. Nebenperſonen ſind der Freund Molay's, Herzog Philipp von Anjou und ſein verloren geglaubter Sohn Adalbert, der in den Orden eingeweiht wird. Der alte lahme mürriſche, aber kreuzbrave Comthur, der immer ſagt: Gott beſſers! Ein junger etwas ſtutzerhafter Ritter, Franz von Brienne. Endlich die obligaten Böſewichter, Noſſodei und ein Prior, die wegen Verraths im Kerker liegen, ſich aber befreien und in Frankreich zum Verderben des Ordens beitragen. II. Die Kreuzesbrüder. Der Prozeß des Ordens in Frankreich. Am Schluß wird Molay befreit, die Templer und ihre Freunde haben den König in der Hand, aber die Thalbrüder verlangen das Opfer zur Läuterung des Ordens, ein Blitz entzündet den Scheiterhaufen und Molay ſtürzt ſich freiwillig hinein. So wird der Held zur Puppe der Schickſalsmächte.

Werners „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" erſchien 1807.

Luther iſt im Allgemeinen als geſchichtlicher Held aufgefaßt, aber Katharina von Bora wird zu einem Engel, der den Helden umſchwebt. Luthern zur Seite ſteht ein Famulus Theobald, der, erſt 15 Jahr alt, bereits Thereſen liebt, die erſt neunjährige Geſellſchafterin Katharina's. Dieſe Thereſe iſt die wieder aufgelegte Aſtralis, und der perſonificirte Engel der Liebe, Theobald aber der Engel der Kunſt. Ihr Attribut iſt die Hyacinthe, das ſeinige die Flöte. Dieſe myſteriöſe Einmiſchung der Allegorie in das ſonſt geſchichtlich nüchterne Drama macht einen ſehr fatalen Eindruck.

„Das Kreuz an der Oſtſee".

Aus der Eroberung Preußens durch den deutſchen Orden. Warmio, ein

heidniſcher Preuße, wird durch ſeine Geliebte, die polniſche Malgona, bekehrt und ſtirbt mit ihr den Martyrertod in den Flammen, als Gefangene der wüthenden Heiden. Ueber ihrer Liebe ſchwebt ſegnend der Geiſt des h. Adalbert, der in Geſtalt eines Spielmannes durch das Stück ſpuckt, wie der Harfner in den Söhnen des Thales.

„Wanda, Königin der Sarmaten".

Die bekannte Sage von der Wanda, Königin der Polen, die freiwillig in die Weichſel ſpringt, um unvermählt zu bleiben. Werner faßt die Sache ganz anders auf, Wanda und Rüdiger lieben ſich, ſinken einander, nachdem ſie mit einander gekämpft, auf's zärtlichſte in die Arme, können aber ihre Liebe nicht genießen, weil Rüdiger, deſſen Heer geflohen iſt, die Schande nicht überleben will. Wanda erzeigt ihm den Liebesdienſt, ihm ſelbſt das Schwert ins Herz zu ſtoßen und ſtürzt ſich dann ins Waſſer. Wieder im höchſten Grade unnatürlich.

Eben ſo überſpannt iſt „Attila". Als Werner katholiſch geworden, warf man ihm ſeinen Luther vor. Daher beeilte er ſich, 1814 in einem Gedicht „die Weihe der Unkraft" ſeine frühere Begeiſterung für Luther als eine Verirrung zu bezeichnen. Argen Spott ergoß über ihn Caſpar in der „Karfunkelweihe" 1817. Als Katholik ſchrieb übrigens Werner nichts, was eine geniale Auffaſſung katholiſcher Ideen verkündet hätte. Seine 1818 erſchienene „Cunegunde, die Heilige" iſt faſt läppiſch.

Die bekannte Legende von ihrer Reinigung durch die Feuerprobe. Heinrich II., ihr Gemahl, lebt mit ihr in jungfräulicher Ehe, glaubt, ſie vergehe ſich mit dem ſechszehnjährigen Floreſtan und klagt ſie an, aber der junge Floreſtan rechtfertigt ſie und ſich durch den Zweikampf mit dem Ankläger, den er beſiegt und ſelber ſtirbt. Dann geht ſie ins Kloſter, erſcheint aber am Schluß wieder, um zu prophezeihen von der Größe des Hauſes Habsburg und von der Leipziger Schlacht.

Auch „die Mutter der Maccabäer" iſt in der Ausmalung des Gräßlichen wie des Heroiſchen überſpannt.

Sein kleines nur einaktiges Trauerſpiel „der 24. Februar", in welchem der Menſch als Spielball des einfachen antiken Schickſals, nämlich des grauſamen Zufalls, aufgefaßt wird, erſchien 1815, alſo drei Jahre ſpäter, als Müllners 29. Februar, iſt alſo nur als eine Nachahmung deſſelben anzuſehen, aber charakteriſtiſch, weil er beweist, wie weit Werner von der echten Romantik abzuirren geneigt war.

Kunz Kuruth, Wirth zu Schwarzbach am Gemmi, einem einſamen Wirths-

haus am Daubensee zwischen Kandersteg und Leuk, hat eine arme Pfarrerstochter, Trude, geheirathet, womit sein Vater unzufrieden war. Die Mißhandlungen und Beschimpfungen des Vaters reizen den Sohn einmal am 24. Februar so zum Zorn, daß er das Messer nach dem Vater wirft. Dieser gibt ihm seinen Fluch und stirbt. Nach einigen Jahren hat sein ältestes Bübchen Kurt dasselbe Messer, will mit seinem kleinen Schwesterchen Hühner schlachten spielen und schneidet ihr in aller Unschuld den Hals ab. Kunz will ihn nicht mehr sehen, er geht in die weite Welt und kommt nach langer Zeit wieder, reich, unerkannt, wieder an einem 24. Februar, in der Nacht. Am darauf folgenden Tage soll Kunz wegen Schulden aus dem Hause getrieben werden. In der Noth ermordet er den fremden Gast, um ihm sein vieles Geld zu nehmen, und entdeckt zu spät, daß es sein Sohn ist. *)

Adolf Müllner, Advokat in Weißenfels, schrieb 1812 den „29. Februar".

Am 29. Februar, der nur alle 4 Jahre wiederkehrt, zeugt Horst außerehelich ein Kind, ein Mädchen, das heimlich auferzogen wird, und ohne es zu wissen, wieder am 29. Februar ihren einzigen Bruder Walter heirathet. Sie haben beide schon einen Knaben, da kommt ihres Vaters Bruder aus fernen Landen zurück und trennt ihre blutschänderische Ehe, wieder am 29. Februar. Walter ermordet die Frucht derselben, den unschuldigen Knaben Emil, und überliefert sich den Gerichten, um auf dem Schaffot zu sterben. Seine Gattin-Schwester verspricht ihm zuzusehen, damit der Traum erfüllt werde, in welchem sie sein blutiges Haupt zu ihren Füßen habe rollen sehen. Lauter krampfhafte Unnatur! — Später hat Müllner den Schluß abgeändert. Es wird nämlich entdeckt, daß die Frau nicht die Schwester des Mannes ist und so bleiben alle gesund. Noch jämmerlicher!

Sodann schrieb Müllner „Die Schuld" (1816) in spanischen Trochäen, wie die Stücke Calderons.

Donna Elvira, die spanische Gemahlin des nordischen Grafen Hugo von Oerindur, sitzt an einem düstern Herbstabend bei der Laute. Sie entfällt ihr und eine Saite reißt mit einem Klagelaut, was ihre bange Seele Unglück ahnen läßt. Jerta, Hugo's Schwester, die feste, stolze nordische Jungfrau kommt dazu. Im Gespräch contrastiren beide Damen des Südens Gluth und des Nordens Frost, mit viel zu viel naturphilosophischem Bewußtseyn. Hugo kommt spät von der Jagd zurück. Elvira plagt ihn mit Eifersucht. Er er-

*) In Engelhardts Naturschilderungen aus den Alpen (1840 S. 82) ist nachgewiesen, daß in gedachtem einsamen Alpenwirthshause die Wirthsleute selbst von zwei italienischen Räubern ermordet worden sehen, was Werner zu seiner Tragödie veranlaßt habe, wobei er aber die unschuldigen Opfer in die Mörder selbst ungerechterweise verwandelt habe.

innert ſie, wie innig er ſie geliebt habe, als ihr erſter Gatte, Carlos, noch gelebt. Dann fällt er in düſtere Phantaſien und meint, wie? wenn jetzt in dieſer finſtern Stunde Carlos aus dem Grabe ſtiege und zwiſchen ſie träte. Da geht die Thür auf und zwar nicht Carlos, aber deſſen alter Vater, Don Valeros, tritt ein, eben angekommen aus Spanien, und macht der erſchrocknen Familie ſogleich bekannt, es triebe ihn durch die ganze Welt umher, um den Mörder ſeines Carlos zu finden. Hugo wird ohnmächtig, Valeros ſpricht mit ſeinem Enkel Otto, Carlos Sohn, Hugo's Stiefſohn, wobei Otto von einer That Hugo's bei einem ſpaniſchen Thiergefecht erzählt (faſt wörtliche Nachäffung des Handſchuh's von Schiller). Dann ſpricht Valeros mit Jerta und erzählt, wie einſt in den Pyrenäenbädern ſeine ſchwangere Gemahlin eine Bettlerin beleidigt habe, die ihr darauf den Fluch gegeben, der Sohn, den ſie unterm Herzen trage, ſolle ſeinen älteren Bruder umbringen. Wegen dieſes Fluchs habe die Mutter ihren Sohn vor ihm verheimlicht und eine nordiſche Gräfin habe ihn mitgenommen und als ihren Sohn erzogen. Alsbald ergibt ſich, daß Hugo dieſer Sohn und des ermordeten Carlos Bruder iſt. Daher in ihm „der Zwieſpalt der Natur", die Extreme des Südens und Nordens vereint. Erſchüttert von dieſer Entdeckung bekennt Hugo, was man ſchon lange vorausgeahnt hat, daß er ſelbſt Carlos Mörder iſt, und zwar daß er ihn heimlich auf der Jagd, tückiſch hinter einem Baum lauernd, erſchoſſen habe, um deſſen Gattin Elvira heirathen zu können. Das alles erzählt er, ohne die Niederträchtigkeit ſeiner That zu fühlen, blos wieder den wunderbaren Zwieſpalt ſeiner Natur zur Schau darlegend, wie wunderbar es ſey, daß er, der ritterliche Held, in einem fieberhaften Augenblick den Hahn an der Flinte mit unbewußt zuckendem Finger abgedrückt habe. Anſtatt nun ferner Buße zu thun, ſchwärmt er für die Idee, ſich öffentlich hinrichten zu laſſen und malt ſich ſehr lebhaft die Effectſcene auf dem Schaffot aus. Elvira aber bringt ihn davon ab, indem ſie ſich den Dolch in die Bruſt ſtößt, welchem Beiſpiel er nun nachahmt.

Abgeſehen davon, daß die Menſchen hier wieder nur Puppen des Schickſals ſind und das Verbrechen begehen müſſen, weil es ihnen prophezeiht war, iſt das Großthun, die heroiſche Prahlerei und die Gefühlsaffectation des feigen Meuchelmörders unerträglich. Gleichwohl war ſeiner Zeit alles in dieſes elende Drama vernarrt und es erlebte in wenigen Jahren drei Auflagen und drei Nachdrucke.

Ein Jahr ſpäter ſchrieb Müllner den „König Yngurd", eine ſchlechte Nachahmung von Shakeſpeare's König Johann.

Was bei Shakeſpeare Johann iſt hier Yngurd, der Uſurpator, was bei Shakeſpeare der unglückliche, dem Tyrannen geopferte legitime Knabe Arthur, iſt hier Prinz Oscar. Aber unfähig, Shakeſpeare in der rührenden Anmuth

und Unſchuld des Knaben zu erreichen, macht Müllner den Oscar etwas älter, gibt ihm eine Geliebte und eine wahnſinnige Mutter, die mit karikirten Verſen mehr orakelt, als jammert, eine der unausſtehlichſten Mißgeburten, welche die moderne Effectjägerei auf der deutſchen Bühne hervorgebracht hat. Wie weit die Frechheit Müllners ging, erhellt aus dem Geſpräch zwiſchen Yngurds Gemahlin Irma und ihrer Tochter Asla, Oscars Geliebten. Dieſe erzählt der Mutter, wie ſie in der vorigen Nacht aus einem Kinde ein Mädchen geworden ſey, und beſchreibt ihre erſte Menſtruation in Verſen von Göthe'ſcher Meiſterſchaft.

„Die Albaneſerin", Trauerſpiel von 1820.

Albana heirathet als vermeinte Wittwe des Fernando deſſen Bruder Enrico. Der Todtgeglaubte kehrt zurück und Enrico entbrennt in wüthender Eiferſucht, Albana iſt in Verzweiflung, Fernando aber thut ihnen den Gefallen, ſich zu vergiften, damit ſie fortan ungeſtört ihr Glück genießen können.

Beſſer ſind Müllners Luſtſpiele, obgleich durch zu viele Reflexionen und Hervorblicken der Abſichtlichkeit die heitere Laune geſtört wird.

1) Die Vertrauten. Fräulein Sophie v. Kraft wird von zwei Offizieren geliebt, die, ohne einander zu kennen, beide auf den Einfall gerathen, der eine als Gärtner, der andere als Reitknecht, ſich im Hauſe der Geliebten einzuniſten. Der Major, Reitknecht Chriſtian, verräth ſich dem Kammermädchen und unglücklicherweiſe auch Heinrich dem Gärtner, der ein Hauptmann und ſein unbekannter Nebenbuhler iſt. Natürlich benutzt nun dieſer das Vertrauen, das ihm der Major als ſeinem angeblichen Helfershelfer ſchenkt, um ihn aus dem Sattel zu heben. Ein ſehr luſtiges Stück, gut erfunden, aber mit zu viel Prätenſion durchgeführt und in Alexandrinern geſchrieben.

2) Der angoliſche Kater oder die Königin von Golconda. Gedachte Königin aus der bekannten Oper heißt Aline, eben ſo eine Katze, die drei Junge wirft. Durch Mißverſtand hat der Herr des Hauſes, Franz, ſeine unverheirathete Schwägerin Lucinde im Verdacht, ſie ſey in andern Umſtänden.

3) Die Zurückkunft aus Surinam, nach Voltaire's femme qui a raison. Der reiche Kaufmann Schmalt kommt verkleidet und unerkannt aus Surinam zurück und findet ſein ehemals beſcheidenes Bürgerhaus in vornehmem Glanze, ſeine Tochter mit einem Edelmann, ſeinen Sohn mit einem Fräulein vermählt, alles ohne ſein Wiſſen und Willen, verzeiht aber, als er erfährt, das Geld für den neuen Aufwand komme aus den Zinſen eines unterdeß von ſeiner Frau ergiebig umgetriebenen Kapitals.

4) Der Blitz. Fritz ſoll eine gewiſſe Roſalie heirathen, beide treffen in einem Gaſthof zuſammen, ohne einander zu kennen und ſtreiten ſich um den Beſitz des beſten Zimmers, als er ſie noch nicht geſehen. Als er ſie ſieht, iſt ihm, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er bietet ihr das Zimmer an, fleht

ſie um Vergebung ꝛc. Nun iſt ſie aber böſe und läßt ihn abfahren, bis ſie allmählig beide merken, wer ſie ſind, und ſich fröhlich verſöhnen. Iſt recht artig.

5) Die Onkelei. Freiherr v. Hagenbuch will ſeinen Neffen verheirathen, er iſt aber ſchon mit einem armen Mädchen heimlich verheirathet und die ihm zugedachte Dame hat auch ſchon einen Freier. Sie ſpielen nun alle zuſammen dem alten Onkel eine Comödie, bis es zur Entdeckung kommt und er das allgemeine Schickſal der Onkels leiden, nämlich verzeihen muß.

6) Die Zweiflerin. Gräfin Adelheid mißtraut der Liebe des Baron Halt, bis ſie ihn geprüft hat. Daß er ſich für ſie ſchlagen will, reicht noch nicht aus; daß er ihr aber entſagt, weil er ſie nicht mehr achten zu können glaubt, entſcheidet bei ihr. Sie bietet ihm nämlich zum Scheine an, ſie wolle einen Andern heirathen, dann aber doch ſeine Geliebte werden. Man muß geſtehen, dieſe Art, den Geliebten zu prüfen, iſt von Seiten der Dame wenig zart.

7) Die großen Kinder. Ein noch junger Vater, Graf Albert, hat ſchon große Kinder, deren junge Gouvernante ſeine eigene Geliebte iſt, während ſein Sohn Fritz das Kammermädchen Lenore (eine geſchickte Malerin) und ſeine Tochter Lina den Bedienten (einen verkleideten Offizier) liebt. Daß unter dieſen Umſtänden der Vater vergebens Reſpect von den Kindern gegen die Gouvernante und von den Dienſtboten gegen die Herrſchaft verlangt, iſt der Witz von der Sache.

Den übelſten Ruf erwarb ſich Müllner als Kritiker, indem er die Frechheit hatte, gleich einem Gottſched die Tyrannis in der Literatur anzuſtreben, ohne auch nur durch eine Idee und durch große Kenntniſſe unterſtützt zu ſeyn, wie Gottſched. Müllner folgte in ſeinen Kritiken immer nur der Laune und perſönlichen Rückſicht.

Auf Müllner folgte Franz Grillparzer in Wien 1817 mit ſeinem Trauerſpiel „die Ahnfrau", gleich der Schuld ein Schickſalsſtück in Trochäen.

Im Geſchlecht Berotin muß die Ahnfrau, weil ſie das Geſchlecht im Ehebruche fortgepflanzt hat, ſo lange als Geiſt umgehen, bis der ganze Baſtardſtamm untergegangen iſt. Das geſchieht, indem der letzte Sprößling, Jaromir, als Räuberhauptmann und in einer unglücklichen Liebe zu ſeiner eignen Schweſter Bertha endet.

Grillparzer wagte ſich an antike Stoffe, Sappho, Medea, Hero und Leander, aber ohne Geiſt mit ſentimentaler Phraſeologie, wie auch ſeine Oper „Meluſine". Auch ſein „Ottokar" iſt nur eine Ovation für die habsburgiſche Dynaſtie, ſein „der Traum im Leben" nur Nachahmung eines franzöſiſchen Stückes.

Ruſtan ſieht im Traum, was ihm alles geſchehen würde, wenn er ſeiner Leidenſchaft gefolgt wäre, ein Leben voll Verbrechen mit ſchrecklichem Ende. Zum Glück erwacht er und beſſert ſich.

„Der treue Diener ſeines Herrn“ von Grillparzer iſt die Mißhandlung eines edlen hiſtoriſchen Stoffs.

Benedict Bancbanus, Exban unter König Andreas II. von Ungarn, hatte eine ſchöne Gemahlin, welcher der Bruder der Königin, Ekbert von Meran, vertriebener Biſchof von Bamberg, nachſtellte. Die Königin Gertrud begünſtigte ſo ſehr die Lüſte ihres abſcheulichen Bruders, daß ſie ſelbſt die unglückliche ſchöne Frau ihm in die Arme lieferte. Die Geſchändete benahm ſich nun zwar nicht wie Lucretia, aber ihr Gemahl Benedict trat mit dem Schwert in der Hand ins Gemach der Königin, die eben mit ihren zwei Kindern daſaß, entfernte die unſchuldigen Kinder von ihr und ſchlug dann mit ſolcher Furie auf die Königin hinein, daß er ſie buchſtäblich in Stücke hieb. Der König ließ ihn und ſein ganzes Geſchlecht hinrichten (1213). So berichtet die Geſchichte. Grillparzer aber hat ſich nicht geſchämt, aus dem Manne, der die Ehre ſeines Weibes ſo ſchrecklich rächte, ein ſerviles Ideal zu machen, einen Hahnreih, der es ſich zur Ehre ſchätzte, für ſeinen König Schmach zu leiden, und der den Schänder ſeines Weibes ſelbſt gegen das Volk, das ihn zerreißen will, in Schutz nimmt, weil es der Schwager Sr. Majeſtät iſt. Grillparzer ſchrieb dieſes Stück, womit er ſeine Muſe entweiht hat, in der Zeit, in welcher das Princip der Legitimität auf den europäiſchen Congreſſen in ſchroffeſter Einſeitigkeit geltend gemacht wurde.

Beſſer iſt Grillparzers Luſtſpiel „Weh dem, der lügt“.

Ein kecker Küchenjunge in eines Biſchofs Dienſt befreit den Neffen des Biſchofs aus der Gefangenſchaft eines Grafen und nimmt auch noch die ſchöne Tochter des Grafen mit. Die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, die Behandlung nur etwas breit.

Es folgten noch viele Schickſalstragödien. Thereſe v. Artner ſchrieb zu Müllners Schuld eine „That“, worin ſie die Vorgeſchichte Hugo's und Elvirens in Spanien darſtellte. Theodor Mörtl ſchrieb 1828 den „Vierzehnender“.

Einen Vierzehnender ſchießen bedeutet dem Jäger Unglück. Robert ſchießt einen, da graut ihm und er erzählt, wie er einſt ſeine eigne Mutter ins Waſſer geſtürzt habe. Damit das Verbrechen nicht entdeckt werde, will er den, der ihn verrathen könnte, vergiften, trinkt aber ſelbſt das Gift. Das Pathos ſteigert ſich in dieſem Drama bis zum Lächerlichen.

G. A. Freiherr v. Maltitz ſchrieb 1825 einen Schickſalsroman „Der Kloſterkirchhof".

Ein edles Geſchlecht, in dem eine unheilbare Krankheit forterbt, ſoll durch Uebereinkunft der drei letzten Glieder deſſelben ausſterben. Aber einer der Brüder bricht das Gelübde und wird durch eine Nonne Vater eines Sohnes und einer Tochter, welche aufwachſen, ohne einander zu kennen, ſich in einander verlieben und zu ſpät das ſchreckliche Geheimniß erfahren; ſie befindet ſich bereits guter Hoffnung, da tödtet er ſich und ſie.

Das ſchwächſte aller Schickſalsſtücke iſt Otto Ludwigs „Erbförſter".

Der Vater will den Liebhaber ſeiner Tochter erſchießen, trifft aber die Tochter ſelbſt, alles in Folge von Träumen der Tochter und Mißverſtändniſſen des Vaters.

Chriſtoph Ernſt Freiherr von Houwald in der Lauſitz, ſchrieb 1821 auch ein Schickſalsſtück, „Der Leuchtthurm", in Trochäen.

Graf v. Holm hat die ſchöne Mathilde über Meer entführt und auch ihren kleinen Sohn Walther mitgenommen. Ihr rechtmäßiger Gatte, Ulrich, harrt als wahnſinniger Harfner viele Jahre lang am Ufer, bis ſie zurückkommen ſoll, und hat deshalb mit ſeinem Bruder die Pflege des Leuchtthurms übernommen. Da ſtrandet einmal ſein Sohn Walther, ohne daß er ihn kennt, und verliebt ſich in ſeine Nichte Dorothee. Als das junge Paar einmal mit einander plaudert, löſcht Ulrich die Lichter im Leuchtthurm aus und veranlaßt dadurch (höherer Macht folgend, wie er ſelbſt verſichert) das Scheitern des Schiffes, auf dem ſich Holm und Mathilde befinden. Mathilde ertrinkt, Ulrich findet ihre Leiche und ſtürzt ſich mit ihr ins Meer, nachdem er über ihre Leiche herüber dem Grafen den Friedenszweig gereicht hat.

In „der Heimkehr" iſt ein heimkehrender Gatte, indem er ſein Weib mit einem Andern glücklich findet, ſo großmüthig, um ihr Glück nicht zu ſtören, ſich zu vergiften. In Houwalds „vermiſchten Schriften" läßt ſich ein Hofnarr eben ſo großmüthig anſtatt des Vaters ſeiner Geliebten hinrichten. Man findet bei Houwald faſt nichts Einfaches und Natürliches.

Ein ziemlich ſchwacher Nachzügler der Romantik war Graf von Löben, welcher ſich Iſidorus Orientalis nannte und ſeit 1808 einen Guido, das Reiſebüchlein eines andächtigen Pilgers, Arkadien, Ritter- und Minnedienſt, Klotars Irrſale, Lotosblätter ꝛc. ſchrieb, confuſe Sachen voll Gefühlsſchwärmerei ohne feſten Inhalt.

Wilhelm v. Schütz, einer der verachtetſten romantiſchen Trauer-

am Krankenbette Cäciliens mit deren Schweſter liebäugelte. So ſchwindet der letzte Nimbus von dem Dichter.

Eliſe Ehrhardt ſchrieb 1820 „Die Wunderblume", eine Nachahmung der bezauberten Roſe, eben ſo verſchwommen.

Indem ſich die Romantik auch nach dem durch und durch rationaliſtiſchen Sachſen verirrte, mußte jene gutmüthige Baſtardpoeſie entſtehen, die hauptſächlich durch Friedrich Kind in Dresden vertreten iſt, alte Natürlichkeit, Familienhätſchelei, auch noch ein wenig Wielandiſche Schalkhaftigkeit mit einem romantiſchen Anflug. Rambergs Kupferſtiche zeigen uns daſſelbe im Bilde, Sentimentalität und Frivolität in romantiſchen Formen. Kinds berühmteſte Dichtung iſt ſein von Weber wundervoll in Muſik geſetzter „Freiſchütz", eine Volksſage, die er mit ſeiner Empfindſamkeit total zu Schanden gemacht hat (vgl. Theil II. S. 163).

Noch ein zweites Stück Kinds, „Van Dyks Landleben", war wenigſtens eine Zeitlang beliebt, eine gleichfalls empfindſame Maleranecdote. Kinds Romane und Novellen ſind ſchwach und vergeſſen. Eben ſo ſeine Schauſpiele, unter denen ſich nur „Das Nachtlager von Granada" durch anecdotenartigen Reiz auszeichnet. (Der junge Kaiſer Max II. geräth in Spanien einmal unter Räuber). Kind hat auch viele Romanzen geſchrieben, die immerhin zu den beſſern gehören, Bearbeitungen alter Sagen und Legenden, auch antike Stoffe (Bacchus auf dem Seeräuberſchiffe, Pygmalion). Seine längſte Romanze ſchildert eine altruſſiſche Liebesgeſchichte vom Kloſter Otrotſch (der Einſiedler an der Twerza).

Ein ähnlicher Autor war Gerle, der 1819 „Volksmärchen aus Böhmen", ſpäter „Artus und die Tafelrunde", „den kleinen Phantaſus" und „die Liebesharfe" ſchrieb.

Viel tiefer als alle dieſe ſtand Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, deſſen „Abendzeitung" die Romantik in das Theewaſſer einer geiſtloſen Klatſchgeſellſchaft auflöste, und der überdies „des Maurers Leben" in neun Geſängen feierte. Hell bezeichnet den tiefſten Stand der Poeſie zur Zeit der Reſtauration.

Dem Dresdener Kreiſe gehörten damals noch einige beſſere Dichter an, Karl Förſter, Ueberſetzer des Dante, Petrarca, und der auch ſelbſt einige hübſche (von Tieck herausgegebene) lyriſche Gedichte und Romanzen ſchrieb; ſodann Arthur vom Nordſtern (Miniſter v. Noſtiz),

„der ſchon 1802 „geſellige Geſänge“ und 1819 ein Friedensepos „Irene“, „Sinnbilder für Chriſten“, „Anregungen fürs Herz“ ꝛc. ſchrieb; Hohlfeld, Armenadvokat in Dresden, der 1810 eine „jüngere Urania“ nach der Tiedge'ſchen „zur Befeſtigung des Glaubens“, „Harfenklänge“, „neue Horen“ ꝛc., alles wohlwollende, aber ſchwache Sagen ſchrieb.

Zu den Spielereien, womit man ſich in der langweiligen Reſtaurationszeit die Langeweile vertrieb, gehörten die poetiſchen Taſchenbücher in kleinem Format und elegantem Goldſchnitt. Dem erſten Muſenalmanach Boie's nachgebildet, begann zuerſt Beckers Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen den lyriſchen Gedichten Proſaerzählungen beizumiſchen. Seitdem erſchienen jährlich als Weihnachtsgaben eine Menge, zuletzt bis zu 20—30 auf einmal.

Aglaja, Alpenroſen, Aurora, Concordia, Cornelia, Eidora, Flora, Fortuna, Frauentaſchenbuch, Gedenke mein, Helena, Huldigung der Frauen, Immergrün, Iris, Lies mich, Minerva, Orphea, Penelope, Philomele, Polyhymnia, Thalia, Urania, Vergißmeinnicht, Veſta, Vielliebchen, Wintergrün ꝛc.

Dazu Almanache aller Art, bis zum Jahr 1837 gab es ſchon nicht weniger als 43 verſchiedene Muſenalmanache. Später wechſelten damit die Album ab. Daneben noch unzählige Sammlungen von Erzählungen und Gedichten mit Blumennamen: Akazienblüthen (von Sydow), Cactusblüthen (von A. Schreiber), Camelien, Cyanen, Herbſtroſen, Hortenſien, Lilien, Malven, Roſen, Tulpen, Vergißmeinnicht ꝛc.

Ein literariſcher Hauptfabrikant war ſeit 1789 Karl Müchler in Berlin, der in einer Menge von Taſchenbüchern und Sammelwerken Erzählungen, Anecdoten, Parodien, Räthſel, Epigramme ꝛc. zuſammentrug, auch Gedichte, Luſtſpiele ꝛc. verfertigte.

Anecdotenalmanach, Taſchenbücher: Aurora, Eugenia, Euphroſine, Gedenke mein, Klio, Momus, Taſchenbuch für Kinder Israel, Taſchenbuch zur geſelligen Unterhaltung, Taſchenbuch der Liebe und des Frohſinns, Berliner Taſchenbuch, Vergißmeinnicht ꝛc.

Zu den halbromantiſchen Vielſchreibern gehörten auch Aloys Schreiber in Baden ſeit 1791 (Erzählungen, Gemälde, Herbſtroſen, Gedichte, Damenbibliothek), Guſtav Linden (eigentlich Stein) ſeit 1805 mit zahlreichen Romanen, auch Dramen, Blumenhagen desgleichen, Streckfuß, der den Dante, Taſſo und Arioſt überſetzte, ſämmtlich ſeit 1805.

August Mahlmann in Leipzig, Redakteur der eleganten Zeitung daſelbſt, ſchrieb ſeit 1802 theils lyriſche Gedichte, unter denen ſein Lied des Frohſinns „Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt" am berühmteſten wurde, theils romantiſche, etwas empfindſame Romane und Erzählungen. Von dieſer Art war ſein erſter Roman „Albano, der Lautenſpieler", desgleichen ſeine Erzählungen.

1) „Bruno" will fort, hört Thirza um ihn klagen, fällt ihr um den Hals und — bleibt. 2) Die Urne. Sie wird verlaſſen und ſtirbt, der Verräther weint bitterlich um ſie. 3) Eduards Bekehrung zum Eheſtande. Die Bekehrerin iſt eine gewiſſe Liddy, in deren Armen er zuletzt Freudenthränen weint. 4) Biographie eines Engels. Der Autor findet einen intereſſanten alten bärtigen Armenier, der ihm naiv ſagt: „ich bin ein Engel" und ihm erzählt, wie er wirklich unter den Engeln gelebt und, um die Menſchen kennen zu lernen, unter ihnen geboren worden ſey. Schwacher Anklang an die altorientaliſche Erzählung von Harut und Marut ohne die tiefſinnige Motivirung. — Und ſo noch Anderes von minderem Belange.

Endlich ſchrieb Mahlmann eine Traveſtie der Huſſiten vor Naumburg von Kotzebue „Herodes vor Bethlehem oder der triumphirende Viertelsmeiſter",

worin Herodes die bethlehemitiſchen Kinder nicht umbringen, ſondern mit Nüſſen und Kuchen beſchenken läßt. Die Parodie iſt gut, aber Mahlmann war doch nicht berufen, über Kotzebue zu ſpotten, da er ſelbſt von Rührung überzufließen pflegte.

Und einige Marionettenpoſſen.

„Der bezauberte Prinz" handelt von dem in einen Zeiſig verwandelten, von ſeiner Geliebten gepflegten und dann wieder zum Jüngling gewordenen Prinzen Lelio. Eine andere: König Violon, er und ſein Sohn ſind beide in dieſelbe Dame verliebt und bringen ſich alle freiwillig um, eine Satire auf die Schickſalstragödien, aber zu leicht ſkizzirt.

Damals wurden manche romantiſche Sagenſtoffe auf die deutſche Bühne gebracht. So von Holbein „Fridolin" (nach Schillers Gang zum Eiſenhammer). So von Holtei „Lenore" (nach Bürgers Ballade) und „Robert der Teufel", von dem Schauſpieler Pius Alexander Wolff „die Preziosa" (des Cervantes), welche durch Maria v. Webers Muſik ſehr populär wurde.

7.

Die Nachromantiker.

Die Romantik wirkte noch lange nach und mitten in die jüngste Zeit hinein, wie viel ihr auch widerſtrebte. Wenn ſie auch nicht mehr viel Originelles zeugte, ſo entfaltete ſie dafür deſto glänzender ihren alten Reichthum. Denn durch eine Menge der ausgezeichnetſten altdeutſchen Sprachforſcher (die Brüder Grimm, von der Hagen, Karajan, v. Laßberg, Lachmann, Schmeller, Hoffmann von Fallersleben, Leo, Wackernagel, Maßmann, Haupt, Pfeiffer, Chmel, Diemer, Müllenhoff, Hahn, Ettmüller ꝛc.) wurden hunderte von bisher ungedruckten altdeutſchen Dichtungen zum erſtenmal gedruckt und der Jetztzeit zugänglich gemacht. Zugleich wurden auch viele Schätze der altfranzöſiſchen, altſpaniſchen und altitalieniſchen Poeſie, alle der Romantik des Mittelalters angehörig, eröffnet (durch Uhland, Diez, Ferdinand Wolff, v. Keller, Holland, v. Kausler). Eben ſo rührig waren die Kunſthiſtoriker in Entdeckung, Sammlung und Erklärung unzähliger Denkmäler der mittelalterlichen, ſonderlich kirchlichen Künſte. Die Meiſterwerke der gothiſchen Baukunſt wurden nicht nur prachtvoll illuſtrirt, ſondern zum Theil auch weiter ausgebaut, vor allem der Kölner Dom. Die politiſche und Kirchengeſchichte ſelbſt erlitt einen Umſchwung, indem durch gründliche Studien (die zunächſt wie die neue Romantik von Proteſtanten ausgingen, von E. A. Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer, Hurter) die mannigfachen Verleumdungen des Mittelalters und der alten Kirche widerlegt wurden. Was endlich für die Sammlung und Erhaltung der alten deutſchen Volksſage und Legende in den letzten vier Jahrzehnten Großes geſchehen iſt, haben wir im zweiten Buche dieſes Werks ſchon ausführlich kennen gelernt.

Im Vergleich mit dieſen alten Funden iſt die Productivität der jüngſten Romantiker allerdings nur von geringerem Belange. Ich will hier ihr Namhafteſtes zur Ueberſicht bringen. Noch in die erſte durch von der Hagen und Fouqué angeregte Begeiſterungszeit gehören die romantiſchen Tragödien Armida von Gieſebrecht (1809), Fr. R. Hermanns Nibelungen (1819), Johann Wilh. Müllers Chrimhildenrache, Kuffners

Minneſänger (1825), Zarneks Tod Sifrits (1826), welchen Dörings treuer Eckhardt (1833), Bürks König Arthur (1834), v. Nordſterns Chlorinde ꝛc. folgten.

Der Wiener Dichter Joſeph Chriſtian Freiherr v. Zedlitz gehört zu den beſten der Zeit. Seine Todtenkränze von 1827 ſind Elegien in klangvollen Verſen, ſchwermüthige, aber zugleich hochherzige Betrachtungen über die gefallenen Größen der Jahrhunderte, über die längſt vom Grabe zugedeckten Dichterherzen, die einſt ſo feurig ſchlugen, wie das Herz Taſſo's, Petrarka's. Man merkt, daß Zedlitz ein wenig von der Schwermuth Lord Byrons angeſteckt war, deſſen Childe Harold er meiſterhaft überſetzte. In ſeinen andern lyriſchen Gedichten zeigt Zedlitz dieſelbe düſtere Melancholie.

Am berühmteſten wurde ſeine „nächtliche Heerſchau". Ein geſpenſtiſcher Tambour weckt die Todten der großen Armee, die ſich als Gerippe zuſammenſchaaren, um von „dem Mann im kleinen Hütchen" gemuſtert zu werden. Dazu „das Lied eines Wahnſinnigen", „der blinde Geiger", „das Weib des Räubers", „das Geiſterſchiff", „das Auge der Schlange", wobei wir bald an die melancholiſchen engliſchen Dichter, bald auch an den Franzoſen Beranger denken müſſen, deſſen Gedichte wohl auf Zedlitz viel Einfluß übten. Allein es finden ſich auch heitere Gedichte bei ihm, die uns den Wiener Lebemann nicht ganz verkennen laſſen. — In den Schauſpielen, die er ſeit 1821 ſchrieb, verräth er die ſpaniſche Schule.

Sein „Stern von Sevilla" iſt aus dem Lope de Vega übertragen. Ein äußerſt düſteres Gemälde enthüllen uns „die beiden Nächte von Valladolid". Während Munnez, Bruder des Garcia, deſſen Gattin Eſtrela mit Liebe verfolgt, flüchtet Fugaçe, der zum Tode verurtheilt iſt, in ihr Haus und ſtirbt in ſeinem Verſteck. Munnez, der einzige Vertraute des Geheimniſſes, benutzt es, Eſtrela zur Liebe zu zwingen und da ſie ſtandhaft bleibt, ſich an ihr zu rächen, indem er Garcia's Eiferſucht beim Anblick des Todten, den er bei Eſtrela als Liebhaber gefunden und erdolcht zu haben vorgibt, ſo anfacht, daß er ſeine unſchuldige Gattin erſticht. Daß ſich die Leiche einen Act hindurch auf der Bühne herumſchleppt, iſt mit Recht ſtark getadelt worden. — Im „Herrn und Sklaven" hat Zedlitz die gräßliche Rache eines Sklaven geſchildert, der ſeines Herrn Weib und Kind ermordet, ein alter ſchon in Happels rel. cur. aufgenommener Stoff. — In „der Liebe Kram" zeichnet Zedlitz einen Dichterhelden, Namens Alonzo. Derſelbe liebt die Königin von Granada, bringt

in ihren Harem ein, um jedoch nur ein keuſches ſchmerzlichſüßes Geſpräch über ihre Trennung zu halten, und kommt am Ende des Stückes noch einmal zum Vorſchein, um die verleumdete Ehre der Königin durch einen Zweikampf mit dem Ankläger zu vertheidigen, in welchem Kampf er aber fällt. — In „Kerker und Krone" ſoll Taſſo, kaum dem Kerker entriſſen, öffentlich mit dem Lorbeer als Dichter gekrönt werden und — winſelt vor Vergnügen über dieſe Ehre, die „ein holder Traum" ihm früher ſchon vorgeſchwebt, und iſt ſo beglückt dadurch, daß er vor Freude ſtirbt und der Lorbeer erſt ſeiner Leiche aufgedrückt werden kann. — „Turturell", die Tochter des verbannten König Bramor, liebt den auf der Jagd zu ihr verirrten König Gavin, der ſich für einen gemeinen Ritter ausgibt. Denſelben liebt aber auch die Königin Gylſe, Gemahlin des Sinewald, der den Bramor vertrieben. Gylſe will ihren Gatten verſtoßen oder umbringen und Gavin auf den Thron erheben, erfährt von ſeiner Liebe zu Turturell und läßt dieſe erſäufen. Ihre Leiche findet der alte Bramor, als Harfner verkleidet und bringt ſie der Königin.

Zedlitz hat auch ein Paar Luſtſpiele geſchrieben, „Liebe findet ihre Wege" in ſpaniſchen Trochäen und ganz im Ton Lope de Vega's, und „Cabinets-Intriguen", die übrigens nicht in einem königlichen Cabinet ſpielen, ſondern in dem eines liſtigen Kammermädchens.

Später (1844) ſchrieb Zedlitz ein Märchen „Das Waldfräulein".

Das Waldfräulein, eine Frucht der Liebe, wird im Walde gefunden und von einer guten Fee erzogen. Dieſe merkt, das ſchöne Kind habe ein leicht entzündbares Herz, warnt ſie daher vor der Liebe und ſchärft ihr insbeſondere ein, den koſtbaren Pantoffel, das einzige Andenken ihrer Mutter, als einen Talisman nicht von ſich zu laſſen. Aber da kommt einmal ein ſchöner junger Ritter durch den Wald daher, Herr Aechter von Möſpelbrunn, und augenblicklich iſt der Rath der Fee vergeſſen. Sich ſehen und lieben und in die Arme ſinken und die höchſte Staffel auf der Himmelsleiter des Liebesglücks erſteigen, war eins; wobei man den Dichter fragen könnte, warum er der Scham nicht wenigſtens fünf Minuten Zeit gelaſſen habe? Doch es handelt ſich von einem Märchen und in Märchen liebt man die raſchen Effekte. Die Scham ſtellt ſich erſt nachher ein, motivirt die raſche Flucht des ſchönen Waldfräuleins und das Vergeſſen ihres Pantoffels. Der bleibt dem glücklichen Ritter als theures Angedenken. — Nun fällt aber das Fräulein zur Strafe ihrer Schuld in die Gewalt eines böſen alten Weibes, bei der ſie ſpinnen und als Magd dienen muß. Dieſe glückliche Wendung der Dichtung erinnert an das ſchöne Märchen von Amor und Pſyche. Auch Pſyche muß für ihre Schuld durch harten Magddienſt büßen. Inzwiſchen wird das Waldfräulein endlich, als ſie den häßlichen Sohn des alten Weibes heirathen ſoll, durch einen Einſiedler gerettet und entkommt. Herr Aechter hat ſich unterdeß mit dem Bilde des Fräuleins unausgeſetzt beſchäftigt und ſie vergebens geſucht. Auf einer Fahrt nach

Köln verlockt ihn die Nixe des Lurley, der ganze Liebreiz der Undinen breitet ſich vor ihm aus, doch bleibt er ſeiner Sylve treu, indem ihn ein Paar Schwalben aus ſeinem Liebesrauſche wecken und an das Waldfräulein erinnern. Dieſes findet er nun am Hofe ihres Großvaters wieder, wohin ſie auf ihrer Flucht gelangt iſt. An dem Pantoffel wird ihre hohe Geburt erkannt und ſie wird des Ritters glückliche Gattin. Die Schwalben, die ihn am Rhein gewarnt, kommen wieder und bauen ihr Neſt an ſeiner Burg.

Unmittelbar nach den glänzenden Siegen Radetzki's in Italien ſchrieb Zedlitz ſein „Soldatenbüchlein", worin er in ſchönen, zum Theil freilich etwas ſchnell entworfenen Liedern die kaiſerlichen Truppen und ihren großen Feldherrn preist.

Am beſten iſt das Lied von Curtatone, in welchem die Verdunkelung der Sonne durch Wolken, die ſie endlich doch durchbricht, ſehr glücklich auf die anfängliche Verdunkelung und den nachherigen Siegesglanz der kaiſerlichen Waffen angewendet wird.

Einer der ſpäteſten, aber intereſſanteſten Romantiker war Julius Moſen, deſſen 1831 erſchienener „Ritter Wahn", ein Epos aus dem Italieniſchen, eine der ſchönſten altdeutſchen Sagen (vgl. Theil I. 65. 187. 307) wiederholt. In demſelben Jahr gab Moſen den Roman „Georg Venlot" heraus, welcher gleichſam den Bankerot der Romantik proklamirt.

Der Held iſt ein poetiſcher Enthuſiaſt, der ſich in die Wirklichkeit nicht zu finden weiß, von dem Contraſt der gemeinen Welt mit dem poetiſchen Zauber zerriſſen wird und in Wahnſinn endet. In der Manier des Callot-Hoffmann und zum Theil des Tieck'ſchen Zerbino.

Dieſer merkwürdige Roman, der nicht ſo ſchnell hätte vergeſſen werden ſollen, erklärt am deutlichſten, warum bald nachher die realiſtiſche, an die Wirklichkeit ſich haltende Dichtung emporkam. Moſen ſelbſt trat, im Widerſpruch mit ſeinem eigentlichen Beruf, als Theaterdirektor in Oldenburg, zu den Epigonen der Jambentragödie über.

Ludwig Bechſtein in Meiningen reiht ſich auch noch an die Romantiker in ſeiner epiſchen Bearbeitung der Haimonskinder und des Fauſt, in ſeinen Romanzen, ſeinen Sagenſammlungen aus Thüringen, Franken und Oeſterreich, ſeiner Ausgabe des Todtentanzes. Seine Verſe ſind ſchöner als ſeine Proſa, überall aber zeigt er warmen Sinn für den poetiſchen Zauber der Vorzeit und ihre Sagen. In ſeinen Arabesken

(1832) hat er ſchöne Hymnen an die Natur gedichtet. Sein Epos „Luther“ (1834) hat prächtige Verſe, paßt aber nicht recht zur Romantik.

Herr v. Keudell in Dresden begann 1847 mit einer eigenthümlichen Gattung vornehmer Romane „Außerhalb der Geſellſchaft“ und „Bergan“.

Im erſten Roman hat ein Malergraf eine ſchöne Tochter, die von Rudolf ein uneheliches Kind bekommt. Rudolf aber wird von der Gräfin Mathilde geliebt, die vor Neugier brennt, ſein ſchönes Kind von der Nebenbuhlerin zu ſehen, ohne alle Eiferſucht wie in Göthe's Stella. — Im zweiten Roman geräth ein Enthuſiaſt wie Callot-Hoffmanns Kreisler in Wuth über das Alltägliche und Gemeine. Höchſt phantaſtiſch iſt die Ueberſetzung einer Beethoven'ſchen Symphonie in Worte, wunderſchön iſt eine Beſchreibung der Meduſa und dann wieder ſeltſam ſentimental das ſchöne Harfenmädchen, das ihrem Geliebten, einem Verbrecher, unverbrüchliche Treue bewahrt.

Man erkennt, daß v. Keudell wie Immermann in der Welt Göthe's und der Romantiker fortlebte und aus dieſer Wolkenregion nicht mehr zum Boden der Wirklichkeit herabkonnte. Auch in ſeinem Roman „die Politiker“ von 1849 ſchüttet er nur den ariſtokratiſchen Ekel über den Revolutionspöbel aus.

Eduard v. Bülow bearbeitete italieniſche und altfranzöſiſche Novellen und ſchrieb ſelbſt einige (1846) ſchwache Nachahmungen Tiecks, meiſt bizarr.

Selbſttäuſchungen und Launen blaſirter Perſonen, durch die ſie ihr Liebesglück verſcherzen. Widerliche Situationen charakterloſer Perſonen in unpaſſender Ehe. Verbrechen eines buhleriſchen Mönchs. Sehr überflüſſige Nachahmung des Dolches von Tieck, des Faluner Bergmanns von Callot-Hoffmann ꝛc.

Ziemlich viel wurde immer noch bis auf die neueſte Zeit für das Märchen geleiſtet. Der geiſtreichſte Märchendichter aber war Alexander v. Sternberg aus Reval, der in Berlin eine große Menge von Romanen und Novellen geſchrieben hat. Er zeichnet ſich durch ſchönen Styl und vornehme Eleganz aus, doch iſt er in ſeinen Salongemälden und geſchichtlichen Romanen kühler und nur im frivolen phantaſtiſchen Märchen wird er genial und feurig. Aber er ſchweift ſehr in die frivole Manier der altfranzöſiſchen contes hinüber und wir glauben Wieland vor uns zu haben. Sein ausgeführteſtes Feenmärchen iſt „Fortunat“ von 1838.

Fortunat iſt der bekannte Held des Volksbuchs, das Tieck in einem ſeiner ſchönſten Gedichte dramatiſirt hat. Er tritt hier als ein junger Page auf, der mit drei andern Pagen vom Hofe zu Cypern verbannt wird, weil er in einem kleinen Streithandel dem König Recht gegeben und nicht der allgebietenden Maitreſſe deſſelben. Die vier Jünglinge müſſen auswandern, erhalten aber von der abſcheulich häßlichen Fee Kakombre mit dem großen Zahn, die ſie zuvor im Bade bedienen müſſen, vier Geſchenke, Fortunat den unerſchöpflichen Geldſäckel, Ganelon eine Flaſche mit Verjüngungswaſſer, Tulipan eine Brille, die durch alles hindurchſieht, und Roger den Hut, welcher unſichtbar macht. Sie ſollen ſich nun an den Hof der Prinzeſſin Kalypſo in der Provence begeben und aus den verführeriſchen Netzen derſelben den Genius Tuberoſe befreien helfen, der um ihretwillen die junge Fee Jonquille verlaſſen hat. Unterwegs auf dem Schiffe macht ſich Tulipan vermittelſt des Hutes unſichtbar und liebkoſt die junge Frau des alten Schiffsherrn, der endlich dahinter kommt und ſich toll geberdet, aber durch einen Schluck aus der Verjüngungsflaſche reichlich entſchädigt wird. In der Provence angekommen, begegnet Fortunat der ſchönen Kalypſo zuerſt bei einem Maskenzuge, verfolgt ſie und ereilt ſie endlich, indem ſie mit ihrem Eſel zuſammenſtürzt und in einer ſehr unſittſamen Attitude daliegt. Fortunat wird, da er ziemlich abgeſchabt ausſieht, in den Kerker geworfen; hier aber vertreibt er ſich die Langeweile, indem er aus ſeinem Säckel Goldſtücke holt und die Enten im Burggraben damit wirft. Sobald das Geheimniß ſeines Reichthums entdeckt iſt, wird er frei und erſter Liebhaber der Prinzeſſin. Dieſe benutzt eine Schäferſtunde, ihm den Säckel wegzunehmen, hat die Frechheit, in ſeiner Gegenwart (während er ſchläft) einen Beſuch des Genius Tuberoſe anzunehmen ꝛc. Der ſkandalöſe Auftritt, der nun folgt, übertrifft die bereits erwähnten an Unanſtändigkeit, iſt aber noch nicht das Indezenteſte, was dieſes Märchen enthält. Die drei Gefährten Fortunats werden auf ähnliche Weiſe durch treuloſe Hofdamen um ihre Talismane betrogen. Fortunat wird durch den Genius Tomogiſton gerettet, in welchem er ſeinen Vater erkennt. Er belauſcht dann die ſchöne Magelone im Bade. Sie wird von einer großen Spinne überfallen und fortgetragen. Fortunat rettet ſie, und ſie wird ſeine Geliebte. Vermittelſt eines gewiſſen Mooſes, auf das er ſich ſetzt, wird er in ein Mädchen verwandelt, und vermittelſt eines Apfels, den er ißt, wieder in einen Mann. Er nimmt nun dieſe beiden Zaubermittel zu ſich, um ſich an der falſchen Kalypſo zu rächen. Magelone begleitet ihn, was wieder zu einer der indezenteſten Scenen führt. Am Hofe der Kalypſo angelangt, läßt er das Bett derſelben mit ſeinem Mooſe polſtern und ſie bekommt einen fürchterlichen Bart. Mittlerweile iſt Magelone von einem Zudringlichen überfallen worden, Fortunat hält ſie für untreu und verſtößt ſie. Sie wandert allein durch die Welt, findet einen männlichen Anzug, glaubt darin ſicher zu ſeyn, vermißt aber die inexpressibles, kauft ein Paar und entdeckt darin eine verzauberte Dame, die wegen ihrer Pruderie in

dieſes Kleidungsſtück verwandelt worden. Inzwiſchen ſind die drei Hofdamen, welche Fortunats Gefährten ihre Talismane geraubt, übel damit gefahren. Die eine hat zu viel von dem Verjüngungswaſſer getrunken und iſt ein kleines Kind geworden; die andere hat zwar die Zauberbrille auf der Naſe, iſt aber blind; die dritte bleibt beſtändig unſichtbar, um ihren Liebhaber zu bewachen und regalirt ihn bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen. Die ganze Geſellſchaft fährt durch die Luft nach den Maulwurfsinſeln, wo ihnen Entzauberung verheißen iſt. Unterwegs läßt Magelone das Bündel mit den Kleidern fallen, Fortunat, einem Schiffbruch entronnen, findet es und zieht — die prude Prinzeſſin an. Endlich kommt alles auf den Maulwurfsinſeln zuſammen, wo die Fee Jonquille, vom Zauberſchlaf erwacht, ihren Tuberoſe wiederfindet und auch die Sterblichen ſich durch die Bank heirathen.

„Palmyra", die Geſchichte eines Papagays, der nach einander in die Hände vieler Damen kommt, und „Tutu" (von 1848), der als gefallener Engel auf unſern Planeten und in unſere vornehme Geſellſchaften kommt, ſind nur im Rahmen märchenhaft, den weſentlichen Inhalt bildet eine ironiſche Schilderung moderner Sittenverderbniß. Sternberg hat auch kleinere Märchen geſchrieben. So ein „Buch von den drei Schweſtern" (1847). Das Märchen vom rothen Zwerge.

Leon, ein junger Mann, macht mit einem rothen Zwerge einen Pakt wie Fauſt mit dem Teufel, übernimmt aber nur die Verpflichtung, dem Zwerge bisweilen ſeinen Leib zu leihen. Komiſch iſt die Angſt, mit welcher Leon nun alle Bewegungen, Anſtrengungen und Genüſſe verfolgt, die der Zwerg aus ſeinem Leibe gewinnt.

In den „Schifferſagen" von 1837 kommt neben gewöhnlichen Nixen- und Perlenmärchen auch ein Auſtermärchen vor. Ein Auſtermännchen verliebt ſich in eine ſchöne Sterbliche und zwingt ſie zu ſeinem Dienſt. Sternbergs „Erzählungen und Novellen" von 1844 ſchildern in Callot-Hoffmanns Manier den phantaſtiſchen Wahnſinn des Maler Koek, eine andere die unglückliche Miß Pamela, die mit ihrem verſtorbenen Geliebten in Rapport ſteht ꝛc. Voll düſterer geſpenſtiſcher Phantaſie iſt auch die Sammlung, welche Sternberg 1854 unter dem Namen „Nachtlampe" herausgab.

Unter den größeren hiſtoriſchen Romanen Sternbergs ſteht „die gelbe Gräfin" von 1848 oben an. Hier nur eine Scene daraus.

Zenzi, ein ſchönes junges Mädchen, wird vom Grafen Orlof für die natürliche Tochter der Kaiſerin Eliſabeth gehalten, die er im Intereſſe der Kai-

ſerin Katharina II. verderben will, und nachdem ſie gebadet, in dem Badezimmer nackt eingeſchloſſen. Dieſes Zimmer, das rothe Kabinet, iſt mit Kupferblech tapezirt, das von außen nach und nach glühend gemacht wird, ſo daß das ſchöne nackte Mädchen darin halb verbrennen, halb erſticken muß. Im Wahnſinn der Angſt träumt ſie, in einem Walde verirrt zu ſeyn und ſieht in den Brandblattern, die ſich überall auf ihrem zarten Leibe bilden, bunte Schmetterlinge, die ſich auf ſie ſetzen.

In den Romanen „Suſanne" und „Diana" ſind die Heldinnen gleichfalls unſchuldige, durch ruchloſe Menſchen grauſam verfolgte und unglücklich gemachte Mädchen. In „Paul" ſchildert Sternberg den etwas verwilderten Sprößling eines adeligen Hauſes. Verfehlt iſt ſein „Miſſionär", ſofern derſelbe Herrnhuter und ein Freimaurer höheren Grades ſeyn ſoll.

Viel Eigenthümliches hat C. M. Winterling, der 1829 mit Sonetten begann, 1834 „Graziani's Eroberung von Granada", 1836 „Apulejus" und „Longos" bearbeitete, 1842 „ein launiges Märchen" dramatiſirte.

Aby wird zur Strafe für ein Vergehen, an dem er ſchuldlos iſt, in einen Greis verwandelt und ſoll nicht eher entzaubert werden, bis ein Mädchen ihn von freien Stücken liebt. Alle Verſuche ſchlagen fehl, bis er in das Land kommt, wo nur das Alter für ſchön gilt und hier gleich zwei Prinzeſſinnen ſich in ihn verlieben. Sobald er aber wieder Jüngling iſt, fliehen ſie ihn und er kann nun der Neigung ſeines Herzens folgen.

Winterling ſchrieb ferner Epigramme (1847).

Dieſe ſind nicht, wie gewöhnlich, kurz, ſondern weiter ausgeführt in der Form der griechiſchen Anthologie und enthalten viel Geiſtreiches, auch einige politiſche Witze.

Winterling ſchrieb auch zwei unerhebliche Schauſpiele (darunter eine Griſeldis) und ein Luſtſpiel „die Colonie".

Auf einer Inſel ſoll die Gleichheit erzielt werden dadurch, daß die ſchönen Mädchen an die reichen Männer verſteigert werden. Ein armer Liebhaber verliert ſo ſeine ſchöne Geliebte, die einen reichen Bauern (der immer in ſeiner Mundart ſpricht) heirathen ſoll. Ein als Mädchen verkleideter Bedienter des Liebhabers lockt aber den Bauern ab.

Eduard Mörike in Stuttgart hat außer ſchönen lyriſchen Gedichten vorzugsweiſe Idyllenartiges geſchrieben. In ſeinem erſten Roman „Maler Nolten" von 1832, der gern geleſen wurde,

verläßt ein junger Maler seine ländliche Braut, tritt in die große Welt und wird der Geliebte einer kunstliebenden Gräfin. Ein humoristischer Freund aber schreibt in seinem Namen der Verstoßenen immer noch zärtliche Briefe, als kämen sie von Nolten. Da findet die Gräfin einmal die zärtlichen Antworten der Braut, wird wüthend und verfolgt Nolten bis in den Kerker. Dieser erkennt sein Unrecht und kehrt reuig zur ersten Geliebten zurück, bei der er alles unverändert findet und deren Bild vom Dichter reizend ausgemalt ist.

Im Jahrbuch schwäbischer Dichter von 1835 steht ein Märchen von Mörike „der Schatz",

worin die Abentheuer eines jungen Goldarbeiters gar anmuthig in der Art Callot-Hoffmanns geschildert sind. Am hübschesten ist die Angstscene auf der öden Heide, wo der gespenstische Wegweiser sich umdreht.

Die „Idylle vom Bodensee" schrieb Mörike 1846 in Hexametern.

Der Fischer Martin rächt sich humoristisch an einem Brautpaare, dem er bei Nacht die ganze Aussteuer in den Wald fährt und mit lustigen Kameraden hier die Hochzeit feiert, wobei zwei Puppen als Brautpaar figuriren. Ein sehr einfacher Schwank, der aber Reiz gewinnt durch den ironischen Ernst der Sprache.

Im Stuttgarter Hutzelmännlein von 1853 hat Mörike einige alte schwäbische Volkssagen in Märchenform verschmolzen und mit bestem Humor behandelt. Solche Humoresken von kleinem Umfang enthalten auch seine Gedichte, z. B. „das Märchen vom stechen Mann", worin die tollsten und komischesten Dinge mit ernsthafter Würde voller Schalkheit vorgetragen werden, und die „häuslichen Scenen", das köstliche Gespräch des Präceptor Ziborius mit seiner Gattin vor dem Einschlafen.

Chamisso's Manier nahm der sonst sanfte und heitere J. G. Seidl an, einer von Oesterreichs besseren Lyrikern. Seine „Dichtungen" und „Bifolien" von 1836 (Liedertafel von 1840) sind zarte, zum Theil scherzhafte Liebeslieder und Genrebilder, wie seine niederösterreichischen Flinserln, aber seine Romane enthalten schauerliche Verzweiflungsbilder, wie die von Chamisso. Eben so seine Novelletten von 1839.

1) Das Herz eines Weibes bricht mit einer Kadenz Beethovens. 2) Eine Stelle in einem alten Buch wird prophetisch für ein liebendes Paar. 4) Ein Kind wird wüthend auf die Leiche seines Vaters geschleudert, damit er es mitnehme. 7) Tanzende Holzgruppen in einem Guckkasten scheinen einem fieberhaften Träumer lebendig zu werden. 10) Ein Verzweifelter, der sich ermorden will, versucht noch einmal, ein menschliches Herz zu finden, stellt sich als einen

Bettler an und bittet einen jungen Herrn um eine Gabe, dieſer aber — iſt zu faul, den Rock aufzuknöpfen. 12) Todtengräber, Verführung, Mord. 13) Widrige Mißhandlung des Weibes durch den Mann. 14) Eine unglücklich Verheirathete ſtirbt in dem Augenblick, in welchem ihr Ehering, den ſie einem Bräutigam geliehen hat, an den Finger einer andern Glücklicheren geſteckt wird. 16) Ein Ehemann ſtürzt den Verführer ſeiner Frau heimlich in einen Abgrund und ſagt öffentlich, er habe ſeine Frau treu gefunden. Die übrigen Erzählungen ſind von mehr heiterem Charakter.

Ein anonymer Roman von 1837 „die Höllenbraut" iſt ſehr phantaſtiſch.

Ein Primaner lebt in der wirklichen und zugleich in einer Feenwelt und liebt hier wie dort eine gewiſſe Adelheid, die ihn auf die wunderlichſte Weiſe neckt und bald beglückt, bald in Verzweiflung ſtürzt. Am Ende löst ſich das poetiſche Märchen in Proſa auf. Der ſchöne unſchuldige Jüngling hat einer genialen Prinzeſſin gefallen, die mit Hülfe einer ihr ganz ähnlichen Zwillingsſchweſter ihm den Spuck geſpielt, ihn in ihre Gärten hat entführen laſſen ꝛc.

In dem Roman „die Reiſe des letzten Menſchen" von Kuffner, Wien 1837, iſt der Gedanke durchgeführt, daß der Menſch ohne ſeinesgleichen nicht exiſtiren kann. Alle Menſchen ſind geſtorben, nur einer iſt übrig, und obgleich ihm die Elementargeiſter zu Dienſte ſtehen, ſehnt er ſich doch dergeſtalt nach Menſchen, daß er ſogar lieber Puppen dafür nimmt, als Geiſter.

Anmuthig und phantaſiereich iſt „der Diamant" von C. Terpen (1840), halb Proſa, halb Verſe.

Die ſchöne Herzogin Alix in Paris liebt heimlich einen armen Grafen. Ein Oheim Vormund will ſie weit höher hinauf vermählen und aus Rückſicht auf die Welt gibt ſie nach. Aber plötzlich ändert ſich alles durch ein Wunder. In der That ein Wunder. Die Dichter thun ganz wohl, das Wunderbare wieder in die Alltäglichkeit einzuführen. Die ſchöne Alix wird durch einen Geiſt überraſcht, der in einen von ihrer Mutter geerbten Diamanten gebannt iſt. Dieſer Geiſt fängt zu reden an und redet fort und fort und wir vergeſſen Paris und die ſchöne Herzogin und ihre Liebhaber und verſenken uns in die indiſche Natur und Mythe. Die Proſa verſchwindet, der Brahmine ſpricht in lauter Verſen. Erſt wenige Seiten vor dem Schluſſe des ganzen Buches enden dieſe Phantaſien, in denen die Liebe der ſchönen Menaka und Urwaſi mit halb idealen, halb indiſchen Lokalfarben ausgemalt wird. Wir erfahren plötzlich, daß alle dieſe ſchönen Dinge der Herzogin Alix — nur geträumt haben, wir finden ſie von einer neuntägigen Fiebergluth ſich erholend. Aber jene Viſionen haben ihr ganzes Herz umgewandelt. Sie vergißt alle occidentalen Rückſichten

und folgt allein der Natur und der Liebe, die sie in den schönen orientalischen Bildern kennen gelernt. Der Graf wird zurückgerufen. Er ist schon da, er hat sich als Bedienter verkleidet und sinkt in die Arme der Herrin.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg in Wien wagte 1841 in seiner „Ironie des Lebens" und in „humoristischen Novellen" den vornehmen Humor der Romantiker gegen das Alltagsleben aufzufrischen, und wieder 1846 durch den „modernen Eulenspiegel".

Am besten ist unter den Novellen die erste Fahrt eines altmodischen Onkels auf der Eisenbahn, eine meisterhafte Persiflage der ästhetischen Modenarrheiten, der Paganiniwuth, des Saphir in Wiener Cirkeln ꝛc. und der moderne Mythus von Midas, weniger spricht Eulenspiegel an, weil er ohne eigentliche Handlung nur kritisirend mit Künstlern und Schauspielern umgeht.

„König Rübezahl" von Heinrich Schwarzschild (1842) ist ein romantisches Epos in Wielands Manier.

Es enthält die aus Musäus bekannte Geschichte vom Berggeist, der für die schöne Emma, während sie ihm entfloh, Rüben zählen mußte, mischte aber eine Menge launiger Raisonnements über die Gegenwart und ihre Thorheiten ein.

Die „Haus-, Wald- und Feldmärchen" der Adele Schopenhauer (einer Tochter der Frau Johanna) von 1844 enthalten hübsche Märchen von guten Hausgeistern, zärtlichen Elfen ꝛc. Am launigsten sind die „Abentheuer eines Irlichts", das unter Menschen geräth, aber unter den Pariser Literaten und Karlsbader Badegästen doch zu viel von seinem ursprünglichen Charakter verliert.

Göthe's gleichnamiger Enkel, Wolfgang v. Göthe, gab 1845 eine wunderliche Sammlung von Prosa und Versen heraus, worin das dramatische Gedicht von Erlinden vorwiegt.

Erlinde, die Nixe der Ilm, verlockt den Grafen Berka, sich ihr hinzugeben, muß ihn aber wieder losgeben und sterben lassen, weil er nicht fähig ist, den in ihr repräsentirten Naturgeist zu begreifen. Sinnige, doch etwas zu verwickelte Dichtung. Vgl. meine Kritik im Literaturbl. 1845, Nr. 65 u. 66.

Das „Märchen" des Ritter v. Levitschnigg (1847) ist wild und üppig.

Ein moderner Don Juan tanzt seine Geliebten zu Tode, das ist sein höchster Genuß. Er will alles niedertanzen, und fordert auch eine Todte auf, aus

dem Grabe zu ſteigen und mit ihm zu tanzen. Da erſcheint ſeine erſte Geliebte als weiblicher Vampyr und reißt ihn fort zum Tanze mit ihren blutlechzenden Gefährtinnen, aber das Krähen des Hahnes rettet ihn aus der dämoniſchen Gewalt, und er endet als glücklicher Gatte, was zum Charakter des Märchens gar nicht paßt.

Die See- und Waldmärchen von F. Brunold (1845)

handeln von Meerfrauen, Waldfrauen, Moorfrauen, die im Waldnebel und Wellenſchaum auftauchen, auch von Einem, dem der Teufel den Leib entführt und der fortan nur im Schatten fortlebt, von Einem, der dem Morgenroth nachläuft, bis er ſtirbt ꝛc.

Bertha Werders „Traumfahrt in das Land des Aufgangs" von 1851 enthält geiſtvolle, zarte, aber auch überzarte Märchen.

Ein Engel ſchwebt zu den Menſchen nieder, wird aber in ſeinen liebevollen Erwartungen durch ihre Rohheit arg getäuſcht. Ein Mondſtrahl läßt ſich in eine höchſt empfindſame Liebe zu einer Palme ein. Eine Gazelle ſtirbt am Heimweh, eine Mimosa pudica an der erſten Berührung. Die Thräne einer Mutter wächst ſo groß, daß ſie den Durſt ihres verſchmachtenden Kindes ſtillt ꝛc. Beſſer als dieſe Weichlichkeiten iſt das phantaſtiſche Märchen vom Haar der Sklavin. Eſſica, eine Tſcherkeſſin, wird geraubt und kommt als Sklavin zu dem kunſtreichen Weber Haſſan in Stambul und ſtirbt. Dieſer kann ſich nicht enthalten, das wundervolle blonde Haar ſeiner Sklavin ihr noch im Grabe abzuſchneiden und als Goldfäden einem ſeiner ſchönſten Teppiche einzuweben, webt aber unbewußt Eſſica's traurige Geſchichte ein, denn ihr Geiſt umſchwebt ihn. Den Teppich erblickt ein Tſcherkeſſenfürſt, der Eſſica einſt geliebt, kauft ihn für ſchweres Geld und bringt ihn in die Heimath. Als Eſſica's Eltern ihn ſehn, reißt ſich die Geſtalt des Mädchens aus dem Teppich los und wird lebendig, aber nur auf einen Augenblick, um ſie zu grüßen und auf immer Abſchied zu nehmen. Und mit ihr iſt auch das goldene Haar aus dem Teppich verſchwunden.

Von ähnlicher Zartheit waren auch die „Parabeln" von Agnes Franz (1841).

Kleine Märchen zur Erklärung von der Entſtehung der Blumen. Z. B. der Eiſenhut wuchs da, wo der Venus Tauben im Helm des Adonis geniſtet. Der Mond entſtand aus der Thräne eines Engels ꝛc.

In Berlin erſchienen 1853 „drei Märchen" anonym, das erſte iſt ſehr reizend.

Prinz Ohneſündchen findet im Walde ein reizendes Kind. Das ſagt ihm: ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld. Hierauf entſpinnt ſich

eine zarte Liebe. Aber die Hanebüchne Kälte, eine garſtige Fee, ſtört das Glück der Liebenden und ſtellt dem jungen Prinzen nach, um ihn mit ihrer Tochter, dem Haidegeldche, zu vermählen. Dieſes Töchterchen iſt ungeheuer reich. „Von vorn, da ſchauts gar niedlich drein mit ſeinem Röckchen von Treſorſcheinen mit Falbelas von Eiſenbahnaktien, das Schürzchen von Metalliques; das goldgeſtickte Mieder mit Brüßler Rentenſpitz und Schleifen und fliegende Bänder von allerlei Coupons, und die Perlenſchnur um den Hals und der fliegende Federſtrauß im goldigen Haar.“ Der arme Prinz wird weggelockt. Heimelchen ſtirbt aus Gram und wird begraben. Ohneſündchen kommt in gute Geſellſchaft und wird Sündchen. Aber Heimelchens Herz lebt noch im Grabe und ſie ſteht mit dem Frühling wieder auf. Die Hanebüchne Kälte verliert ihre Macht, die Liebenden finden ſich wieder. Es iſt ein echtes Wintermärchen, verwandt dem Schneewitchen und Dornröschen.

Auch die beiden andern Märchen ſind anziehend, die Spatzenmemoiren mehr ſatiriſch, des Mondkönigs Tochter wieder recht empfindſam. Ein armer Bauernknabe wird hier vom Mondſchein geliebt und aus der böſen Welt hinauf gehoben in des Mondes Reich.

Den Sieg der Lebensproſa über den Märchenzauber feiert Waldmüller in ſeinen Irrfahrten (1853).

Eine Elfe beſchenkt den Jäger mit einem Zauberhorn. Er ſchweift durch alle Länder, verführt alle Weiber, iſt aber endlich ſatt, wirft den Talisman weg und heirathet als Philiſter.

Artig iſt „das Roſenmärchen“ von Pauline Schanz (1854).

Der Roſenkönig und ſeine wunderſchöne Tochter Roſenblüth, die ein unſichtbares Feenreich beherrſchen, feiern ihr Maifeſt und belohnen bei dieſer Gelegenheit die fromme Pflege, die eine junge Mutter bisher den Roſen im Garten angedeihen ließ, durch das Geſchenk einer nie verblühenden Roſe, die mit dem zarten Töchterlein jener Mutter aufwächst und ihr Glück bringt. Das iſt der einfache Inhalt des Gedichts, dem echt weibliche Zartheit und der Liebreiz romantiſcher Roſendämmerungen in ſüßduftender Mainacht nicht abzuſprechen ſind.

Eine erfreuliche Erſcheinung war 1854 „der Trompeter von Säkkingen“, eine jugendfriſche Dichtung Joſeph Victor Scheffels.

Werner, ein junger Student, muſikaliſch, in der Wonnegährung des Alters, welches die roſige Wange bräunt, bringt einer Pfalzgräfin unbefugtermaßen eine Serenade und empfängt dafür die Relegation. Luſtig in die Welt hinaus abentheuernd gelangt er zum alten Herrn von Säkkingen und wird — deſſen Burgtrompeter. Da kommen Feinde, er hilft die Burg wacker vertheidigen und wird verwundet. Des Burgherrn ſchöne Tochter Margarethe pflegt ihn.

Beide lieben ſich, der alte Herr aber fährt dazwiſchen, denn dieſer Eidam iſt ihm zu gering. Werner abentheuert weiter, immer friſch auf, kommt nach dem ſchönen Italien, nach der heiligen Roma und wird hier — Kapellmeiſter des Papſtes. Ebendahin kommt die ſchwäbiſche Margaretha als Begleiterin einer Aebtiſſin. Die Liebenden ſind ſich treu geblieben und der wohlwollende Papſt fügt ihre Hände zuſammen. Dies der Faden der Ereigniſſe, in den aber eine Menge kleinerer Blumen der Erzählung und auch lyriſche Gedichte und Gnomen eingeflochten ſind. Desgleichen Wunderbares, aber im humoriſtiſchen Geiſt des Ganzen gehalten und wegen der kritiſchen Tendenz an das dramatiſche Märchen Tiecks mahnend. Insbeſondere ſpielt der Hauskater der Säkkinger Burg, Hiddigeigei, als spiritus familiaris die Rolle des kritiſchen Geiſtes.

Später ſchrieb Scheffel einen Roman „Ekkehard", der weniger anſprach.

Ekkehard iſt der geiſtreiche Mönch, welcher der ſchwäbiſchen Herzogin Hedwig auf Hohentwiel vorzuleſen pflegt, ſich in ſie verliebt und fliehen muß. Ein ſchwäbiſcher Hirtenknabe wird von den Ungarn weggeſchleppt, entkommt ihnen aber und raubt ihnen ſogar ihren großen Schatz ꝛc. Ein Herzog, Graf, überhaupt ein rechter Mann wird in dieſem Roman vermißt, Mönche, Weiber und Knaben herrſchen zu ſehr darin vor.

Joſeph Pape ſchrieb 1856 ein Epos im Nibelungenversmaaße „Schneewitchen vom Graal" voll reicher romantiſcher Anklänge.

Aber das Schneewitchen wird hier aus dem ihm heimathlichen Kreiſe des heidniſchen Märchens herausgezogen und als Kaiſerbraut in den Kölner Dom geführt, unter dem Einfluß des Albertus Magnus, vor deſſen chriſtlicher Myſtik jene Märchenwelt ganz in den Hintergrund tritt.

Wir müſſen noch der Balladen- und Romanzendichter gedenken, die in ſo großer Menge auftauchten, daß Hub mit nur einer Auswahl ihrer Romanzen einen dicken Muſterband anfüllen konnte. Sie nahmen in neuerer Zeit hauptſächlich deshalb zu, weil zugleich ſo viele echte Volksſagen aus dem Volksmunde geſammelt wurden. Das gab reichen Stoff, den die Dichter ſofort in Verſen verarbeiteten, leider oft handwerksmäßig genug.

Einer der beſten und berühmteſten war Guſtav Schwab, Uhlands Freund. Unter den vielen gemüthlichen Liedern dieſes ſchwäbiſchen Dichters erlangte das Studentenlied „Bemooster Burſche zieh ich aus" die weiteſte Verbreitung. In vielen ſchönen Romanzen (ſeit 1819) verarbei-

tete er die Volkssagen der rauhen Alb, des Schwarzwalds, des Bodensee's, auch einige Schweizersagen, und in größeren Cyclen das Jugendleben Herzog Christophs, den Möringer, die schwäbischen Kammerboten, den Appenzellerkrieg, Walther und Hiltgund, Robert den Teufel, die schöne Legende von den heiligen drei Königen.

Gustav Pfizer in Stuttgart steht unter den jüngern schwäbischen Dichtern im sittlichen Ernst und auch in der Neigung, in poetischer Form zu philosophiren, Schiller am nächsten. Seine Gedichte erschienen zuerst 1831 (neue dazu 1835 und 1840).

Von der epischen Gattung sind die Tatarenschlacht, Ezzelino, Salomo's Nächte. In diesem letzteren Gedicht wird besonders des Königs Liebe zur schönen Königin von Saba reizend aufgefaßt, doch waltet im König selbst nicht die salomonische Ruhe und Weisheit, sondern ein unendlicher Sehnsuchtsdrang. Am tiefsinnigsten ist „Magie und Liebe", worin gezeigt wird, welche reinigende und heiligende Kraft in der Liebe selbst liege, auch dann, wenn sie aus unreiner Quelle kam. Pfizer war in Italien und brachte von dort viele poetische Erinnerungen mit, darunter die schönste an Pompeji, voll heiligen Ernstes. Unter den Zeitgedichten ist „der Tod Ferdinands VII." besonders kräftig mahnend.

Es war kein Wunder, daß sich Göthe über diesen reinen und edlen Sänger ärgerte, aber Göthe's ungerechter Ausspruch über Pfizer war für diesen doch eine gerechte Strafe, weil er Göthe einmal „den Fürsten der Wahrheit" genannt hatte. — Friedrich Julius Krais, ein Schüler Uhlands, schrieb auch einige schöne Romanzen (1839), desgleichen Ludwig Seeger (1843).

Johann Rudolph Wyß in Bern, gab 1818 „Idyllen und Volkssagen aus der Schweiz" heraus, dann „eine Reise ins Berner Oberland", die auch voll von Volkssagen ist, und Schweizer Kuhreihen und Volkslieder mit Melodien. Alles höchst dankenswerthe Leistungen, obgleich das echt Volksthümliche nicht streng genug geschieden ist von der Zuthat des Bearbeiters. Ihm trat Franz Kuenlin würdig zur Seite, der besonders in dem Taschenbuch „die Alpenrosen" viele schöne Sagen aus der Schweiz bearbeitete, obgleich in zu empfindsam romantischem Conversationston. Seine besten Sachen erschienen 1840 gesammelt. Viele schöne Schweizersagen brachte Otte (Zetter in Mühlhausen) seit 1840, insbesondere

Volksſagen aus Graubündten Alfons von Flugi 1843 und Tiroler Sagen Johann Zingerle in Romanzenform.

Ehrenfried Stöber in Straßburg lehnte ſich an ſeinen Landsmann Pfeffel an, ſchrieb patriotiſche Lieder als Franzoſe in deutſcher Sprache, was ſich nicht ſchickte. Seine lyriſchen Gedichte (1811) enthalten viele zarte Züge, auch brachte er manche hübſche Sage des Elſaſſes in Romanzenform. In letzterer Beziehung übertraf ihn noch ſein Sohn Auguſt Stöber, deſſen Alſatia (ſeit 1842), Elſäßiſches Sagenbuch, oberrheiniſche Sagen ꝛc. den reichſten Stoff mittheilen und deſſen ſchöne Gedichte den Straßburger Münſter zum Zeichen nehmen, daß drüben über dem Rhein auch noch deutſches Land ſey.

Geib brachte 1828 die Volksſagen vom Rhein in Romanzen, Adelheid von Stolterfoth ahmte ihn nach, Simrock in Bonn aber übertraf ihn. Der letztere war zugleich der fleißigſte Ueberſetzer altdeutſcher Dichtungen ins verſtändlichere Neudeutſch und erwarb ſich durch die weitere Verbreitung ſolcher Dichtungen ein großes Verdienſt. Schnezler brachte viele oberrheiniſche Sagen in Romanzenform, Fried in ſeinen Epheuranken Pfälzerſagen, Wolfgang Müller mehr niederrheiniſche, aber auch viele andere, Bechſtein, Adolf Bube (1825) und Welcker (1831) die Sagen Thüringens.

Eine Menge Romanzen gemiſchten Inhalts dichtete Krug von Nidda, der auch Erzählungen ſchrieb, die zu den beſſeren gehören (1821), ferner Samuel Chriſtoph Pape (1821) noch in Fouqué's empfindſamem Tone, Auguſt Nodnagel (1836), Fr. Förſter (1838), Louiſe v. Plönnies (1844), Alvin Reinbold (1846). Eine ungeheure Menge Romanzen, bändeweiſe, ſchrieb Nepomuk Vogl in Wien ſeit 1830. v. Gaal behandelte 1822 ungariſche Sagen in deutſchen Romanzen. Der Schotte Sinclair brachte 1812 altnordiſche Stoffe in deutſche Romanzen und behandelte den Cevennenkrieg in einer dramatiſchen Trilogie.

Zwölftes Buch.

Die jüngste Dichtung.

Aeußerlich fällt an der deutschen Dichtung, wie sie sich in den letzten vierzig Jahren seit dem Verfall der Romantik ausgebildet hat, nichts so sehr auf, als die ungeheuerliche Menge der Dichtungen. Kein Jahr vergeht, in welchem die Meßcataloge nicht hundert neue lyrische Werke, eben so viel oder noch mehr Romane und wenigstens halb so viel Schauspiele verzeichnen. Die Zahl unserer lebenden Dichter ist eine Myriade, und nicht einmal zu viel für die mehr als tausend jetzt in Deutschland bestehenden Buchhandlungen. Die Poesie, ehemals monarchisch, priesterlich oder wenigstens aristokratisch, ist demokratisirt worden, und nicht nur glaubt sich jeder, sobald es ihm nur einfällt, berechtigt, zu schreiben und drucken zu lassen, sondern eine zahlreiche Classe von Proletariern der Presse wird von den Verlegern zur poetischen Fabrikarbeit förmlich gedungen. Ein Kriterium des guten Geschmacks gibt es nicht mehr. Reiche Verleger und Lobassecuranzgesellschaften unter den Literaten selbst, oder das politische und kirchliche Partelinteresse diktiren das öffentliche Urtheil. Nie zuvor ist daher so viel Schlechtes angepriesen und verbreitet, so viel Gutes verachtet und unterdrückt worden. Eine so monströse, unnatürliche und werthlose Production aber bei einer so charakterlosen Kritik steht zum wahren Bedürfniß und Recht der Nation in verkehrtem Verhältniß und kann nicht von Dauer seyn.

Als durchgreifende Tendenz im Chaos dieser poetischen Superfötation war zunächst eine gewaltige und unwiderstehliche Reaction gegen die Ro-

mantik wahrzunehmen. Je weniger die romantiſchen Dichter ihrer großen Miſſion, zur Nationalität und Kirche zurückzuführen, genügt hatten, um ſo ſchadenfroher und übermüthiger erhoben ſich von allen Seiten die Anhänger des claſſiſchen Alterthums, der Renaiſſance, des poetiſchen Univerſalismus und Kosmopolitismus, des vornehmen Egoismus, des ſeichten Rationalismus, verbunden mit den jungen Schwärmern für den franzöſiſchen Liberalismus und Socialismus, die neuen Propheten der Lüderlichkeit, die Fleiſchesrehabilitatoren und die Todfeinde des Chriſtenthums, die Juden. Darin gab ſich nun nicht weniger Unnatur zu erkennen, wie in der äußern Demokratiſirung und im Induſtrialismus der poetiſchen Preſſe.

Die Mehrheit theilte ſich in eine Rechte und Linke. Die ariſtokratiſche Rechte füllte ſich mit Epigonen, welche den Ruhm der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts ſich als rechtmäßige Erben aneignen zu können glaubten, wenn ſie nur in ihrer Manier fortdichteten, die demokratiſche Linke aber mit Anarchiſten, welche die Poeſie nur wie Schießbaumwolle präparirten, um damit alles Beſtehende auseinander zu ſprengen. Die Epigonen behaupteten das Uebergewicht, ſo lange die Reſtauration dauerte. Die Anarchiſten erhielten es, als von Frankreich her die Revolution Fortſchritte machte.

Erſt nachher gelang es unter dem Schutt des geſtürzten Epigonenthums und der mißrathenen Revolutionspoeſie einigen jungen Keimen einer beſſern Zukunft durchzudringen. Allerdings noch ſchwache Keime, die aber bedeutungsvoll ſind, weil ihnen naturnothwendig noch viele von mehr Lebenskraft nachtreiben müſſen. Keime nämlich einer wieder chriſtlichen und wieder volksthümlichen Dichtung, derjenigen, zu der wir von allen Verirrungen, wie bisher, ſo künftig, immer und immer wieder zurückkehren müſſen.

1.

Die Epigonen.

Es iſt nicht ganz leicht, dieſe Herren zu rubriciren, eben weil es Epigonen ſind. Sehr viele unter ihnen, und gerade die vornehmſten,

haben Göthe's Beiſpiel nachgeahmt und ihre Virtuoſität in gar vielen Manieren zu zeigen geſucht. Das formelle Talent, ſchöne Verſe, auch eine ſchöne Proſa, zeichnet die meiſten aus, während ihre Erfindungen ſchwach ſind. Man ſieht, daß ſie nicht mit friſchem, eigenem, unverfälſchtem Geiſte einen neuen Gegenſtand oder auch einen alten in ganz neuer Weiſe ergriffen, ſondern daß die Gedanken, Bilder, Gefühle und Verſe großer Meiſter, in die ſie ſich ganz hineingelebt hatten, in ihnen nachklangen, ſich unwillkührlich in ihnen reproducirten und die Originalität in ihnen, wenn auch eine Anlage dazu da war, nicht mehr aufkommen ließen.

Den echteſten Epigonencharakter trug Karl Lebrecht Immermann aus Magdeburg, Landesgerichtsrath in Düſſeldorf. Nie aus Leben und Natur ſchöpfend, ſondern ſich immer nur an fremder Dichtung begeiſternd, ahmte er Shakeſpeare, Göthe, Tieck ꝛc. nach, ohne je ſelber original zu werden. Und doch ſcheint er ſich eingebildet zu haben, ſo groß zu ſeyn, wie ſeine Vorbilder, denn er hielt und ſprach viel von ſich.

Schon in ſeinen lyriſchen Gedichten (1822 und 1830) ſieht er ſich ſelbſt als Endymion in ſüßem Schlummer von ſeiner Göttin geküßt und kramt, gleich dem alten Göthe, die Eitelkeiten ſeiner perſönlichen Sympathien und Antipathien aus, als ob es der Welt ungeheuer intereſſant ſeyn müßte, dergleichen zu erfahren.*) Dabei macht ſich ſchon in der erſten Jugendblüthe bei ihm ein Gelangweiltſeyn, jene Blaſirtheit und Europamüdigkeit bemerklich, mit der nachher ſo viele junge Dichter förmlich kokettirten, ohne zu ahnen, wie verächtlich ſie ſich ſelbſt dadurch machten. Immermann ſingt einmal:

Du endlich, lieber Gott, gehörſt
Zu denen auch, die mich verletzet.
Haſt, ohn einmal zu fragen erſt,
Mich auf den Sündenball geſetzet,
Doch, wie du dich an mir vermeſſen,
Es ſey vergeben und vergeſſen.

*) Zur Sittengeſchichte gehört, was wir dem Buch der Ludom. Aſſing über „Eliſe von Ahlefeld, Freundin Immermanns“ (1857) entnehmen. Eliſe, die Gattin des Major Lützow, der 1813 das berühmte Freicorps führte, fand ihren Mann zu proſaiſch, ſchied ſich von ihm und lebte mit Immermann, bis dieſer eine jüngere heirathete, die ihm aber auch wieder nicht genug poetiſch war. Lützow heirathete auch eine andere, ließ ſich aber nochmals ſcheiden. Eliſens und Immermanns Freundin Johanna Motherby lief ihrem Mann und zwei Kindern davon, einem jungen Manne nach, der ſie wieder ſitzen ließ, dann dem Shakeſpeare-Ueberſetzer Kaufmann, der mit Selbſtmord endete. Alles aus Schöngeiſterei.

Man merkt hier den verderblichen Einfluß, den der Jude Heine auf Immermann geübt hat. — Mit den Gedichten zugleich erſchienen 1822 „die Papierfenſter eines Eremiten", Briefe, Fragmente und Aphorismen in Wertheriſcher Proſa mit einem kleinen romantiſchen Schauſpiel als Anhang „die Verſchollene", deren Stoff aus den von uns Theil I. S. 243 erzählten Legenden entlehnt iſt. — Sodann gab Immermann eine Menge Trauerſpiele heraus, mit denen er jedoch kein Glück machte, da er in der Regel gute Stoffe nur verzerrte und verdarb.

König Periander und ſein Haus, 1822. Periander, Tyrann von Korinth, entriß dem Volk ſeine Freiheit und beging die ſchändlichſten Grauſamkeiten. Unter andrem trieb er Blutſchande mit der Mutter und trat ſeine ſchwangere Gattin mit Füßen todt. Seinen Sohn Lykophron, der darüber weinte, verbannte er ꝛc. Dieſen häßlichen Tyrannen nun macht Immermann zum Helden ſeines Trauerſpiels und putzt ihn mit Empfindſamkeit auf. Der gute Vater kann es nicht übers Herz bringen, daß ihn ſeine Kinder nicht lieben. Neben dem Lykophron hat er noch den Thraſyll und die Meliſſa, die ſich eben ſo kalt gegen ihn benehmen. Das macht ihn ganz troſtlos. Lykophron fällt in der Verbannung in Wahnſinn und tobt, halb wie Hamlet, halb wie Lear, bis ihn die Korkyräer erſchlagen. Der Vater ſtirbt nicht, ſondern geht am Schluß nur mit verhülltem Haupte ins Elend, freiwillig ſich verbannend.

Das Thal von Ronceval, die bekannte Sage von Rolands Tod. Hier wird von Immermann in hergebrachten Schiller'ſchen Jambenphraſen geprahlt, getrotzt und gejammert. Nichts iſt dabei neu, als die obligate Liebe Rolands zu der Mohrenprinzeſſin Zoraide, die ſich Maria taufen läßt und noch den Schwerverwundeten tröſtet. Wie ungeheuer trivial im Vergleich zum Tode Rolands im alten Ruolantes Liede!

Edwin, rechtmäßiger Erbe des engliſchen Thrones, wird durch Rebellen, die ihn erkennen, auf den Thron erhoben. Immermann affectirt hier die Sprache Shakeſpeare's, ſeine Dichtung bleibt aber höchſt mager.

Petrarca. Während Petrarca ſich um Laura bemüht, mit ihrem Manne vor ihrem Fenſter ſich herumſchlägt und endlich von ihr für immer abgewieſen wird, bringt ſich Jeanneton, des Wirths in Avignon Tochter, die aus Liebe zu Petrarca, den ſie für den heiligen Sebaſtian hält, närriſch geworden iſt, ums Leben. Die unpaſſendſte Auffaſſung der zarten Sängerliebe Petrarca's.

Cardenio und Celinde, eine mittelmäßige und fahle Bearbeitung der ſchönen Dichtung des Andreas Gryphius. Vgl. Theil II. S. 405.

Ghismonda, eine eben ſo ſchwache Bearbeitung der altitalieniſchen Novelle. Neu iſt nur der Umſtand, daß der Liebende, weil ihm von ſeiner Geliebten Stillſchweigen auferlegt worden iſt, ſich von ihrem Vater ganz ruhig und ſtillſchweigend erdolchen läßt.

Das Trauerſpiel in Tirol (1828), die bekannte Geſchichte des Andreas Hofer, aber widrig entſtellt dadurch, daß das Weib eines treuen Tirolers mit einem franzöſiſchen Offiziere buhlt und Hofer ſelbſt nur ein matter Abklatſch des Marquis Poſa iſt, indem er dem Vicekönig von Italien liberale Vorleſungen hält, wie Poſa dem ſpaniſchen Philipp.

Kaiſer Friedrich II. In dieſem Trauerſpiel charakteriſirt Immermann nicht etwa den großen Kampf zwiſchen Staat und Kirche, ſondern lenkt das Intereſſe allein auf die ſchöne Sarazenin Roxolane, in welche ſich beide Söhne des Kaiſers, Enzius und Manfred, verlieben, bis ſie entdecken, ſie ſey des Kaiſers natürliche Tochter und ihre eigene Schweſter. Sie aber, den gefangenen Geliebten und den kranken Vater nicht achtend, nimmt Gift. Der Dichter kann eine große Zeit und große Männer nicht jämmerlicher mißbrauchen.

Alexis (1830), die klägliche Geſchichte des ruſſiſchen Thronfolgers, welchen ſein eigener Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Sehr breit ausgeſponnen und ohne daß der Dichter die wahre Geſchichte und das eigentliche Motiv des Mordes gekannt hätte.

Etwas beſſer iſt Immermanns Luſtſpiel „das Auge der Liebe".

Amanda, eine Prinzeſſin, Liebling der Elfenkönigin Titania, wurde von dem erzürnten Gemahl derſelben, Oberon, um die Titania zu kränken, entführt und häßlich gemacht und ſollte nicht eher wieder ſchön werden, als bis ſie auch in dieſer widerlichen Geſtalt geliebt würde. Ein Prinz, ihr früherer Geliebter, findet ſie und das Auge der Liebe erkennt auch in der äußerſten Entſtellung die Geliebte wieder, wodurch der Zauber gelöst wird.

Ziemlich unbedeutend iſt das kleine Rührſtück „die Nachbarn".

Abgeſchmackt dagegen iſt „die Schule der Frommen" (1829).

Ein Herr von Kamäleon ſpielt den Pietiſten, ſchleicht ſich bei einer hübſchen jungen Wittwe ein, thut ehrbar und mäßig, hat aber heimlich Liebſchaften und frißt Leberpaſteten ꝛc. bis er ertappt wird; als er aber hört, es ſey ein Regierungswechſel eingetreten und die Pietiſten gelten nichts mehr, wirft er die Maske ab und wird überaus luſtig und frivol. Unwahr und karikirt. Kein wahrer Tartuffe benimmt ſich ſo.

In dem „Prinzen von Syracus", in der „Verkleidung", im „Magenſchmerz", im „Merlin" arbeitet ſich Immermann in Witz ab, worin er dem Shakeſpeare, Calderon und Tieck gleichkommen möchte, aber die Abſichtlichkeit zerſtört den Eindruck, man iſt wie auf Schrauben geſtellt.

Unglaublich fade iſt „der neue Pygmalion", eine Erzählung Immermanns von 1830.

Ein reicher Baron liebt ein armes Mädchen und wird von ihr geliebt.

Aus zarter Scham verſchweigen ſie ihre Neigung, bis das Mädchen einmal einem Maler als Statue des Pygmalion zum Modell dient und den Baron im Zimmer daneben um ſie ſeufzen hört. Da ſpringt ſie vom Poſtament herab und zur Thüre hinaus in ſeine Arme.

Immermann ſchrieb nur zwei größere Romane in Proſa; in dem einen ahmt er Göthe's Meiſter, in dem andern Tiecks Novellen nach.

„Die Epigonen" ſind das am beſten ſtyliſirte Buch Immermanns. Die Sprache kommt an Schönheit der des Göthe'ſchen Wilhelm Meiſter auffallend nahe. Wenn nur auch der Inhalt dem jenes Meiſters nicht auch ſo gar nahe käme. Wir haben eine ganz epigonenmäßige Nachahmung vor uns; ein Schüler macht es hier dem Meiſter nach „wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt." — Hier eine Skizze des Inhalts.

Hermann, der Sohn eines Lübecker Senators, iſt auf einer Reiſe und trifft zufällig im Walde die junge wilde Fiametta (Flämmchen), Tochter eines in der Schlacht gefallenen polniſchen Offiziers und einer Spanierin, die von einem herumziehenden Komödianten erzogen worden iſt und jetzt einem alten Johanniterritter übergeben werden ſoll. Hermann glaubt zu ſchändlichen Zwecken, wirft ſich zum Ritter des unglücklichen Kindes auf, beleidigt den Ritter und wird von ihm im Zweikampfe ſchwer verwundet, aber im Walde von dem lieblichen Flämmchen gepflegt, die, in wunderlichem Aberglauben aufgewachſen, ſich feſt einbildet, Hermann ſey ein Prinz und ihr zum Gemahl beſtimmt. Als Knabe gekleidet folgt ihm Flämmchen in das Schloß eines Herzogs, wo er langſam geneſt und die intereſſanteſten Bekanntſchaften macht. Der Herzog iſt kinderlos und beerbt eine ausgeſtorbene ſehr reiche Linie, deren Beſitzungen aber dem Oheim Hermanns verpfändet ſind. Als Hermann wieder hergeſtellt iſt, ſorgt er für Flämmchens Ausbildung und verlobt ſich ſelbſt mit ſeiner Couſine Cornelie, Tochter des reichen Onkels; verliebt ſich aber in die ſchöne Johanna, eine uneheliche Schweſter des Herzogs, und glaubt in ihren Armen zu ruhen, aber Flämmchen hat die täuſchende Nacht benützt, ohne daß er es weiß. Zu ſeinem Glück, denn ſpäter wird entdeckt, Johanna ſey ſeine Schweſter, er ſelbſt ein Bruder des Herzogs. Flämmchen gebiert ein todtes Kind und ſtirbt ſelbſt, ſchickt aber noch vor ihrem Ende den Ring, den ſie in der geheimnißvollen Nacht Hermann entriſſen, dieſem zurück. Nun erſt erkennt er ſeinen Irrthum; und Johanna, die vollkommen rein vor ihm als Schweſter ſteht, führt ihm lächelnd die ſchöne und reiche Braut Cornelie zu, auf deren bedeutende Güter er nun ein doppeltes Recht hat als Bräutigam und als Erbe des herzoglichen Hauſes.

Abgeſehen von den vielen eingeſtreuten Geſprächen über allgemein intereſſante Gegenſtände, Dichtkunſt, Erziehung, Adel ꝛc., auf die ich keinen großen Werth legen möchte und die immer die Handlung eines Romans ſtören und uns ſtatt

des Gedichts zu ſehr den Verfaſſer zeigen, iſt der Roman vom Verfaſſer mit ſeltener Wärme und Liebe ausgearbeitet, die Malerei durchſichtig klar, die Sprache claſſiſch. Vorzüge, die auf jeder Seite an das große Vorbild, Göthe's Wilhelm Meiſter erinnern. Aber gerade dieſe Erinnerung ſtört den behaglichen Eindruck; zumal da es nicht bloß die Sprache, ſondern auch der Inhalt iſt, den Immermann von Göthe geborgt hat. Hermann, der Kaufmannsſohn, iſt ganz der nämliche, wie Wilhelm, der Kaufmannsſohn; reich, jung, ſchön, empfänglich für alle Reize, beſonders der Vornehmigkeit, überläßt er ſich der Woge des Zufalls, die ihn immer ſicher zu ſeinem Glücke trägt, und läßt ſich von den Frauen ſtill und laut anbeten, ſich überwiegend paſſiv zu ihnen verhaltend, und den männlichen Pol umdrehend in den weiblichen. — Eben ſo iſt Flämmchen eine Wiederholung der Mignon Göthe's, ſie lebt, ſie liebt, ſie ſtirbt wie Mignon; nur daß ſie ungleich munterer und wilder, ich möchte ſagen, zigeunermäßiger aufgefaßt iſt, wobei dem Dichter andere Vorbilder aus Arnim und namentlich aus Eichendorffs Ahnung und Gegenwart vorſchweben mochten. Das herzogliche Haus erinnert vielfach an das gräfliche in Meiſter, auch die erfahrenen, klugen, aber ſonderbarlichen Nebenperſonen.

Immermann hat den Roman „die Epigonen" genannt, theils weil er einen Induſtrieritter zum Erben eines alten Fürſten macht, theils weil er unſere ganze Generation mit Epigonen vergleicht, die nur noch vom geiſtigen Erbe des vorigen Jahrhunderts, ſonderlich von Göthe, zehren. Aber dieſes Epigonengefühl Immermanns iſt ein krankhaftes und irrthümliches. Unſere Zeit iſt gar nicht ſo arm an eigenem Geiſt, wie Immermann ſich einbildet. Dieſer Geiſt iſt ſogar viel gewaltiger und tiefer, als der des vorigen Jahrhunderts. Die neue Zeit ſchmiedet Schwerter und Harniſche genug, es iſt gar nicht nöthig, ſich in Göthe's Schlafrock hinzuſetzen und ins vorige Jahrhundert hineinzuträumen. Die Arbeit des laufenden Jahrhunderts iſt großartiger und vielverſprechender als die des vorigen. Die deutſche Nation war im philoſophiſchen Jahrhundert unter der Herrſchaft des klaſſiſchen Geſchmacks ſich ſelbſt entfremdet worden. Jetzt erſt beginnt ſie die Wiedergeburt. Alle jüngeren Geiſter ſind berufen, aus dieſem friſchen klaren Born des neuen Lebens zu ſchöpfen, und nicht mehr aus dem ſtehenden faulen Abwaſſer des vorigen Jahrhunderts, deſſen theatraliſche Eitelkeit und poetiſche Schminke doch nur eine ſumpfige Tiefe vergoldete. Statt der gekrönten Poeten und äſthetiſchen Hofräthe haben wir doch jetzt etwas, was einigermaßen mit einem

Nationalgefühl verglichen werden kann, und ſtatt des Theaters haben wir wieder eine Kirche. Wer jetzt noch kein anderes Allerheiligſtes deutſcher Nation anerkennen will, als das Göthehaus in Weimar, den ſchleudert das Rad der Zeit weit hinter ſich zurück.

Der zweite große Roman Immermanns iſt „Münchhauſen" (1838):

Ein Enkel des großen Lügners, Münchhauſen, hält vor einem einfältigen Edelmann, ſeiner ſchmachtenden Tochter und einem Schulmeiſter, der obgleich halb verrückt, noch den meiſten Verſtand hat, eine unendlich lange ironiſche Rede, worin er aus dem Hundertſten ins Tauſendſte kommt, vorzugsweiſe über die damals neuſte deutſche Literatur und kühlt ſein Müthchen an ſeinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und ohne geſundes Urtheil. Hier nur eine Probe, die Schilderung einer Bücherſchlacht. Er hat Görres' Myſtik zuerſt mit Strauß Leben Jeſu, dann mit Voltaire's Pucelle zuſammengeſtellt. Im erſten Fall ſchlagen ſich die Bücherdeckel grimmig, im zweiten läßt ſich die Pucelle durch den heiligen Nachbar bekehren und der Druck verſchwindet von dem wieder weiß werdenden Papier. — Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das vorausſetzen! Wie weit entfernt iſt er von Tiecks heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünſteln ſtrebt.

Die hübſcheſte Dichtung Immermanns iſt das „Tuliſäntchen", ein komiſches Epos in hochtrabenden Cidverſen.

Prinz Tuliſäntchen, ein Däumling, über deſſen Kleinheit ſich ſeine königlichen Eltern ſehr betrüben, beſchließt, durch die Größe ſeiner Thaten zu erſetzen, was ihm fehlt. Er ſetzt ſich zu Pferde, aber nur ins Ohr des Pferdes, weil er zu klein iſt, ihm auf den Rücken zu ſitzen. Er kommt ins Land der Amazonen, erlegt ſiegreich eine große Brummfliege, welche die ſchlafende Königin beläſtigt und erfährt von dieſer, ihre Tochter ſey in der Gewalt eines Rieſen. Indem er auszieht, um ſie zu befreien, gibt ihm eine liebreiche Fee das Mittel an. Er darf nur einen kleinen Stift ausziehen, der die ganze Mauer des Rieſenſchloſſes zuſammenhält, ſo muß ſie zuſammenfallen und den Rieſen erſchlagen. Er thut es, befreit die Prinzeſſin und wird ihr Gemahl, aber die ſtolze Prinzeſſin findet ihn viel zu klein, ſperrt ihn in einen Vogelbauer und hängt ihn ans Fenſter. Dieſe Schmach kann er nicht überleben und ſtürzt ſich aus dem Käfig hinab auf die Straße; aber die Fee fängt ihn in ihren weichen Armen auf und trägt ihn in ihr Wunderland.

Immerhin ein artiger, wenn auch unbedeutender Scherz, und mit beſter Laune in heroiſch komiſchem Style vorgetragen.

Einen ebenſo echten Epigonencharakter, wie Immermann, trug auch der Bayer Auguſt Graf v. Platen an ſich, und eben deshalb haßten

ſich beide tödtlich und verbitterten ſich das Leben. Jeder von beiden nämlich wollte nach Göthe als der erſte deutſche Dichter gelten. Schadenfroh ſchürte der kleine Jude Heine das Feuer dieſes Neides. Platen hatte von Heine, als dem Freunde Immermanns, geſagt, ſeine Küſſe duften nach Knoblauch. Dafür rächte ſich Heine in ſeiner ſchamloſen und heimtückiſchen Art, indem er aus ſeinem ſicheren Pariſer Verſteck heraus den unſchuldigen Grafen des griechiſchen Laſters zieh. Platen aber ſetzte ſich aufs hohe Roß und hoffte mit majeſtätiſchen Parabaſen den einen wie den andern ſeiner Gegner niederzuſtampfen.*)

Platen verſtand meiſterhaft, klangvolle Verſe zu machen, bildete ſich aber auf die Muſik ſeiner Sprache zu viel ein, da ihr der Inhalt an Werth und Anziehungskraft nicht immer gleich kam. Auch ſchwankte er zu unentſchieden zwiſchen entgegengeſetzten Manieren umher, zwiſchen Claſſicität und Romantik, Occident und Orient. Noch als Jüngling gab er 1821 die „Gaſelen" heraus und weihte ſie Göthe.

Gaſelen, morgenländiſche Gefühle und Gedanken in morgenländiſchem Versmaß, nach Hafis und Bakis, blumenreich, weinſelig, noch mehr liebetrunken, behaglich, weichlich, zuweilen gnomiſch, immer aber wohlklingend.

Es folgten noch „ein Spiegel des Hafis" und „neue Gaſelen" in demſelben Ton und Geiſt, dann „lyriſche Blätter" und „vermiſchte Schriften" mit vielen Liedern und Romanzen und den erſten Verſuchen in claſſiſchen Oden, Elegien, Eklogen, worin der Dichter Meiſter werden ſollte. Eben ſo cultivirte Platen die romaniſche Form des Sonetts, überall kunſtgerecht, ſprachgewandt, wohllautend, geiſt- und phantaſiereich, aber nicht genug feſſelnd durch den Inhalt ſeiner überall nur kleinen und aufs mannigfachſte wechſelnden und ſpielenden Gedichte. Die Kraft des Dichters war nicht concentrirt und nicht auf einen großen Gegenſtand gerichtet. Er ſchien das zu fühlen und begann 1823 dramatiſche Arbeiten, aber zum Tragiſchen fehlte ihm die Tiefe.

Sein Tod Marats war nur ſkizzirt. Sein gläſerner Pantoffel miſcht zu willkührlich zwei deutſche Märchen in einander, Aſchenbrödel und Dornröschen. Noch weniger konnte er aus dem Schatz des Rampſinit machen, den Jeder

*) Platen ſpottete in ſeinen „neuen Propheten" 1817 über die Frommen mit eben ſo frechem Witz, wie Heine, hatte alſo kein Recht, ſich über ihn zu beklagen. In jenem Gedicht läßt er den h. Auguſtin das système de la nature und den h. Ignatius die pucelle ſtudiren.

aus Herodot kennt. In Berengar iſt auch nur ein alter bekannter Märchenſtoff vom falſchen Bräutigam, den der rechte endlich vertreibt, wiedergegeben. Im Thurm mit ſieben Pforten desgleichen. Erſt „Treue um Treue“ erſcheint mehr ausgeführt und durch den Inhalt rührend. Es handelt ſich darin um die gegenſeitige Treue des jungen Grafen Aucaſſin und der ſchönen Nicolette, die um ſeinetwillen einen mächtigen und liebenswürdigen Herrſcher ausſchlägt; aber der Stoff iſt aus dem Franzöſiſchen entlehnt. Die Liga von Cambray feiert einen Sieg der Venetianer über die Deutſchen, ein für den deutſchen Dichter unpaſſender Stoff.

Alle dieſe Sachen ſind ſchwach und eines großen Dichters Ruf zu begründen unvermögend. Viel mehr Geiſt enthalten Platens ariſtophaniſche Luſtſpiele, wovon das eine gegen Müllner und die Schickſalstragiker, das andere gegen Immermann und die romantiſchen Epigonen gerichtet iſt.

Die verhängnißvolle Gabel, 1826. Eine allerdings nur arme Erfindung von einer Schickſalsgabel, die von einer Ahnfrau herſtammt, deren Geiſt nicht eher erlöst werden kann, bis der letzte des Stammes von der Gabel durchbohrt iſt „gleich einer gebratenen Gansbruſt“. An dieſem ſimpeln Gerüſt aber rankt ſich eine reiche Fülle von Witz empor, der in den prachtvollen Parabaſen juvenaliſch wird. Doch muß man auch wieder fragen, ob ſo viel Geiſteskraft auf den Tadel ſo kleiner Dinge und Perſonen verwendet, der Mühe werth war? Man braucht keine Blitze, um Käfer zu erſchlagen.

Der romantiſche Oedipus von 1829, gegen Immermann gerichtet, dem Platen wie einem Eſel die Löwenhaut umhängt, um ihn noch lächerlicher zu machen, als er ohnehin iſt. Der Held des Stücks „Nimmermann“ genießt unter den Heidſchnucken auf der Lüneburger Heide göttliche Verehrung und führt hier den ins Romantiſche überſetzten Oedipus des Sophokles auf, eine Quinteſſenz aller Unnatur und Unvernunft des modernen Theaters.

Bei alledem vergaß Platen, daß er ſelbſt nur ein Epigone war und daß ihn ſeine eigene Originalität nicht berechtigte, ſo gar tief auf Immermann herunterzuſehen. Beide haben ſich einander zu Tode geärgert. Platen lebte und ſchrieb in Italien. Er geſtand offen, er wolle nicht mehr nach Deutſchland heimkehren, bis ihm die höchſte Dichterehre erwieſen würde. Er wollte einfach und bequem auf Göthe's verlaſſenem Throne niederſitzen. Aber dieſe Hoffahrt, dieſes ſtete Verkünden von ſich ſelbſt, er werde noch Ungeheures leiſten, haben ihm in der öffentlichen Meinung geſchadet und der Tod erſparte ihm die Probe, das zu leiſten, was er verſprochen hatte.

Unter ſeinen kleinen Arbeiten iſt noch auszuzeichnen ein hübſches

Märchen „Roſenſohn“. Das epiſche Gedicht von den Abaſſiden zieht weniger an. Dagegen iſt die Romanze von Zobir ſchön.

Platens Gabel wurde im „König Kodrus“ von Karl Stahl 1839 nachgeahmt.

Auch hier wird der Modeliteratur und der Stutzererbärmlichkeit der jungen Poeten in klangvollen Verſen gezürnt, ſonderlich dem äſthetiſchen Theegeklatſch in Berlin und der Weiberemancipation ꝛc.

Die deutſche Dichtung fuhr fort, ſich auch viel mit Italien zu beſchäftigen. Jahr aus Jahr ein weideten deutſche Schafe drüben über den Alpen alles ab, was von Poeſie etwa noch nicht abgenagt war. Durch Kunſtreiſen nach Italien, durch einen Aufenthalt in Rom, Florenz, Neapel oder Venedig glaubte ſich der deutſche Dichtergeiſt immer noch zu adeln. Aber man ſuchte doch nicht die Kirche, ſondern das Heidenthum, den Sinnenreiz. Schöne Italienerinnen mit tiefſchwarzen Augen und Haaren und durch fremdartigen Wohlklang imponirende Namen wurden immer noch maſſenhaft für die deutſchen Trauerſpiele und Romane requirirt. Unter den deutſchen Dichtern, die ihre zweite Heimath in Italien fanden, ſteht (abgeſehen von Graf Platen) Herr von Rumohr oben an, ein wohlhabender Edelmann und Kunſtkenner, der in Berlin eine geehrte Stellung einnahm, lange in Italien lebte und viel über die Kunſt, auch über den Landbau in Oberitalien, eine Schule der Höflichkeit, ein Buch über Kochkunſt ſchrieb, alles behaglich, vornehm, voll Verſtand und feiner Ironie. In den „Denkwürdigkeiten aus alten Papieren“ 1832 ſchildert er die Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege. In ſeinen Novellen iſt, was er aus Italien erzählt, beſſer, als ſeine Verſuche in deutſchen Dorfgeſchichten. Erfindungsgabe ging ihm ab, auch fällt er immer in den redſeligen Belehrungston. Am witzigſten iſt ſein „Hundefuchſenſtreit“ (von 1835) in Knittelverſen.

Der Pfarrer iſt in der Kirche, die Magd daheim eingeſchlafen. Da plündern die magern Hunde die Küche und Speiſekammer aus und tragen ihre Beute in den Wald. Der heimgekehrte Pfarrer glaubt, als die Hunde heimkommen, ſie hätten die Diebe verfolgt. Nun ſpekulirt aber der Fuchs auf den Hühnerſtall und beſticht die Katze, ihn einzulaſſen. Unterwegs hört der Fuchs ein Geſpräch mit dem Löwen einer Menagerie. Der Einbruch in den Hühnerſtall erfolgt, die Hunde aber ſind wachſam und fangen die Katze, der Fuchs

entſpringt, aber auch er wird im Freien noch ereilt. Die Natur der Thiere iſt von Rumohr ſehr treu und mit gutem Humor aufgefaßt.

Wilhelm Waiblinger, ein früh überreiftes Genie aus Reutlingen, ſtarb in Folge ſeiner Lüderlichkeit jung an Jahren in Rom, nachdem er ſchon viel hatte drucken laſſen. Er nahm ſich Hölderlin zum Muſter, ohne deſſen tiefes Gefühl zu beſitzen, und ſchrieb 1823 Lieder der Griechen (zum Beſten der eben damals gegen die Türken aufgeſtandenen Neugriechen), dann einen philoſophiſchen Roman Phaëton voll von jugendlichem Schwulſt. Später in Italien verweilend ſchilderte er das dortige Leben in Gedichten und Novellen.

Auch der Schleſier Auguſt Kopiſch, der als Dichter und Maler gleich ausgezeichnet in Berlin ſtarb, lebte viele Jahre in Italien, überſetzte den Dante und lieferte einen reichen Commentar dazu, übertrug auch unter dem Titel Agrumi die ſchönſten italieniſchen Volkslieder ins Deutſche und gab eigene Gedichte unter dem Titel „allerlei Geiſter“ heraus (1848), worin beſonders viele zarte Elben-, Nixenſagen und Märchenhaftes vorkommt. Sein Lied vom Meeresleuchten, worin er das flammende Meer mit der Liebe vergleicht, in der er unterzugehen zittert, gehört zu den ſchönſten Bildern ſeiner italieniſchen Erinnerungen. Ueberhaupt iſt ihm das glückliche Auffinden geheimnißvoller Naturreize des Südens eigen, wie auch ihm zuerſt, dem kühnen Schwimmer, beſchieden war, die wundervolle blaue Grotte tief unter dem Felſen von Capri zu entdecken.

Ein großer Enthuſiaſt für Italien war auch ſein Landsmann, Franz Freiherr v. Gaudy, preußiſcher Offizier. Aus Armuth gezwungen, ſeiner Geliebten zu entſagen, beſang er ſie in zarten Elegien unter dem Titel Erato 1829. Nachher ſchrieb er noch zahlloſe Gedichte und Novellen und bereiſte Italien, ſtarb aber plötzlich, erſt 39 Jahre alt. Er beſaß viel Talent, ſchrieb aber zu flüchtig, zu viel und zu heterogen.

Bald ahmt er Jean Paul nach (in den Papieren des Candidaten Ballhorn, dem Sonntag eines Schulmanns, den elenden Bemerkungen über Orden, Reden bei der Taufe einer Mißgeburt ꝛc.), bald Cervantes und Callot-Hoffmann (im Hund Berganza). Bald ſchreibt er Kaiſerlieder zu Ehren Napoleons, bald Schildſagen zu Ehren des deutſchen Adels und ſeiner Wappen. Bald iſt er humoriſtiſch und witzig, bald tief tragiſch. In dem Gedicht „Paulina“ muß eine edle Polin ihren Geliebten, der die Nacht bei ihr zugebracht, am Morgen

vor ihrem Fenſter als Opfer der Rache hängen ſehen. In dem Gedicht „Ludwiga“ entſagt die Dame ihrem Treugeliebten aus bloßer Rückſicht für ihren verſtorbenen Vater. Ungleich beſſer iſt die naive „Schülerliebe“, eine Novelle. Italien hat ihn am meiſten beſchäftigt. Er ſchildert ſeine Reiſen dort und ſchreibt eine Menge venetianiſcher, römiſcher und anderer Novellen, meiſt ernſten und düſteren Inhaltes. Weit beſſer als alle das iſt ſein „Tagebuch eines Schneidergeſellen auf einer Reiſe nach Italien“, die Parodie der jämmerlichen Reiſe Nicolai's, der damals die Welt mit abgeſchmackten Klagen über die Reiſenoth, die er in Italien ausgeſtanden hatte, erfüllte. Unter den vielen Romanzen Gaudy's kommen auch ruſſiſche Märchen vor, unter dem Namen „Copien eines Laien“ beſchrieb er berühmte Bilder. Viele höchſt zärtliche Lieder zeugen von ſeinem warmen Herzen. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an guten Spottliedern auf die wiederkehrende Rococomode, auf die Stutzer, auf Thorheiten und Schwächen der Zeit aller Art.

Der 1840 in Breslau anonym erſchienene Roman „Edward in Rom“ (von Meyer).

ſternbaldiſirt inſofern, als er einen jungen Enthuſiaſten die Kunſtſchätze Roms in Geſellſchaft hochadeliger Perſonen genießen läßt. Damit aber der derben Proſa und dem ſchrecklichen Realismus der Zeit ihr Recht werde, geſteht die hochgebildete polniſche Gräfin ihrem jungen Liebhaber Edward ganz naiv, ſie habe ihren Mann umgebracht, worauf ſich auch Edward verzweifelnd in's Waſſer ſtürzt.

Auch die Romane von Levin Schücking ſternbaldiſiren ein wenig, ſofern Adel und Künſtler darin die Brennpunkte ſind und es ſeine geiſtreichen Nordländer immer nach Italien hinzieht.

Aus dem „Schloß am Meere“ (Roman von 1843), wo der Gutsherr durch falſche Leuchtſignale die Schiffe ſtranden macht und ausraubt, flieht die edle Tochter mit der zufällig hier geſtrandeten Gräfin Albany und deren geliebtem Dichter Alfieri nach Italien und findet hier einen edeln deutſchen Gatten.

Unter den Deutſchen, die ſich für Italien poetiſch intereſſirt haben, macht ſich Eduard Boas bemerklich durch ſeine liebliche Idylle „Pepita“ von 1844.

Der Deutſche verliebt ſich in Pepita, das reizendſte Bauernmädchen von Sorrent. Ihr Liebhaber Cecco iſt zu feig, es mit dem Deutſchen aufzunehmen. Dieſer reist nach Neapel, bleibt aber mit Pepita in Verbindung durch die Taubenpoſt, kehrt noch einmal zurück, iſt noch einmal bei ihr glücklich und ſieht ſie dann nie wieder.

Ganz im Ton des Properz und Göthe. Die italieniſche „Reiſe des

Kriegscommiſſär Pipitz" von 1841, ein Proſaroman von demſelben Verfaſſer, iſt viel ſchwächer. — Im „Romancero" der Betty Paoli (1845) kommt vor:

Der empfindſame Tod des Componiſten des stabat mater; die rührende Klage der Maria Pellico um ihren gefangenen Bruder Sylvio, den berühmten Dichter; ein Todtenopfer für zwei politiſche Verbrecher, „die Beichte des Mönchs," der ſich in eine ſchöne Leiche verliebt, die durch Teufelskunſt wieder lebendig wurde, um ihn zu verführen; Fiamma, die am Hochzeitstage im Becher Blut ſtatt Wein findet, dadurch erinnert wird, daß ſie in früher Jugend dem Heiland, der am Kreuze ſtirbt, verlobt worden, und plötzlich ſtirbt, um den irdiſchen Bräutigam mit dem himmliſchen zu vertauſchen.

Wir müſſen hieher auch den Dichter Ferdinand Gregorovius zählen. In ſeinem „Werdomar und Wladislaw", einem Roman (1845),

loderte ſeine erſte romantiſche Gluth auf, ein wenig wild. Schwärmeriſche Liebe, Tummeln in der großen Welt, Badeleben, Spielhölle, Selbſtmord enden als rauſchendes allegro im ſentimentalen adagio der Heimath und des Stilllebens.

In vollendeter Reife erſcheint dagegen der Dichter in dem lieblichen Epos „Euphorion" von 1858, worin er mit dem Engländer Bulwer wetteifert, die Zerſtörung Pompeji's auf das rührendſte auszumalen.

Euphorion, ein aus Griechenland geraubter Künſtler, muß Sklave werden in der Werkſtatt des Arrius, eines reichen römiſchen Künſtlers zu Pompeji, und verfertigt für ihn die künſtlichſten Arbeiten, ſonderlich einen (noch unter den Alterthümern von Pompeji erhaltenen) Kandelaber. Er hat manche Noth auszuſtehen von unwiſſenden Tadlern, macht aber, obgleich Sklave, das Königthum des Genies geltend. Nachdem ihm ſein ſchönſtes Kunſtwerk gelungen, bekränzen ihn die Mädchen. — Menandros iſt ſein Tadler und Nebenbuhler. Des Arrius ſchöne Tochter Jone hat aber ſchon ihr Herz dem Künſtler zugewendet. Euphorion vollbringt ein herrliches Kunſtwerk, wofür er die Freiheit erhält. Da tobt der Veſuv, Pompeji geht unter und nur auf wunderbare Weiſe rettet Euphorion die Jone und ihren Bruder und ein griechiſcher Schiffer bringt ſie in Euphorions ſchöne Heimath.

Das Gedicht iſt in den ſchönſten Hexametern geſchrieben.

Das alte Griechenland begeiſterte die deutſchen Dichter immer noch. Friedrich Adolf Kuhn in ſeinen Gedichten (1820) ahmte Schillers und Göthe's antike Balladen nach. (Sophokles, Anakreon, der ſchöne Greis, zu dem alle Götter niederſteigen.) Eben ſo Gries, der Ueberſetzer des

Taſſo, Arioſt, Bojardo, Calderon ꝛc. (Phaeton, die Danaiden). Bacchus, Epos von Karl Baron von Nordek, 1827, in achtzeiligen Stanzen,

ſchildert die Liebe des Zeus zur Semele, die Geburt des Bacchus, ſein Heergefolge, ſeinen Zug nach Platäa, ſeine Beſtrafung des König Agaſtos, mit eingeflochtenen Epiſoden von Perſeus, Kephalos und Prokris ꝛc. Dieſe Auffaſſung bleibt weit hinter dem geiſtvollen Gedicht des Nonnus zurück.

Ein gar wunderliches Gedicht war 1817 die „Tantalis" des Herrn von Kurowsky-Eichen.

Tantalis, eine gewaltige Stadt an der Oſtſee, wird gegründet von Tantalus, dem Empörer gegen die Götter, dem böſen Princip, mit Hülfe der Furie Alecto und der Here, die immer das Böſe will. Aber Zeus ſteht unter der Leitung der Rhea, des guten Princips, alſo daß Tantalis zerſtört wird.

Eben ſo wunderlich iſt W. Heidelbergs Epos „Orpheus und Euridice" von 1829.

Orpheus geht in die Unterwelt, um ſeine geliebte Euridice zurückzuholen, findet aber nicht blos die alten, ſondern auch die neuen Bewohner der Hölle. Der proteſtantiſche Dichter läßt den thrakiſchen Sänger ſich weiden an den Höllenqualen des ſiebenten Gregor und der Marquiſe de Pompadour. Nachher ſchickt er ihn auch nach Elyſium, wo ſich die klaſſiſchen Dichter beiſammen finden und Göthe ſich bereits als Seliger oder Allerhöchſtſeliger präſentirt, obgleich er damals noch in Weimar lebte. Erbärmlicher Unſinn.

Groſchvetter beſang 1836 den Phaeton. Das ſchöne Märchen des Apulejus von Amor und Pſyche wurde 1836 von Ado Schütt in achtzeiligen Stanzen behandelt, und 1838 von H. A. Clodius ſeltſam umgeſtaltet.

Eros ſtellt hier, ganz unpaſſenderweiſe, die chriſtliche Liebe, das Chriſtenthum überhaupt vor. Pſyche ſoll an den unſichtbaren Gott glauben, ſehen wollen iſt ſchon Unglaube, ſie frevelt mit ihrer Neugier und findet zwar nach langer Prüfung den Eros wieder und wird mit ihm in Gegenwart der alten Götter vermählt, aber an der Hochzeit wird die ganze Götterwelt verſteinert, während Eros ſich wieder unſichtbar macht. Nun entſteigt zwar Pſyche als Seele dem kalten Stein, kann jedoch ihren Geliebten nicht wiederfinden und irrt ruhelos umher, wie der ewige Jude.

Antike Tragödien wurden häufig nachgeahmt. Eine der beſten war der Laokoon von G. Chr. Braun (1824), weil hier durchgeführt iſt, wie der edle Seher, der allein die Wahrheit weiß, eben deshalb Opfer der Lüge wird. Um ſchöne Verſe und Sentenzen gaben ſich alle Dichter

Mühe, aber den alten antiken Styl erreichten ſie doch nicht, weil ihnen die Schiller'ſche Declamation und die Empfindſamkeit immer in die Quere kam. Die Zahl der antikiſirenden Tragödien ſeit vierzig Jahren iſt groß. Die Niobe allein wurde dreimal (von Wilhelm Schütz, Weichſelbaumer und Julius Körner), die Dido gleichfalls dreimal (von Gehe, Weichſelbaumer und Schöll), auch Sappho dreimal (von Kleiſt, Gubitz und Grillparzer), Achill auf Skyros zweimal (von Zimmermann und Klauſen) behandelt, Polykrates von Schnitter, Aëdon von Sondershauſen ꝛc. Vorzugsweiſe ſentimental 1805 faßte auch Weichſelbaumer die antike Tragödie auf. In ſeinem Menökeus (1821) rettet dieſer durch Selbſtaufopferung das ſchwerbelagerte Theben. In ſeiner Oenone ſtirbt Paris in den Armen dieſer ſeiner früher verſchmähten Schönen. Eine faſt Kotzebue'ſche Verſöhnung nach der unbarmherzigſten Beleidigung. Eben ſo weichlich hat er „Dido" und „Niobe" behandelt.

Unter den neueſten zeichnet ſich Ariadne von Oſann aus. Meleager von Heyſe iſt nicht mehr die antike Geſtalt, ſondern romantiſch und ſentimental geworden. In Telephos hat noch zuletzt (1858) Friedrich Beck eine trefflich ſtyliſirte, aber kalte Muſtertragödie aufgeſtellt, die uns mahnt wie ein Vaſenbild.

Noch ungleich häufiger, als mythiſche, wurden geſchichtliche Stoffe aus dem klaſſiſchen Alterthum in Jambentragödien behandelt. Kaum iſt ein griechiſcher oder römiſcher Held, König, Weiſer übrig, von dem man nicht ein, bisweilen ein halbes Duzend deutſche Trauerſpiele aufzuweiſen hat. Cholevius hat in ſeinem Werk vier ganze Seiten mit Namen derſelben angefüllt und bei weitem noch nicht alle verzeichnet. Ich glaube ſie übergehen zu ſollen.

Die Verſuche, altnordiſches Heldenthum in modernen romantiſchen Verarbeitungen epiſch oder gar für die Bühne darzuſtellen, ſind, meiner Meinung nach, alle mißlungen. Das Titanenhafte der nordiſchen Geſtalten paßt nun einmal nicht in die romantiſche Kleinmeiſterei und noch viel weniger auf die Bühne. Wie Elephanten zerreißen ſie die Guirlanden zarter Verſe, mit denen man ſie halten, und zertreten die Bretter, auf denen man ſie ſpielen laſſen will. Zu den beſſern Verſuchen gehört des Herrn von Querfurth (Curt Oswald) „Harald Sängerkönig", 1856. Hier iſt in würdiger Weiſe der tiefe Ernſt der nordiſchen Sage

eingehalten und ſpielt die nordiſche Götterwelt lebendig in die Handlung hinein. Aber für die moderne Welt iſt das Gedicht zu fremd und für die Zeit, die es ſchildert, doch viel zu modern. Der ſanfte Geibel hätte ſich nie an die gewaltige Brynhilldur wagen ſollen, ebenſo wenig Hebbel an die Nibelungen.

Der Poeſie des Orients wandte ſich, wie wir oben ſchon bemerkt, vorzugsweiſe Rückert zu. Der Bilder des Orients von H. Stieglitz (1833) iſt nur zu erwähnen als eines Extrems von poetiſcher Impotenz bei krankhaftem Productionsdrange. Stieglitz malt nach orientaliſchen Dichtern und Reiſebeſchreibungen matte Bilder mit empfindſamer Zuthat. In jüngſter Zeit hat Bodenſtedt mit viel Feuer und Phantaſie morgenländiſche Scenen behandelt, in ſeinem 1001 Tag (Reiſeſchilderungen und Gedichte vermiſcht mit Erzählungen) 1850, in ſeinen Schilderungen der Tſcherkeſſen, ſeinem Gedicht „Ada, die Lesghierin",

ein hübſches Bild aus dem Kaukaſus, in welchem ein Todfeind, indem er des Hauſes Gaſtlichkeit genießt, zum Freunde wird und die Tochter des Hauſes liebt, auch Schamyl auftritt ꝛc.

In den „Liedern des Mirza-Schaffy" hat Bodenſtedt die ganze Ueppigkeit des Hafis und Bakis nachgeahmt und uns das orientaliſche Leben von ſeiner verführeriſcheſten Seite gezeigt.

Wir müſſen noch einige epiſche Dichtungen gemiſchten Stoffs durchmuſtern. Ladislaw Pyrker, Erzbiſchof von Erlau in Ungarn, gab 1819 ein Epos „Tuniſias" und 1824 ein zweites „Rudolfias" heraus.

Das erſte handelt von Kaiſer Karls V. Zug wider Tunis, das zweite von Rudolf von Habsburg, beide zeichnen ſich durch wohlklingende Hexameter und lebendige Schilderungen von Kriegsſcenen, Land und Meer aus.

Er ſchrieb auch eine verſificirte „Legende der Heiligen" und „Perlen der heiligen Vorzeit", Scenen aus dem alten Teſtamente. Noch Klopſtocks Schule angehörend iſt er kein ſchlechter Dichter, verdient aber nicht, unter die erſten Claſſiker der Nation geſtellt zu werden, wie geſchehen iſt.

Peter Friedrich Kannegießer, nicht zu verwechſeln mit Karl Ludwig Kannegießer, dem Ueberſetzer des Dante, ſchrieb 1811 ein Heldengedicht in Hexametern: „Tataris oder das befreite Schleſien", voll lebendiger Kampfbilder und warmer Vaterlandsliebe. Krug von Nidda be-

ſang in einem Epos den Skanderbeg. Lindenhahn ſchrieb 1829 „das gerettete Malta“ in prächtigen Hexametern

mit echt homeriſchen Beſchreibungen der Schiffsrüſtung, der Schlacht, der Inſeln, des Samum, eines edeln Roſſes ꝛc. Aber der Dichter übertreibt und ſucht unmögliche Effecte, z. B. in einer förmlichen Schlacht von Tauchern unter dem Meere.

In demſelben Jahr gab Egon Ebert in Prag ſein Epos „Wlaſta“ heraus, welches den Krieg der böhmiſchen Amazonen ein wenig zu empfindſam auffaßt. In derſelben empfindſamen Manier iſt ſein „Kloſter“ gedichtet.

Ein junger Müller will eben ins Kloſter gehen, als er ſeine Geliebte wiederfindet und von dem menſchenfreundlichen Prior mit ihr verbunden wird.

Unter den zahlreichen epiſchen Dichtungen der letzten Jahrzehnte bemerken wir noch: Wolfarts Rheinfahrt (1815), Hagens Ottfried und Liſena (1820), Stubenrauchs Euſebia (1824), Eberhards Schöpfung (1828), Schölls Paulus und Graf Blankenſee's Wanderer, ein Lehrgedicht (1830), Graf Auerſpergs letzter Ritter (Max I.), dem Duller die Wittelsbacher und Frankl das Habsburglied (1832) folgen ließ, der Adelheid von Stolterfoth Alfred und Waſſerburgs Sündfluth (1834), Otto's Columbus und Toblers Enkel Winkelrieds (1837), O. L. B. Wolffs Abälard und Heloiſe (1838), Becks Otto der Große (1839), Schramms Paulus und Hermann (1842), Simons Guſtav Adolph, Stamms Heſperus und Theodor Apels Meluſine (1844), Söltls Conradin (1844).

Eigenthümlichkeit beanſprucht Moritz Hartmanns Epos in Hexametern „Adam und Eva“, iſt aber voll Unnatur.

Aus Furcht vor den Ruſſen wird die junge Eva im Walde verſteckt, mit ihr der junge Adam. Da leben ſie wie im Paradieſe, aber ein Ruſſenfeind und Demokrat, der in der Kutte privatiſirt, weiht ihn in die Revolution ein, zu deren künftigem Heros er heroiſch heranwächst.

Seit der Revolution von 1848 kam eine neue epiſch-lyriſche Manier auf, welcher viele Dichter ſich zuwandten. Es war eigentlich ein Zuſammenſchmelzen der ehemaligen Romanzencyclen in ein Ganzes in kurzen Verſen mit lyriſchen Ausſchweifungen. In dieſer Manier war ſchon 1847 Heſſemanns Juſſuf und Naſiſſe geſchrieben.

Eine freie Umſchreibung der berühmten morgenländiſchen Dichtung von

Juſſuff und Suleicha. Juſſuff dient als wunderſchöner Jüngling am Hofe eines Sultans, widerſteht allen Verfolgungen und erhält zuletzt die Hand der geliebten Prinzeſſin.

Größere Verbreitung fand die bezeichnete Manier, ſeit Oskar von Redwitz ſeinen berühmten Amaranth in dieſer lyriſch-epiſchen Form ſchrieb. Von ihm rede ich ſpäter, der Tendenz wegen unter den religiöſen Dichtungen.

Otto Roquette nahm die lyriſch-epiſche Form und von Bogumil Goltz die Vertiefung in den Naturzauber an. So entſtand ihm „Waldmeiſters Brautfahrt", ein Gedicht in kurzen Verſen, welches ſehr viel Beifall fand.

Waldmeiſter liebt die Prinzeſſin Rebenblüthe und trotz des zornigen Königs Gundermann und ſeines ſtachlichten Haushofmeiſters Wachholder gelangt er zum Ziel. Eine Allegorie des beliebten Maitranks.

Deſſelben Dichters „Tag von St. Jakob" (1852)

ſchildert den heroiſchen Tod einer Schweizer Jungfrau (Verena), die mit der Leiche ihres Geliebten, der bei St. Jakob fiel, in der Kapelle verbrennt, nachdem ſie mit dem Morgenſtern in kräftiger Fauſt ihren Bedränger niedergeſchlagen.

Im „Herrn Heinrich" beſingt Roquette die Wahl Heinrichs des Voglers zum deutſchen König. „Hans Heidekukuk" iſt eine Nürnberger Idylle.

Hans, ein Schreinerjunge, ſpielt mit in Faſtnachtsſpielen des Hans Sachs und liebt die Tochter eines vornehmen Rathsherrn, wird aber auf der Bühne ausgelacht und vom ſtrengen Rathsherrn, der ihn bei ſeiner Tochter überraſcht, ſchimpflich fortgejagt. Das Unglück aber gibt ihm Kraft. Er wird Soldat, zeichnet ſich aus, kommt als Sieger zurück und empfängt den Lorbeerkranz aus der Hand ſeiner Geliebten, und bald darauf dieſe ſelbſt.

Roquette hat auch viel Lyriſches geſchrieben, mit leichter Anmuth, meiſt von Natur und Liebe handelnd. Seine Romane „Orion" und „Jucunde" ſind ſchwach, ſeine Helden haben „etwas vom Studenten und etwas vom Künſtler".

Adolf Böttger ſchrieb in demſelben Styl 1850 „Dämon und Engel",

die Liebe Roberts des Normannen zur ſchönen Kaiſerstochter. Robert erſcheint erſt als Dämon, zuletzt als Engel zu ihrem Schutz.

Drei Jahre ſpäter gab Böttger die „Habana“ heraus, in derſelben Form.

Habana iſt ein ſchönes Indianermädchen, in welches ſich ein Spanier verliebt und welches deshalb das Opfer ſchrecklicher Rache wird. Nach ihrem Namen nennt der Spanier die erſte Niederlaſſung auf Cuba.

Wolfgang Müller von Königswinter gab 1852 ſeine „Malkönigin“ heraus, eine hübſche ländliche Idylle. Auch einige heroiſche Geſchichtsſpiegel erſchienen in dieſer Form. Scherenberg ſchrieb ein Epos „Waterloo“ und Franz Löher 1854 einen „General Spork“.

Spork, eines Bauern Sohn, wird von ſeiner geliebten Grete abgewieſen, geht in den Krieg und ſteigt zum General auf. Als er die Grete wiederſieht, ruft er ihr zu: „Gretchen, wers gethan hätte!“ Sie aber antwortet: „Johannchen, wers gewußt hätte!“ Im Uebrigen beſchreibt das Gedicht die bunten Kreuz- und Querzüge und Heldenthaten des berühmten Generals.

In demſelben Styl ſchrieb Hocker 1855 „Engelhart und Engeltrut“, eine moderne Umgeſtaltung der ſchönen Sage, die wir Theil I. S. 391 kennen gelernt haben. Und Max Waldau (Spiller v. Hauenſchild) ſeine „Cordula“, eine Sage aus Graubündten.

2.

Die Jambentragödien.

In ſeinen ſentenziöſen Jambentragödien hatte Schiller ein Paradepferd geſattelt, auf dem in den letzten fünfzig Jahren jeder Stümper reiten wollte. Dieſe Jambentragödien ſind eine wahre Calamität der deutſchen Literatur. In ihnen bewährt ſich das Epigonenthum am zäheſten in Anmaßung ohne Verdienſt, im Erhaltungstrieb ohne Potenz. Die Mittelmäßigkeit wird nicht müde, auf den Stelzen dieſer hochtrabenden Jamben zu gehen und hohle, hundertmal gehörte Phraſen zu drechſeln. Das falſche Pathos iſt ihr Grundzug. Man wird an den Lumpenkönig in Hamlet erinnert. Und dieſe Tragödien ſehen ſich alle einander ähnlich, wie ruſſiſche Soldaten. Von Schillers leidenſchaftlichem Feuer, von ſeiner hinreißenden Beredſamkeit, von Shakeſpeare's feinem Geiſt und überreicher Phantaſie, von Leſſings milder Ruhe und Beredſamkeit iſt ſelten

eine Spur zu finden, faſt immer nur hohle Phraſe, Großthuerei und nichts dahinter. Indem die Dichter nur einen gegebenen geſchichtlichen Stoff bearbeiten, erſparen ſie ſich die eigene Erfindung oder wenden die letztere leider gar häufig nur zur Verunſtaltung des gegebenen Stoffes an, indem ſie die wahre Geſchichte verfälſchen, alten Helden und Naturmenſchen moderne Parteidoctrinen in den Mund legen oder ihnen dumme Liebſchaften andichten. Die Zahl dieſer Stücke belauft ſich ſchon auf mehr als tauſend und da noch immer neue hinzukommen, wäre es nicht der Mühe werth, weder ſie nach den Namen der Verfaſſer, von denen die größte Mehrheit der Vergeſſenheit werth iſt, noch nach den geſchichtlichen Stoffen zu rubriciren. Kaum iſt ein Held und eine wichtige Begebenheit der Weltgeſchichte übrig, aus denen nicht eine Tragödie gemacht worden wäre. Ein an ſich löblicher Patriotismus zog immer zwar deutſche Stoffe vor, aber die Impotenz des Epigonenthums ſtellte ſich nur um ſo auffallender blos. Wie viele Dichter wagten ſich an die Hohenſtaufen und immer unglücklich! Conradin allein wurde der Held von wenigſtens 20 Trauerſpielen und gerieth nirgends.

Ernſt Auguſt Friedrich Klingemann, Theaterdirector in Braunſchweig, ſchrieb 1795 ein paar Ritterromane, dann aber viele Trauerſpiele für die Bühne, als Epigone Schillers ohne deſſen Geiſt. Er glaubte alles verarbeiten und bühnengerecht machen zu können, ſo das ganze Leben Moſis, ſo einen modernen Oedipus. In der „deutſchen Treue“ (Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer) ahmte er Wallenſtein, im „Wolfenſchieß“ Tell, im „Cromwell“ die Maria Stuart nach. Er ſchrieb auch einen Columbus, Alfonſo den Großen, Schill. Er wagte ſogar, einen Fauſt, Ahasver und Don Quixote zu ſchreiben. Wenn er nicht ſchon gegebene Stoffe geiſtlos verarbeitete, ſondern ſelbſt erfand, war er unerträglich. In ſeinem Originaltrauerſpiele „das Vemgericht“

hat Adelheid von Schwarzenberg ihren erſten Gatten Hohenau vergiftet, um den ſchönen Hugo von Schwarzenberg heirathen zu können, und bekennt dem letzteren, der nichts davon gewußt hat, in einer zärtlichen Stunde die Unthat, die ſie um ſeinetwillen begangen. Schwarzenberg iſt aber Freigraf bei der Vem und hat als ſolcher einen hohen Eid ſchwören müſſen, jeden zu ſeiner Kunde kommenden Frevel dem Gerichte anzuzeigen. Er muß alſo nun ſeine eigene Gattin anklagen und ſie wird als Giftmiſcherin auch wirklich hingerichtet. Ihr Geiſt aber erſcheint dem trauernden Gatten in lichtem Gewande

und aufſchwebend zum Himmel, zum Beweiſe, daß Gott ihr verziehen habe. Ein merkwürdiger Beleg, zu welcher Unnatur die tragiſche Muſe in Deutſchland entarten konnte. Der Mann konnte das verbrecheriſche Weib ermorden, aber nie durfte er ſie denunciren. Das Weib konnte aus Liebe ein Verbrechen begehen, aber nie durfte ſie dafür gen Himmel fahren.

Ernſt Raupach, ein Schleſier, der als ruſſiſcher Hofrath in Berlin lebte, ſchrieb eine große Menge Jambentragödien, aber auch Luſtſpiele. Wie Körner, iſt er einer der erſten Epigonen Schillers geweſen und wohnt ihm noch einige Wärme inne, die ſich bei den ſpätern Epigonen immer mehr abkühlt bis zu eiskalter Langweiligkeit. Raupach begann 1818 mit dem Trauerſpiel „die Fürſten Chawanski".

Jury Chawanski, junger ruſſiſcher Bojar, Freund des Czar Feodor, deſſen Schweſter Maria ihm zur Braut beſtimmt wird, kämpft gegen die äußeren Feinde des Reichs, während der Czar ſtirbt und deſſen andere Schweſter Sophia durch eine Revolution auf den Thron geſetzt wird. Er kommt zurück, Sophia verliebt ſich in ihn und will ihn auf den Thron erheben. Maria aber, von Eiferſucht entbrannt, verdächtigt ihn und macht Sophia glauben, er liebe dieſe nicht, ſondern wolle ſie nur als Werkzeug ſeiner Erhebung benutzen. Sophia, ſich getäuſcht glaubend, läßt im erſten Zorn Jury's unglücklichen Vater hinrichten. Zu ſpät entdeckt ſie, daß Maria ſie verrathen hat, daß Jury wirklich ſie und nicht Maria liebt. Er hat ſich ſchon, aus Gram über des Vaters Tod, den Feinden freiwillig überliefert und wird hingerichtet.

Noch mehr Intereſſe erregte 1826 Raupachs „Iſidor und Olga".

Iſidor, der uneheliche Sohn eines ruſſiſchen Fürſten, von einer Leibeigenen geboren, daher ſelbſt leibeigen, wird im Ausland erzogen und ein ausgezeichneter Maler. Sein Vater ſtirbt aber, ohne ihm einen Freibrief gegeben zu haben. Er wird daher Leibeigener ſeines rechtmäßigen jüngeren Bruders Wolodimir, der dies Verhältniß benutzt, um, indem ſich beide in die ſchöne Gräfin Olga verlieben, ſeinen brüderlichen Nebenbuhler zu beſeitigen. Er zwingt den Bruder, als Bedienter gekleidet ihm aufzuwarten, während Olga einen Beſuch bei ihm macht, und droht ihm, da er ſich gegen die Mißhandlung empört, mit der entehrenden Strafe, die Leibeigene trifft, wenn ſie ſich gegen ihren Herrn erheben. Olga muß ſich aus Liebe zu Iſidor endlich entſchließen, um ihn zu retten, den böſen Bruder zu heirathen. Ihre Hand iſt der einzige Preis, um den Wolodimir dem Iſidor den Freibrief ſchreiben will. Kaum hat aber Iſidor den Brief, ſo begibt er ſich zu ſeinem Bruder als freier Mann, fordert ihn auf Piſtolen und beide bleiben im Duell. Ein leibeigener Hofnarr, der, um ſich an ſeinem Herrn zu rächen, die Brüder verhetzen hilft, macht

das Stück ohne Noth noch greller und zieht die Aufmerkſamkeit unpaſſend von Iſidor und Olga auf ſich ab.

Dieſe ruſſiſchen Stücke ſind beſſer als Raupachs Trilogie Cromwell und als ſein Hohenſtaufencyclus in 7 Bänden, worin er dem unerreichbaren Shakeſpeare nachhinkte. Eben ſo ſchwächlich ahmte er Göthe nach in Taſſo's Tod. „Der Prinz und die Bäuerin" hat etwas Rührendes, ſofern hier des Prinzen ländliche Geliebte als armes Opfer durch Gift hinweggerafft wird. Aehnlich „der Müller und ſein Kind". Das Abſterben des kranken Mädchens iſt aber gar zu weinerlich. Am widrigſten erſcheint Raupach, wo er die äußerſten Schrecken der Erinnyen ausdrücken will, ohne die wahre Dichtergabe dazu. So in der „Erdennacht", wo der ruchloſe Sohn in endloſem Monologe mit ſeiner Eigenſchaft als Vatermörder gleichſam ſelbſtgefällig kokettirt. Auch in der „Corona von Saluzzo" werden Schmerz und Verzweiflung auf die äußerſten Schrauben geſtellt, indem Corona ſich heroiſch opfert, um die Rache eines Vaters zu ſühnen, deſſen verloren geglaubter Sohn auf einmal wiederkommt. In „den Freunden" läßt Fergoſo ſeinen beſten Freund aus Patriotismus, um der Ruhe Genua's willen, durch einen Banditen erdolchen. Bis zu welcher Unnatur Raupach gedieh, zeigt „Lorenzo und Cecilie".

Cecilie, eine ſchöne, aber arme Dame, in die ſich der Prinz Lorenzo verliebt, geht freiwillig ins Kloſter, damit er eine ſtandesmäßige Heirath treffe und ſie vergeſſe. Er entführt ſie und vermählt ſich mit Gewalt mit ihr. Da vergiftet ſie ſich, um ihn zu ſeiner fürſtlichen Pflicht zurückzuführen, die ſie ihm ſterbend den ganzen fünften Act hindurch vorjammert.

Eben ſo widrig iſt „Raphaele".

Der Held dieſes Stücks iſt ein türkiſcher Kaufmann, Abdallah, der für das Glück ſeiner Kinder zu ſorgen gedenkt, indem er ſeine Tochter Ykelula mit einem mächtigen Paſcha, ſeinen Sohn Osmin aber mit der Griechin Raphaele, die ſeine Mündel iſt, vermählen will. Es findet ſich aber, daß Raphaele ſich ſchon mit einem andern Liebhaber, dem Griechen Heliodor, verſehen hat, und in dem Augenblick, da dieſer mit ſeinem Nebenbuhler Osmin zuſammentrifft, erdolcht er denſelben ohne weiteres und wird von einem Freund deſſelben wieder erdolcht. Raphaele erfährt nichts davon und wartet bei Nacht im Garten auf Heliodor, während ihre Freundin Ykelula an ihrer Stelle in ihrem Bette ſchläft. Abdallah ſieht die Leiche ſeines Sohns, will ihn durch Raphaelens Tod rächen, und — ſpeculirt dabei auf die Schätze Raphaelens, die er bisher nur verwaltet hat und die er nun nach ihrem Tode zur Aus-

steuer seiner Tochter verwenden will. Er eilt in Raphaelens Schlafzimmer und erdolcht im Finstern Ykelula. Sobald er seinen Irrthum erkannt, wird er wahnsinnig, und Raphaele geht ins Kloster.

Dasselbe Motiv kehrt wieder in „Themisto", die ihren Stiefsohn morden will, im Dunkeln aber ihren eigenen trifft. In diesem Stück glaubte Raupach den Sophokles nachahmen zu müssen. Gering ist auch „Timoleon". Die „Semiramis" faßte er in der Manier Calderons auf, aber ohne dessen Geist mit einem affectirten Pathos, das an Zacharias Werner und Müllner erinnert. Des Romantischen war er überhaupt nicht mächtig, weil er ohne Gefühlstiefe nur immer bühnengerechte Effecte berechnete. Seine „Genovefa" blieb daher tief unter Tieck, auch sein „Robert der Teufel" nur ein Fabrikat. Im „Nibelungenhort" blieb er eben so hinter Fouqué zurück. In der „Schule des Lebens" behandelte er die alte Sage von den Prüfungen einer Frau mit der ihm eignen Lust am Peinlichen. Das „Märchen ein Traum" ist besser, obgleich nur eine Nachahmung des Calderon.

Die Herzogin Laura liebt den Ritter Leonardo und erbittet sich ihn von ihrem Gemahl Uberto zum Begleiter auf einer Reise. Im Traum aber sieht sie, wie weit ihre sündhafte Liebe sie hinreißt, bis zum Morde ihres Gemahls und einem Ende voll Verzweiflung. Da erwacht sie und wendet sich augenblicklich schaudernd von Leonardo ab.

Ganz albern ist „Mirabeau". Hier streitet sich am Schluß Mirabeau und sein Beichtvater, ob alles Große, was Mirabeau vollbracht, durch ihn selbst oder von Gott nur durch ihn vollbracht worden sey?

Raupach, als tragischer Dichter sehr schwach, hat einige gute Lustspiele geschrieben und würde noch bessere zu Stande gebracht haben, wenn er einfacher geblieben wäre und nicht immer hätte geistreich seyn wollen. Sein Versuch, den Till Eulenspiegel als humoristischen Diener und Rathgeber ins moderne Lustspiel einzuführen, und seine neue Schöpfung eines obligaten Barbierer Schelle mißlang, weil er diesen Figuren Shakespeare-Witz anquälte, anstatt sie natürlich reden zu lassen, wie den deutschen Hanswurst. Doch hat er hübsche Motive.

Sein „geraubter Kuß" und auch sein „versiegelter Bürgermeister" sind sehr heiter. In dem Stück „laßt die Todten ruhen" veranlaßt das Auftreten eines Fremden, der dem verstorbenen früheren Geliebten einer Dame ähnlich ist, und den der eifersüchtige Gemahl der letzteren arretiren läßt, sehr komische Scenen.

Im „Zeitgeiſt“, den die Bauern im Walde einfangen, iſt die Komik zu ſehr bei den Haaren herbeigezogen. Noch mehr in der Poſſe „Schelle im Monde“, einer ſehr ſchwachen Nachahmung der Vögel von Ariſtophanes. Auch im „Denk an Cäſar“ und in allen andern Luſtſpielen, wo Schelle oder Till mitſpielen, flieht der natürliche Scherz. In den „feindlichen Brüdern“ wird der Streit zwiſchen Homöo- und Allopathen, in „Kritik und Antikritik“ das Treiben der Literaten und Blauſtrümpfe auf die Bühne gebracht.

Friedrich v. Uechtritz, preußiſcher Beamter in Berlin, ſpäter in Düſſeldorf, ſchrieb ſeit 1823 mehrere Trauerſpiele (Chryſoſtomus, Otto IV. Spartacus). Am meiſten Ruhm erlangte ſein Alexander und Darius.

Darin iſt beſonders von vortrefflicher Wirkung die Scene, in welcher Statira für ihren geliebten Darius, während er in der Schlacht iſt, im bräutlichen Schmucke betet und von Ormuzd erfleht, er ſolle ihr den Todesengel ſenden, wenn Darius falle. Nachdem ſie ihr glühendes Gebet geendet, tritt Alexander als Sieger ein und Statira ſinkt todt zu ſeinen Füßen.

Eigenthümlich phantaſtiſch ſind deſſelben Dichters „die Babylonier in Jeruſalem“ (1836).

Zedekiah hält ſich für den von den Propheten verheißenen Meſſias, bis ihn ſeine Niederlage und das Bekenntniß der ſchönen Mirjane aus ſeiner Täuſchung reißen. Dieſe nämlich, die er leidenſchaftlich liebte, hatte als falſche Prophetin ihn für den Meſſias ausgegeben, bekannte aber nachher, daß ſie gelogen und daß ihr eine ganz andere Prophezeihung geworden, die auf Jeſum Chriſtum hindeute, der in Knechtsgeſtalt die Welt erlöſen werde. Als aber Nebucadnezar dem unglücklichen Zedekiah die Augen ausſtechen ließ, wurde derſelbe wahnſinnig und in ſeinem Irrſeyn kehrte ihm die Vorſtellung wieder, er ſey der wahre Meſſias. So ſah der trauernde Jeremias ihn in die babyloniſche Gefangenſchaft ſingend und jauchzend wegführen.

Einer der ſchwächſten Epigonen war Eduard v. Schenk, Miniſter unter König Ludwig von Bayern. Seine Schauſpiele (1829) ſind voll von falſchem Pathos und abſichtsvoller Rührung.

Nur Beliſar hat auf der Bühne Glück gemacht, weil er in hochtrabenden Trochäen, wie Müllners Schuld, geſchrieben und der übertriebenſte Ausdruck der damals herrſchenden Loyalität war. Der blinde Feldherr Beliſar vergilt des Kaiſers Undank mit beiſpielloſer Treue, indem er den rettet, an dem er ſich rächen könnte. Ganz unhiſtoriſch und ein Mißbrauch der Poeſie zu Gunſten des Servilismus. — „Henriette von England“ iſt eben ſo widerwärtig. Ihr Gemahl vergiftet ſie und kniet dann reuig und winſelnd vor der Sterbenden. — Die „Krone von Cypern“ zeigt uns zwar die rührende Geſtalt einer Fürſtin, die als Sklavin dient, bis ihr Sohn herangewachſen iſt, den

verlornen Thron wieder zu erobern, iſt aber ohne Shakeſpeare's Geiſt in gemeinen Theaterphraſen behandelt. — Die übrigen Stücke ſind Künſtlerdramen zu Ehren des Nürnberger Peter Viſcher und Dürer, oder Feſtſpiele bei Hofe.

Michael Beer, ein Berliner Jude, ſchrieb Trauerſpiele, die zu den beſſern der Epigonenzeit gehören. Seine Werke erſchienen geſammelt 1835.

Klytemneſtra, von ihrem Sohn Oreſt gemordet. — Die Bräute von Aragonien, worin eine Schweſter auf Antrieb der andern ins Meer geſtürzt wird, aber als Rachegeiſt wiedererſcheint; die Mörderin und ihr Geliebter, um deſſentwillen ſie das Verbrechen beging, müſſen untergehen. — Der Paria. Ein indiſcher Paria hat eine Brahminentochter geheirathet, weil das aber gegen das Geſetz iſt, wird ſie ihm grauſam entriſſen. Sie aber verzehrt mit ihm eine giftige Frucht und ſie ſterben als Treuliebende. — Struenſee, die ſchreckliche Kataſtrophe des däniſchen Miniſters, dem die Königin ihr Herz zugewendet hatte. — Schwert und Hand. Eleonore, die Gattin eines Generals, ſieht ihren früheren, todtgeglaubten Geliebten wieder, und wird in ſeinen Armen vom General überraſcht. Der General bleibt ruhig, läßt ihr aber ſeinen Degen zurück und ſie — richtet ſich ſelbſt, er findet ſie todt.

Ein wahrhaft tragiſcher Ernſt, würdevolle Sprache und große pſychologiſche Wahrheit ſind die Vorzüge dieſer Dichtungen.

Auch Friedrich Rückert, der originelle Lyriker, ſchrieb Jambentragödien, welche weit unter ſeinen kleinern Gedichten ſtehen, ohne Handlung und kühl, einen langweiligen Columbus, einen Kaiſer Heinrich IV. nach der vulgären Auffaſſung, dazu bibliſche Stücke: Saul und David, Herodes.

Leider finden wir nun auch den geiſtreichen Julius Moſen unter den Schiller'ſchen Epigonen. Er ſchrieb ſeit 1836

Heinrich der Finkler, Kaiſer Otto III., Cola Rienzi, die Bräute von Florenz. Das letztere iſt eine wahre Haupt- und Staatsaction voll Mord und übertriebenem, zähneknirſchendem Pathos. In dem Proſaſtück „Wendelin und Helene" ſpürt man etwas von Egmont und vom Käthchen von Heilbronn heraus. Ein Graf liebt ein Bürgermädchen und wird ihr untreu. Sie ſtirbt aus Gram, aber der Graf, von tiefer Reue ergriffen, erdolcht ſich an ihrem Grabe. — Später ſchrieb Moſen noch einen „Bernhard von Weimar".

Joſeph Freiherr v. Auffenberg, Theaterintendant in Karlsruhe, ſchrieb 21 Bände voll Trauerſpiele (geſammelt 1834), alle in Jamben, alle voll Pathos, eins immer länger wie das andere, indem die lyriſche Strömung unaufhaltſam und unaufhörlich den Damm des Dialogs durch-

bricht. In seiner „Alhambra" kommt ein Monolog von mehr als 100 und noch einer von fast 400 Seiten Länge vor. Man sagte ihm nach, er habe jede Rolle in dem Costüm, welches dazu gehört, vor dem Spiegel geschrieben, und dann habe ihn die Begeisterung fortgerissen und er habe nicht aufhören können, dieselbe Person fortreden zu lassen. Er sucht Schillers und Calderons Schwung zu vereinigen, da er aber immer in Extase bleibt und die Kraft bei ihm zum Krampfe wird, widert er bald an. In der Alhambra, einem Trauerspiel, welches allein drei dicke Bände füllt, schildert er den Untergang des maurischen Reichs in Granada. Die Helden seiner andern Stücke sind Pizarro, Savonarola, Pugatschef, Skanderbeg, Erich von Schweden, Themistokles ꝛc.

An den Hohenstauffen zerarbeitete sich außer Immermann und Raupach auch noch Nienstädt, der 1826 einen ganzen Hohenstauffencyclus in 7 Bänden herausgab, eine sehr schwache Nachahmung der Kämpfe der beiden Rosen von Shakespeare. Auch Friedrich von der Heyden, Rogge, Blech, Becker, v. Dyrhn, v. Lindner, Schleiß, Rueß ꝛc. brachten einzelne Staufen auf die Bühne. Ebenso häufig kam Heinrich IV. und Gregor in Canossa vor (von Rückert, Köster, Schliephake ꝛc.). Alle alten Helden des Volkes polterten mit Schiller'schen Phrasen über die Bühne, Hermann immer wieder, Alboin mit seiner Rosamunde, mehrmals die Brunhild, fast alle Kaiser, alle irgend erheblichen Fürsten aus den großen Dynastien. Oft waren es nur historische Anecdoten, welche der Provinzialpatriotismus bei festlichen Gelegenheiten zu Ehren der regierenden Häupter in die Scene setzte. Alle Rührstoffe wurden immer aufs neue bearbeitet, am häufigsten Conradins Ende, dann die Agnes Bernauerin, Anna Boley ꝛc. Oefters wurde versucht, Schillers unvollendeten Demetrius fortzusetzen ꝛc. Kirchliche und politische Tendenzen mischten sich ein. Unter den Helden der Reformation wurden Sickingen, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar am häufigsten gefeiert. Unter den Helden der Revolution Masaniello, Cromwell, Spartacus, Sertorius, Andreas Hofer (dieser allein von Immermann, Auerbach, Gärtner, Stehling). Der Schweizer Ludwig Christ schrieb 1821 ein Trauerspiel „Arnold von Winkelried".

Deshalb merkwürdig, weil sich vor der Schlacht Arnold und der österreichische Herzog lange und äußerst eifrig über die Hegel'sche Philosophie unterhalten.

Wilhelm von Normann brachte 1817 den „deutſchen Bauernkrieg“ in einem Trauerſpiel, in welchem ein gewiſſer Wertheim den Poſa ſpielt, auf die Bühne.

Das Trauerſpiel „Don Juan“ von Wieſe (1841) häuft Greuel über Greuel und erſtickt alle Luſtigkeit in Blut und Mord.

Mathilde (Donna Anna) erſticht ſich, deren Kammermädchen (Zerline) ſtürzt ſich in den Brunnen, die wahnſinnige Alexandra (Elvire) vergiftet den Don Juan, ſeine Braut und ſich ſelbſt an deſſen Hochzeittage.

Originell iſt ein Trauerſpiel „Maria“ von Wilhelm Schnitter, 1842.

Maria, die fromme Nonne, wird aus dem Kloſter wider ihren Willen von einem Ritter und dieſem wieder von einem König entführt, deſſen Mutter aber durchſetzt, daß ſie als Hexe verbrannt werden ſoll. Ein Pilger rettet ſie vom Scheiterhaufen, das Volk aber will ihren Tod nochmals und obgleich ins Kloſter zurückgebracht, ſtirbt ſie vor Schrecken. Der Gedanke, ein ſo ganz unſchuldiges Weſen wie eine verfolgte Taube umherflattern und ganz unbewußt und willenlos ſo viel Unheil unter der Männerwelt anrichten zu laſſen, iſt nicht unglücklich.

Die Schauſpiele von Köſter (ſeit 1842) ſind ungewöhnlich ſchwunghaft. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, ſtatt der Schiller'ſchen Maria Stuart eine jüngere, nicht ſchon im Kerker ſchmachtende, ſondern noch in Luſt und Leichtſinn dahinſchaukelnde zu malen. Auch ſein „Conradin“ iſt beſſer gelungen, ſofern er nicht albern liebelt, wie die meiſten Conradine anderer Dichter, ſondern der großen Miſſion ſeines Geſchlechts lebt. „Luiſa Amidei“ zieht weniger an, weil die italieniſchen Parteikämpfe, denen ſie zum Opfer fällt, ſchon zu oft poetiſch bearbeitet worden ſind. Eben ſo „Paolo und Franzeska“. Im Heinrich IV. nimmt der Dichter zu ſehr Partei für den Kaiſer und häuft alle erdenklichen Verbrechen und Argliſte auf den Pabſt. Eben ſo fanatiſch feiert er „Luther“ und „Ulrich von Hutten“. Der confeſſionelle Eifer aber kann der poetiſchen Wahrheit nur Eintrag thun.

Die Trauerſpiele von Karl Gutzkow geben ſich alle als „gemacht“ zu erkennen. Es iſt etwas Hölzernes und Seelenloſes darin. Man wird an Meißner in Tiecks Zerbino erinnert, wie er bekannte Helden der Geſchichte in ſeiner Mühle ſchrotet.

So hier Wullenweber, Patkul, Pugatſchew. „Richard Savage“ iſt ſchon dem Stoff nach widrig. In „Otfried und Werner“ hat Gutzkow die Iffland'ſche Manier verſucht, aber ſteif und ungelenk, „Ariel Acoſta“ iſt „voller Juden und doch ohne Handlung“. Im „Urbild des Tartuffe“ und im „Königslieutenant“ deckt er eigne Blößen mit den Portraits von Molière und Göthe. In „Zopf und Schwert“ macht er aus dem ernſten und ſtrengen König Friedrich Wilhelm I. einen alten Narren. Das „weiße Blatt“ iſt eine langweilige Entſagungsgeſchichte. Am verfehlteſten aber iſt das ſ. g. Volkstrauerſpiel „Liesli“, in Erfindung und Behandlung gleich matt.

Heinrich Laube, der ſeine Stücke öfters mit einem langen und breiten von Anmaßung ſtrotzenden Commentar empfahl, leiſtete doch nichts, was dieſer Ausposaunerei irgend entſprochen hätte.

Sein Struenſee ſteht tief unter dem von Beer. Sein Monaldeschi iſt ein jedes Charakteradels entbehrendes Stück. Wer „Gottſched und Gellert“ auf die Bühne bringen konnte, ſtellte ſeiner Erfindungskraft ein Armuthszeugniß aus. Die „Karlsſchüler“ ſind gar nur einem Kurziſchen Romane nachgepfuſcht, ſo wie die „Bernſteinhexe“ dem Meinholdiſchen. Im „Prinz Friedrich“ iſt die Kataſtrophe Katte's, die Jedermann kennt, ermüdend in die Länge gezogen.

Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghauſen) in Wien, deſſen Werke 1856 geſammelt erſchienen, ſchrieb außer lyriſchen Gedichten eine gute Zahl Schau- und Trauerſpiele in Jamben, unerquicklichen Inhalts.

„Griſeldis“ wird von ihrem rohen Gatten Parcival, einer bloßen Wette des König Artus wegen, auf die grauſamſte Probe geſtellt, nachdem ſie dieſelbe aber mit der edelſten Aufopferung beſtanden, verachtet ſie den Gatten und verläßt ihn für immer. Eine ſehr willkührliche Entſtellung der alten ſchönen Griſeldisſage. — „Der Adept“ vergiftet ſich, um ſeinem Verfolger ſein Geheimniß nicht zu verrathen. — „Camoens“ ſtirbt im Elend, wird aber von einem Genius mit dem Lorbeer gekrönt. — „Imelda Lambertazzi“ iſt eine ſehr ſchwache Nachahmung der Julie Shakeſpeare's, das Opfer des Zwiſts zweier feindlichen Familien. — Im „milden Urtheil“ opfert ſich Edith, das treue Weib, trotz der ſchwerſten Verleumdung, welche ſie getroffen, der Rettung ihres Gatten auf und erſt im Tode wird ihr Edelmuth erkannt. Ein ſchöner Charakter, nur vom Dichter zu ſtark geſchraubt. — „Der Sohn der Wildniß“. Parthenia, Tochter Myrons, des Schmieds von Maſſilien, wagt ſich mitten unter die wilden Tektoſagen, die ihren Vater geraubt, bietet ſich ſtatt ſeiner zur Sklavin an, wird angenommen, bewegt aber den Fürſten der Barbaren, Ingomar, die Wildniß zu verlaſſen, mit ihr nach Marſeille zu gehen und als Schwiegerſohn und Geſelle in der Werkſtatt ihres

Vaters einzutreten. Das heißt den ſtolzen deutſchen Fürſten doch eine gar zu große Unwahrſcheinlichkeit zumuthen. — „Sampiero", der edle Corſe, mordet ſein eigenes geliebtes Weib, um zu beweiſen, daß er durch ſie nicht für Genua's Politik beſtochen worden ſey. — „Eine Königin", Donna Maria, Regentin von Caſtilien, beſchämt und ſchützt ihren ſchwachen Sohn gegen die Rebellen und macht, daß alle vor ihr knien. Die Gloriſicirung der weiblichen Macht iſt überhaupt die Force dieſes Dichters. Sie tritt auch im „Fechter von Ravenna" (Thumelicus, Sohn des Arminius, den ſeine eigene Mutter Thusnelda, um ſeiner Schande ein Ende zu machen, umbringt) ſo auffallend hervor, daß Jedermann dieſes Stück für ein echt Halmiſches erachtet haben würde, wenn der bayriſche Schulmeiſter Bacherl nicht das Proſaſtück hätte drucken laſſen, aus welchem Stoff und Hauptmotive entlehnt ſind.

Ein forcirter Trauerſpieldichter voll von Unwahrſcheinlichkeiten und Ueberſpanntheiten iſt Friedrich Hebbel. Seine lyriſchen Gedichte haben ſchöne weiche Verſe und manches liebliche Bild, widern aber durch die Dreiſtigkeit an, mit welcher der Dichter bald ſein Mädchen, bald ſein eignes Ich zur wirklichen, wahren und alleinigen Gottheit erhebt. Seine Trauerſpiele ſind voll Unnatur.

In der „Genovefa" faßt er den Golo als eine eigentlich edle und geniale Natur auf, etwa wie Göthe den Fauſt, daher er ihn auch nicht beſtraft werden, ſondern ſich nur freiwillig den Tod geben läßt. Ueberhaupt tritt in dieſem Stück Genovefa ganz in den Hintergrund und die Entwicklung der ſentimentalen Donjuansnatur in Golo iſt die Hauptſache.

In der Tragödie „Judith", welche 1840 in Berlin aufgeführt wurde, iſt auf die kläglichſte Weiſe die Schwäche der Jungfrau von Orleans gegen Lionel nachgeahmt. Judith iſt in Holofernes verliebt und dieſer ſelbſt renommirt auf eine kaum glaubliche Weiſe von ſeiner Kraft, und je mehr er ihr davon vorſchwatzt, je kirrer und verliebter wird ſie. Deshalb iſt ſie auch nach vollbrachtem Morde höchſt unglücklich und möchte ſich vor der ganzen Welt verbergen und klagt ſich vor ihrer Magd an. Als ſie endlich unter ihr Volk tritt, weiß ſie auch nichts Beſſeres zu thun, als die Juden zu beſchwören, ſie ſollen ſie ſogleich umbringen, wenn ſie etwa von Holofernes ſchwanger wäre. Die unwürdigſte Behandlung eines bibliſchen Stoffs. — In der „Julia" tritt ein unvermöglicher deutſcher Graf auf, der ein von ihrem Geliebten verlaſſenes italieniſches Mädchen auf der Stelle heirathet, einzig um ſie ihrem aufzuſuchenden Geliebten zu erhalten, und der nachher ſogar freiwillig ſterben will, um dem aufgefundenen nicht im Wege zu ſtehen. — Ganz verfehlt iſt auch „Agnes Bernauer" und bei weitem nicht ſo ergreifend und rührend wie das ältere Stück vom Grafen Thorring. Agnes ſoll entweder dem Albrecht entſagen oder ins Kloſter gehen. Das erſtere ſcheint ihr gegen die Ehre zu

ſeyn und darum läßt Albrechts Vater ſie erſäufen. Hätte ſie das Kloſter gewählt, ſo wäre ihr gar nichts geſchehen. Zuletzt tritt der Vater dem erzürnten Sohn auf ein Jahr die Regierung ab, damit er ſelber ſehe, was Regentenpflichten ſeyen. Alles unhiſtoriſch und eben ſo unpoetiſch, Sophismen, die nur die Wirkung haben, das Mitleid zu ſchwächen. — Im „Michel Angelo“ wird dieſer große Maler mit Raphael durch den Papſt ſelbſt verſöhnt zum Beſten moderner Künſtlereitelkeit. In „Gyges Ring“ tödtet die ſtolze Rhodope ihren Gemahl, weil er ſeinem Liebling Gyges ihre Schönheit gezeigt, heirathet dann den Gyges zur Sühne ihrer gekränkten Ehre, erſticht ſich aber unmittelbar darauf. Auch das iſt gegen den Geiſt der Alten und übertrieben. — Das „Trauerſpiel in Sicilien“ iſt eine gemeine Mordgeſchichte. Der „Rubin“, in den eine Prinzeſſin verzaubert iſt, hätte ungleich zarter im echten Geiſt des Märchens behandelt ſeyn ſollen. Nicht minder geſchraubt iſt „Herodes und Marianne“. Die letztere läßt ſich zum Tode verdammen, obgleich ſie leicht ihre Unſchuld hätte beweiſen können, aus reiner Renommiſterei, um den Herodes zu beſchämen. — In dem bürgerlichen Trauerſpiel „Maria Magdalene“ von 1844 hat Hebbel den Ton von Kabale und Liebe nachgeahmt. Klara, die Tochter eines Tiſchlers, wird von einem jungen Beamten verführt und geſchwängert, nachher aber von ihm verlaſſen, indem er um eine reichere freit. Klara's früherer Liebhaber, ein edler Sekretair, tödtet den Verführer im Duell und wird ſchwer verwundet, Klara aber ſtürzt ſich in einen Brunnen. Der alte Vater Tiſchler iſt entſetzt und begreift von allem nichts. Eine gräßliche Criminalgeſchichte, aber ohne Poeſie. Der Tiſchler, den die Tochter immer Er anredet, hat etwas von dem polternden Geiger in Kabale und Liebe, aber Klara iſt keine Louiſe, und auch Walter, überhaupt die „hohen Menſchen“ fehlen hier ganz. Die Kindsmörderin nun gar zur Maria Magdalene machen wollen, iſt unwürdig.

Hebbel ſchrieb auch Novellen (1855), worin er humoriſtiſche Charaktere ſkizzirt, etwa in Jean Pauls und Hofmanns Manier. So den Aſoten Haidvogel, den furchtſamen Paul ꝛc. Indeß ſind es nur ſchwache Nachbilder.

Agnes Bernauer wurde 1845 von Adolf Böttger dramatiſch eben ſo unglücklich, wie von Hebbel, behandelt.

Alle Schuld wird hier auf einen Kanzler geworfen, deſſen Liebe Agnes verſchmäht hat.

Wir wollen nun das Drama verlaſſen und die Epigonen der Romantik durchmuſtern.

3.

Moderomane.

Der Roman wurde immer mehr nur Modeartikel und maſſenhaft für eine raſch vorübergehende Neugier und Liebhaberei producirt, wie jede andere Modewaare.

In den Leihbibliotheken erhielten ſich für die Lectüre der Wachtſtuben, Bedientenzimmer ꝛc. die Ritter- und Räuberromane und wurden immer noch neu und maſſenhaft fabricirt. Für die Mittelclaſſe arbeiteten nach den großen Kriegen noch eine Menge halbromantiſche Romanſchreiber nach den Schablonen von Fr. Kind ꝛc., allmählig jedoch übergehend in den hiſtoriſchen Roman in Walter Scotts Manier. So Georg Döring ſeit 1819, Blumenhagen, Gleich, Adrian, Lotz, Starkloff, Theodor von Haupt, Theodor von Kobbe, Penſeroſo. Halbromantiſche Damen, die noch romantiſche Geſtalten in ihren Romanen anbrachten, waren Fouqué's Frau Caroline, desgleichen Caroline von Woltmann, Amalie von Hellwig, Helmine von Chezy, Julie von Richthofen, Caroline Leſſing, Friederike Lohmann, Wilhelmine Lorenz, Eliſe von Hohenhauſen ꝛc.

Seit der Reſtauration regierten in Frankreich die alten Weiber und kam eine eigenthümliche Aeltlichkeit auf, die auch auf die deutſche Damenwelt überging. Frau Johanna Schopenhauer, eine reiche Dame aus Danzig, zog nach Weimar, um in der Nähe der dortigen Dichterheroen zu leben, beſchrieb ihr Jugendleben, ihre Reiſen, charakteriſirte die Bilder der Eyck und ahmte in ihren Romanen ſeit 1819 ein wenig die Staël nach, jedoch ohne ihren Geiſt.

„Die Tante“ opfert ſich großherzig für das Glück der Ihrigen. Eben ſo entſagt „Natalie“ ihrem geliebten Fürſten, damit er ſtandesmäßig heirathen kann. „Gabriele“ ſtirbt aus Liebe zu Hippolyt, nachdem ſie ſchon einen andern geheirathet hatte. „Sidonie“ kann gleichfalls ihren Robert nicht haben und endet entſagend. Dieſer Robert kniet einmal vor ihr und ruft: Sidonie! Angebetete! Du Sonne meines Daſeyns, dich haben die Götter ꝛc. Du biſt ein höheres Weſen. Sidonie, ich krümme in Todesangſt wie ein Wurm mich zu deinen Füßen ꝛc. Endlich fällt der Weichling in Ohnmacht und ſie muß ihn nach Hauſe fahren laſſen.

Thereſe Huber, Tochter des großen Philologen Heyne, Gattin erſt des Weltumſeglers Georg Forſter, dann des Publiciſten Huber, fiel auf die ſeltſame Idee, in ihren Romanen die Ehe zu tadeln, nicht wie die Jungdeutſchen, die das Fleiſch emancipiren wollten, ſondern aus Prüderie, aus einer ſäuerlichen Geringſchätzung des männlichen Princips.

In dem Roman „die Eheloſen" von 1829 verlangt ſie förmlich eine Erziehung der Mädchen zur Eheloſigkeit und ſagt II. 88: „für das ſittlich ausgebildete Mädchen iſt nur der geiſtige Inhalt der Mutterſchaft Bedürfniß geblieben." Ihre Heldin Eliſabeth iſt zu zart für die rohen Männer und bleibt ledig, nur um die Kinder Anderer zu erziehen, nicht etwa aus weinerlicher Entſagung, ſondern abſichtlich und mit ſtolzer Verachtung der Männer.

Die übrigen Romane der Verfaſſerin ſind weniger pikant (Ellen Percy, Hannah die Herrnhuterin ꝛc.).

Fanny Tarnow in Dresden ſchrieb ſeit 1812 eine große Menge Romane, worin unglückliche Liebe und Entſagung die Hauptrolle ſpielen (Mädchenherz und Mädchenglück, Sidonie's Wittwenjahre, Margarethens Prüfungen ꝛc.). Sie hatte warmes Gefühl, mußte aber in ſpätern Jahren ums Brod ſchreiben und der Mode, nach dem Willen der Buchhändler folgen. Sehr empfindſam ſind auch die Romane der Agnes Franz, ſeit 1824 (Angela, Glycerion, Stundenblumen ꝛc.).

Die Familienromane der Henriette Hanke (ſeit 1821) ſind wegen ihrer Einfachheit und Beſcheidenheit zu loben.

Sie ſtellen in der Regel eine tugendhafte Jungfrau, Frau oder Wittwe in den Vordergrund und entwickeln deren edeln Charakter unter allerlei Widerwärtigkeiten und Nöthen. Das, womit die Geplagte zuletzt ſiegt, iſt immer ihre echt weibliche Demuth und Güte So die Romane: die Pflegetöchter, Wittwen, Freundinnen, Schwägerinnen, Schweſtern, die Schwiegermutter, der Schmuck, die Perlen ꝛc.

Von ähnlicher Art waren die Romane der Regina Frohberg, Wilhelmine von Gersdorf, Henriette von Biſſing.

Der letztern Roman „Victorine" zeigt uns dieſes beſcheidene Mädchen, wie ſie als Gaſt zu einer Hochzeit geladen und durch die Nachricht überraſcht wird, ſie ſelbſt ſey die Braut.

Frau von Paalzow, eine preußiſche Dame, ſchrieb ſeit 1839 Romane, welche ſchnell beliebt wurden, jetzt aber ſchon wieder vergeſſen ſind. Sie enthalten durchgängig Bilder aus dem engliſchen und franzöſi-

ſchen Hofleben der Renaiſſancezeit (Godwie-Caſtle, St. Roche, Thomas Thyrnau), voll von Prätenſion, als ob dieſe Salonwelt, ihre Etikette und Mode das Wichtigſte in der Welt wäre.

Selbſt das tragiſche Intereſſe großen Heldenmuthes und großer Gefahr unterdrückt bei dieſer Dame niemals die vorherrſchende Rückſicht auf Coſtüm und Etikette, und daß z. B. in Godwie-Caſtle die Heldin des Romans nach unendlicher Noth zum ſchönen Ziel des Brautſtandes gelangt, gilt faſt für minder wichtig, als daß ſie bei Hofe des Tabourets gewürdigt wird.

Caroline Pichler, geborne von Greiner, eine ſehr geachtete Frau in Wien, ſchrieb ſeit 1804 viele hiſtoriſche Romane, zunächſt nach dem Vorbild der Naubert, aber mit viel mehr Gefühlsausdruck und auch mit reicherer Ausmalung, z. B. der Coſtüme, worin ſie ſchon an Walter Scott mahnt. Am berühmteſten wurde ihr „Agathokles" von 1808, der allerdings ernſter und edler als Wielands, und wärmer als Feßlers und Meißners griechiſche Romane geſchrieben iſt, aber die weiche Frauenhand doch allzuſehr verräth. Dieſe weiche Hand paßt dann auch nicht ganz zu den kriegeriſchen Romanen aus der öſterreichiſchen Geſchichte (Friedrich der Streitbare, Ferdinand II., die Belagerung Wiens ꝛc.), wie auch nicht zu den Trauerſpielen (Germanicus, Heinrich von Hohenſtaufen, Rudolf von Habsburg ꝛc.). Ihr mehr gemäß, wenn auch dem Inhalt nach minder intereſſant ſind die Romane aus der Geſellſchaft (Leonore, Frauenwürde ꝛc.).

Die hiſtoriſchen Romane kamen erſt in die Mode und wurden in ungeheurer Menge geſchrieben, als Walter Scott in England ſie in eigenthümlicher Weiſe mit größter Ausführlichkeit des Coſtüms wie niederländiſche Gemälde zu entwerfen begonnen hatte. Obgleich nun in dieſer Manier völlig fabrikmäßig geſchrieben wurde, ſo hielten ſich die Dichter doch meiſt an die Geſchichte und brachten wieder Vorſtellungen von kräftigern und heldenmäßigen Zeiten auf, was nach der Abſchwächung durch die Damenromane erquicklich war.

Van der Velde in Breslau ſchrieb ſeit 1820 eine Menge hiſtoriſche Romane, wetteifernd mit Walter Scott, welcher gleichzeitig aufkam und ohne deſſen Nachahmer zu ſeyn. Er erinnert vielmehr noch einigermaßen in der warmen Färbung des Ritterthums und der Vorzeit an Fouqué.

Am berühmteſten wurde ſein böhmiſcher Mägdekrieg; daran reihen ſich die

Lichtenſteiner, die Eroberung von Mexiko, der Maltheſer, die Wiedertäufer, Chriſtine und ihr Hof ꝛc.

Ihm folgte ſeit 1823 unter dem Namen Tromlitz Oberſt von Witzleben in Dresden mit vielen hiſtoriſchen Romanen, unter denen Sickingen, Heinrich IV. von Frankreich, die Pappenheimer, der Page des Herzogs von Friedland als lebendige Darſtellungen aus der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege am meiſten gefielen.

Karl Spindler aus Straßburg, der anfangs mit einer armen Schauſpielertruppe herumzog, begann 1824 Romane in der Manier Walter Scotts zu ſchreiben, machte jedoch erſt 1825 mit ſeinem „Baſtard" Glück, dem bald immer größere und immer mehr mit Beifall aufgenommene Romane folgten. Spindler zeichnete ſich durch eine ſehr reiche Phantaſie aus, und hatte ſich auf ſeinen frühern Irrfahrten gewöhnt, alten Städten das romantiſche Intereſſe abzugewinnen und ſich in ihre Vorzeit hineinzuträumen. Am beſten gelangen ihm Darſtellungen aus der wirklichen Geſchichte, aus dem wirklichen Leben der Vorzeit, weniger die idealiſirten Situationen, das Märchenhafte, Orientaliſche und wieder Scenen aus der Neuzeit beſſer, wenn ſie der ländlichen, als wenn ſie der vornehmen Welt angehörten. Denn er ſtand mit ſeiner ganzen Natur und Erfahrung den niedern Sphären der Geſellſchaft näher als den höhern, und darin lag eben der Hauptreiz ſeiner Dichtungen, daß ihn die Welt mit allen ihren bunten Erſcheinungen, gleichſam wie einem wandernden Handwerksburſchen wunderbar anfremdete und er dieſen erſten friſchen romantiſchen Eindruck naiv wiedergab.

Der Baſtard iſt Archimbald, ein von ſeinem älteren Bruder und vom Schickſal ſchwer verfolgter Knabe und Jüngling, der aber am Ende durch innere Tüchtigkeit und gutes Glück triumphirt. Den reichen Hintergrund ſeiner Geſchichte bildet die Zeit Kaiſer Rudolfs II. kurz vor dem dreißigjährigen Kriege. Ein noch etwas rohes, aber höchſt phantaſiereiches Produkt aus Spindlers Jugendzeit, mit unzähligen Figuren in noch verworrenen Gruppen. — Klarer ſcheiden ſich die Gruppen im „Juden". Hier ſteht einer reichen altbürgerlichen Chriſtenfamilie zu Frankfurt am Main eine Judenfamilie gegenüber und beiden draußen die wilde Ritterſchaft. Der Roman ſpielt zur Zeit des Conſtanzer Concils. Die Heldin iſt die idealiſirte Eſther, mit der theils ein energiſches, aber böſes Ritterfräulein, theils der in allen Bosheiten geübte Jude Zodik contraſtirt. — „Die Nonne von Gnadenzell." Die Heldin des Romans iſt Giſela, vertraulich Geißlin genannt, die ſchöne Tochter des durch Lüderlichkeit

gänzlich herabgekommenen Ritter Götz, der, um sein Leben zu fristen, in Baden Badeknecht geworden ist. Der schöne und reiche Junker Heerdegen von Sperberseck lernt ihn im Bade kennen und verliebt sich in Gisela; sie wird ihm durch einen andern Bewerber entrissen, entkommt aber aus allen, sehr anziehend geschilderten Gefahren, und wird zuletzt in einem Kloster aufgenommen. Die Sittenverderbniß der Nonnen ist mit lebhaften Farben gemalt, ein blödsinniger Bube, die Frucht verbotner Liebe, bildet einen guten Contrast dazu, doch ist etwas zu viel Geheimnißkrämerei à la Walter Scott dabei. Dagegen ist das Geheimniß, das um den Grafen von Württemberg schwebt, mit seinen Decorationen von Wald- und Räuberleben desto ansprechender, und die geheime Liebe Gisela's zu diesem fürstlichen Helden kann nicht zarter behandelt werden.

Spindlers bester Roman war „der Vogelhändler von Imbst (1842). Seraphin Plaschur, ein armer Tiroler Waisenknabe, leidet mit seinem Schwesterchen große Noth. Einmal verweilt eine reiche Familie, deren Reisewagen zerbrochen ist, in der Gegend; dabei ist ein kleines Mädchen, die schöne Martina, und zwischen ihr und Seraphin knüpft sich auf die unschuldigste Weise ein geheimes Band der Seelen an. Die Erzählung, wie er ihr einen Vogel, den er singen gelehrt hat, und ein gemaltes Herz schenkt, ist entzückend und erinnert an das beste, was Jean Paul in dieser Art geschrieben hat. Diesem ersten Freudenblick des Schicksals folgen trübe Tage. Mitten im rauhesten Winter wird Seraphin von seiner grausamen Pflegemutter über Land geschickt. Ein alter böser Jäger, der Geld, das ihm anvertraut worden, bei ihm gesehen, will ihm auflauern und ihn umbringen, sinkt aber bei dem schrecklichen Winterfrost und Schneewetter in Betäubung und ist im Begriff, zu erfrieren, als der Knabe Seraphin ihn findet und rettet.

Die ganze Scene verändert sich durch die Erscheinung eines seltsamen Mannes, Egidi des Vogelhändlers, eines Engadiners, der nur gebrochen deutsch, mit Ladinischem (Romanischem) untermischt, redet. Mit den Eltern Seraphins bekannt, und innig an seinem Schicksal Theil nehmend, erkennt er sogleich, daß der Knabe hier nicht an seinem rechten Platze ist, und beschließt, für ihn zu sorgen. Sein Patron, der reiche Vogelhändler Tammerl zu Imbst im Oberinnthal, für den er im Auslande Geschäfte besorgt, hat eben seinen alten Vogelwärter verloren. Dieser Tammerl ist derselbe fremde Herr, dessen schöne Tochter Martina Seraphin auf der Reise kennen gelernt und der er einen von ihm selbst abgerichteten Vogel geschenkt hat. Indem nun der alte Herr von Egidi erfährt, daß der Knabe, den ihm dieser empfiehlt, derselbe sey, der jenen Vogel so gut abgerichtet, ist er sogleich bereit, ihm die Stelle des Vogelwärters anzuvertrauen und Seraphin wird, um alles Einreden abzuschneiden, von Egidi mit Gewalt entführt und nach Imbst gebracht. Wie erstaunt er, als er in der Tochter seines künftigen Herrn die hübsche Martina wiedererkennt. Er tritt nun wohlgemuth seinen neuen Dienst im abgelegenen

Bergwald an. Seraphin erhält in ſeiner Einſamkeit, die nur ein ehrlicher alter Schuhknecht mit ihm theilt, von der Familie Tammerl Beſuch und darf ſie wieder beſuchen. Die Entwicklung der Liebesgeſchichte zwiſchen ihm und Martina iſt meiſterhaft und echt volksthümlich. Im Hauſe des Herrn Tammerl herrſchen drei Frauen zugleich, die alte Mutter, die Hausfrau und deren Schweſter, eine vortrefflich gezeichnete halbvornehme und halbalte Jungfer, Magdalene, die wegen einer unglücklichen Liebe unverehelicht geblieben, aber reich und der gute Genius der Familie iſt. Eben ſo glücklich ſind die Hausfreunde, das redſelige Veverl (Genoveva), Martina's Buſenfreundin, und das ganze Treiben des Gebirgsmarkts Imbſt geſchildert. Alles ſcheint nun im gewöhnlichem Geleiſe auf eine Hochzeit hinauslaufen zu wollen. Allein Seraphin muß, ehe er ſeine Geliebte heirathen darf, noch auf Reiſen gehen, wird in Holland zum Soldaten gepreßt und nach Indien verſchlagen, kommt aber endlich glücklich heim.

Schwächer iſt Spindlers Roman „Fridolin Schwertberger", die Geſchichte eines kleinbürgerlichen Schreiners, der harte Verfolgungen erleidet, aber zuletzt noch glücklich wird. Am wenigſten genügt „der König von Zion", weil Spindler in dieſem Roman den berüchtigten Wiedertäuferkönig Johann von Leiden nicht als Schwärmer, der er war, ſondern als einen abgefeimten Schurken auffaßt.

Im „Jeſuiten" ſtellt Spindler den Orden in dem verhaßten Lichte dar, wie es die Mode des Zeitalters verlangte. Im „Invaliden" zeichnete er Charaktere und Situationen aus der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Zeit mit gewohntem Talent.

Sein ſchlechteſter Roman dagegen iſt „Boa Conſtrictor", worin ein gewiſſer Georg teufliſche Ränke erſinnt, um ſich an einer befreundeten Familie zu rächen und alle ihre Glieder in Schande und Unglück ſtürzt. Seine Bosheit iſt durchaus nicht ausreichend motivirt und die Greuel ſind allzu grell und widrig.

Dagegen findet ſich wieder in den kleineren Erzählungen und Novellen Spindlers viel Schönes, z. B. „der große Antlas" (das Frohnleichnamsfeſt in München). Toni, der Tiroler Schütze, ſoll ſeiner ſtolzen Geliebten Theres den beſten Schützenpreis von München bringen und geht dahin, verliebt ſich aber dort in die Afra, eine Tirolerin, die als Magd in München dient und wegen ihrer Schönheit ausgewählt wird, bei der Prozeſſion die Madonna vorzuſtellen. Er gewinnt den Preis und bringt ihn der Theres, wie er verſprochen, heirathet aber zum großen Verdruß der Stolzen die beſcheidene Afra. Das Volksfeſt iſt trefflich geſchildert. — Zu den ſehr intereſſanten Erzählungen Spindlers gehört auch „die Ulme des Vauru".

Ludwig Storch, ein Thüringer, ergoß ſich ſeit 1827 in einer ungeheuern Fülle von hiſtoriſchen Romanen, in denen er ſich an Spindlers Manier hielt, und mit weniger Geiſt und Erfindungsgabe doch immerhin

reiche Gemälde, besonders des bürgerlichen Lebens der Vorzeit, aufstellte, z. B. der Glockengießer, der Freiknecht, der Leineweber ꝛc. Einer der gemeinsten Romanfudler war Belani (Häberlin, der seinen Roman aus dem Zuchthause schrieb), desgleichen Bruckbräu.

Nächst Spindler war der beste Nachahmer Walter Scotts der in Berlin privatisirende Schlesier Wilhelm Hering, der sich Willibald Alexis nannte.

Er begann 1820 mit einem harmlosen komischen Heldengedicht „die Treibjagd", wählte schon 1822 eine vaterländische Erinnerung zum Gegenstand seiner Dichtung aus „die Schlacht bei Torgau", vertiefte sich dann ganz in das Studium Walter Scotts, mystificirte 1825 das Publikum mit dem Roman „Walladmor", den man aus Scotts Feder geflossen wähnte, und fügte noch einen ähnlichen Roman „Schloß Avalon" hinzu.

Dann aber concentrirte er sich mehr in der Darstellung geschichtlicher Bilder aus der preußischen und zunächst brandenburgischen und Berliner Vorzeit, Bilder, die ihm sehr wohl gelungen sind und die seinem guten patriotischen Herzen Ehre machen.

Romane aus der älteren Zeit: Der Roland von Berlin, ein Gemälde des Berliner Bürgerthums, wie es vor der Reformation war. Der falsche Waldemar und die Hosen des Herrn von Bredow, Gemälde aus der Ritterzeit Brandenburgs. Cabanis, eine Scene aus dem Hofleben Friedrichs des Großen. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, aus dem Unglücksjahr 1806. Isegrimm, aus dem Heldenjahr 1813 ꝛc.

Recht hübsche Bilder aus dem alten Nürnberger Bürgerleben schrieb 1826 August Hagen (Norika 1820).

Rellstab in Berlin begann 1822 mit Griechenliedern und schrieb die geistvolle Novelle „Henriette",

in der er die berühmte Sängerin Sonntag abspiegelte, wie sich ein Schwarm von adeligen Müßiggängern, Theaterfreunden, Dichtern und Rezensenten gleich Mücken in ihre Flamme stürzen, während ihre Nebenbuhlerinnen alle Kunst der Verführung und Intrigue gegen sie in Bewegung setzen, bis ein edler Graf sie allen Gefahren entführt und heirathet. Ein treues Bild des damaligen Berlin.

Rellstab schrieb überaus viel: Erzählungen, Kritiken, empfindsame Reisen, Kunstnovellen, Sagen ꝛc. Am besten ist sein Roman „1812" vom Jahr 1834, ein höchst lebendiges Bild des russischen Winterfeldzugs.

Ein junger Sachſe begegnet in Oberitalien einer wunderſchönen Reiſenden, findet aber ihre Spur nicht eher wieder, als im ruſſiſchen Feldzug, indem er in der polniſchen Armee gefangen und von der Schönen, welche die Tochter eines ruſſiſchen Grafen iſt, gerettet wird. Um einer verhaßten Heirath zu entgehen, flieht ſie mit ihm und ſie kommen unter allen Schrecken und Gefahren des Berezina-Uebergangs ꝛc. glücklich nach Dresden und heirathen ſich.

Viel geringer waren die Romane von Ferd. Stolle (1813, Napoleon, Elba und Waterloo). Einer der geiſtreichern Romanſchreiber, Profeſſor O. L. B. Wolff, als Improviſator berühmt, ſchrieb einige freie Sachen, ein Seitenſtück zur Fiormona, einem dem Wilhelm Heinſe untergeſchobenen Roman, die Irrwiſche des Tags, die Liebesgeſchichte des Grafen Mirabeau ꝛc. Zu den begabteren gehörte ferner Guſtav von Heeringen, der ſeit 1834 viel hiſtoriſche Romane ſchrieb.

Adalbert Stifter in Wien trat 1844 mit „Studien" auf, die großes Glück machten. Es ſind Erzählungen in Proſa.

„Der Condor". Eine Lady, die alles wagt, fährt auch einmal mit einem Luftſchiff empor, aber „die Weiber können den Himmel nicht ertragen", ſagt der alte Luftſchiffer, als ſie ohnmächtig wird, und läßt ſie herab. „Feldblumen." Zwei Freunde erblicken zwei wunderſchöne Damen und einer iſt ſo keck, bei der Wirthin nach drei Jahren ein Gaſtmahl zu beſtellen, da er und ſein Freund jene beide Damen als Bräute mitbringen würden. Und ſo geſchah es. „Der Haidebewohner", eine liebliche Idylle aus der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges. Eben ſo die letzte Erzählung vom armen Heinrich, der plötzlich reich geworden, doch nicht ſtolz wird, ſondern ſeine ländliche Geliebte heirathet. Die ſpäteren Sachen Stifters ſind weniger anſprechend.

Heinrich Zſchokke, deſſen Abällino und Alamontade wir ſchon kennen, ſchrieb auch einen hiſtoriſchen Roman „die Prinzeſſin von Wolfenbüttel".

Dieſe Prinzeſſin ſoll wegen Mißhandlungen, welche ſie von ihrem rohen Gemahl, dem ruſſiſchen Prinzen Alexis (Sohn Peters I.) erlitt, ſich todt geſtellt haben und während ſie ſcheinbar begraben wurde, nach Amerika entflohen ſeyn, wo ſie einen franzöſiſchen Offizier heirathete.

Später ſchrieb Zſchokke hiſtoriſche Romane in Scotts Manier: den Freihof von Aarau, Adderich im Moos ꝛc., geringen Werthes. In ſeinen Erheiterungen gab er unter vielen flachen Erzählungen doch auch einige gute, z. B. „der todte Gaſt".

In einem Städtchen geht die Sage, alle 100 Jahre am erſten Advents-

sonntage komme „der todte Gast“ und hole drei Bräute, indem er ihnen das Blut aus der Kehle sauge. Nun erscheint der einem Mädchen der Stadt bestimmte Bräutigam, ein so blasser, langer und unheimlicher Herr, daß er für den todten Gast gehalten wird, bis alles sich fröhlich löst. Mit trefflichem Humor durchgeführt.

Wilhelm Meinhold, Pfarrer auf der Insel Usedom, der schon einige Gedichte geschrieben hatte, mystificirte 1842 das Publikum mit der angeblichen Relation eines Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert über den Hexenprozeß seiner Tochter „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe“.

Der Vater erzählt, wie seine brave, schöne und hochgebildete Tochter auf Antrieb eines Beamten, von dem sie sich nicht hatte verführen lassen wollen, schändlich verleumdet worden sey als Hexe, wie man sie im Prozeß gequält und wie sie endlich nur durch die Dazwischenkunft eines braven Junkers gerettet und dessen Gattin wird.

Alles sehr unwahrscheinlich. In jener Zeit hätte kein Junker ungestraft dem Volksaberglauben getrotzt. Auch ist die alterthümliche Sprache des Buchs affectirt und spricht uns keineswegs an. Meinhold schrieb nachher noch eine zweite Hexengeschichte, die der Sidonia von Bork, treu nach der wirklichen Geschichte.

Sidonia, die Geliebte eines pommerschen Fürsten, wurde beschuldigt, durch Hexerei den Kindersegen der rechtmäßigen Gemahlin vereitelt zu haben, und unschuldig verbrannt.

Meinhold erregte noch größeres Aufsehen, als er, ein lutherischer Pastor, plötzlich katholisch wurde.

Hermann Kurz in Stuttgart schrieb außer einigen lyrischen Dichtungen und einer vortrefflichen Uebertragung der altdeutschen Tristan, einige schwäbische Romane: „Schillers Heimathjahre“, ein treues Bild aus der Zeit des Herzogs Karl, und „den Sonnenwirth“, die ausführliche und wahre Geschichte, welche Schiller in seinem „Verbrecher aus verlorner Ehre“ nur skizzirt hatte. Auch „Genzianen“ (1837), kleine schwäbische Novellen mit guter Lokalfärbung.

Der Romantiker Ludwig Bechstein wandte sich auch dem historischen Roman zu. Sein erster Roman, „die Weissagung der Libussa“ von 1829,

faßte aus der Chronik des Hageck die höchst interessante und phantastische

Geschichte der Wrssowezen auf, eines den böhmischen Königen feindlichen Geschlechts.

Recht lebendig schilderte Bechstein auch „das tolle Jahr", die Revolution in Erfurt zur Reformationszeit. Minder interessant war die Prozeßgeschichte Grumbachs, die Stiftung von Grimmenthal, der Fürstentag. Sehr anziehend aber Elsters von Bechstein herausgegebene Fahrten eines Musikanten. Viel geringer waren die böhmischen Romane von Wangenheim (Ziska, der dreißigjährige Krieg ꝛc.) und auch die von Herloßsohn seit 1827

Die 500 vom Berge Blanik, die Hussiten, der letzte Taborit, die Rosenberger, Wallensteins erste Liebe, der Ungar, der Freischütz vom Riesengebirge ꝛc.

Bronikowski seit 1825 aus der polnischen Vorzeit (Baratinski, Sobieski, Maina, Olgierd und Olga ꝛc.), Harro Harring aus der neuern Zeit Polens mit besonderer Hervorhebung der russischen Tyrannei; Maria Norden Patkuls Tod, den Brand von Para ꝛc. Niedmann und Gehe schrieben jeder einen falschen Demetrius; Albin von Seebach 1837 russische Novellen, der Deutschrusse Gretsch zu derselben Zeit den Roman „die schwarze Frau", Abentheuer eines russischen Officiers mit obligaten Geistergeschichten.

Unter die Nachahmer Walter Scotts stellte sich auffallender Weise auch der berühmte Naturphilosoph Henrik Steffens, ein Norweger, aber als Universitätslehrer in Breslau und Berlin und als Mitkämpfer im Jahr 1813 ganz Preuße geworden. Mit reicher Phantasie begabt und immer aus der Wissenschaft hinaus ins bunte Leben blickend suchte er alle poetischen Eindrücke seiner Erinnerungen und Forschungen in einem großen Bilde zu concentriren in dem 1827 erschienenen Roman Walseth und Leith.

Walseth, ein junger geistreicher Norweger, geräth im vorigen Jahrhundert in die mannigfachsten Conflicte, kämpft mit in Corsika, sieht die französische Revolution ꝛc., während Leith, von norwegischer Mutter Sohn eines sächsischen Grafen, uns an dem sächsischen Hof, unter die Herrnhuter und in den siebenjährigen Krieg führt. Endlich kommen sie in der nordischen Heimath zusammen und freuen sich der reichen Beute von Erfahrungen, gleichsam als geistige Seeräuber, die das große Festland im Süden ausgeplündert. Als Philosoph, Aesthetiker, Politiker flicht Steffens allerlei Bemerkungen über Wissenschaft

und Literatur der Zeit ein. Vorherrschend bleibt aber immer sein Stolz als Normann. Zu den Haupteffecten des Romans gehört die Schilderung des großen Schloßbrandes in Kopenhagen.

Der Roman erntete Beifall. Da schickte ihm Steffens 1828 „die vier Norweger" nach.

Diesmal sind es nicht blos zwei, sondern vier Norweger, die auf dieselbe Weise im Süden herumfahren, um alles zu sehen und zu erfahren, was nach der französischen Revolution sich begeben. Da nehmen sie Theil an der großen Erhebung des Jahrs 1813, an der deutschen Wissenschaft, Poesie, Kunst ꝛc. Kurz Steffens selbst vervierfacht sich hier, um überall auszukramen, was er selbst erlebt, gedacht, geträumt hat.

Die Form des historischen Romans hatte Steffens bisher nur gedient, seine eigenen Meinungen in bunter Mischung vorzutragen. Aber er schwankt mit seiner Meinung zwischen Göthecultus, Herrnhuterei, preußischem Heroismus, Schelling'scher Naturphilosophie, Werner-Humboldt'scher Geologie ꝛc. herum und ist nur ein geistreicher Epigone, ohne irgend eine eigene Idee umzusetzen. Hierin gleicht er Oehlenschläger, welcher gleichfalls mit lächerlichem Normannenstolz doch nur ein schwächlicher Epigone der deutschen Romantik war. Steffens ließ sich verführen, 1831 seinem nur vermeintlichen historischen Romanen einmal einen echten nachfolgen zu lassen, „Malkolm", der aber völlig mißlang.

Malkolm steht auf der Höhe der Bildung und wird von Steffens absichtlich mit allen Tugenden besonnener Mäßigung und Göthe'scher Ruhe ausstaffirt, läßt sich aber nachher doch darauf ein, den seinem Geschlecht von den Urahnen her eingebornen Fluch zu erfüllen und stellt sich an die Spitze eines gemeinen Banditen- und Rebellenhaufens, was ihn zum Schaffot führt. Ein schlecht durchgeführter Charakter, dazu noch, wie in allen Romanen dieses flüchtigen Autors, eine Anhäufung von Nebenscenen und große Verwirrung in den Gruppen.

Noch schwächer fiel Steffens letzter Roman aus, „die Revolution", von 1837.

Louvet, das gute, und Adrian, das böse Princip, bekämpfen sich in der französischen Revolution. Edward, ein Enkel des ersteren, wird von einem gewissen Theodor in die geheimen Umtriebe und Verschwörungen in Deutschland eingeweiht, was dem loyalen Dichter Anlaß gibt, geistreich über Liberalismus und Conservatismus zu raisonniren.

Auch die Gebirgssagen von Steffens (1837) sind unbedeutend.

Unter dem halben Duzend kleiner Rübezahlſagen zeichnen ſich nur zwei aus, die eine von Herrn von Emmerling, der im ſiegreichen Bewußtſeyn der Aufklärung den ganzen ihn umgebenden Zauber für bloße Einbildung hält, bis die ſcharfſinnigen Bemerkungen, die er immerfort macht, ſich in ein Gemecker auflöſen und er ſich in einen Bock verwandelt ſieht. Die andere von einem Schatzſucher, dem die zerbrochene Thür zur Höhle einmal vom Berggeiſt da gezeigt worden, wo zwei Thürme in einer beſtimmten Stellung zu einander ſichtbar waren, welche Stellung er nun aber, trotz täglichen wahnſinnigen Suchens, nie wieder finden kann. Dieſe Rübezahliana umfaſſen nur 75 Seiten. Den größten Raum des Buchs nimmt ſodann die Novelle „die ſchlafende Braut“ ein; die Schlafende iſt eine ſomnambule Seherin, der Schauplatz das Pyrenäenthal, die Zeit die der Hugenottenkriege, den Inhalt bildet die Geſchichte der adeligen Hugenottenfamilie von Briſſon unter den grauſamen Verfolgungen der Katholiken. Zum Schluß eine nordiſche Novelle: „die Trauung“. Ein alter Pfarrer traut ein geheimnißvolles vornehmes Paar und ſieht nachher, wie die Braut vom Bräutigam erſchoſſen wird.

Der romantiſche Reiz, den dieſe Erzählungen haben könnten, wird gänzlich verſchlungen von dem widrigen Eindruck, den die vorherrſchende Reflexion und die Eitelkeit ſeines Vortrags machen.

Theodor Mügge in Berlin ſchrieb viele Erzählungen und Romane, die ſich als Landſchafts- und Coſtümbilder auszeichneten, ſo früher den Chevalier (1835) und Touſſaint (1840), beides höchſt lebendige Gemälde aus der Negerrevolution auf Hayti, ſpäter ſeine Skizzen aus dem Norden, reizende Reiſebilder aus Norwegen ꝛc. Biernazki's Romane ſeit 1835 enthalten reiche Nordſeebilder aus Holſtein und Schleswig, die von Heinrich Schmidt Seebilder von Hamburg.

Großen Ruf erlangten ſeit 1835 die anonymen Romane, als deren Verfaſſer ſpäter Sealsfield genannt wurde. Sie ſind gut geſchrieben, handeln aber nur von Amerika, wie die von Cooper und Waſhington Irving. (Lebensbilder aus beiden Hemiſphären, der Virey, Land- und Seebilder ꝛc.). Wachsmanns Romane ſeit 1830 ſpielten in Spanien und Südamerika, die von Gerſtäcker in der Südſee und den fernen Welttheilen. Robert Heller verſuchte in ſeinen Novellen aus dem Süden (1842) eine romantiſche Durchkreuzung der Racen, als dem modernen Weltverkehr entſprechend.

Ein edler Franke heirathet eine arme Sklavin, der Schwede verbindet ſich

mit der Italienerin, der Araber der Wüſte mit einer üppigen Stadtdame, der griechiſche Matroſe mit einer edlen Brittin ꝛc.

Guſtav Bernhard gab in ſeiner Fata Morgana von 1843 eine echte Kaufmannspoeſie Preis, die auf dem Wege des großen Handelsverkehrs aus aller Welt Enden Blumen mitbringt.

Der Handelsgott, Columbus, Venedig, die Meſſe zu Hurdwar (in Indien), London, Gold und Eiſen ꝛc.

Seit der Naubert und Caroline Pichler fuhren auch die Damen fleißig fort in hiſtoriſchen Romanen: Satori (Johanna Neumann), Franziſca von Stengel.

Eine der gewandteſten Romanfabrikantinnen iſt Louiſe Mühlbach, Gattin des Theodor Mundt. Am beſten ſind ihr die memoirenartigen Schilderungen der Höfe aus der Rococozeit gelungen: Friedrich der Große und ſein Hof, 1855, Joſeph II. und ſein Hof, Hortenſe (ein napoleoniſches Lebensbild). „Ein Roman in Berlin" von derſelben (1846) ſchildert die verderbten Sitten dieſer Stadt, aber ohne den feinen Geiſt, mit dem G. Sand Pariſer Sitten darſtellte.

Ueber alle ſchreibenden Damen erhob ſich Ida, Gräfin Hahn-Hahn, aus Mecklenburg. Unglücklich vermählt, voll Geiſt und Seele, ſtürzte ſie ſich, eine Magdalena, in den Strudel der Welt. Aber Reichthum und Genuß befriedigten ſie nicht. Es trieb ſie, durch fremde Länder zu reiſen, und in das Land der Phantaſie. Sie ſchrieb, was ſie auf Reiſen geſehn, und was ſie innerlich erlebt und erſehnt, in Proſa und Verſen nieder. Immer in ſchöner Sprache, voll Wärme und Innigkeit, in kurzen raſchen Sätzen, wie man ſpricht, überall natürlich und freimüthig. Dieſer liebenswürdigſte Zug an ihr wurde von geiſtloſer Prüderie mißkannt und man fing bald an, ſich über die gar zu aufrichtige Dame zu mokiren. Ihre lyriſchen Gedichte (1835), denen ſie neue und einen Band „venetianiſche Nächte" (1836) beifügte, verrathen ein feuriges zärtliches Herz und einen offenen Sinn für alles Schöne. Die Mehrzahl ſind Reiſeerinnerungen und Romanzen. Sie ſelbſt vergleicht ſich hier einmal mit der Roſane, einem wilden Bergfluß in Tirol, der ſich ſchäumend von den Felſen ſtürzt.

Wähnt nicht, Thoren, mich zu halten,
Nimmer kehr' ich heimathwärts.
Glücklichen mögt ihr gebieten,
Frei geht durch die Welt der Schmerz.

Dieser innerste Schmerz kehrt in den Romanen der Gräfin immer wieder. Sie sucht und findet nicht, oder täuscht sich, wenn sie zu finden geglaubt hat. Der geheimste Grund dieses Schmerzes ist ihr unversöhnlicher Haß gegen die Ehe, ohne die es doch kein wahres und berechtigtes Liebesglück auf Erden für sie geben kann. Ihr erster Roman „Aus der Gesellschaft" 1838 malt eine emancipirte Dame, die mit dem Herzen eines schönen jungen Bildhauers spielt, aber in Verzweiflung geräth, als sie es verloren hat und nicht wiedergewinnen kann. In dem Roman „der Rechte" von 1839

triumphirt schon die äußerste Blasirtheit, und zwar nicht etwa bei erschöpften Lebemenschen, sondern bei einer Dame und einem Herrn, welche von Geburt und Geist gleich vornehm eigentlich den gesunden Kern des Adels darstellen sollen. Der geistreichen Katharina ist keiner, dem geistreichen Ohlen keine recht, sie bleiben unvermählt, weil die Ehe den poetischen Duft ihrer Freundschaft abstreifen würde.

In dem Roman „Ulrich" von 1841

heirathen die Liebenden nicht sich, sondern jedes eine andre Person. Der Heldin Unica aber wird ihr Gatte untreu und der Kummer tödtet sie.

So abgewandt von der Ehe, die für die Gräfin nur Ekel und Schrecken hatte, ahnte sie damals schon, daß ihr nichts werde übrig bleiben, als die himmlische Liebe, gleich der büßenden Magdalena. Dies zeigt ihr Roman noch von demselben Jahre, „Faustine".

Faustine, eine junge, geistsprühende, lebenslustige und eben so launische Gräfin, die als ein weiblicher Faust-Don-Juan die Männer nur probirt, genießt und wieder wegwirft, weil keiner ihr ganz genügt. Diese unglücklichen Männer aber sind so bezaubert von ihr, daß sie in der Regel ihre Verabschiedung nicht überleben, sondern hinsterben wie die Mücken, die sich am Feuer verbrannt haben. Sie selbst vergleicht sich mit dem Jupiter in dem Moment, in welchem er Semele naht. So verderblich sey auch ihre Nähe jedem, der sie lieben wolle. Endlich entschließt sie sich, ins Kloster zu gehen und will Gott selbst zu lieben versuchen, nachdem sie lange genug seine Geschöpfe geliebt hat.

Im „Sigismund Forster" 1843

wird wieder ſehr viel durch einander geliebt, bis die ſchöne Tosca ihren geliebten Sigismund zu einem Duell begleitet und fallen ſieht. Sie beerdigt ihn, geht aber nicht ins Kloſter, ſondern in die weite Welt.

Im „Cecil" von 1844 entſagt ein liebenswürdiger junger Diplomat ſeiner Geliebten aus einem Uebermaß von Delikateſſe. In „den beiden Frauen" von 1845 ſiegt der vornehme Stolz über die Liebe.

Die Geliebte wird Fürſtin, der Geliebte, ein berühmter, aber bürgerlicher Publiciſt, heirathet eine dumme Frau.

Die „Sibylle" von 1846

iſt eine überbildete Gräfin, die zuerſt „ihre Sehnſucht nach Liebe für Liebe hält" und zuletzt damit endet, daß der Verlobte ihrer Tochter, weil er ſich in ſie ſelbſt, die Mutter, verliebt hat, eilends entflieht.

Eine zärtliche Laune gab 1846 die Gräfin dem Roman „Clelia Conti" ein.

Clelia, im Kloſter erzogen, wird eine hochgefeierte Schauſpielerin, liebt aber nur einen armen Jüngling, dem ſie alle Schätze weiht, die ſie erwirbt. In dieſem Roman iſt nichts natürlich, als der heiße ungeſtüme Drang eines großmüthigen Herzens.

In dem Roman „Diogena" von 1847, der unter ihrem Namen erſchien, wird die Gräfin nur arg perſiflirt.

Diogena, ſchön und reich, trennt ſich von ihrem Gatten, genießt das Leben, findet aber nirgends Raſt und Ruhe, durchreist die halbe Welt und endet im Irrenhauſe.

Düſter iſt der Gräfin echter Roman „Levin" von 1848.

Levin iſt ein geiſtreicher Dichter, der ſein treues Weib verläßt, eine Andre liebt, um dieſer willen im Duelle verwundet und geiſtesſchwach wird. Die Treue der Frau, die ihn pflegt, iſt das einzig Erquickliche in dieſem widrigen Gemälde geiſtreicher Corruption.

Größern Beifall als ihre Romane fanden die geiſtvollen Reiſebeſchreibungen der Gräfin: „Jenſeits der Berge" (italieniſche Reiſe 1840), „Reiſebriefe" (ſpaniſche Reiſe, 1841), denen noch eine ſchwediſche und orientaliſche Reiſe nachfolgten. In der letzten giebt ſich ſchon eine große Ermüdung zu erkennen. Die Gräfin lernte endlich, daß einer ſo glühenden Sehnſucht, wie der ihrigen, Erfüllung nicht dieſſeits gefunden werden könne. Sie bekehrte ſich, wurde katholiſch, ſchrieb 1851 das Buch

„von Babylon nach Jerusalem" und widmete sich seitdem zu Mainz in klösterlicher Strenge dem Studium der Heiligen.

Ida von Düringsfeld aus Schlesien hat sich ein vorzügliches Verdienst erworben durch treffliche Uebersetzungen von böhmischen, italienischen, dalmatischen Volksliedern, und durch interessante Reiseberichte (welche die gelehrten Anmerkungen ihres Gatten noch werthvoller machen). Ihre Romane spielen in der „Gesellschaft" und handeln von bald glücklicher, bald durch Eigensinn und Mißverständniß verfehlter Liebe. Am besten ist „Hugo", 1845.

Hugo wendet sich von einer früheren Liebe seiner gewissen Lea zu, die, obwohl von reichen Eltern, doch ohne Unterricht aufgewachsen ist und mit den Ansprüchen der höheren Stände etwas Wildschönes, halb Barbarisches vereinigt.

„Schloß Goczyn", der Roman, der ihren ersten Ruf begründet, (1841) ist blasirt.

Drei Brüder buhlen nach einander um die schöne Mathilde. Der älteste heirathet sie, um sie zu vernachläßigen, macht Schulden und bringt sich selbst ums Leben. Den zweiten liebt sie, heirathet ihn aber nicht aus Delicatesse. Vom dritten wird sie aufs feurigste geliebt, weist ihn ebenfalls ab und stirbt, um sich ihr Grab vom zweiten Bruder und dessen junger Gattin unter empfindsamen Thränen bekränzen zu lassen. Der jüngste Bruder schwärmt dabei für die Kunst in Italien.

Der Roman „Soll und Haben" von Georg Freitag (1854) erlangte rasch ungeheuern Ruhm und wiederholte Auflagen, nicht wegen seines poetischen Werthes, sondern weil er im Sinne moderner Lebenspraxis der Poesie Hohn sprach.

Ein romantisch schwärmender junger Kaufmann Anton und die ihn zärtlich liebende Lenore, ein adeliges Fräulein, lösen ihr Liebesverhältniß freiwillig auf, um anderwärts eine reiche Parthie zu suchen.

Einer der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller wurde in der letzten Zeit Hackländer in Stuttgart. Diese wohlverdiente Gunst des Publikums verdankt er einer liebenswürdigen Harmlosigkeit und anspruchslosen Auffassung des Lebens und der Menschen, wie sie sind. Am besten sind ihm seine Scenen aus dem Soldatenleben, Wachtstubenabentheuer ꝛc. und anderseits seine Schilderungen aus dem Schauspielerleben gelungen.

Sein bester Roman „Europäisches Sklavenleben" von 1854 erzählt das

Leben der Tänzerin Clara und ſtellt das Daſeyn der Choriſtinnen als wahres Sklavenleben dar. Eine ſolche Exiſtenz, hinter deren äußerem Flitter ſich Elend und Schande verbergen, und die ſo vieler „verſchämter Hausarmen“ aus dem Honoratiorenſtande berechtigt den Dichter, mitten in unſrer Civiliſation und conſtitutionellen Freiheit von einem europäiſchen Sklavenleben zu ſprechen, welches drückender iſt, als das afrikaniſche. — In dem Roman „Eugen Stillfried“ hat der Verfaſſer die wahre Geſchichte der Roſine Klöble benutzt, die durch Vorſpiegelung eines unſichtbaren Freiers um ihr ganzes Vermögen betrogen wurde.

Hackländer ſchrieb auch ein paar heitere Luſtſpiele, „magnetiſche Curen“, worin ein Liebhaber als Magnetiſeur ins Haus kommt, und „der geheime Agent“.

Ein junger Herzog, unter Vormundſchaft einer ſtrengen Mutter, emancipirt ſich von dieſer, gelangt zur Regierung und gewinnt zugleich die Hand ſeiner ihm vorher verſagten Geliebten lediglich durch Vorſpiegelung eines geheimen Agenten, der gar nicht exiſtirt, unter deſſen Maske der junge Herr aber immer ſelbſt handelt.

4.

Revolutionäre Dichtung.

Durch die Karlsbader Beſchlüſſe 1819 wurde die von 1813 her nachglühende Begeiſterung für verbrecheriſch erklärt, die patriotiſche Preſſe und die „chriſtlich-deutſche“ Burſchenſchaft auf den Univerſitäten, die Turngemeinden ꝛc. unterdrückt. Die deutſchen Ständeverſammlungen und die wenigen nach und nach wieder entſtehenden unabhängigen politiſchen Blätter ſahen ſich unvermerkt in die Lage gebracht, ihren Rückhalt in der franzöſiſchen Deputirtenkammer zu ſuchen und ihre Hoffnungen mit denen der franzöſiſchen Liberalen zu identificiren. Sogar der kaum erſt vom deutſchen Boden vertriebene, tiefverhaßte Napoleon wurde wieder mit einem Heiligenſchein umgeben und man erfreute ſich an der Erinnerung ſeiner genialen Größe, weil man mit ſeinem Bilde die deutſchen Fürſten und Miniſter, wenn nicht mehr ſchrecken, doch noch necken konnte. Alles, was aus Paris kam, wurde wieder begierig in Deutſchland geleſen und überſetzt. Der deutſche Liberalismus begann ſogar der patriotiſchen Begeiſterung von 1813 zu ſpotten, weil die Völker ſich damals für die

Fürſten geopfert hatten, ohne einen Dank zu erhalten, ja nur zu fordern. Der Nationalſtolz habe ſich, meinten ſie, als unfähig erwieſen, man müſſe davon abgehen und ſich mit den Franzoſen einfach für die Freiheit verbinden. Durch die Freiheit allein könne beiden geholfen werden. Sofern nun die franzöſiſche Poeſie ſeit der Reſtauration von den Leidenſchaften der unterdrückten Parteien fieberhaft durchglüht war und ſich hier alles vereinigte, eine neue Revolution vorzubereiten, wurde auch die deutſche Poeſie von dieſer dämoniſchen Gier nach dem Umſturz alles Beſtehenden mit ergriffen. Die franzöſiſchen Dichterwerke, die am meiſten gegen jede kirchliche und ſtaatliche Ordnung, gegen Sitte, Ehe, ſogar gegen das Eigenthum wütheten, wurden in Deutſchland wie in Frankreich ſelbſt verſchlungen. Von Eugen Sue's ruchloſeſten Romanen (den Geheimniſſen von Paris und dem ewigen Juden) erſchienen 1843 und 1844 je zehn deutſche Ueberſetzungen zugleich.

Dieſe allgemeine Sachlage muß ich voraus bezeichnen, damit man verſtehe, wie es kommen konnte, daß die deutſche Dichtung ſeit der Reſtauration eine ſo auffallend undeutſche und unchriſtliche, vorzugsweiſe franzöſiſche und jüdiſche Färbung annahm. Die antinationale und antichriſtliche Oppoſition würde nicht ſo bald und nicht ſo viel Erfolg gehabt haben, wenn ihr nicht edler patriotiſcher und ſelbſt frommer Männer bittre Unzufriedenheit mit der Lage des Vaterlandes vorausgegangen wäre. Es gab eine Zeit, in welcher der feurig katholiſche und patriotiſche Görres und der Jude Börne Aufſätze in daſſelbe Blatt (die Waage) ſchrieben. In des edeln Chamiſſo Gedichten finden wir manches, was denen des Juden Heine nicht ganz unähnlich ſieht. Der Tadel, der von Wohlgeſinnten ausging, fand ſo viele Anerkennung und Achtung, daß auch der Tadel der Uebelgeſinnten dadurch eine Zeitlang, ehe man den Unterſchied in den Motiven wahrnahm, privilegirt erſchien.

Man fühlt ſich verſucht, Joſeph Görres von Coblenz nicht nur unter die politiſchen Dichter zu zählen, ſondern ihm ſogar den erſten Rang unter ihnen anzuweiſen, denn obgleich er nur politiſche Flugſchriften ſchrieb, iſt nicht nur ſeine Sprache dithyrambiſch, glühender Erzguß der erhabenſten Beredtſamkeit und voll der genialſten Bilder, ſondern auch ſeine ganze Auffaſſungsweiſe der deutſchen Dinge iſt poetiſch, weil er die großen Ideen des Kaiſerthums und der Kirche feſthält.

Nur schwach erscheint neben ihm der Advokat Jassoix in Frankfurt am Main, dessen „Welt und Zeit“ (1816) jedoch voll Witz und derber Wahrheit ist, die er muthig in die Zeit hineinschleuderte.

Friedrich Seybold, der in den zwanziger Jahren die liberale Neckarzeitung nicht ohne Geist redigirte, schrieb auch mehrere politische Romane.

Am merkwürdigsten war sein „Caspar Hauser“ (1834), worin er die Geschichte des unglücklichen Jünglings nach der Hypothese ausspann, nach welcher er der Erbprinz von B. gewesen seyn sollte. Im „Camisarden“ pries Seybold die Helden der Cevennen. Aber auch dem reactionären Helden der Basken, Zumalacarregui, ließ er in einem Trauerspiel Gerechtigkeit widerfahren, das sey doch in so elender Zeit einmal ein Held gewesen, gleichviel von welcher Partei.

Freiherr Gotthold August von Maltitz schrieb seit 1823 politische Satiren, worin er allerlei Unzufriedenheit mit den Restaurationszuständen in derber Weise, meist epigrammatisch, aussprach. So im Gelasius, dem grauen Wanderer, in den Pfefferkörnern, humoristischen Raupen. Daneben schrieb er ein paar Revolutionsstücke: Cromwell und Kohlhas, ein komisches Heldengedicht „Kix Reise im Pomeranzenland“, eine Scene „Joko am Styx“ ꝛc., alles etwas herb, ohne Frohsinn.

Die Poesie des politischen Hasses voll Giftblumen, Dornen und Disteln wuchs zuerst auf jüdischem Boden. Der Jude Baruch in Frankfurt am Main, der sich Börne nannte, trat anfangs als politischer Journalist auf mit den Zeitschwingen (1818) und der Waage (1820), in denen noch der Geist der Freiheitskriege nachwirkte, sowie mit Kritiken und dramaturgischen Blättern. Allein er gab der patriotischen Entrüstung die er mit Arndt, Görres ꝛc. getheilt hatte, bald den Abschied, um hämisch wie Shylock seine ganze Judennatur hervorzukehren und nicht mehr blos die Restaurationspolitik, durch welche Deutschland geknechtet war, sondern die deutsche Nation selbst zu lästern, was er ungestraft thun konnte, da er sich nach Paris zurückzog, von wo aus er eine Reihe von Bänden sarkastischer Briefe ausgehen ließ. Er schrieb immer nur in Prosa, Briefe, kleine Aufsätze, nie ein größeres zusammenhängendes Werk, überall aber zeigt er glänzenden Witz. Er sagt auch sehr viel Wahres über die schlechten Zustände Deutschlands in jener Zeit, aber er freut sich derselben, wie Jonas, als er auf Ninive herabblickte, wie Shylock, als er das Messer

an Antonio's Bruſt ſetzte, und hat für das deutſche Volk kein anderes Gefühl, als echten Judenhaß. Sein ſchwächlicherer Nachahmer war der Jude Kaliſch (Mainzer Narhalla 1843, Schlagſchatten, Buch der Narrheit, loſe Hefte ꝛc.), der auch 1848 einen „Demokraten" redigirte. Viel mehr Feuer des Haſſes glüht wieder aus des Juden Karl Beck Nächten oder gepanzerten Liedern, ſtillen Liedern ꝛc. (ſeit 1837) hervor. Derſelbe erfrechte ſich auch, eine „neue Bibel" zu ſchreiben. Auch der Jude Creizenach, den Herwegh als Bote eines neuen Himmels und einer neuen Erde begrüßte, machte den hölliſchen Sabbath, den damals die Juden zu Deutſchlands Schmach auf deutſchem Boden aufführten, luſtig mit und ſchrieb unter anderem einen „Don Juan" und einen „Sohn der Zeit". An lyriſchem Talent aber übertraf alle dieſe jüdiſchen Schreier Moritz Hartmann (Kelch und Schwert, 1844, ꝛc.) aus Leitmeritz in Böhmen. Mit der Wiener Judenpreſſe des Jahres 1848 habe ich mich nicht näher bekannt gemacht. Nach den Proben zu urtheilen, muß hier der Literaturjude an Frechheit alles überboten haben, was davon ſonſt in Deutſchland vorgekommen iſt.

Alfred Meißner trat in ſeinen Gedichten 1845 als Nachahmer Eugen Sue's und Georg Sands auf, indem er mit gräßlichen Schilderungen des Volkselends kokettirte und zur Revolution aufrief, als dem einzigen Mittel, das Volk ſeinem Elend zu entreißen. Da aber die Männer zu feig ſeyen, ſich zu erheben, ſollten es die Weiber thun. Dieſen Unſinn ſchöpfte Meißner aus ſeiner Vergötterung der G. Sand, an der ſich, wie er ſelbſt ſagte, „ſein Geiſt hinaufranke". In ſeinem „Ziska" von 1848 tobt er die ganze Revolutionshitze vollends aus, verzerrt aber das Bild der wilden und frommen Huſſiten gänzlich, indem er ihnen die moderne Selbſtvergötterungslehre andichtet. Er ſchrieb auch Schauſpiele:

Im „Weibe des Urias" thut David wegen ſeines Ehebruchs nicht etwa Buße, ſondern läßt ſeine ganze Wuth an den Leviten aus. Im „Reginald" verläßt der Held ſeine Clariſſe, um eine Reiche zu heirathen, die er aber, obgleich ſie viel edler und tugendhafter iſt, als die kokette Clariſſe, ſogleich vernachläßigt, ſobald er ihr Geld hat. Die Liebe zu Clariſſen erwacht wieder und er ſchießt am Ende den Rathgeber, den er gehört, und ſich ſelber todt. Darin ſoll „der Fluch des Geldes" anſchaulich gemacht werden.

Die Gedichte von Eduard Mautner von 1847 enthalten ſchwin-

delnden Jünglingsunſinn, aber mit der Routine des ſittenloſen Wieners gepaart.

Der Dichter ſchwärmt für ungariſche, polniſche, deutſche Freiheit, zugleich aber auch für Wiens Hetären, und ſeine Phantaſie ſchwelgt in wollüſtigen Wirbeltänzen mit gürtelloſen Schönen. Den im Prater ſpazieren fahrenden Damen ſagt er ins Geſicht: was hilft es auch, wenn man einen Triumph über euch feiert, den ja — der Lakai theilt. Und dieſer lüderliche Poet ſtellte ſich entrüſtet darüber, daß man Schiller, den Sänger der Freiheit, in einer Fürſtengruft beerdigt habe.

Ein politiſcher Romantiker war Harro Harring (ein Frieſe), der ſeit 1822, angeregt durch die griechiſche und italieniſche Revolution eine Menge demagogiſche Romane, Dramen und Erzählungen ſchrieb, die Mainotten, den Polen, den Carbonaro, den Corſaren, den Wildſchützen, die Schwarzen von Gießen ꝛc. nicht ohne Friſche des Gefühls, aber ohne Geiſt. Zu den politiſchen Romantikern geſellte ſich auch Wilhelm Müller mit ſeiner lyriſchen Schwärmerei für die Neugriechen und Julius Moſen mit ſeinen ſchönen Polenliedern, worunter „die letzten Zehn vom vierten Regiment“ am berühmteſten wurde.

Graf Auerſperg aus Krain ſchrieb unter dem Namen Anaſtaſius Grün 1830 lyriſche „Blätter der Liebe“ und ein Epos „der letzte Ritter“ zur Verherrlichung des Kaiſers Max, gleichſam einen modernen Theuerdank. Aber ſchon im folgenden Jahre gab er „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ heraus, in denen der Grundgedanke lag: das ſchöne, ſonnenhelle, reiche, fröhliche Oeſterreich liegt unter dem Bann einer häßlichen, finſtern, kalten Politik (unter Metternich ſeit der Reſtauration). In der Wärme dieſer neuen Lieder ſpürte man den Einfluß der „Juliusſonne“ in Paris. Aehnliche Oppoſitionslieder enthielt das Buch „Schutt“ von 1835, denen noch „die Nibelungen im Frack“ (gegen ſeine Verleumder) und eine neue Sammlung „Gedichte“ folgten. Der Dichter wurde bald ſehr beliebt, nicht bloß wegen ſeiner leichten und ſchönen Verſe und wegen der jugendlichen Friſche ſeines Sanges, ſondern auch und zwar hauptſächlich, weil er im Sinne des damaligen Liberalismus ſchrieb und zwar als Oeſterreicher und als Graf, was man ihm hoch anrechnete.

Die Dichtungen von Friedrich Ernſt (1837) haben etwas von Chamiſſo's Gluth.

Der Dichter ſchwärmt für die Freiheitskämpfer in Griechenland, Polen,

Spanien, Amerika, gedenkt der edelſten Kämpfer in der erſten franzöſiſchen Revolution und kommt zuletzt an die Deutſchen, um einen Invaliden von 1813 über den Undank des Vaterlands bitter klagen zu laſſen.

Der unglückliche Meſſenhauſer ſchrieb 1841 ein Trauerſpiel „Demoſthenes".

Hier fleht Demoſthenes in der von Philipp belagerten Stadt Athen den Zeus an: „gewähre gnädig der Freiheit den Sieg, ſo unwürdig wir uns derſelben auch erwieſen."

Ganz in derſelben Lage befand ſich der Dichter ſelber nach ſieben Jahren in dem belagerten Wien. Als Commandant des Aufruhrs fand er den verdienten Tod, aber die Wahrheit jener Worte muß uns rühren.

Büchner kokettirt in ſeinem Trauerſpiel, Dantons Tod (1835), mit der philoſophiſchen Weltverachtung, welche in der Welt nichs anders ſieht, als das Chaos, aus welchem das Nichts geboren werden ſoll. Dadurch wird der demokratiſche Unſinn, der hier ſeine Schlagwörter auswirft, ziemlich wieder neutraliſirt. Gripenkerl hat „die Girondiſten" etwas nobler behandelt, aber auch ſie taumeln in den Abgrund, ohne eine Ahnung ihrer eigenen Schuld, ganz trunken von Selbſtüberſchätzung.

Heinrich König ſchrieb ſeit 1826 viele hiſtoriſche Romane mit etwas revolutionärem Anſtrich.

Die Waldenſer, die Mainzer Klubiſten ꝛc. Am meiſten Ruf erlangte „die hohe Braut". Der bürgerliche Giuſeppe wird als Revolutionär eingekerkert. Es gelingt ihm, an dem Tage frei zu werden, an welchem ſeine vornehme Geliebte, die adelige Blanca, d. i. die hohe Braut, einem Grafen vermählt werden ſoll. Er eilt in die Kirche und ſticht den Bräutigam todt. Später bricht die große Revolution aus, die Mächtigen werden niedergeworfen und die hohe Braut kommt in Giuſeppe's Arme.

Seit 1837 ſchrieb ein Anonymus derbe Satiren auf den deutſchen Adel (Cavalier-Perſpective, Cancan eines deutſchen Edelmanns).

Hoffmann von Fallersleben kam nach und nach in Breslau, wo er nur die Stelle eines dritten Bibliothekars bekleidete, in ſolche Mißſtimmung, daß er die Reihe ſeiner verdienſtvollen Herausgaben altdeutſcher Dichterwerke und ſeiner harmloſen lyriſchen Gedichte plötzlich mit politiſchen, zum großen Theil ſehr witzigen Satiren unterbrach („unpolitiſche Lieder" von 1840) und nach ſeiner Entlaſſung in Deutſchland umherirrend ein Liebling der Demokraten wurde, bis er nach der Revolution

von 1848 wieder Ruhe fand und in seiner gelehrten Thätigkeit fortfuhr. Außer den unpolitischen Liedern schrieb er auch noch „Gassenlieder, politische Gedichte, Lieder aus der Schweiz, deutsche Salonlieder ꝛc.“

Einer der ärgsten Schreier der Revolution, Karl Heinzen, fing 1841 mit Gedichten an, die noch ziemlich harmlos waren. Später überbot er sich in radikalen Zornausbrüchen.

Unter den Revolutionspoeten machte sich keiner unnützer, als Herwegh von Stuttgart, dessen „Gedichte eines Lebendigen“ 1841 (den Briefen eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau entgegengesetzt) mit knabenhafter Renommisterei die ganze Welt umzukehren drohten.

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden.

* * *

Die Liebe kann uns helfen nicht.
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.

* * *

Laßt endlich das Geleier seyn,
Und rührt die Trommeln nur.

Nachdem man ihn auf die übertriebenste Art (sogar in Berlin) gefeiert hatte, stellte er sich 1848 an die Spitze einer Freischaar, welche aus Paris ausmarschirte, um Deutschland zu erobern, als er aber kaum über den Rhein gezogen war, ließ er sich, obgleich 800—1000 Mann stark, von einer halben Compagnie Württemberger in die Flucht schlagen, und versteckte sich unter dem Spritzleder des Wagens, den seine muthigere Frau kutschirte. Ungleich weniger renommistisch und viel mehr von innerem Feuer glühend waren Ludwig Seegers demokratische Lieder im „Sohn der Zeit“ von 1843.

Die Gedichte Gottfried Kinkels paßten für einen Demokraten und Freischaarenführer nicht. Sein „Otto der Schütz“, ein 1846 erschienenes kleines Epos, worin er die von uns Theil II. S. 64 mitgetheilte Volkssage behandelt, ist ganz royalistisch. Seine vielen lyrischen Gedichte handeln von Liebe, vom eiteln Ich, von einer italienischen Reise, Klagen um Immermanns Tod, greifen empfindsam in Sappho's Lyra, wiegen sich in muhamedanischen Gaselen, und machen dann nebenbei in deutschem Pa-

triotismus und Revolution. Ein abgeschmacktes Lied richtet er gegen die „Todesstrafe“ und wollte doch selber ein Mann des Schwertes seyn. Seine Jambentragödie „Nimrod“ von 1857 läßt den Tyrannen durch ein Weib umkommen, welches sich nachher selbst umbringt, die schwachen Männer verhöhnend, die nicht so viel Muth haben, wie ein Weib.

Einer der feurigsten Freiheitsdichter von 1848 war Ferdinand Freiligrath, ein junger Kaufmann von sanfter Gemüthsart, welcher durch seine reiche Phantasie und durch den Beifall, mit dem man ihm schmeichelte, zum demokratischen Extreme fortgerissen wurde. Seine ersten Gedichte von 1838 enthalten fast durchgängig Bilder des Meeres und ferner Länder, mit dem lebendigsten Pinsel ausgemalt, und von wunderbarer Sehnsucht romantisch angehaucht, denn der Dichter nimmt vom kleinsten Begegniß in der Heimath Anlaß, seine Sehnsucht zur Ferne auszudrücken, und sich diese Ferne auszumalen. Indem er für seine kranke Brust isländisches Moos trinkt, dichtet er vom fernen Island und seinen herrlichen Vulcanen. Die Schwalbe im Frühling mahnt ihn an den schönen Süden, aus dem sie kommt. Im Eilwagen erinnern ihn die vorgespannten Pferde an die türkischen Roßschweife. Ein schlittschuhlaufender Neger versetzt seine Phantasie nach Afrika. Jedes Schiff im Hafen der Stadt, in der er als junger Kaufmann dient, führt ihn in andre fremde Welten, nach den Urwäldern Südamerika's, unter die Gräber Aegyptens ꝛc. Hier finden wir auch sein erstes politisches Lied „der Scheik am Sinai“.

> Der Scheik hört, die dreifarbige Fahne wehe auf den Mauern von Algier, und glaubt, Napoleon sey wiedergekommen. Als man ihm aber eine neue französische Münze mit dem Kopf Ludwig Philipps zeigt, sagt der Scheik verächtlich, das ist er nicht, das ist eine Birne.

Alle Gedichte Freiligraths zeichnen sich nicht nur durch lebendige Färbung, sondern auch durch Frische und Wohlklang der Sprache aus. Schön sind auch seine metrischen Uebersetzungen englischer und französischer Lyriker. Sein „Glaubensbekenntniß“, seine „Zeitgedichte“, das „ça ira“ und die „neuen politischen und socialen Gedichte“ fallen in die demokratischen Delirien der vierziger Jahre. Man merkt aber wohl, daß der sanfte Dichter diese Wildheit nur erkünstelt, sie ist ihm nicht Natur. Auch schlägt das Milde immer wieder vor.

Hermann Rollet stimmt in seinen „frischen Liedern“ 1848 den

Lerchenſchlag an, der den Völkerfrühling verkünden ſolle, und klagt Oeſterreich an „Oeſterreich du ſchlafſt gar lang". Doch handeln ſeine meiſten Lieder harmlos von Natur und Liebe.

Arnold Ruge, der in der vormärzlichen Zeit in ſeinen Halle'ſchen Jahrbüchern in frechſter Weiſe den Umſturz des Chriſtenthums verkündet und betrieben hatte, dann einer der wüthendſten Demokraten wurde, ſchrieb 1850 „Revolutionsnovellen"

> voll revolutionärer, communiſtiſcher und antichriſtlicher Doctrinen, voll Hohn über Preußen, voll Lob des Schweizer Radikalismus, ſchließend mit der Auswanderung der politiſchen Flüchtlinge nach Amerika unter der Drohung, von dort her wiederzukommen und Deutſchland für die Republik wieder zu erobern. Ein abgeſchmacktes Ragout aus demokratiſchen Blättern.

Charakterlos erſcheint Dingelſtedt, welcher als Nachäffer Hoffmanns von Fallersleben, Freiligraths ꝛc. mit radicalen Nachtwächterliedern begann, dann Höfling wurde und Hauffs Lichtenſtein in die Scene ſetzte, Er ſchrieb auch (ſehr unbedeutende) Erzählungen und einen ſchwachen Roman aus der vornehmen Welt „Unter der Erde" (1840).

Die hiſtoriſchen Stücke von Robert Prutz ſind verfehlt. Er macht nicht nur „Moritz von Sachſen" zu einem edeln Schwärmer für die Freiheit, ſondern ſtellt ſogar den „Karl von Bourbon" ins reinſte Licht. In dem bluttriefenden und wahnſinnigen „Bauernkönig Erich" ſucht er einen Vertreter des modernen Liberalismus und läßt ihn nur zum Beſten des Volks unter der Ariſtokratie aufräumen. Der Verſuch in dem Stück „Nach Leiden Luſt" Shakeſpeare'ſchen Witz ſpielen zu laſſen, iſt gänzlich mißlungen, des Pauſias Geſchwätz unerlaubt langweilig. In einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die politiſche Wohnſtube", dem geiſtreichſten, was er überhaupt geſchrieben hat,

> faßte Prutz die arme Germania als eine Proſtituirte, das Volk als einen Sklaven auf und goß eine bittere, nicht immer reine Lauge zunächſt über preußiſche Perſonen und Zuſtände aus.

Ferner ſchrieb Prutz 1851 einen ſocialiſtiſchen Roman „das Engelchen" für die armen Weiber gegen den unſittlichen Fabrikherrn mit einer obligaten Liebesgeſchichte, in den Charakteren übertrieben und in der Schreibart zu gedehnt. In ſeinem zweiten Roman „Felix" macht der Held in Umſturzpolitik, kehrt aber, da es ihm nicht gelingt, zur Poeſie

zurück. Gleichfalls ſchwach. — Eine Louiſe Otto ſchrieb 1846 einen Roman „Schloß und Fabrik", worin die Arbeiter ſich gegen den herzloſen Fabrikherrn empören und einer von ihnen, der des Herrn Tochter liebt, mit ihr im Kugelregen fällt.

Eine der tollſten Tragödien ſchrieb 1850 J. L. Klein „Cavalier und Arbeiter".

Ein Erbſchleicher verfolgt die rechtmäßige Erbin mit unbarmherziger Grauſamkeit, ſo daß ſie noch viel mehr Gefahren ausſteht wie Oliver Twiſt von Dickens. Obgleich ein Prinz ſie heirathet, weiß der Erbſchleicher noch einen Aufſtand der Arbeiter zu erregen und das unglückliche Opfer durch Mord hinzuraffen, um aber ſeiner Ruchloſigkeit die Krone aufzuſetzen, läßt er dieſelben Arbeiter zuletzt durch fremde Truppen zuſammenſchießen.

Gottſchall brachte 1850 die Amazone der erſten franzöſiſchen Revolution, Lambertine von Mericourt, auf die Bühne und badet in der Wolluſt revolutionärer Reden, wobei auch das Chriſtenthum verhöhnt und nur die heidniſche Hoffnung einer Unſterblichkeit des Ruhms feſtgehalten wird. Gottſchall ſchrieb auch 1848 Barrikadenlieder.

Daß unſere demokratiſchen Dichter die Helden der erſten franzöſiſchen Revolution feiern würden, ließ ſich erwarten. Heinemann brachte den Robespierre als hohen Tugendhelden auf die deutſche Bühne, E. Raupach (1850) den Mirabeau als politiſchen Leimſieder, der in ſeinen ſelbſtgefälligen Reden alles zuſammenleimt.

In den „Polizeigeſchichten" von Ernſt Dronke 1846 wird in dem Elend gewühlt, welches die Armen durch die Reichen leiden.

Ein armer Handwerker wird von einem Ariſtokraten überfahren und zum Krüppel gemacht. Ein armer Literat wird von einem Lieutenant verwundet und ſtirbt, Weib und Kind im Elend zurücklaſſend. Ein von einem Vornehmen verführtes Mädchen geht im Elend unter. Ein Polizeidiener übt grauſame Rache an einem Paar armer Brüder. Ein Verfolgter übt eine ſolche an den Kindern ſeines ungerechten Richters.

Deſſelben Verfaſſers „Maikönigin" 1846 iſt eben ſo düſter.

Anna, die Maikönigin, wird grenzenlos unglücklich und verbrennt, indem ſie ihr Fräulein rettet, im adeligen Schloſſe, das ihr blödſinniger Vater aus Rache angezündet hat.

Deſſen „Buch aus dem Volk" gleichfalls von 1846

enthält Geschichten von verführten Mädchen, von Verbrechern, von elend im Spital Sterbenden, an deren Unglück überall nur die Armuth Schuld war.

An die Volksromane, die schon bei Bitzius einen politischen Anstrich haben, lehnten sich rein revolutionäre und socialistische an, in denen die Arbeiter auf Kosten aller höhern Stände gefeiert werden. Diese Mode kam von Frankreich her, wo Eugen Sue ihr größter Meister war. Hieher gehören „die Schicksale eines Proletariers" von Eichholz, 1846.

Ein armer Weber erhebt sich aus bitterstem Elend durch seinen Fleiß zum Bürgermeister, verachtet als solcher Adel und Orden und opfert sich ganz dem Wohl der arbeitenden Classen.

„Fürst und Proletarier" von Oelckers (1846).

Ein Prinz erkennt die Noth des Volkes und tritt in einen Geheimbund ein, der dem Volk helfen soll, wird aber entdeckt und seine Freunde müssen fliehen.

Ernst Willkomms „Europamüden" von 1838 muß man unter die Judenromane zählen.

Der Jude Mardochai personificirt den Weltschmerz, wie Nathan in Angst und Nöthen, der sterbend noch Legate vermacht „an Christen, die Judas Schmerz mitfühlen", als ob von der Emancipation der Juden das Heil der Welt abhinge.

Desselben Verfassers Roman „Weiße Sclaven oder die Leiden des Volks" von 1845 versetzt die Cramer-Spießischen Romane ins Revolutionszeitalter.

Demokratische Novellen „Aus drei Jahrhunderten" schrieb 1851 Uffo Horn, prahlerisch und ohne Geist.

Als Mahner der Bösen, Retter und Rächer der Unschuld figurirt hier ein genial seyn sollender Maulwurfsfänger. Das böse Princip ist ein Graf Boberstein, Personification des Reichthums, der Bildung und Macht; das gute Princip ist dessen natürlicher Bruder Martell, der ins Proletariat verstoßen als armer Spinner in der Fabrik des tyrannischen Bruders dienen muß. Brüder sind beide, um anzudeuten, daß Reiche und Arme, Regierende und Regierte ursprünglich gleich sind. Der Graf stellt unschuldigen Mädchen nach, mißhandelt seine Unterthanen und Arbeiter wie weiße Sklaven, wird aber zuletzt von seinen eigenen Arbeitern unter Leitung Martells gezwungen, zwölf Stunden hintereinander in der Fabrik zu spinnen, bis er sich aus Verzweiflung in die Maschine stürzt und zermalmt wird.

Alexander, Graf von Württemberg, gab 1837 Gedichte

heraus, voll Waldduft, Jägerluſt, heiterem Sinn, aber auch zum Theil ſehr ernſten Inhalts.

Herrlich iſt das Lied, worin er beſchreibt, wie Andreas Hofers Leiche von Mantua in ſein heimathliches Tirol zurückgetragen wurde. Reizend die Beſchreibung der Iburg und der Tannenwälder im Schwarzwald. Eine Tanne pflanzte er ſelbſt auf das Grab ſeines treuen Negers im Bade Teinach und prophezeihte dem Baum, er werde einſt nach Jahren als Schiffsmaſt das Weltmeer ſehen, von wo der arme Schwarze gekommen iſt. Nach einer lieblichen Volksſage verlor der erlauchte Dichter im Wildbad einen koſtbaren Ring und ſagte ſcherzend, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an ſich zu binden. Bald darauf aber ſtarb der Dichter in demſelben Wildbad. — Zu ſeinen ſchönſten Schwarzwaldliedern gehört „der letzte Hirſch", denn er ſieht voraus, wenn die Welt ſo fortfährt, wird bald der letzte Hirſch mit dem letzten Edelmann verſchwinden. Auch aus Ungarn, wo der Dichter eine Zeitlang lebte, gibt er ſchöne Bilder z. B. vom Ritter Ferko, den ein prächtiger Schimmel verlockt, daß er denſelben um jeden Preis fangen wollte, aber in einer öden Haide von ihm in einen Abgrund fortgeriſſen wurde.

Die „Lieder des Sturms", die Alexander 1838 folgen ließ, ſind wirklich wie vom Sturm durchtobt.

Der Sturm ſelbſt wird beſungen, als echter Sohn des Nordens, wie er über das Eismeer brauſt und durch die brennende Wüſte ꝛc. Dann wird als ſein Sinnbild ein Pferd in ſeinem Sturmlauf herrlich geſchildert. Endlich wird der Sturm perſonificirt in einem franzöſiſchen Caperkapitän mit ſeinem ſturmſchnellen Schiffe.

Endlich ſchrieb Alexander 1843 Lieder „Gegen den Strom", worin er ſeinen ritterlichen Zorn über die entnationaliſirte und entchriſtlichte Dichtung der Zeit, über das junge Deutſchland, die Hegelianer, Juden und Judengenoſſen ausläßt, aber dieſe Jämmerlichkeiten ſehr richtig aus der Schwäche und falſchen Stellung Deutſchlands überhaupt erklärt. Der Sinn iſt: wären wir noch eine große Nation, in Einem Reiche vereinigt, ſo würde auch unſere Poeſie geſund ſeyn. Da wir aber verfaulen, leget ſich Ungeziefer aller Art in unſere Wunden.

Kein Wunder, daß die Juden ſtolzer werden,
Da wir ja ſelbſt mit frevelnden Geberden
Die alten Kreuze reißen aus der Erden.

Denſelben ritterlichen Geiſt athmen die Gedichte des Grafen Strachwitz von 1848. Der Dichter iſt jung geſtorben. Kühn trat er gegen

die Corruption der Zeit auf, hoffte aber, es werde wieder eine beſſere Zeit kommen.

Es wird eine Zeit der Helden ſeyn
Nach der Zeit der Schreier und der Schreiber.

Gleich feurig, ernſt und würdig ſind die Zeitgedichte Wilhelm Wackernagels von Baſel (1843). Nachdem derſelbe Gelehrte und Dichter ſchon 1828 und 1832 lyriſche Gedichte voll männlicher Friſche und zärtlicher Milde zugleich herausgegeben hatte, ſchrieb er dieſe Zeitgedichte in edlem Zorn über den radikalen Unfug der Zeit, über die brutalen Umtriebe für Dr. Strauß, über die künſtliche Entchriſtlichung und Entdeutſchung des Volks ꝛc.

Mir ſchwillt das Herz von Trauer und von Zorn,
Gewahr ich, Vaterland, wie deine Knaben
Des Taumelkelches gierig ſich erlaben ꝛc.

Einen guten Eindruck machte 1840 das patriotiſche Lied „Sie ſollen ihn nicht haben", welches ein namloſer Dichter am Rhein, Nicolaus Becker, damals anſtimmte, als Frankreich uns mit Krieg bedrohte. „Sie ſollen ihn nicht haben"! nämlich den Rhein, wiederhallte es von allen Enden Deutſchlands. Und doch wurde der arme Dichter von der jungdeutſchen und Judenpreſſe aufs frechſte verhöhnt.

Abraham Emanuel Fröhlich, Pfarrer in Aarau, ſchrieb 1825 vortreffliche politiſche Fabeln, mit noch mehr Geiſt, als früher Pfeffel, geißelnd die geiſtloſe Erbärmlichkeit jener Reſtaurationsperiode. Faſt zwanzig Jahre ſpäter geißelte er eben ſo ſcharf in zahlreichen Epigrammen „den jungen Deutſch-Michel" (1843), nämlich die Thorheiten und Verbrechen des damaligen deutſchen und Schweizer Radikalismus, der Straußianer, Chriſtusfreſſer, Fleiſchesemancipatoren ꝛc. Er ſelbſt hatte unter dem Radikalismus viel zu leiden, daher ſeine 1851 erſchienenen ſchönen und frommen „Troſtlieder". Außerdem umſchrieb er das Evangelium Johannis in Liedern und pries Zwingli und Ulrich von Hutten in epiſchen Dichtungen, ohne zu merken, daß Hutten ſelbſt der ärgſte Radikale geweſen war. — Ein ſchwächerer Nachahmer Fröhlichs in politiſchen Fabeln war der Zürcher Bandlin (1845).

Otto Gruppe verſpottete 1831 die Hegel'ſche Schule in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiel „die Winde".

Oberon, der Elfenkönig, hat die Zauberformel verloren, durch die er die Welt beherrſcht, und ſeine Geiſter fliegen aus, ſie zu ſuchen. Nokturn, der Nachtwind, geräth in das Studierzimmer des Herrn Hegel. Der große Philoſoph ſitzt vor ſeinen Büchern und „fördert das Denken des Weltgeiſts", der ohne ihn nicht weiter denken könnte. Wenn Hegel nicht dächte, wäre es aus mit der ganzen Welt, denn er allein hat den Begriff und der Begriff iſt das Weſen ſelbſt. Und dieſen Begriff entführt ihm der Nachtwind, in der Meinung, Oberons Zauberformel zu erbeuten. Der Philoſoph jammert ariſtophaniſch. Der Nachtwind iſt unterdeß mit dem Papier davongeflogen und verſucht darin zu buchſtabiren. Er findet das Kapitel von der Luft, die er ſelber iſt, und lieſt beim Mondſchein: „Das Element der unterſchiedloſen Einfachheit iſt nicht mehr die poſitive Identität mit ſich, die Selbſtmanifeſtation, welche das Licht als ſolches iſt, ſondern iſt nur negative Allgemeinheit, als zum ſelbſtloſen Moment eines Andern herabgeſetzt" ꝛc. ꝛc. Der arme Nachtwind, es wird ihm ſo duſſelich dabei. Der Philoſoph, der überhaupt in ſtarker Wahlverwandtſchaft mit der Behörde ſteht, zeigt den Diebſtahl ſogleich bei der Polizei an und macht auf das ungeheure Unglück aufmerkſam, das daraus entſtehen würde, wenn die Weltgeſchichte ſtill ſtehen müßte, weil der Weltgeiſt nicht weiter denken könne. Zum Glück kommen Hegels Schüler, Henning (der Hahn) und Gans, der letztere aber ahmt die Gänſe nach, die durch ihr Geſchnatter das Capitol retteten.

Heinrich Hoffmann, Herausgeber des Struwwelpeter, eines ſehr beliebt gewordenen Kinderbuchs,

worin die demokratiſche Verwilderung und ihr Gegenſatz, der ruſſiſche Abſolutismus, unter dem Bilde eines ſtruppigen böſen Buben und des ihn züchtigenden Nicolas aufgefaßt wird,

ſchrieb auch noch humoriſtiſche Studien, wie der Teufel den Schwanz verlor, über den h. Rock ꝛc. und ein Handbüchlein für Töchter (1848), zur Verſpottung der damaligen Demokraten.

Die lyriſchen Gedichte des Emanuel Geibel erfreuten ſich ſeit den vierziger Jahren eines großen Beifalls. Im Gegenſatz gegen die wilden politiſchen Lieder jener Zeit waren ſie ſanft, heiter, zart in der Auffaſſung der Natur und Liebe, edel und patriotiſch in der Geſinnung. Geibel ſchrieb 1845 „einen Ruf von der Trave" für das Recht der Deutſchen gegen Dänemark, und mahnte in den „Juniusliedern" 1848 zur Mäßigung und Einheit. Für das Epiſche und Dramatiſche eignete ſich ſeine dichteriſche Gabe weniger, obgleich er ſich in einem Epos in Nibelungenverſen „Sigurds Brautfahrt" und im Trauerſpiele „Roderich" (der Ausgang des

letzten Weſtgothenkönigs) und „Brunhilde“ verſuchte. Wie ſchon Oehlenſchläger und Fouqué, bewies auch Geibel, daß die Rieſengeſtalten der nordiſchen Sage nicht für die moderne Bühne taugen. Geibels Luſtſpiel „Meiſter Andrea“ weiß gar verſchiedene Künſtlercharaktere fein zu ſchattiren, hat aber zu wenig Handlung. Die „Lieder aus der Gegenwart“ von Franz Jahn (1850) treten im Geiſt Geibels und Wackernagels den Wühlern entgegen.

Einer der eifrigſten Kämpfer gegen die deſtruktiven Tendenzen unſerer Zeit iſt der Wiener Humoriſt Samuel Brunner, deſſen „Nibelungenlied“ von 1845 die damaligen ſogenannten Sänger des Völkerfrühlings, die Herwegh ꝛc. in ihrer ganzen Bubenhaftigkeit zeichnete, und deſſen „Prinzenſchule zu Möpſelglück“ 1848 ganz eben ſo die Eitelkeit des welterlöſenden deutſchen Profeſſorenthums lächerlich machte. Er ſchrieb ferner „die Welt“, ein Epos; Johannes Ronge; das deutſche Reichsvieh; des Genie's Malheur und Glück; Keilſchriften ꝛc.

Theodor Meyer-Merian von Baſel ſchrieb 1856 eine Satire „die Lichtfreunde“.

> Eine Lerche ſoll unter die Lichtfreunde, d. h. Eulen aufgenommen werden, der Sonne abſchwören und einem Stück faulen Holzes huldigen, als der wahren Lichtquelle, die Licht in die Nacht ergießt. Zugleich iſt eine gelehrte Eule beſchäftigt, die mechaniſche Urquelle zu erzeugen, aus der ſie nachher nach Belieben Geſchäfte, welche ſie will, zu machen hofft. Wie es aber Morgen wird, erliſcht das faule Holz und die Lerche flieht zur Sonne.

5.

Die tiefſte Corruption der deutſchen Dichtung.

Die katholiſche Kirche hatte ſich von den furchtbaren Zerrüttungen des Joſephinismus und Napoleonismus noch nicht erholt und befand ſich unter dem Druck der Staatsgewalt, welche lange dafür ſorgte, daß kein Geiſt in ihr aufkam. Die proteſtantiſche Kirche war im Rationalismus und offenen Unglauben beinah aufgelöst. Hegel verkündete der preußiſchen Jugend, der Menſch ſelbſt ſey Gott. Aus der Gottesfurcht konnte man keinen ſittlichen Halt mehr ſchöpfen. Auch der Patriotismus, der Trä-

ger ſittlichen Adels, war officiell verboten. Daher in der Preſſe eine Entſittlichung und Niedertracht aufkam, wie nie vorher.

Daß bei dieſer allgemeinen Vernachläſſigung und Verachtung der Kirche die älteſten Feinde Chriſti, die Juden, eine ihnen ſo günſtige Zeit benutzten, war nicht zu verwundern. Aus allen dunkeln Ecken kamen ſie hervor, um mit affenartigem Zähneblecken, Grinſen und Zungenherausſtrecken, was bisher dem Chriſten heilig war, zu verhöhnen, hölliſche Kerkopen, die Jahrhunderte lang unter dem ſchweren Gebälk der gothiſchen Kirche halberdrückt und ins Finſtre verkrochen, nur ſcheu hervorgelugt, jetzt aber mit frechem Salto Mortale mitten in die verwilderte Gemeinde hinüberſprangen und ſie zur Anbetung des goldenen Kalbes und Vergötterung der Fleiſchesluſt verführten.

Heinrich Heine, aus Düſſeldorf, unterſtützt von einem reichen Onkel aus Hamburg, begann 1822 mit noch harmloſen lyriſchen Gedichten und 1823 mit ein paar ganz unbedeutenden Tragödien (William Ratcliffe und Almanſor), ſtimmte aber 1826 in ſeinen „Reiſebildern“ und 1827 im „Buch der Lieder“ einen ganz neuen Ton an. Von kleinem ſchwachem Körper und ungewöhnlicher Häßlichkeit wollte er doch immer den Don Juan ſpielen, und mußte daher die Folgen in einer Rückenmarksdarre auf dem Schmerzenslager Jahrzehnte lang bis an ſeinen Tod erdulden. Da es ihm mißlang, den romantiſchen Ritter zu ſpielen, wornach ihn früher gar ſehr jückte, fand er in ſeiner Bosheit ausreichende Mittel, um ſich an der Natur und Geſellſchaft zu rächen und dieſe giftige Stimmung wuchs natürlich mit ſeinen Körperleiden. Sein Geiſt und Witz, an ſich ſchätzenswerthe und eines beſſern Gebrauchs würdige Dinge, mußten ihm nur dienen, alles Heilige und Hohe, Edle und Unſchuldige in der Welt zu läſtern. Seine Feder wurde buchſtäblich eine Kothſchleuder. Im Buch der Lieder ſtimmt er noch zuweilen einen romantiſchen Minneton an, aber im Bewußtſeyn, daß es ihm nicht ſtehe, zerreißt er gewöhnlich die Saite mit einem grellen Mißton. Schon vor ihm hatte Chamiſſo die unglückliche Manier der ſarkaſtiſchen Romanze aufgebracht, welche rührend und tragiſch beginnt, um mit einem Hohnlachen zu endigen. Das war nun ganz der Heine'ſchen Natur gemäß. Auch in den Reiſebildern ſucht er den Hauptreiz im Herabziehen des Heiligen und Ernſten ins Gemeine. Wir ſehen da den Judenjungen mit

der Hand in den Hosen frech vor den italienischen Madonnenbildern stehen. Zugleich spottete er mit vielem Witz über die politischen und socialen Zustände, was den liberalen Philistern überaus wohlgefiel. Nun ging er in seiner Frechheit noch weiter, schrieb eine Schandschrift zur Verhöhnung der romantischen Poesie und wagte in seinem „Salon" und in seinen „neuen Gedichten" geradezu das Christenthum als ein der Menschheit nicht mehr würdiges Institut zu verwerfen und die „Rehabilitation des Fleisches" in seine alten, durch das Christenthum ihm entrissenen Rechte zu verlangen.

> Die künftige Menschheit, sagt er im Salon, wird den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen Leib und Seele erregt hat, kaum begreifen können. Das Christenthum galt ihm lediglich als eine Störung der ursprünglichen Harmonie zwischen Leib und Seele, welche nach glücklicher Ueberwindung des Christenthums sofort zurückkehren werde. Christus erscheint ihm also als der Störefried, der böse Feind.

Heine durfte um so kecker auftreten, als er von König Ludwig Philipp einen ansehnlichen Jahrgehalt empfing, um von dem sichern Paris aus unaufhörlich die Mißstimmung in Deutschland zu nähren. Durch seine Krankheit vollends verbittert, schrieb er nun immer tollere und rücksichtslosere Sachen, unter denen Atta Troll, Deutschland ein Wintermärchen, Dr. Faust und der Romanzero nur literarischen Abtritten gleichen. Es kam Heine gar nicht darauf an, bekannte Ehrenmänner in Deutschland öffentlich als Päderasten zu bezeichnen, und um seinen Haß gegen sie auszulassen, schöne und starke Männer, bloß weil er so verkommen war, zu häßlichen Karikaturen auszumalen ꝛc. Wie ein wüthender Affe den eignen Koth als Wurfgeschoß braucht, das ist die beste Vignette zu Heine's spätern Gedichten. Sogar mit Börne überwarf er sich, dem er doch so viel verdankte, weil die Achtung, welche Börne genoß, ihm als dem stets mit ihm Genannten zu Gute kam. Schließlich gestand Heine selbst, seine ganze Poesie sey vergiftet, und wie eine verbissene Natter schlug er den letzten abgebrochnen Zahn in den eignen Leib.

Trotz seiner augenfälligen, absichtlich zur Schau getragenen Nichtswürdigkeit wurde Heine in Deutschland fast vergöttert und sammelte sich unter seiner schmutzigen Fahne eine ganze Schaar von Nachahmern. Diese Leute nannten sich „das junge Deutschland". Denkt man zurück an das

Urbild deutſcher Jugend, wie wir es im Sifrit erkannt, ſo hat man hier das ekelerregende Gegenbild. Die Phyſiognomie des jungen Deutſchland war die eines aus Paris kommenden, nach der neuſten Mode gekleideten aber gänzlich blaſirten, durch Lüderlichkeit entnervten Judenjünglings mit ſpecifiſchem Moſchus- und Knoblauchgeruch. Die Hauptlehre der Jungdeutſchen war „Rehabilitation des Fleiſches". Dafür ſchrieb zunächſt Karl Gutzkow aus Berlin (1835) den Roman „Wally, die Zweiflerin".

Darin wird nicht nur Unzucht gelehrt, geübt und geprieſen, ſondern auch Chriſtus mit affectirter Geringſchätzung „ein junger Mann, unehelichen Urſprungs, Stiefſohn eines braven Zimmermanns" genannt, der durch eine bedenkliche Verwirrung ſeiner Ideen auf den Glauben kam, er müſſe ein Befreier der Nation werden.

Mehr Geiſt hatten ſeine Jugendarbeiten „Briefe eines Narren an eine Närrin" und „Mahaguru", eine tibetaniſche Geſchichte. Im „Blaſedow und ſeine Söhne" zeichnete Gutzkow das Unglück eines Mannes, der (in ſeiner Einbildung) über dem Jahrhundert ſteht und doch in und mit ihm leben muß. Die „Seraphine" war ein kläglicher Verſuch des Dichters, weibliche Seelenſchönheit zeichnen zu wollen, von der er nie eine Ahnung hatte. In ſeinem Buch „aus der Knabenzeit" (1852) ahmte er das Buch der Kindheit von Goltz nach, aber ſchlecht. Im folgenden Jahr begann er einen neunbändigen Roman „die Ritter vom Geiſte", womit er gleichſam Sturm lief auf das Publikum.

Das Buch iſt noch langweiliger als lang. Die ſ. g. Ritter vom Geiſte bilden einen Orden, um, unabhängig von Religion, Sitte, Staat, das, was ſie Geiſt nennen, in der Menſchheit fortzupflanzen. Alſo der längſt abgeſchmackte Illuminatismus. Die Ritter thun überdies nichts, ſondern ſchwatzen blos, eſſen und trinken, lieben und verheirathen ſich, wie andre gemeine Leute.

Das Lebensbild „die Diakoniſſin" (1855)

beſchreibt, wie eine gewiſſe Conſtanze Diakoniſſin wird, ſich aber in dieſem Dienſte immer beſchämt und genirt fühlt und am Ende Gott dankt, einen Mann zu bekommen, der ſie von der leidigen Pietiſterei befreit.

Man kann den Dienſt der frommen Schweſtern nicht unwürdiger, unpoetiſcher und philiſterhafter auffaſſen. — Charakteriſtiſch erſcheint, daß Gutzkow noch ſo ſpät die Windigkeit, Charakterloſigkeit und Lüderlichkeit des Kotzebue'ſchen Berlin an Ludwig Tieck rächte. Ein Berliner, wie Tieck ſelbſt, ſuchte er aus Leibeskräften die Poeſie aus Tiecks romanti-

ſcher Höhe wieder herunterzureißen in die alte Gemeinheit. Indem Gutzkow Schlegels Lucinde neu herausgab, ſuchte er die Meinung zu verbreiten, die Romantiker ſeyen eben ſo unſittlich geweſen, wie das junge Deutſchland.

Heinrich Laube, ſpäter Vorſtand des Wiener Burgtheaters, wetteiferte mit Gutzkow in Anmaßung und war eben ſo arm an Geiſt und Erfindungsgabe. Seine Reiſenovellen, eine matte Nachahmung der Heine'ſchen Reiſebilder, (ſeit 1834), ſein „junges Europa" ſtrotzten von Inſolenz. Auch gab er die obſcönen Schriften Heinſe's neu heraus. Sein Roman „die Schauſpielerin" von 1836 und „das Glück" von 1837 ſind ſchwache Gemälde aus der modernen Geſellſchaft, charakterlos, nichtsſagend. Etwas mehr Farbe haben ſeine Darſtellungen altfranzöſiſcher Lüderlichkeit, ein Element, in dem er ſich behaglich fühlte. So in ſeinem Roman „die Gräfin Chateaubriand" von 1843.

> Der König buhlt mit ihr; als die Kataſtrophe ihrer Treuloſigkeit herannaht und ſie nach bretoniſchem Recht als Ehebrecherin ſterben ſoll, tritt der König unter den bretagne'ſchen Adel und hält ihm eine Vorleſung über die nothwendige Emancipation des Weibes, das Recht der Unzucht, das Unrecht der Ehe. Inzwiſchen emancipirt ſich die Gräfin mit Gift. Man weiß nicht, ob hier die Frechheit oder die Abgeſchmacktheit größer iſt.

In dieſem Geiſt ſchrieb Laube auch die „franzöſiſchen Luſtſchlöſſer". Nicht viel beſſer iſt „der belgiſche Graf", eine Pariſer Criminalgeſchichte aus der ſchlechteſten Zeit des Regenten. In dem Luſtſpiel „Rococo" verſpottet Laube „die alten Herren" und läßt einen Alten am Schluſſe ſagen: „wenn uns die Jugend vergiebt, ſo ſind wir begnadet, denn der Jugend gehört die Zukunft". Das iſt ganz kotzebue'ſch. Aber die bubenhaften Spötter werden ſelber zu wackligen Greiſen.

Ein eifriger Parteigenoſſe des jungen Deutſchland war ferner Ludolf Wienbarg, weniger produktiv, aber geiſtreicher als die andern, wie ſeine ſatiriſchen „Wanderungen durch den Thierkreis" darthun. Auch ſeine Schilderung Hollands hat viel Anziehendes. Seine äſthetiſchen Feldzüge und was er „zur neuſten Literatur" ſchrieb, war wohl nur Verirrung des Augenblicks und mißverſtandene Kameraderei.

Auch Theodor Mundt ſchloß ſich dem jungen Deutſchland an und ſchrieb Romane und Erzählungen in demſelben arroganten und leichtfer-

tigen Ton, wie die andern. In ſeiner „Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen“ von 1835

macht er dieſelbe Affengeberde vor dem Bilde der allerſeligſten Jungfrau wie Heine. Indem er die Rehabilitation des Fleiſches den ſchönen Mädchen Prags verkündet, reizt ihn das ſpecifiſch Katholiſche derſelben nur zu thieriſcher Wolluſt, deren er ſich mit blaſirter Vornehmthuerei rühmt.

In „Mutter und Tochter“ triumphirt gleichfalls das emancipirte Weib. Mundt ſchrieb auch ein Buch über Charlotte Stieglitz.

Dieſe war die Gattin ſeines Freundes, des höchſt mittelmäßigen, aber eiteln Berliner Dichters Stieglitz. Weil Stieglitz ihr immer vorlamentirte, die Heirath mit ihr hindere ihn an einem großartigen Emporkommen, gab ſie ſich freiwillig den Tod, und Stieglitz war ſo ſeelenlos, mit dem Dolche, mit der ſie ſich erſtochen, hinterdrein zu kokettiren und in einem lebenden Tableau zu München öffentlich damit aufzutreten. Mundt aber machte ein Buch daraus.

Das Talent dieſer Jungdeutſchen würde ſammt der Lobaſſekuranz, welche ſie unter einander etablirt hatten, nicht ausgereicht haben, ihnen einigen Ruhm zu erwerben, wenn nicht die Zeitſtimmung und Mode für ſie geweſen wäre. Der deutſche Büchermarkt wurde damals überſchwemmt mit Ueberſetzungen der deſtructivſten, irreligiöſeſten und unſittlichſten Werke der franzöſiſchen Dichter (Victor Hugo, Georg Sand, Eugen Sue, Balzak, Paul de Kock ꝛc.). Zugleich gingen die Saaten auf, welche die alten Rationaliſten und die neuen Hegelianer auf den Univerſitäten geſäet hatten. Der Unglaube warf alle Scham von ſich. Im Jahr 1835 erſchien das berüchtigte „Leben Jeſu“ von David Strauß, der die Evangelien für Mythen und Fiſcheranecdoten erklärte. Bald darauf thaten ſich die Lichtfreunde in Sachſen, die Deutſchkatholiken in Schleſien auf unter faſt allgemeinem Zujauchzen der deutſchen Preſſe, und in der Schweiz erhob der Communismus ſein Haupt und warf ſeine Brandſchriften nach Deutſchland hinüber. Im Grunde ging dieſe ganze fieberhafte Wuth, womit man die Religion und Sitte verfolgte, von Frankreich aus, welches in der Periode zwiſchen der Juli- und Februarrevolution vor Ungeduld und Gier nach einer neuen Revolution ſich bis zum Wahnſinn echauffirte. Deutſchland ließ ſich nur anſtecken.

Wir müſſen die Reihe der charakteriſtiſchen Zeiterſcheinungen fortſetzen. Guſtav Kühne überwarf ſich zwar mit den Jungdeutſchen, ſeine „Quarantaine im Irrenhauſe“ verräth aber, daß er an der Unruhe der

Zeit ſelbſt betheiligt war. In den „Kloſternovellen“ ſchildert er die traurigen Folgen der Aſceſe, als ob Entſagung den Menſchen unmöglich wäre. Auch ſchrieb er ein unnützes Buch über die Rahel und Bettina.

Rahel war eine durch ihren Geiſt berühmte Jüdin in Berlin, Gattin des Biographen Varnhagen von Enſe, der ein Buch über ſie ſchrieb. Sie wurde hauptſächlich nur deshalb vergöttert, weil auch ſie zu den von aller Religion Emancipirten gehörte.

Der Jude Berthold Auerbach machte damals (1837) den Spinoza zum Helden eines Romans.

Durch ſeine kühne Philoſophie zerreißt er die Feſſeln des Judenthums, die ihn bisher umſtrickt. Aber dafür ſtößt ſein Volk ihn aus. Er will ſich mit einer ſchönen Katholikin tröſten, findet aber, daß ſie ihn um eines reicheren Liebhabers willen verrathen hat. Ganz allein und verlaſſen hat er nun nichts mehr, als ſich ſelbſt und ſeinen Geiſt. Da erſcheint ihm tröſtend Ahasver, der ewige Jude und preist ihn als den wahren Meſſias der Juden, der ſie jetzt erſt erlöst habe von ihren alten Glaubensbanden durch den freien Geiſt.

Auerbach vergötterte in einem andern Roman „Dichter und Kaufmann“ den Juden Mendelsſohn, den ſchon Leſſing ſo lächerlich zum Ideal hinaufgeſchraubt hatte. Die wirklichen Juden der Neuzeit ſind von ſolchen Idealen himmelweit entfernt geblieben und haben ſich nur auf Koſten der Chriſten ungeheuer bereichert oder, wenn ſie in Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur machten, den guten Geſchmack verdorben (mit durchgängig ſehr geringen Ausnahmen) und einen Gifthauch von Irreligioſität und Entſittlichung um ſich verbreitet. Den beſten Judenroman ſchrieb W. von Chezy 1845 unter dem Titel „der fromme Jude“.

Nach einer Seite hin verfolgt er das Judenthum in den gemeinſten Schacher, in die Gaunerei und ins Zuchthaus; nach der andern Seite hin in die Comptoirs, in die Salons und Boudoirs. Hier wird ein Judenkind hinter dem Zaun geboren, hier werden Dietriche gebraucht, hier in der jüdiſchen Gaunerſprache Verbrechen verabredet, — dort heirathet die Tochter des geadelten Banquiers einen Grafen, kauft man große Herrſchaften und ſpielt den Pair ꝛc. Am frappanteſten ſind die Scenen, in welchen Verwandte zuſammenkommen, die beiden Richtungen angehören. Der eine Bruder oder Vetter hat ſein Glück gemacht, der andere iſt im Elend geblieben. Die reiche Judentochter am Arm eines Grafen, eine Anzahl armer Verwandter von ſehr zweideutiger Lebensſtellung muſternd (Theil IV, S. 192 f.), iſt ein ungemein gelungenes Bild.

Stolz und Verlegenheit, Trotz und Aerger auf beiden Seiten machen endlich wie auf einen Zauberſchlag dem alles überwältigenden Gefühl der Verwandtſchaft und des gemeinſamen Intereſſes Platz. Theil IV. S. 85 heißt es hier, daß ein zu edleren Geſinnungen berufener Jude kein Jude bleiben könne, ohne auf eine oder die andere Weiſe zu verderben. Henoch, der hier dieſe Richtung vertritt, wird das Opfer ſeiner Treue.

Auch die Jüdinnen drängten ſich herbei. Fanny Lewald ſchrieb 1849 einen Roman „Prinz Louis Ferdinand".

Sie ſtellt dieſen tapfern Prinzen dar, wie er drei Geliebten mit obligaten Kindern ſchwärmeriſch liebt und ſich von der Jüdin Rahel geiſtig beherrſchen und langweilig hofmeiſtern läßt.

Zeitgemäßer Triumph des Judenthums über das Preußenthum! ihr Roman „auf rother Erde" (1850)

ſchildert die Revolution in Iſerlohn, kokettirt mit Calabreſer und Schleppſäbel und endet mit der Flucht der Demokraten nach Amerika.

In den „Hausgenoſſen" von 1856

läßt die Lewald einen jungen Arbeiter und ſein Mädchen 2—3 Jahre lang in wilder Ehe leben und Kinder zeugen und findet das ganz ſchön und natürlich, erklärt es dagegen für ein Verbrechen an der Menſchheit, daß die Polizei dem Skandal zuletzt ein Ende macht.

Auch in der „Lebensfrage" triumphirt die Liebe über die Pflicht. In „Jenny" ſteht eine Jüdin als Lichtgeſtalt unter chriſtlichen Geiſtlichen als Ungeheuern ꝛc.

Aber auch chriſtliche Frauen und Männer überboten ſich in unſittlichen Romanen. Amalie Schoppe ſchrieb ſeit 1824 überaus viele Romane, anfangs noch ſentimentale Entſagungsromane, dann hiſtoriſche, endlich ſociale à la Georg Sand, z. B. „Aus Haß Liebe" (1842).

Gräfin Heloiſe, anſtatt ihren kranken Mann zu pflegen, lieſt bis Mitternacht unzüchtige Romane, da wird ſie von einem jungen Herrn beſucht und nimmt ihn, „indem ſich Traum und Wirklichkeit bei ihr vermiſchen", in ihren Armen auf. Aber dieſer Liebhaber befriedigt ſie ſo wenig, als ihr Mann, auch ſterben beide und erſt ein Dritter befriedigt ſie ganz, ſo daß „jetzt erſt bei ihr die Knospe ihre bis dahin verſchloſſene Hülle ſprengt". So wird mit Jungfräulichkeit kokettirt, nachdem man ſchon tief in der Schande gebadet. Der neue Liebhaber träut auch nicht. Man trennt ſich, verſöhnt ſich aber zuletzt wieder wie in Menſchenhaß und Reue, wobei ein kleiner Bankert, die Frucht jener magiſchen Wirkung der G. Sand'ſchen Poeſie, die Hauptrolle ſpielt.

Herr von Rehfues, ein Württemberger in preußiſchem Staatsdienſt, ſchrieb 1832 den berühmt gewordenen Roman „Scipio Cicala".

Scipio iſt einer der vielen Don Juans, deren Kraft darzuſtellen ſich die Unkraft der modernen Poeſie abmüht. Schön, heldenkräftig, eine in jeder Beziehung reiche Natur, in ein eben ſo reiches Leben hingeſtellt (in die Mitte zwiſchen die chriſtliche und muhamedaniſche Welt und in die Zeit der ſicilianiſchen Veſper), wird er gleichſam von allen Mächten des Himmels und der Hölle umbuhlt; wie es ſeit Göthe's Fauſt Mode geworden iſt, ſich den ſterblichen Menſchen als einen für die Unſterblichen überſchwenglich intereſſanten Gegenſtand zu denken, dem ſie, ohne irgend eigne Selbſtſtändigkeit, nur zu hofiren hätten. Doch hat Rehfues die poetiſche Gerechtigkeit walten und den Helden in ſeiner tief unſittlichen Richtung untergehen laſſen.

Rehfues ließ „das Caſtell von Gozzo" nachfolgen.

Der Maler Camillo flüchtet mit ſeiner ſchönen Frau vom Lande in das Caſtell der Inſel Malta, weil Türken landen. Die verſchmähten Liebhaber der ſchönen Frau wollen aus Rache das Caſtell den Türken überliefern, aber Camillo kommt ihnen zuvor, indem er Weib und Kind vergiftet und ſelbſt im Kampfe fällt. Die Verhöhnung eines Mönchs bildet eine luſtige Epiſode in der tragiſchen Geſchichte.

Und eine „neue Medea" (1836).

Eine Greuelgeſchichte. Die neue Medea wird, wie die alte, von ihrem Jaſon betrogen und wirft ihm in wüthender Rache noch im Tode ſein (und ihr) Kind nach.

Unter dem Namen Emerentius Scävola ſchrieb ſeit 1832 ein Herr von der Heyden (nicht zu verwechſeln mit Friedrich van der Heyden) ſkandalöſe Sachen, die alles übertreffen, was bisher der Roman in Sittenloſigkeit geleiſtet hatte. Sein erſtes Product „die Genoſſen der Mitternacht" kamen mir nicht zu Geſicht; 1836 erſchien ſein „Adolar, der Weiberverächter".

Adolar verführt alle Weiber, bis ihn einmal Eine um beide Augen bringt. Blind und ohne Mittel ſetzt er dennoch ſeine Lüderlichkeit fort, indem er ſich, immer noch ein ſchöner Mann und wegen ſeiner Blindheit um ſo gewiſſer diskret, an vornehme Frauen verkauft und nunmehr Geld für das einnimmt, wofür er es ſonſt ausgab. Eine Hetäre männlichen Geſchlechts.

Im Roman „Leonide"

bricht die Heldin als Nonne ihr Gelübde, um zwei Männer zu heirathen, denen ſie ſich abwechſelnd hingibt.

Die Heldin des Romans „Learoſa“

iſt ein unſchuldiges Mädchen, fällt in die Arme mehrerer Verführer, bleibt aber unſchuldig, heirathet einen Greis und bleibt unſchuldig, bis ein Traum zum erſtenmal ſie darüber belehrt, wo die Unſchuld aufhört. Nun glüht ſie, den Traum zu verwirklichen, verliebt ſich, geräth aber im Dunkeln in die Arme eines Scheuſals. Außer ſich vor Aerger will ſie ſich auf andre Art entſchädigen, wird aber nochmals im Dunkeln betrogen durch — ihren eigenen Bedienten. Das Ende iſt im Bordell.

Genug, die Analyſe der noch übrigen Romane dieſes Scävola wollen wir uns erſparen.

Ein Wilhelm Müller, nicht zu verwechſeln mit dem ſanften Philhellenen, gab ſeit 1835 Greuelgemälde im Geſchmack der neufranzöſiſchen Romantik heraus.

Zuerſt ein Taſchenbuch „des Bettlers Gabe“, darin gräßliche Scenen aus Rußland, Erfrierungen im Winter 1812, Knutungen, daß man das Fleiſch davonfliegen und das Blut rauchen ſieht ꝛc. „Die Verworfenen“, ein Roman. Hier tritt der Held in ein Bordell ein, wo ihm alles geſtohlen wird und geht ab auf einem Karren mit Choleraleichen, um lebendig begraben zu werden. Zwiſchen dieſen beiden Greuelſcenen liegen noch unzählige andere, worin die unmenſchlichſte Grauſamkeit und Verruchtheit, bald im Verbrechen, bald in deſſen Beſtrafung ihre Triumphe feiern. Ein Paria wird verurtheilt, ſein eigenes Kind einem Tiger vorzuwerfen und ſieht es vor ſeinen Augen zerfleiſchen, wird dann wahnſinnig und verbindet ſich mit einem Juden und einem Neger, die auf ähnliche Weiſe mißhandelt worden ſind, um an der ganzen Menſchheit Rache zu nehmen. Sie gehen ins Giftthal und holen die Cholera heraus. — Bettlers Gabe wurde noch 1845 fortgeſetzt mit ähnlichen Greuelgeſchichten. Die rührendſte ſoll einer Volksſage entnommen ſeyn. Ein ruſſiſcher Page wurde mit ſeiner Braut und ihrem Vater von den Tataren geraubt, die der unglücklichen Braut einen von beiden, den Vater oder Bräutigam, beim Leben erhalten wollten, wenn ſie bei der Hinrichtung des Andern ſänge. Sie wählte den Vater und ſang bei der Hinrichtung des Bräutigams, aber ihr Geſang war ſo ſchauerlich, dämoniſch und mächtig, daß der Tataren großes Götzenbild zuſammenſtürzte und ſie und ihren Vater erſchlug. Seitdem hört man dort eine geiſterhafte Nachtigall ſingen.

Im „König Og und ſeinen Nachkommen“, einem anonymen Roman von 1839

radotirt ein gewiſſer Hilar gegen alle Religion und Ehe, will die Weiber und ſogar die Kinder emancipiren und endet damit, daß er ſeinem eignen Kinde den Kopf einſtößt und ſeine Geliebte wahnſinnig wird.

Im „Freigeiſt“ von Oelckers (1840)

figurirt wieder eine emancipirte Wally und ein Ritter vom Geiſte, der die Religion „einen Augenſchirm für Blödſichtige nennt, die den vollen Strom des Lichts noch nicht vertragen können,“ und nachher langweilig die jung-hegelſche Lehre vom „Zuſichſelbſtkommen Gottes im Menſchen“ auskramt.

Die „Söhne und Töchter der Zeit“ von Wilhelm Elias (1840)

ſind deſſelben Geiſtes oder vielmehr Fleiſches, da hier aller Geiſt ins Fleiſch geſetzt wird. Sonderlich die Töchter der Zeit baden ſich in der Luſt dieſes emancipirten Fleiſches mit philoſophiſchem Stolze. Die Eine, die ein uneheliches Kind bekommen hat, worüber ſich ihr früherer, jetzt wieder zu ihr zurückkehrender Liebhaber beklagt, ſagt zu dieſem, indem ſie das „incroyable Dogma“ verhöhnt: ich bin die Jungfrau Mutter, du ein heiliger Geiſt, und jener, von dem ich das Kind habe, mag den Joſeph vorſtellen.

Dagegen ſchrieb Egert Winnſteen 1843 eine Novelle „Antonia“, worin er beweist, daß die chriſtliche Ehe dem weiblichen Geſchlecht viel mehr zum Vortheil gereiche, als die Emancipation.

Antonia will durchaus emancipirt ſeyn, ſich keinem Ehezwang unterwerfen, aber doch Männer lieben. Sie ſelbſt trägt ſich einem Manne zur ehrloſen Buhlerin an, wird aber bald von ihm, der ſich an ihrer Unzartheit ärgert, verlaſſen und muß nun als Mutter eines unehelichen Kindes alle Schmach erleben.

In der Tragödie „Liebe“ von Held (1841) wird die Tugend mit dem Laſter in unglaublicher Unnatur vermiſcht und verwechſelt.

Die junge Gräfin Johanna liebt ihren Lehrer Eduard und wird geliebt vom Grafen Adlerhorſt. Da ſie den bürgerlichen Eduard nicht heirathen kann, iſt der Graf ſo gefällig, ſie zu heirathen, aber nur um ſie Eduard abzutreten, mit dem ſie nun in einem ſicheren Aſyl als Gattin lebt, bis ſie ſich in den großmüthigen Grafen ſelbſt verliebt und nun einmal in Eduards Armen dieſem geſteht: Eduard, ich liebe — meinen — Gatt — (die Stimme verſagt ihr, ſie ſinkt um). Eduard iſt wie vom Donner getroffen, ſpielt aber nun ſeinerſeits den Großmüthigen und vergiftet ſich.

„Die Seherin“ in einem dramatiſchen Gedicht von Emil Mecklenburg (1845)

ſucht als Maitreſſe eines Königs dieſen für die Hegel'ſche Philoſophie und für den Communismus zu gewinnen, deren Lehren ein gewiſſer Frei als radikaler Marquis Poſa des breiteren auskramt. Es gibt keinen Gott, verkündet er, wir Menſchen allein ſind Gott, jeder dem anderen gleich, jeder frei ꝛc. Der König will aber nichts davon hören und der Schwätzer endet im Kerker.

Ernst Wilhelm Ackermann, ein Königsberger, der als Hofmeister einer russischen Familie frühe starb, dessen poetischen Nachlaß aber Raupach 1848 herausgab, schwelgt in Wollust und verhöhnt das Christenthum.

In einem Gedicht sagt er einer schönen Jüdin: du mußt erst den wahren Glauben haben, d. h. glauben, daß ich dir treu bin, wenn du mich auch eine andere küssen siehst. Du mußt an die Dreieinigkeit glauben, d. h. ich bin das Seyn, du bist mein Entfalten und unsere Vereinigung ist der Kuß ꝛc. Im „Don Juan und Maria" spottet Don Juan in der Hölle über den „armen Gott", der nichts so Schönes zu schaffen wisse, als Er Don Juan in seiner üppigen Phantasie. Zum Lohn kommt Maria zu ihm in die Hölle, um ihn eigenhändig von da in den Himmel hinaufzuführen. Das ist noch ärger als am Schluß des Göthe'schen Faust.

Lenau (Niembsch, Edler von Strehlenau), der abwechselnd in Wien und Stuttgart lebte, begann 1832 mit lyrischen Gedichten, welche großen Beifall fanden und oft wieder aufgelegt und vermehrt wurden. Allein ich wies damals schon (in meinem Literaturblatt von 1835 Nr. 73 und 1839 Nr. 42) auf den kranken Punkt in Lenau's Seele hin.

Er besang ein Dutzend verschiedene Mädchen zugleich, von denen er jede einzelne bis zum Sterben zu lieben versicherte, und streckt dann noch jammernd die Arme nach einer aus, die einzig bestimmt sey, ihn zu beglücken, aber erst nach tausend Jahren geboren werden würde ꝛc. Das war nun nicht Affectation, sondern ganz ernsthaftes, aber krankhaftes Gefühl.

Sein Herzweh bestand in einer nicht zu befriedigenden, wenn auch nur sentimentalen Donjuanerie. Gewaltsam wollte er sich aus diesem innern Elend herausreißen und suchte instinktartig das gesunde praktische Leben in Nordamerika, aber die Prosa dort riß nur neue Wunden in sein zartes Herz und er kehrte zurück, um aufs neue seinen Schmerz in Liedern auszuströmen.

In einem morschen, lebensarmen, hohlen Baum, in welchem Bienen süßen Honig bereiten, sah er sein eigenes Bild. Er nannte die ihm angetraute Braut „die Qual". Er sah „den Geist unglücklicher Liebe, der über die Erde zieht".

Kurz überall nur schwarze Melancholie, aber sein Schmerz fand oft den rührendsten Ausdruck, weil er ein wirklich empfundener war. Aber überall vermißt man die männliche Erhebung, Selbstbeherrschung und Zucht seiner selbst. Der Dichter jammert immer über vorenthaltenes Recht und

denkt an keine Pflicht. In ſeinem Drama „Fauſt" identificirt er ſich ſelbſt mit Fauſt.

> Der durch Wolluſt mit Weibern erſchöpft, einer Unſchuld nachtrachtet, die er nicht mehr finden kann und ſich endlich ſelber umbringt, mit dem einzigen Wunſche, nicht mehr aufzuleben.

Lenau fühlte, er müſſe aus dieſem ſubjectiven Jammer heraus und ſich erhabenen Gegenſtänden zuwenden. Da feierte er 1837 in dem epiſchen Gedicht „Savonarola" dieſen florentiniſchen Reformator und entwarf ein abſchreckendes Bild von der römiſchen Kirche. Dem ließ er noch 1842 „die Albigenſer" nachfolgen mit derſelben Tendenz des Haſſes gegen Rom, aber auch mit Verachtung des reformirten Bibelchriſtenthums. Denn er läßt den Meiſter Theodor, nachdem er den Albigenſern die Bibel erklärt hat, das h. Buch ſelber ins Feuer werfen und ſchließt mit einer Vergötterung des „Gedankens", der trotz römiſchem Purpur und Kutten fortwirken werde zur Befreiung der Völker.

> Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
> Die dreißig Jahre, die Cevennenſtreiter,
> Die Stürmer der Baſtille und ſo weiter.

Lenau ſtellte ſich alſo ganz in die Reihe der revolutionären Dichter, wofür ihm die Partei, welche damals die Preſſe beherrſchte, reiche Lorbeerkränze zuwarf. Aber ſeine ariſtokratiſchen Gewöhnungen und Bedürfniſſe und ſeine Sehnſucht nach idylliſcher Häuslichkeit paßte nicht zu der Rolle eines Zeitgeiſtrenommiſten. Im Conflict zwiſchen einer älteren und einer jungen reinen Liebe, welche letztere durch die Ehe geheiligt werden ſollte, fiel er in Wahnſinn und endete im Irrenhauſe.

Eine lächerliche Parodie des tragiſchen Lenau bot E. Bleſſig in ſeinen Gedichten von 1839 dar.

> Ganze Bündel von zärtlichen Gedichten an nicht weniger als 26 verſchiedene Schönen, in welche der Dichter immer gleich feurig verliebt, bei denen er aber nicht immer gleich glücklich iſt, ſo daß wir ihn bald vor Vergnügen, bald vor Furcht und Aerger zappeln ſehen.

Eduard Duller, ein Oeſterreicher, der aber in Darmſtadt lebte war anfangs ein harmloſer Nachläufer der Romantiker und ſchrieb ein Epos „die Wittelsbacher" zu Ehren des bayriſchen Königshauſes, bis er ſich in die antikirchliche Bewegung warf und eine Rolle unter den Deutſch-

katholiken ſpielte. Obgleich er die Worte gut zu ſetzen und blendende Farben aufzutragen verſtand, ſind ſeine Dichtungen doch nur hohl und aufgeblaſen. Sein Roman „Loyola“ von 1836 mag ihn charakteriſiren.

Loyola, der Stifter der Geſellſchaft Jeſu, handelt nicht aus tiefſter Bußempfindung heraus, ſondern aus Ehrgeiz, will keineswegs dem Herrn der Kirche dienen, ſondern hegt von Anfang an die Abſicht, den Papſt zu ſeinem Diener und Werkzeug zu machen, und endet nicht wie ein Heiliger oder auch nur Fanatiker, ſondern wie ein Kotzebue'ſcher Familienvater, indem er Gott und Kirche vergißt und nur, ſeinen leiblichen Sohn in den Armen, an deſſen Mutter und die mit ihr genoſſene Wolluſt denkt.

Solche Pfuſchereien in den tiefen Ernſt der Geſchichte hinein fanden damals Beifall. Im Jahr 1842 ſchrieb Duller ein Epos „der Fürſt der Liebe“,

worin Gott als Fürſt der Liebe einen Engel in die Welt ſchickt, der dieſelbe voller Sünder findet. Gott aber theilt den Menſchen ſeinen Geiſt mit und hofft, nunmehr werden ſie ſich ſelbſt erlöſen. Den Sohn desavouirt er ausdrücklich:

Kein Bild am Kreuz! o nicht des Bildes
Bedarf es, da mit euch der Geiſt.

Duller ſchrieb noch einen Antichriſt, Franz von Sickingen, Kaiſer und Pabſt ꝛc. Er wurde Vorſtand einer deutſchkatholiſchen Gemeinde. Eben ſo Heribert Rau, ein geweſener Commis, der in unzählbaren elenden Romanen Propaganda machte. Auch der Vielſchreiber v. Alvensleben ſchrieb 1835 einen Roman „Betbruder und Betſchweſter“. Gegen die Jeſuiten wurde ungeheuer viel geſchrieben, theils in hiſtoriſchen Excurſen, theils in Romanen. Das war das Paradepferd für den rationaliſtiſchen Pöbel, ſonderlich in Sachſen. Indem man aber übertrieb und alle Jeſuiten ohne Ausnahme zu Teufeln machte, verfehlte man das Ziel. So Ellendorf mit ſeinen wüthenden Pamphleten. So Heſekiel mit ſeinem Roman „Schwaning“ von 1845,

worin eine adelige Familie durch die Jeſuiten argliſtig ruinirt wird.

Unter den vielen Streitſchriften, welche die Berufung des Dr. Strauß nach Zürich (1839) hervorrief, findet ſich auch eine „Straußiade“ in Verſen nach Blumauers Weiſe, gemein und geiſtlos der frommen Volkspartei ſpottend.

Leopold Schefer, Inſpector zu Muskau, dem Sitz des als Autor

gleichfalls berühmten Fürſten Pückler, ſchrieb ſeit 1826 eine Menge Novellen, grell gefärbte Liebes- und Mordgeſchichten, in dem Greuelgeſchmack, der damals in Frankreich Mode war. Hier einige Motive.

Bianka di Sipolcro, Tochter einer Nonne und ſelbſt Nonne, ſoll von einem Maler aus dem Kloſter entführt werden. Statt ihrer wird ihre eben begrabene Mutter, die der Maler wieder ausgräbt, in ihr Bette gelegt, ſie wird aber bei dem Anblick wahnſinnig und der Maler erſticht ſich. Klingemann hat dieſen greulichen Unſinn ſogar auf die Bühne gebracht. — Genevion von Touloufe wird von ihrem Liebhaber aus dem Grabe ausgegraben und durch eine wüthende Umarmung wiederbelebt. Eine Mutter legt die Leiche ihres Töchterchens in Genevions leeres Grab, der Gatte der letzteren kommt dazu und bildet ſich ein, das blumengeſchmückte Kind ſey Genevion ſelbſt, nur durch den Tod zuſammengeſchrumpft. Als er ſie aber groß und lebendig wiederſieht und reclamirt, nimmt ſie Gift. — Zwei fangen ſich an zu lieben, nachdem und weil ſie den boshafteſten Verrath an einander geübt. — Ein Vater verfolgt ſeinen eigenen Sohn mit wüthender Mordluſt. — Ein anderer verführt ſeine eigene Tochter. — Am gemeinſten ſind in ſeinen zahlreichen Novellen italieniſche und orientaliſche Greuel.

Merkwürdig iſt die Novelle, in welcher Schefer die h. Magdalena mißbraucht, um den angeblichen Beweis zu führen, daß der Menſch ſich in jeder Liebe ſelbſt betrüge.

Ein Jüngling betet ein wunderſchönes Magdalenenbild an, zu dem es ihn unwiderſtehlich hinzieht. Da kommt eine Pilgerin, die dem Bild ſprechend ähnlich ſieht und ſogleich verläßt er das Bild, kehrt ſich zu dem lebendigen Mädchen, will es verführen, braucht endlich ſogar Gewalt und — hat eine Todte in den Armen. Nun kann er ſich wieder von der Leiche nicht trennen und beweint ſie, bis es ſich zeigt, daß Kranke von ihrer Berührung geſund werden, und einmal ein blindes Mädchen kommt, das ſich durch ihre Berührung heilen will. Das Mädchen aber iſt wieder der Todten ſprechendes Ebenbild. Sie wird ſehend, richtet ihre Augen auf den Jüngling und dieſer hat augenblicklich auch die Todte wieder vergeſſen und will um jeden Preis die ſchöne Lebende heirathen. Sie willigt ein, wenn er ihr den Ring gebe, den die Todte von ihm hat. Raſch will er nun der todten Hand den Ring entreißen. Es geht nicht. Er braucht ein Meſſer. Wie er aber den Finger abſchneiden will, richtet die Leiche ſich auf und blickt ihn ſo ſchrecklich an, daß er auf der Stelle des Todes iſt.

Schefer iſt ein fanatiſcher Feind der Kirche.

Im „Weihnachtsfeſt zu Rom“ ſchildert er den Jammer eines Biſchofs, der

unter Gregor VII. ſeinem geliebten Weibe und ſeinen Kindern entſagen muß. Mutter und Kinder ſtürzen ſich zuletzt von einem Thurme hinab.

Seinen Kirchenhaß äußerte Schefer meiſt in Verſen, in mehreren cycliſchen Lehrgedichten. Dieſelben erſcheinen ganz harmlos und ſentimental, ſie verbergen aber eine zitternde Wuth. Seine Poeſie gleicht einer ſanften, das Auge anlockenden Blume, deren unheimlicher Geruch aber bald ein tödtliches Gift verräth. So hat er in ſeinem Laienbrevier, indem er ſcheinbar nur die Natur und das menſchliche Herz liebkoste, unter den ſüßeſten Redensarten von der Welt das Chriſtenthum als das heilloſeſte Uebel bezeichnet, das je die Welt verpeſtet, und ſeine Mitmenſchen gleichſam mit dem innigſten Mitleid gebeten, doch ja von dieſem Uebel abzulaſſen. Es liegt etwas Diaboliſches in dieſer Manier. Der Teufel kommt à la Kotzebue mit dem Thränentuch vor den Augen und klagt Gott als einen grauſamen Tyrannen an. Lange habe er dem Greuel zugeſehen, aber nun zwinge ihn die reinſte Menſchenliebe, den bethörten unglücklichen Menſchen zu rathen, endlich dieſem fürchterlichen Gotte zu entſagen. Wie Schefer im Laienbrevier lehrt, der Menſch ſolle nur die Natur und ſich ſelbſt anbeten, ſo ſollen ſeine „Vigilien" heilige Morgengeſänge der neuen freien Kirche, d. h. der Gottgewordenen Menſchheit ſeyn, Auferſtehungslieder des freien Geiſtes.

O Menſch, Naturgeiſt ſollſt du ſeyn und wiſſen,
Daß du es biſt. So biſt du Herr, biſt Menſch,
Der freie, liebevolle Geiſt des Alls.
Gott lebt im Menſchen
Und Gottes Geiſt iſt Menſchengeiſt.
Du ſollſt dich als den Göttergeiſt empfinden,
Den Allgemeinen, der das All erfüllt ꝛc.

Dieſelbe Lehre wiederholt Schefer in ſeinem „Weltprieſter" und noch 1855 in den „Hausreden". Hier macht er geradezu den Naturtrieb zur Religion.

Der reifen Jungfrau iſt Religion
Sich einen Mann zu nehmen.
Das Menſchenhaus mit Weib und Kindern drin,
Das iſt der einzig wahre Tempel.

In ſeinen lyriſchen Gedichten preist Schefer die Aſpaſia als die Seligſte der Weiber, weil ſie „ſo Viele beglückt habe", ſie höhniſch gleich

ſam der Madonna gegenüberſtellend. In einem Gedicht „der Tod Gottes" wird auseinandergeſetzt, Gott habe eigentlich nie exiſtirt, ſondern ſich an die Menſchengeiſter vertheilt. In einer Novelle ſtellt Schefer den Giordano Bruno als Märtyrer der Menſchheit und der allein wahren Religion der katholiſchen Kirche entgegen.

Alles Chriſtliche iſt in dieſer Novelle unkoſcher und nur die Juden und Heiden werden geprieſen. Der einzige Kultus, auf den es der Dichter abſieht, iſt der Naturkultus. Von einem Mädchen, die durch einen Mönch zu Falle gekommen, heißt es S. 53 ausdrücklich, ſie habe Recht gehabt und der Mönch auch; was ihnen die Kirche verboten, das habe ihnen die Natur befohlen, ſie hätten alſo nur das Gebot Gottes erfüllt ꝛc. Zum Ueberfluß wird am Schluß die Hinrichtung Bruno's zu einem Afterbilde des Todes Jeſu am Kreuze gemacht. Wie dort die Madonna und Magdalena, ſo wohnen hier eine Mutter und Geliebte der Schreckensſcene bei und Bruno ſtrahlt einen Nimbus, der ſelbſt das Feuer überglänzt.

Friedrich von Sallet, ein unzufriedener Officier in Breslau, ſchrieb 1838 einige tolle Märchen: die wahnſinnige Flaſche,

worin ein habitueller Trinker mit der Flaſche ſelbſt identificirt wird und ſich mit allen Arten von Wein ꝛc. anfüllt, bis er im Rum untergeht.

Und „Schön Irla",

worin eine Fliege aus dem Süden einer in der Wiege liegenden Lappländerin liebliche Träume vorgaukelt, während ein altes Weib die Wiege ſchaukelt und häßliche Dinge ſieht, und zwar tauſend Jahre lang. Das Kind ſoll die europäiſche Menſchheit, das alte Weib die chriſtliche Kirche, die Fliege den Freiheitsruf bedeuten.

Sallet bekämpfte ſodann in ſeinen lyriſchen Gedichten alles Beſtehende mit dem tiefſten Haſſe. Sein „Laien-Evangelium" von 1842 verhöhnte die Bibel und lehrte, Gott exiſtire nur im Menſchen, jeder Menſch müſſe ſich ſelbſt erlöſen, der Chriſtenglaube ſey Verdummung, die Revolution allein die wahre Religion. Auch die Weiber wollte er emancipiren.

Eins iſt Noth. Nicht waſchen, nähen, ſtricken ꝛc.
Wollts (ihr Weiber) uns ebenbürtig, Menſchen heißen,
Müßt, Geiſter ihr, mit uns im Geiſte leben.

In ſeinen geſammelten Gedichten von 1843 wiederholt ſich dieſelbe Emancipationswuth.

In der Schrift „die Atheiſten und Gottloſen" verkündet Sallet

nur Selbſtvergötterung ſey der wahre Gottesdienſt; Atheiſten und Gottloſe ſeyen nur die Könige und Pfaffen, welche das Chriſtenthum erfunden haben, um die Völker damit in ewiger Dummheit und Knechtſchaft zu halten. S. 128 ſagen die Pfaffen zu den Königen: „warum ſeyd ihr ſo thöricht uns zu chikaniren? Wir ſind Spitzbuben ſo gut wie ihr. Wir müſſen uns die Hand reichen und verſtändigen.“

Dem Beiſpiel Sallets und Herweghs folgten eine Menge anderer junger Dichter. Johann Scherr (laute und leiſe Lieder, 1842), Stolle (Nachtigallieder, 1842), Sievers (Kinder der Zeit, 1843) ꝛc. Alles Verkünder des „Völkerfrühlings“, kleine Berangers „vor“ der Revolution.

Auch ein Jude, Joſeph Mendelsſohn, rief 1843 in ſeinen „wilden Blumen“ ſeinen Glaubens- und Stammgenoſſen zu, ſie ſollten das alte Teſtament und den Talmud ins Feuer werfen, und dem Meſſias entgegengehen, der mit dem Schwert und in Flammen daherkomme (die Revolution).

Im „Proteus“ eines Franz Trautmann (München 1843)

erklärt Gott am Weltende, das Weltgericht ſey überflüſſig, es brauche ſich Niemand davor zu fürchten, das Böſe ſey nur Er, Gott ſelbſt geweſen, ſofern er ſich nämlich entäußert habe, und wieder zurückkehrend in ſich hebe er auch das Böſe wieder auf. Alles ſey nur ein Vorgang in Gottes eigener Einbildungskraft geweſen. Eine ſehr unſchickliche Anwendung des indiſchen Brahma auf den Gott der Chriſten.

Der Frechſten einer war Titus Ulrich, der in ſeinem „Hohen Liede“ (Berlin 1845) das ganze Verhältniß des Menſchen zu Gott umkehrte.

Der Menſch hat Gott geſchaffen, d. h. die abſolute ewige dem Menſchen allein zukommende Intelligenz hat ſich entäußert an Gott, um durch ihn den Menſchen zu dienen, aber Gott hat das ihm angewieſene Amt mißbraucht, die Menſchheit verrathen, und nicht der Menſch hat geſündigt an Gott, ſondern Gott am Menſchen. Darum ſey es Pflicht aller Menſchen, ſich gegen dieſen Gott zu empören und die Natur aus den Sklavenketten, in denen er ſie halte, zu erlöſen durch den „Gedanken“.

Schwächer iſt deſſelben Dichters „Victor“ von 1848,

nämlich ein radikaler Renommiſt, der als Flüchtling in der Schweiz mit einem Polen zuſammentrifft und nun für allgemeine Freiheit und Republik in hohlen Phraſen poltert.

Wie die alte Legende von Dr. Fauſt durch die antichriſtliche Poeſie

entſtellt worden iſt, haben wir oben ſchon (S. 218 ff.) erkannt. Der Legende vom ewigen Juden iſt es eben ſo ergangen. Während nämlich das fromme Mittelalter im Ahasver das Judenthum, im Fauſt das Heidenthum als zwei dem Chriſtenthum feindſelige, bösartige, zum Glück unſchädliche Mächte auffaßte, hat die unfromme Neuzeit, dem Chriſtenthum ſelbſt entfremdet, ſowohl im Ahasver als Fauſt nur befreundete, dem Geiſt der Neuzeit innig verwandte Weſen erkannt und gegen das verhaßte oder verachtete Chriſtenthum in Schutz genommen. Was Ahasver betrifft, ſo laſſen ſich alle modernen Auffaſſungen deſſelben in zwei Rubriken bringen. Entweder Ahasver iſt ein ſtarker Geiſt, der eine ungerechte Mißhandlung mit edlem Stolz erträgt und ſich nicht beugen läßt; ein Prometheus, der Gott verachtet und die Menſchen bemitleidet, die einem ſolchen Gotte dienen; ein Vertreter des ſogenannten ewigen Menſchenrechts, welches die Diener des Altars und des Throns den Menſchen vorenthalten; eine Perſonification der ſocialen Republik, zu der es die Götter der Zeit nicht kommen laſſen wollen, für die er daher nur als Prediger in der Wüſte auftreten kann. Oder aber Ahasver erſcheint als eine ſchöne Seele, als ein weiches zartfühlendes Weſen, das in ſeinem Schmerze den geſammten Weltſchmerz der modernen Literatur concentrirt. In den Dichtungen dieſer weichlichen und weinerlichen Gattung tritt der ewige Jude immer als ein gemüthreicher Menſch auf, verrichtet gute Werke, hilft und tröſtet, verliebt ſich, heirathet ſogar, lebt als guter Familienvater und Mitbürger. Oder die Dichter nehmen einen höhern philoſophiſchen Schwung und beweiſen, aus Hegels Syſtem, der ewige Jude ſey erhaben über den ſittlichen Gegenſatz, aus dem ſeine Legende hervorgewachſen; es wird ihm demnach bequem gemacht, ſich zu emancipiren und zu der Höhe vergötterter Menſchheit zu erheben, von welcher man verächtlich auf den alten Chriſtengott herunterſieht. Hin und wieder kamen auch Dichter vor, die aus purer Gutmüthigkeit den ewigen Juden ſelig ſterben laſſen, z. B. Schubart, A. Schreiber, Theodor von Haupt. Kurz unter zwanzig bis dreißig Dichtern, die den Stoff behandelt haben, iſt auch nicht ein Einziger der chriſtlichen Grundidee der Legende treu geblieben. Ich hebe aus der von mir geſammelten Ahasverus-Literatur nur einige der bedeutſamern Erſcheinungen hervor.

Ganz abgeſchmackt iſt Klingemanns Drama (1827), worin Ahasver

während des dreißigjährigen Kriegs als deus ex machina rettet und hilft. Eben so der ewige Jude des Wilhelm Jemand von 1830, der sich hier in mittelalterliche Ritter- und Vemgerichtsscenen einmischt. Lustig ist nur, daß der gefeierte Jude einmal ruhig stehen bleibt, während Ritter und Knechte aus Leibeskräften, aber immer vergeblich, auf ihn hauen und stechen.

Einer der schwächsten Ahasvere ist Eduard Dullers „Antichrist" von 1833.

Zwar verschwendet der Dichter alle erdenkliche Greuel, um Effect zu machen, sinkt aber immer wieder in weichliche Empfindsamkeit zurück. Zuletzt eine völkerwürgende Pest, ein vor Angst, angesteckt zu werden, fast wahnsinniger König, der ewige Jude als schadenfroher Zuschauer, der Angst und Verzweiflung noch anschürt. Der König läßt ein Kind seines eigenen Blutes schlachten, um durch Trinken dieses Blutes vor der Pest sicher zu seyn, aber vergebens. Des Kindes Mutter trauert, verliert aber mitten unter allen Schrecken nicht Glauben, noch Hoffnung. Sie pflegt eine Lilie, als sey es ihr Kind. Da findet sie die Lilie einmal abgerissen. Aber der Gärtner (Christus) kommt ihr entgegen, die Lilie in der Hand und führt sie in den Himmel, wo sie ihr Kind findet. Dem allen sieht der Jude grinsend und endlich verzweiflungsvoll zu. Da wendet sich der Gärtner nach ihm um und ruft ihm tröstend zu: „hoffe."

Julius Mosen faßte den Ahasver in einer epischen Dichtung (Ahasver, 1838) titanenhaft auf

und war verständig genug, ihn nicht aus seinem melancholischen Charakter fallen zu lassen, glaubt ihn aber immer noch als Prometheus, als Vertreter des gekränkten Menschenrechts gelten lassen zu müssen und legt am Schlusse Christo selber die unverständigen Worte in den Mund: „zwischen uns beiden wird einst das allerletzte Weltgericht enscheiden." Als ob der von der ganzen Christenheit anerkannte ewige Richter selbst an ein noch höheres Gericht appelliren könnte und als ob hier überhaupt noch ein Zweifel bleiben könnte.

In Auerbachs „Spinoza"

erscheint der ewige Jude diesem Philosophen in dem Augenblick, in welchem ihn die Juden, seine alten Glaubensgenossen, ausgestoßen haben und auch die Geliebte ihn verrathen hat. Tröstend verkündet ihm Ahasver, er habe die alten Glaubensbande seines Volkes gesprengt und sey der wahre jüdische Messias.

Noch unsinniger ist die tiefsinnige alte Sage mißdeutet in „dem neuen Ahasver" von Ludwig Köhler, 1841.

Hier heißt es, Ahasver ſoll nicht eher ſterben, bis die Freiheit auf Erden herrſchen werde. Nun herrſcht aber leider das Chriſtenthum, bei dem keine Freiheit möglich iſt, und der wahre jüdiſche Meſſias, Börne, „der Heiland der Freiheit“ mußte ſterben. Auf ſeinem Grabe in Paris jammert der ewige Jude, der nicht ſterben kann, daß jener ſterben mußte und daß die Unfreiheit ihn überlebt. Wüthender Chriſtenhaß glüht durch das ganze Gedicht, das zu den kläglichſten Mißgeburten des franzoſentollen und jüdelnden Jungdeutſchland gehört.

Auf eine ganz eigenthümlich geiſtreiche Weiſe hat Theremin in ſeinen Abendſtunden die Legende aufgefaßt.

Bei ihm iſt Ahasver ein Philoſoph, ein anticipirter Hegelianer und Ariſtipp zugleich, er glaubt nämlich nicht an das Jenſeits und wünſcht, das Dieſſeits ſo lange und vollkommen als möglich zu genießen. Indem er mit dem Heiland nun diſputirt, denſelben einen Schwärmer nennt und ſeinerſeits allein vernünftig zu denken ſich einbildet, wird ihm die Verheißung, er ſolle, weil er doch das Leben ſo ſehr liebe, fortleben, bis Chriſtus werde wiederkommen. Ahasver läßt ſich das gern gefallen, genießt das Leben wirklich, aber ohne Mißbrauch, cultivirt ſeine Vernunft immer mehr, iſt ein überaus braver Mann, fährt fort, das Jenſeits für einen lächerlichen Wahn zu halten und gegen dieſen Wahn zu kämpfen, nimmt an allem Theil, was dienen kann, das auf jenen Wahn gebaute Chriſtenthum zu ſtürzen, kann deßhalb aber erſt in der neueren Zeit recht froh werden, indem er in jedem Rationaliſten ein Bruderherz findet und hofft, nun werde endlich die Vernunft und Wirklichkeit jenen Wahn vom Jenſeits gänzlich überwinden. Eine der pikanteſten Scenen in dieſer Legende iſt das Geſpräch des Ahasverus mit dem Teufel, welch letzterem ſonnenklar bewieſen wird, daß er gar nicht exiſtire.

6.

Die unabhängige Lyrik.

Die lyriſche Poeſie, welche die Urgefühle der Jugend, die erſte Liebe und die erſte Freude an der Natur ausdrückt, wird mit jeder Generation neu geboren und bleibt ſich im Weſentlichen gleich. In unſern Tagen iſt ſie nur, wie die Schriftſtellerei überhaupt, zu ſehr in die Breite gegangen. Es haben ſich zu Viele damit befaßt und ohne Originalität und Geiſt nur die bekannten Redensarten und Bilder nachgeleiert, die ihnen längſt vorgeleiert waren.

Wenn es erfreut, im friſchen grünen Wald auf allen Zweigen der Vögel Geſang zu hören, und wenn wir Deutſche ſtolz darauf ſeyn dürfen, daß der Fremde die bei uns zu Stadt und Land von muntrer Jugend geſungenen volksthümlichen Lieder und der Stimmen Zauber bewundert, ſo folgt daraus nicht, daß wir auch die centnerweiſe gedruckte Lyrik unſerer literariſchen Stubenhocker zu reſpectiren haben. Nur von jenen lebendigen Stimmen darf gelten, was Uhland ſang: „ſinge, wem Geſang gegeben!“ nicht von den Verſemachern. Ein geiſtreicher Mann hat jenen berühmten Vers Uhlands, den hundert ſchlechte Lyriker als Motto ihren gedruckten Gedichten vorangeſchickt haben, „die Marſeillaiſe der Maikäfer“ genannt. Dazu iſt er allerdings mißbraucht worden. Auf dieſen Vers eines großen Dichters hin haben die ſchlechten getroſt ſündigen zu dürfen geglaubt.

Außerdem iſt unſere Lyrik immer noch zu voll von Eitelkeit und Wehleidigkeit. Der Subjectivismus, der in allem vorherrſcht, hat wie die Köpfe, ſo auch die Herzen verwöhnt und verhätſchelt. Unſtreitig hat das Herz ſeine Rechte. Auch der kräftigſte Jüngling hat einmal eine weiche Stimmung. Aber dieſe männliche Erweichung will von der Poeſie zart gefaßt, nur ſo objectiv als möglich in wenigen naiven Zügen ausgedrückt und muß auch beſtimmt motivirt ſeyn. Aber die unermeßliche Lamentation unſerer modernen Lyrik, das elende Liebesgewinſel von tauſend und aber tauſend Schwächlingen, die ihr Herz wie ein Schooßkind herumtragen und mit ihren Thränen begießen, iſt eine Krankheit, gleichſam eine naſſe Flechte am geſunden Leibe der Nation.

Doch erhält ſich das gute deutſche Gemüth in der alten Vorliebe der jungen Dichter für die Natur. Nie, ſo lange es Deutſche gibt, wird unſer grüner Frühling unbeſungen bleiben. Der Zug zur Natur, den weder die Alten kannten, noch den man bei den Romanen und Slaven findet, iſt den Deutſchen von der älteſten Heidenzeit an treu geblieben. Man bemerkt eben jetzt in der Lyrik einen Wetteifer mit der Landſchaftsmalerei, die Natur in ihren mannigfachſten Erhabenheiten, Schreckniſſen, Schönheiten und Lieblichkeiten aufzufaſſen.

Man ſtellt gewöhnlich, und mit Recht, Uhland, den wir oben ſchon kennen lernten, an die Spitze der modernen Lyriker. Neben ihm Guſtav Schwab, deſſen oben ſchon unter den Romanzendichtern gedacht iſt. Eine ganz eigenthümliche und vorragende Stellung unter den neuern

Lyrikern nimmt Friedrich Rückert ein, den wir schon als politischen Dichter kennen. Derselbe breitete in seinen sechs dicken Bänden lyrischer Gedichte einen weiten Blumenteppich aus, reicher als irgend ein deutscher Lyriker vor ihm: die lieblichsten Auffassungen der Natur, Landschaftsbilder, Blumenstücke, Ausdruck der Stimmung zu allen Jahreszeiten, die zartesten Liebeslieder, Wallungen des jungen Herzens, Lieder der Freundschaft, der Ehre, gesellige Lieder, eine Fülle von Bildern, Gefühlen, Gedanken, Tönen, alle den Meister beurkundend. Rückert erfreute sich einer fast ununterbrochenen Schöpfungslust, und nicht wie der ängstliche Künstler, der da Maß hält und viel abzirkelt, sondern wie der Schöpfer der Natur, der im wildschönen Urwald alles durcheinander wachsen läßt. In seinem „Dichterselbstlob" sagt er daher:

Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen,
Kaiserkron und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich. ihren Oberherrn, zu grüßen.
Um die dunkeln Locken farbige Wolkenbogen
Sind, ein buntgesticktes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ewigen Liebesklagen,
Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimnissen mit mir sich zu besprechen ꝛc.

Rückert fällt aber, weil er der Sprache in seltenem Maße Meister ist, in den Fehler, ohne Noth Sprachschwierigkeiten aufzusuchen, um sie in kühner Verskünstelei zu lösen. Daraus entsteht eine rein willkührliche Schwerreimerei, worin der sonst so durch und durch romantische Rückert dem Johann Heinrich Voß ähnlich wird. Wo Rückert sich solcher Reime und künstlicher Härten bedient, fährt man in seinen Gedichten wie auf einem polnischen Knüppeldamme durch ein tropisches Paradies. Als die erste einigermaßen größere Dichtung schrieb Rückert 1825 die Idylle „Amaryllis".

Der Dichter hat sich auf's Zärtlichste in eine ländliche Schöne verliebt, die ihn aber immer spröde und übermüthig abweist. In der übelsten Laune klagt er nun sein Leid und nie war die Bitterkeit verschmähter Liebe mit so viel Süßigkeit echt poetischer Empfindung gepaart.

Bedeutend leistete Rückert auch in der Uebertragung und Nachahmung

indiſcher und muhamedaniſcher Poeſien (Nal und Damajanti, Amrilkais, die Verwandlungen des Abu Seid, Hamâſa, Roſtem und Suhrab, morgenländiſche Sagen). Sein letztes Meiſterwerk war „die Weisheit des Brahmanen", voll von Sentenzen, aus denen uns das liebenswürdigſte Gemüth und eine reiche Lebenserfahrung anſprechen.

Doch paßt der Titel nicht, denn überall verräth ſich darin der Deutſche, der eine ganz andere Grundanſchauung der Dinge hat, wie der Inder, und der z. B. ſeine Familie innig liebt, und ſich für immer mit den Seinigen identificirt, während bekanntlich der Brahmane mittelſt der Seelenwanderung durch eine Menge Körper hindurchzugehen glaubt, die ihn im Verlauf der Zeit mit einer Menge von Familien in Verbindung bringen, ſo daß er eine über der andern vergeſſen muß.

Ein hübſches und leichtes Talent beſaß Wilhelm Müller, Bibliothekar zu Deſſau, der (erſt 32 Jahre alt) 1827 ſtarb und deſſen Werke Guſtav Schwab herausgab. Am meiſten gefielen ſeine Griechenlieder, in denen er kurz nach der Erhebung der Neugriechen deren Helden und Heldenthaten ſchilderte. Außerdem ſchrieb er muntere Müller-, Jäger-, Reiſe- und Tafellieder, einige recht nette Liebeslieder und erotiſche Scherze, Reiſeerinnerungen aus Italien, Epigramme ꝛc. Weniger Werth haben ſeine Proſaerzählungen.

1) Der Dreizehnte. Dreizehn Perſonen ſitzen zuſammen an der Tafel. Nach dem bekannten Aberglauben ſoll binnen Jahresfriſt der Dreizehnte ſterben. Die Freunde behandeln die Sache mit Ironie, aber der Scherz wird trauriger Ernſt. — 2) Debora, eine ſchöne Jüdin, in die ſich ein edler Spanier, Don Alonzo, verliebt. Schöne Jüdinnen, in die ſich chriſtliche Ritter, ſogar Tempelritter verlieben, waren damals Mode, eine ekelhafte Ausartung der Romantik. Eine Nebenperſon der Erzählung, ein Marquis, trägt Jahre lang einen Kirſchkern, den einmal die Dame ſeines Herzens auf ihn geſchnellt, im Munde, durch ein goldenes Kettchen an einem Zahne befeſtigt. Das iſt weniger rührend, als ekelhaft.

Bei den Epigonen herrſchte der poetiſche Univerſalismus vor. Sie wurden mehr von fremder Schönheit angezogen, als daß ſie die des eignen Volks erkannt hätten, und kokettirten gern mit fremden Formen. Es waren meiſt paſſive, nicht aktive Geiſter, vollkommen angemeſſen dem tiefen Stand der religiöſen und patriotiſchen Geſinnung.

Nach Wilhelm Müller beſchäftigten ſich vorzüglich Iken, Theod. Kind

und v. Schmidt-Phiſeldek mit der Ueberſetzung von neugriechiſchen Volks- und Freiheitsliedern, alle 1827.

Zu den beſſern Lyrikern der Zeit gehörte Schmidt aus Lübek, deſſen Gedichte 1821 erſchienen; darunter das ſehr verbreitete Lied: „Fröhlich und wohlgemuth hüpfet das junge Blut". Auch mehrere ſinnige Romanzen. Ein ſehr gewandter Lyriker war Wilh. Gerhard (1826), der nicht nur die ſerbiſchen Volkslieder, ſondern auch viel aus dem Griechiſchen, Engliſchen meiſterhaft übertrug, in den eignen Liedern aber zu viel tändelte und kindſchte. Die intereſſanteſte Dichterin jener Periode war die 1825 in St. Petersburg geſtorbene, erſt 17 Jahr alte Eliſabeth Kulmann, deren liebliche Gedichte 1846 in vierter Auflage erſchienen ſind. Das geiſtvolle Mädchen machte ſchon im 11. Jahre allerliebſte, gedankenreiche und wohllautende Verſe und verbreitete ſich, faſt wie Hans Sachs über alle Zonen und Zeiten, um überall Poeſie zu ſuchen. Obgleich ſie nun alles mit Geiſt auffaßt, und nichts, was ſie beſingt, verdirbt, ſo ſind doch immer ihre Naturſchilderungen am lieblichſten. So die Lieder vom Sonnenuntergang, das herrliche Bild vom Sonnenlauf die Lieder vom Hagel, vom Blitz, vom Rauch, von der Heideblume, die Klage der Schwalbe ꝛc. Im Geiſt ihr nahe verwandt iſt Minna von Mädler, geborne Witte, deren Gedichte (von 1848) ebenfalls Naturſchilderungen, z. B. ein ſehr ſchönes von den nordiſchen Tannen, und kleine nordiſche, auch indiſche Mythen in Romanzenform enthalten.

Im Jahr 1829 erſchienen die Gedichte des damals noch regierenden Königs Ludwig von Bayern, welche von der revolutionsſchwangern Zeit mißgünſtig aufgenommen wurden, die aber, trotz einiger ſprachlichen Härten und Sonderbarkeiten, ſehr viel Schönes enthalten. Vor allem iſt ſein deutſcher Patriotismus zu preiſen. Er ſingt:

Trauriges Bild des Reichs der Deutſchen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe beſtehn, ach da gebricht es am Kopf.

Mit Arndt wetteifernd, ſang der Prinz (1807):

Auf ihr Deutſchen, auf, und ſprengt die Ketten,
Die ein Corſe euch hat angelegt ꝛc.

Sodann zeichnen dieſe Lieder, wie die Friedrichs des Großen, königliche Gedanken aus, die ihm Niemand, der nicht König iſt, vordenken würde. Und was die Nachwelt mehr als die neidige Mitwelt ſchätzen

wird, ein großer Freimuth, der eigne Schwächen nicht verhehlt. Wo alle Wünsche sich erfüllen, tritt erst die rechte Armuth ein, diesen echt königlichen Gedanken drückt sein Lied „Sehnsucht nach Sehnsucht" aus. Im Uebrigen hat der König-Dichter die meiste Poesie in das gelegt, was er von Italien, von den schönen Italienerinnen, von Kunst und Alterthum im schönen Welschland und ferner von Griechenland, seiner herrlichen Natur, seinen Ruinen und seinen jungen Freiheitshoffnungen singt.

Die Gedichte des Freiherrn von Feuchtersleben (1836) haben einen lehrhaften Charakter, empfehlen Besonnenheit und Praxis und enthalten auch hübsche Naturschilderungen, z. B. vom Morgen und Abend, einem ausgehauenen Forste ꝛc.

Eckermann, Göthe's dienstbarer Geist, ahmte in seinen Gedichten (1838) Göthe nach, freilich sehr schwach. Mit ungleich mehr Feuer schloß sich Matzerath an Schiller an. Seine Gedichte (1838) enthalten antikisirende Romanzen (der sterbende Ajax, die Apotheose des Herkules, die Tochter von Tarent ꝛc.), auch nordische und deutsche Volkssagen und Romanzen, endlich Naturbilder, am eigenthümlichsten in dithyrambischer Form, so besonders ein sehr schönes Lied an die Wolke. Endlich Elegieen und Idyllen in Hexametern. Ueberall hören wir bei diesem Dichter Schillers Rhythmus und hohen Schwung. Eben so in den Gedichten von J. G. Fischer (Stuttgart 1854). Die Gedichte des Straßburger Drechslermeisters Hirtz sind interessant als Beweis, wie im Bürger dieser Stadt noch ganz deutsches Gemüth gefunden wird. Weiter abwärts am Rhein begann 1841 Wolfgang Müller gar frische Lieder zu singen, theils zärtlichen Inhalts, theils schöne und treue Landschaftsmalereien. In demselben Jahr sang Nathusius ein schönes Weinlied, eine schöne Elegie vom Schwan in antikem und Balladen in romantischem Styl. Die Gedichte des Freiherrn von Pechlin tragen einen frommen Charakter, besingen dann Holstein und seine Natur, das Meer, die Jagd und schließen mit einer Bearbeitung der Psyche des Apulejus.

Otto von Deppen entrüstet sich in seinen Gedichten (1842) gegen die Holländer, stellte damals schon für Preußen das Gotha'sche Programm auf, es solle sich nicht an Rußland, sondern an das westliche und südliche Deutschland halten, gibt sich übrigens als einen heitern Lebemann und lustigen Tänzer zu erkennen.

Wir heben aus der Unzahl von lyrischen Dichtern einige hervor, die sich vorzugsweise als Dichter der Liebe ausgezeichnet haben. Es gibt wohl keinen, der nicht von Liebe gesungen hätte, es ist das Recht und bisweilen auch der Fehler der Jugend. Unter den Dichterinnen jener Periode steht Louise Brachmann in Weißenfels als echte deutsche Sappho obenan. Die Tochter eines niederen Beamten, arm und nicht schön, in früher Jugend durch den Umgang mit Novalis und dadurch, daß Schiller ihre Erstlingsgedichte in die Horen aufnahm, gesteigert, machte sie zu hohe Ansprüche an die Männerwelt, von der sie gemieden wurde. Ihr feuriges Herz täuschte sie noch im 43. Lebensjahr, als sie aber erkannte, sie könne nicht mehr oder habe nie so geliebt werden können, wie sie verlangte, gab sie sich selber den Tod durch einen Sturz in die Saale, 1822. In ihren lyrischen Gedichten hat sie den tiefen Liebesschmerz ausgetönt, trotz der griechischen Sappho. Hier nur eine sie ganz charakterisirende Stelle:

Tausendmal wünscht' ich schon, ihn nimmer gesehen zu haben,
Wünschte die Ruhe zurück, die ich durch ihn nur verlor.
Ach und doch, böte mir einer der Götter ein ruhiges Leben
Und Vergessen, mein Herz wählte sein Bild und den Tod.

Um das Unglück ihres Lebens voll zu machen, mußte sie aus Armuth für die Buchhändler arbeiten, Erzählungen schreiben, was sie mit formellem Talente that, aber ohne Erfindungsgabe. So schrieb sie auch ein schwaches Rittergedicht „das Gottesurtheil". Vergessen wir diese bleichen Kerkerblumen und schmücken ihr Grab mit der unvergänglichen Blume des Ruhmes, die ihre sapphischen Thränen bethaut haben!

Die Empfindsamkeit herrscht noch bei den ältern Dichtern vor. Ein Karl Borromäus Freiherr von Miltitz (Amida's Thränen, Orangeblüthen ꝛc.) seit 1819 konnte noch singen:

O Thränen, Thränen, fließet fort,
Daß draus ein Strom entsteh,
Auf dem ich schwimme zu dem Ort,
Wo ich dich wiedersehe.

Zarte Liebesgedichte von ganz eigenthümlicher Süßigkeit des Tons enthalten des Schweizer Rudolf Tanner „heimathliche Bilder und Lieder" (1829). Sehr zärtliche Liebeslieder mit Gaselen verbunden dichtete

Hermann von Hermannsthal (1830). Verliebte Trunkenheit in der luſtigſten Bräutigamslaune charakteriſiren die Gedichte von Heinrich Wenzel (1836). Den römiſchen Elegien Göthe's ſehr ähnlich ſind die in antiker Form behandelten Geſänge der Liebe von Peters (1840). Ein gewiſſer Eginhard gab 1840 einen „Marienkranz" heraus, den er ſeiner geliebten Maria aus zahlreichen Romanzen gewunden hat, die von der h. Maria, Maria von Burgund, Maria Stuart ꝛc. und vielen andern in Geſchichte und Sage berühmten Marien handeln. Eine eigenthümlich glühende Zärtlichkeit liegt auch in den „Cypreſſen" von Foglar (Wien 1841), Gedichte, in denen tiefe Schatten, dunkle Umriſſe, traumhafte Geſtalten, bei zweifelhafter aber glühender Beleuchtung uns fremdartig anſprechen, wie eine Landſchaft in tiefſter Abenddämmerung. Die Gedichte des Fürſten von Lynar (1843) enthalten reizende Genrebilder von glücklicher Liebe. Etwas frivol wird hier die Liebe aufgefaßt in dem Gedicht „Amors Münze".

> Amor frägt, ob es nicht räthlicher ſey, anſtatt einer einzigen ſchweren Goldmünze (dem Eheſtande) lieber tauſend kleine Stückchen Scheidemünze (die freie Liebe) zu wählen.

Derſelbe Fürſt ſchrieb ein Trauerſpiel „der Ritter von Rhodus", ein Ideal der Treue, der Herz, Freiheit und Leben opferte für ſein Wort und die Ehre.

Zärtlich, ſchwärmeriſch, ein wenig zu weltſchmerzlich ohne Noth und in orientaliſchen Bilderſchwulſt eingehüllt geben ſich die Gedichte des Ritter von Levitſchnigg (1846), die er ſelbſt „weſtöſtlich" nennt, als bunte Saiſenblaſen vornehmer Launen und Erinnerungen zu erkennen. Nur deutſch, aber glühend von reiner und hoher Freude ſind die Liebeslieder des Sigismund von Riesberch (1848) in ſehr wohllautenden Verſen. Die tiefſte und zarteſte Empfindung aber, gepaart mit einer ſanften Melancholie findet man in Feodor Löwe's Gedichten (1854).

Wir gehen nun noch eine Reihe von Lyrikern durch, welche vorzugsweiſe die Natur feiern.

Karl Mayer in Tübingen, ein Freund von Uhland, gab 1833 Lieder heraus, die in meiſt nur engern Rahmen eine ganze reiche Galerie der lieblichſten und treuſten Landſchaftsbilder enthalten. Zuweilen ſind es nur vier Zeilen, in denen er uns eine ganze Gegend, einen Wald im

Sonnenſchein, eine alte Burgruine im Regen, eine reizende Blumengruppe ꝛc. malt. Ueberall aber liegt in dieſen Bildern zugleich der Reiz der reinen und edlen Empfindung deſſen, der ſie gemalt hat. Der Pfälzer K. J. Schuler kam auf Ewald von Kleiſt zurück und ergänzte deſſen Frühling durch einen Sommer (1833), Herbſt und Winter, die ſehr reiche und zarte Naturſchilderungen enthalten. In den Gedichten von Fr. W. Rogge (1839) glauben wir zu ſehen, wie der buhleriſche Frühlingswind in den Blumen wühlt.

Hübſche Naturbilder enthalten auch die Gedichte von Eduard Vogt (1839), noch reizender dadurch, daß ein frommer Ton durchklingt, wie die Glocke des „Waldkirchleins", dem eines der ſchönſten Lieder gewidmet iſt In den „Wellenſchlägen" von Georg Schirges (1840) hören wir das Meer rauſchen und ſeine bunten Muſcheln auswerfen, aber wir ſehen es auch überzogen von ſchwarzen Wolken und darin düſtere blutige Bilder, die von des Dichters Trübſinn zeugen. Die Naturgemälde in den Gedichten Rudolph Kulmanns (1841) ſind reich, aber nach orientaliſcher Art zu ſchwülſtig mit Metaphern überladen. Aus Tirol erhielten wir eine Reihe von ſchönen Alpenbildern, zuerſt in den Gedichten von Beda Weber (1842), ein Bild des Ortler, des Alpengebirges, ein Blick am Strom hinab, Erinnerungen an die Heldenkämpfe des Bergvolkes. Dann in den „Leierklängen" des A. G. von Lindenberg (1843) Frühlingsbilder, eine Mondlandſchaft, Herbſtbilder ꝛc. aus der Alpenwelt. In den Gedichten von Ignaz Zingerle (des Tiroler Sagenſammlers) ſchöne Landſchafts- und Genrebilder (1853) aus dem Volksleben; in denen von Adolph Pichler und Johann Pfeiffer gleichfalls treue Tiroler Natur- und Volksgemälde. Aehnliche Bilder aus den Schweizergebirgen enthalten die Gedichte von Reithard (1842) und von Gottfried Keller (1846), die letzteren jedoch gemiſcht mit politiſchen Excurſen. Hübſche Waldbilder ſind in den Gedichten von Theobald Kerner (dem Sohn des berühmten Juſtinus) von 1845 das Anziehendſte. Sehr eigenthümlich ſind die Gedichte von Adolph Schirmer (1846), ſofern der Dichter die Landſchaft gewöhnlich auf eine geiſtreiche Weiſe perſonificirt, z. B. die Nacht als Mohrenkönigin, den Felſen als Rieſen ꝛc. Die Gedichte von L. v. Morajn (1848) enthalten düſtere Nachtbilder, ſodann Romanzen und Liebeslieder. Die von Albert Werfer (1851) hübſche Frühlings-,

Herbſt- und Wanderlieder; die von Storm (1852) norddeutſche Heide- und Meerſturmbilder, ein ſchönes Oſterlied ꝛc. Sehr ſchön ſind die Gedichte von Hermann Lingg (1853), voll Malerei der Natur und Geſchichte, großartig und von leidenſchaftlicher Gluth.

Einige Dichter waren insbeſondere Blumenmaler, verbanden aber mit der Charakteriſtik der Blumen etwas Sinnbildliches. So ein Dichter aus dem Anfang des Jahrhunderts, deſſen Gedichte aber erſt 1848 vollſtändig erſchienen, Bernhard Trinius; ferner Karl Schimper, in deſſen Gedichten (1840) auffallend die Rückert'ſche Schwerreimerei nachgeahmt wird; und Pauline Klein, deren Parabeln (1841) überall nur ſinnige Deutungen der Blumen geben.

Was die Volkslieder betrifft, ſo wurden nach Arnims und Brentano's Vorgang die älteren vorhandenen in immer reicherer Fülle geſammelt, die des Kuhländchens von Meinert 1817, die ſchleſiſchen von Hofmann von Fallersleben 1842 mit Melodien und Varianten, die öſterreichiſchen von Tſchiſchka und Schottky 1844, die ſchwäbiſchen von Eduard Meier. Die am meiſten kritiſche Sammlung deutſcher Volkslieder gab Uhland, die umfaſſendſte v. Erlach heraus, mit den Volksliedern anderer Völker verbunden auch Talvj (Thereſe A. L. geborne Jacob, verheirathete Robinſon).

Auch entſtanden immer noch neue Volkslieder unmittelbar im Volke, die aber in den Sammlungen (von Schröter 1833, von Erk 1841) in den zahlreichen Liederbüchern für Singvereine ꝛc. meiſt ſehr vermiſcht ſind mit nur ſogenannten Volksliedern, welche durch die Geſangvereine dem Volk octroyirt wurden, oder beliebte Opernarien ꝛc. Ferner ſind auch die echten neuern Volkslieder häufig ſchon dem Zeitgeiſt verfallen, indem allerlei Wiſſen und Meinen der Halbgebildeten darin anklingt. Sie haben daher viel von der frühern Naivetät verloren. Einige ſind zu empfindſam, wie das:

Herz, mein Herz, warum ſo traurig?

Andere wieder zu kokett, z. B.:

Mädele, ruck, ruck, ruck!

Am liebenswürdigſten ſind wohl die Handwerksburſchen- und Soldatenlieder, in denen ſich die beſcheidene Reſignation des Standes, eine natürliche Rührung in trockenem Ausdruck ohne empfindſame Thränen,

und ein eben so bescheidener Frohsinn der Armuth ausdrückt. Am unliebenswürdigsten dagegen die Tugend- und Freundschaftsprahlereien der Philister, Freimaurer, Studenten, Turner ꝛc. und das ewige Besingen des Gesanges in den Sängervereinen. Hier fehlt überall die anspruchslose Naivetät und tritt eine Wichtigthuerei hervor, welche nur lächerlich ist.

7.

Der unabhängige Humor.

Wie die lyrische Poesie, aus ewig junger Quelle des Gemüthes fließend, sich frei erhielt von den Parteiungen der Zeit, so auch der gesunde Humor.

Der beliebteste Epigrammatist Deutschlands war seit 1791 Hofrath Haug in Stuttgart, dessen 100 Hyperbeln auf Wahls große Nase (1804) ein Meisterstück im grotesken Humor à la Rabelais sind.*) Er schrieb unzählige Epigramme auf alles Mögliche, er soll ihrer täglich zu Dutzenden verfertigt haben, die in vielen Sammlungen, am meisten aber zerstreut in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen. Eine Auswahl kam 1840 nach seinem Tode heraus, aber mit Weglassung gerade des Pikantesten, aus Anstand castrirt. — Von minderem Belange waren die Sinngedichte Weishuns (1790) und Kyaws (1809), die „Nachtgedanken Spiritus Aspers über das ABC" von Hempel (1808), desgleichen Weisers satirische Werke (gesammelt 1818), der in scherzhaftem Ton meist nur unbedeutende, einem vorübergehenden Tagesinteresse angehörende Dinge leicht, aber zu weitläuftig behandelte.

Karl Weitzmann († 1828) erlangte als burlesker Dichter, hauptsächlich in schwäbischer Mundart einigen Ruf, aber auch durch seine Unflätereien, z. B. seines Sch—ßliedes. Er ähnelt am meisten Blumauer und Sebastian Sailer. Das Komische erzielt er oft durch Einmischung der griechischen Götter in unser gemeinstes Spießbürger- und Bauernleben.

Der pfiffige Michel soll Pfeffer und Ingwer holen, dreht den Teller um, um nachdem er den Pfeffer hat, den Ingwer auf die andere Seite zu legen.

*) Ein gutes „Buch von der Nase" erschien noch anonym 1843 voll Witz.

Als er heimkommt, wird er gefragt, wo denn der Pfeffer sey? Da, sagt er, und dreht den Teller wieder um. — Schneider Windspiels versificirter Liebesseufzer, voll Humor. — Die Drechselbank im Olymp, ein längeres Gedicht in Blumauers Ton. Um bessere Menschen zu machen, wird eine Drechselbank im Himmel angelegt. Auf derselben schnitzelt Zeus zuerst einen Bauer, dann einen Bürger (einen Schneider), da diese aber gleich Händel bekommen, um ihre Händel zu schlichten, einen Advokaten. Das ist nun die ganze verbesserte Menschheit. — Das Weltgericht oder der schwäbische Jupiter in seinem Grimme, eine Bauernrache in schwäbischer Mundart, in der Manier Sebastian Sailers. Eine Menge Sünder müssen zuletzt in die Hölle hinab kutschiren in Galawagen, Chaisen, Bauernwägelchen ꝛc.

Carl Julius Weber in Langenburg, als Sekretär des Grafen von Erbach auf dem Rastadter Congreß, dann Hofrath des Fürsten von Ysenburg, mit dem er zerfiel, worauf er privatisirte, starb 1832 unverheirathet, als ein Sonderling im Besitz einer sehr großen und ausgewählten Bibliothek, durch die er zum Schriftsteller wurde, denn alle seine Werke sind Collectaneen, mehr oder weniger geistreich verarbeitet. Das Cäment aber ist ein trefflicher Humor. Er schrieb erst, als er schon über fünfzig Jahre alt war. Sein erstes Werk war 1819 die „Möncherei", eine im Allgemeinen historische, aber ganz von Satiren durchdrungene Schilderung des Mönchswesens, wimmelnd von pikanten Anecdoten, die von einer unermeßlichen Belesenheit des Verfassers zeugen, die Auffassung ist durchgängig die Voltaire-Wieland'sche, mit bedeutendem Wohlgefallen am Schlüpfrigen. — Diesem ersten Werke Webers folgte ein zweites über das „Ritterwesen" nach demselben Plan, aber weniger pikant durchgeführt, Dann sein berühmtestes Werk „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" 1826 in 4 Bänden, überaus reich an örtlichen Notizen, kleinen Sittenschilderungen, pikanten geschichtlichen Erinnerungen und Anecdoten, aus denen in der That die Eigenthümlichkeit der Stämme und Städte Deutschlands sehr lebendig hervortritt. Weber war selbst sehr viel in Deutschland gereist und hatte immer scharf betrachtet und fleißig gesammelt.

Erst nach seinem Tod erschien sein „Pabstthum", das Seitenstück der Möncherei, und sein vielbändiger „Demokritos, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", worin der Verfasser unter allgemeinen Rubriken über alle möglichen Seiten des Lebens seine Menschenkenntniß, seine

Beleſenheit und ſeinen Humor ergießt, aber auch cyniſcher iſt, als in allen ſeinen älteren Schriften.

Der badiſche Staatsrath W. Reinhard gab noch im Alter (1838) „Ernſt und Laune“ und „Bekenntniſſe“ (1840) heraus, eine Sammlung von Erinnerungen aus ſeinem Leben, worin ſich viel Intereſſantes und Witziges, aber auch gar Frivoles findet.

Z. B. ein katholiſcher Geiſtlicher verführt eine Proteſtantin und entſchuldigt ſich nachher, er habe es aus Religionshaß gethan, um die Ketzer zu beſchimpfen. Arg iſt des Verfaſſers „Lenchen im Zuchthauſe“, worin über die körperliche Züchtigung geklagt wird, aber um dieſelbe mit fauniſcher Lüſternheit zu beſchreiben.

Karl Heinrich, Ritter von Lang, bayriſcher Regierungsdirector in Anſpach, war ein tüchtiger fränkiſcher und bayriſcher Geſchichtsforſcher, aber auch ein bitterböſer Satiriker. Harmlos iſt ſeine „Hammelburger Reiſe“, die ſeit 1817 in vielen Fortſetzungen erſchien und von überaus geiſtreichen und ergötzlichen Anſpielungen auf die politiſche und andere Philiſterei im deutſchen Vaterlande wimmelt. Dagegen ſind ſeine erſt 1842 erſchienenen „Memoiren“ zwar voll Salz, aber auch voll Gift des perſönlichen Haſſes und der Verleumdungsſucht.

Nur kurze Zeit erregte Theodor Heinrich Friedrich (ein preußiſcher Beamter) ſeit 1814 durch ſeine „ſatyriſchen Feldzüge“ einem „Almanach luſtiger Schwänke“ und „Sardellen“ ꝛc. Aufſehen. Sein Witz iſt ſehr ordinär und würde weniger angezogen haben, wenn er nicht Berliner Perſönlichkeiten darin porträtirt und ſogar illuſtrirt hätte. Das machte ihm Feinde, weshalb er nach Hamburg zog, wo er 1819 ſtarb.

Einer unſerer gemüthlichſten Dichter war Kanzleirath Friedrich Ludwig Bührlen in Stuttgart. Seine Wanderungen durch den Schwarzwald, ſeine kleinen Erzählungen enthalten viele der Natur abgelauſchte Reize. Am liebenswürdigſten iſt ſeine humoriſtiſche Auffaſſung der Armuth. Er ſelbſt war arm und brachte ſeine brave Familie nur mit Entbehrungen durch. Er mahnt daher oft an Jean Pauls Quintus Firlein und Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke. Ein meiſterhaftes Idyll iſt ſein „Enthuſiaſt“ von 1832, worin ſich Bührlen ſelbſt ſchildert.

Blank, der Archivar, ein braver, gemüthlicher Familienvater, aber trotz ſeiner Armuth ein Bildernarr, der mit der glühendſten Leidenſchaft nach dem

Beſitz koſtbarer und berühmter Bilder ſtrebt. Die Tantalusqualen des Armen, der einem unerreichbaren Schatze gegenüberſteht, die mannigfaltigen Täuſchungen der Phantaſie, die ihn verführen, in etwas Geringem etwas Vortreffliches zu ſehen; die komiſche Haſt und Neugier nach Bildern, endlich der Kampf in ſeiner Seele zwiſchen der Luſt, Bilder zu kaufen, und der Angſt, dadurch ſeiner Familie ihre Nahrung noch zu ſchmälern, ſind mit unübertrefflichem Humor geſchildert. Am anziehendſten iſt die Kataſtrophe. Blank will in einer Auction ein Bild von Huyſum erſtehen, die Angſt aber verblendet ihn ſo, daß er die Nummer überſieht und auf ein anderes ſchlechtes und noch dazu nicht ganz züchtiges Bild eine enorme Summe bietet. Man denke ſich ſein Entſetzen, als ihm das ekelhafte Bild zugeſchlagen wird, während der erſehnte Schatz bereits, ohne daß er es bemerkt hat, um ein geringes Geld in eine andere Hand übergegangen iſt. Doch der Käufer des Huyſum tröſtet ihn, ſchenkt ihm das Bild und vermählt ſeinen Sohn mit Blanks ſchöner Tochter. Dieſer liebenswürdige Roman, einer der beſten, den die deutſche Literatur beſitzt, iſt zu ſeiner Zeit wenig beachtet worden, wird aber dennoch fortleben.

Miſes (eigentlich Guſtav Theodor Fechner), Profeſſor der Phyſik in Leipzig, ſchrieb ſeit 1822 eine Anzahl geiſtreiche Humoresken im Ton von Katzenbergers Badereiſe und Kerners Reiſeſchatten, voll Satire auf die Aerzte, aber auch mit einem zarten Anflug Jean Paul'ſcher Empfindſamkeit.

Er begann 1822 mit einem ironiſchen Panegyricus auf die jetzige Medizin. Seine Stapelia mixta von 1824 enthält ſodann zerſtreute Excurſe voll guten Humors, eine Fabel vom Merkur, der dem Apollo die Leier wieder geſtohlen hat (Satire auf den Materialismus der Zeit und auf die Abhängigkeit der Poeſie von buchhändleriſcher Induſtrie und Mode); eine Vergleichung der Cultur mit dem Magen, der nie zufrieden iſt mit dem Guten, was er ſchon hat, ſondern es verächtlich fahren läßt, um immer etwas Neues und ſey es auch das Schlechteſte, zu verſchlingen. Ein Beweis, daß die Weiber eigentlich nur die Kleider, und daß die in den Kleidern ſteckenden Perſonen Nebenſachen ſind ꝛc. Die 1825 edirte „Anatomie der Engel" taugt weniger, weil ſie aus den Engeln erſt lebendige Planeten, dann Augen, dann gar nur ſonnenklare Blaſen machte. Dieſe ganze Witzelei widerſpricht der edlen Vorſtellungsweiſe, die man von Engeln haben muß. Ungleich beſſer waren wieder die kleinen Schriftchen „Beweis, daß der Mond aus Jodine beſteht" und „Schutzmittel für die Cholera", köſtliche Satiren auf die Geſchmackloſigkeit naturforſchender Charlatanerie und auf die innere Rathloſigkeit der äußerlich ſo laut demonſtrirenden und durch einander ſchreienden Aerzte. Die Gedichte von Miſes (1841) ahmten den capriciöſen Ton Chamiſſo's nach. Sehr witzig waren wieder 1846 die „vier Paradoxen", worin er bewies, der Schatten ſey etwas

Lebendiges, es gebe noch Hexen und die Welt ſey nicht vom ſchaffenden, ſondern vom zerſtörenden Princip ausgegangen (eine vortreffliche Satire auf die Sophiſtik und das negative Ergebniß der Hegel'ſchen Philoſophie). In der „Nanna" (1849) wollte Miſes halb ſcherzhaft, halb ernſthaft beweiſen, daß die Pflanzen eine Seele hätten.

In den „Memoiren eines Schornſteinfegers" (1830) verſuchte Louis Lax ein wenig zu jeanpauliſiren, aber mit wenig Glück.

Ein gewiſſer Prätzel ſchrieb ſeit 1815 viele Erzählungen heiterer, zuweilen auch humoriſtiſcher Art, in die Taſchenbücher, auch Gedichte (beſonders mauriſche), alles harmlos, aber ſchwach.

In der „Kynomachie", einem humoriſtiſchen Heldengedicht von Brauns, Caſſel 1824,

kämpfen die Hunde unter einander aus Eiferſucht, indem ein alter Spitz einen jungen Pudel bei ſeiner Geliebten auszuſtechen bemüht iſt. Sie bekommen alle Prügel, der ſentimentale Pudel wird krank und clyſtirt. Die Liebe triumphirt inzwiſchen über die Intrigue und der weggebiſſene und weggeprügelte alte Spitz geräth zuletzt in Verzweiflung und erhenkt ſich. Das Gedicht iſt in Hexametern geſchrieben und das ſentimentale Pathos nimmt ſich, auf die Hundeliebe angewandt, oft ſehr comiſch aus. Doch ſind die Hunde als ſolche nicht charakteriſtiſch genug durchgeführt, indem ſie ganz wie Menſchen handeln. Insbeſondere liegt in der Art des Selbſtmords am Schluß durchaus nichts Hündiſches.

Geiſtreich iſt „der Ameiſen-Immenkrieg von Bereslas (1841) in Hexametern.

Der junge Bienenprinz und ſein Hofmeiſter kommen zum wimmelnden Volk der Ameiſen, deren Stadt dem hundertthorigen Theben verglichen wird. Der Ameiſenkönig nimmt ſie freundlich auf und bewirthet ſie; aber ſein Sohn, der Ameiſenprinz, der früher einmal von Bienen beleidigt worden, tödtet den Gaſt. Die Bienenkönigin beſchließt den Rachekrieg. Im Olymp ſelbſt wird darüber berathſchlagt. Die Götter ſtreiten ſich, welche Partei Jupiter ergreifen ſolle. Minerva beklagt ſich über die Ameiſen, von denen ſie einſt im Schlaf überfallen und kläglich geſtochen worden ſey. Merkur beſchwert ſich dagegen über die Bienen, von denen überhaupt hier mancher liebliche Mythenſcherz erzählt wird. Inzwiſchen entſcheidet ſich Zeus noch nicht. Der Krieg beginnt. Die Ameiſen waffnen ſich mit Haferlanzen, Tannennadelſchwertern, Gerſtenhülſenpanzern, Glimmerſchildern und Mohnkornhelmen; aber die Bienen ſiegen. Die Bienenkönigin rächt ihren Sohn, tödtet den Ameiſenprinzen und trägt ſein Haupt als Siegeszeichen davon. Da ruft Jupiter einen behaglichen Sperling

herbei, der nicht vor dem Gott, aber vor dem Adler jämmerlich erſchrickt, da ihm aber der Gott Muth zuſpricht, alsbald auf deſſen Befehl zum Schlachtfeld der Ameiſen und Immen hinunterfliegt und unter beiden Parteien aufräumt.

Wilhelm Hauff in Stuttgart, der ſehr jung ſtarb, trat 1825 mit einer launigen Perſiflage gegen den ſentimental-frivolen Clauren auf, „dem Mann im Monde", dem „Memoiren des Satan" folgten, die eben ſo leicht und heiter (für den Satan etwas zu ſchwach) gehalten waren. Ein freundliches Bild gewährten ſodann noch ſeine „Phantaſien im Bremer Rathskeller". Auch ſchrieb er hübſche Märchen für die Jugend. Dagegen verdiente ſein hiſtoriſcher Roman „Lichtenſtein" den großen Ruf, den er erlangt hat, weniger, weil das Charakterbild des Herzog Ulrich darin viel zu ſehr verſchönert und alles Böſe deſſelben einem Kanzler aufgebürdet wird.

Im Jahr der Juliusſonne (1830) ging auch der deutſchen Literatur ein ſtrahlender Stern auf in dem Fürſten Hermann von Pückler-Muskau. Er begann mit „Briefen eines Verſtorbenen", worin er der plebejiſchen Welt alle geheime Schwächen, Sünden und Thorheiten der vornehmen Welt, zunächſt der engliſchen Geſellſchaft, mit einer geiſtreichen Mediſance enthüllte, wie ſie früher nur am Hofe Ludwigs XV. vorgekommen war. Obgleich ſelber ein Ariſtokrat von Geburt und überdies ein vornehmer Geiſt ſchmeichelte er doch dem Liberalismus der Zeit außerordentlich mit der Verhöhnung ſeiner Standesgenoſſen und ſeine witzigen Bücher hatten mithin nicht blos eine literargeſchichtliche Bedeutung. In „Tutti Frutti" ging er ſodann mit gleicher Schadenfreude an die Enthüllung deutſcher Schwächen. Später reiste er im Orient und ſchrieb über denſelben wohl zu viel, denn trotz ſeiner muntern Suade wurde er doch zuletzt ein wenig langweilig.

Eine der beſten Satiren auf das Unweſen der Kunſtakademien enthält die „Moderne Kunſtchronik" des berühmten Maler Koch in Rom (1834).

Er ſtellt die freie Begeiſterung und das angeborene Genie der ſich ſpreizenden Mittelmäßigkeit und ſeelenloſen Schulmanier gegenüber und verſpottet die Schmarotzer, die um jeden Preis nach Hofgunſt buhlen. Am witzigſten iſt „die Tiberfiſcherei". Die Akademie von S. Luca in Rom hat einen kürzlich auf einem Berge gefundenen Stein mit römiſcher Inſchrift in den Tiber geworfen, um ihn in Gegenwart des Kaiſers von Oeſterreich herauszufiſchen,

als ob der Kaiser der glückliche Entdecker wäre. Der Stein wird ausgefischt, als der Kaiser aber nach der mit Schlamm bedeckten Inschrift fragt, zieht ein Spottvogel eine Abschrift derselben heraus und liest sie ihm vor.

In der „Ostsee", einem Gedicht von Gustav Gardthausen von 1847, wird eine Fahrt auf der Ostsee, die Seekrankheit, dann die Kleinstädterei an einem deutschen Ufer recht anmuthig geschildert.

Einer der geistvollsten Humoristen der jüngsten Zeit ist der Advokat Detmold in Hannover, der 1849 Reichsminister in Frankfurt wurde. Seine „Randzeichnungen" sind das Beste, was je über die deutsche Philisterei während der Restaurationsperiode geschrieben wurde.

In der Erzählung „die schwierige Aufgabe" handelt es sich in einem Club um die Reinigung der Gypsstatue einer mediceischen Venus, die vom vielen Streicheln der aus- und eingehenden Clubmitglieder nach und nach an einem gewissen Theile stark angeschwärzt worden ist. In den ernsthaften Vorschlägen zu einer zweckmäßigen Reinigungsmethode und den erschöpfenden Hin- und Wiederreden, endlich im Schlußvotum sind die Debatten deutscher Kammern, Gemeinderäthe und Comite's aller Art meisterlich persiflirt.

Dieselbe Ironie waltet auch in seiner „Anleitung zur Kunstkennerschaft (1845).

Hier mag noch der witzigen Satiren aus dem Frankfurter Parlament von 1848 gedacht werden, die geistreich in der Karikaturmanier des Genfer Töpffer illustrirten Abentheuer des Parlamentsmitgliedes Piepmaier.

Auch die „humoristischen Studien" von Karl Alt (1844) sind voll Witz.

Eine launige Zusammenstellung von Windbeuteleien der modernen Industrie, Neujahrsgedanken eines Zahnarztes. Humoristische Betrachtungen über den Neid. Eine artige Satire auf Wittwer und Wittwen. Die kleinen Leiden, z. B. eine sehr gute Schilderung des Gestörtwerdens im Schlaf durch nachbarliches Schnarchen. Endlich eine hübsche Naturgeschichte des Spiegels.

Friedrich Hebbel, der Tragiker, schrieb 1850 eine Humoreske in Prosa, „Schnock".

Schnock ist ein Schreiner von riesenhaftem Wuchs, aber mit einem kleinen kindischen Kopfe, der anfangs als Held auftritt, indem er einen Verbrecher einfängt, bald aber nur als deutscher Michel erscheint, sofern er sich aus Dummheit und Gutherzigkeit von Allen alles gefallen läßt und sich bei jeder Beleidigung, die er empfängt, so benimmt, als habe er selbst deßhalb um Verzeihung zu bitten. Der Charakter ist sehr gut angelegt, aber die Durchführung läßt merken, daß die Komik nicht des Dichters eigentliches Fach ist.

Das deutsche Lustspiel blieb auch in der jüngsten Zeit im Allgemeinen dem Charakter treu, den es von Schröder und Kotzebue empfangen hatte, d. h. es bewegte sich vorzugsweise in der Sphäre des Adels und der bürgerlichen Beamten und handelte von Liebesintriguen, wobei irgend eine mehr oder weniger originelle Charakterfigur, die ein guter Schauspieler durchzuführen hatte, das Hauptinteresse einflößte. Die Empfindsamkeit nahm immer mehr ab, das Verständigseynwollen, die glatte, aber dürre Conversation immer mehr zu. Die Erfindung war im Ganzen so arm, daß die deutsche Bühne mehr als je vorher von der französischen borgte, denn nur in Paris sprudelte die Komik aus unerschöpflicher Quelle.

In und nach den Freiheitskriegen sah man patriotische Lustspiele aufführen, die aber mehr guten Willen als poetische Gabe verriethen. Es waren dramatisirte Anecdoten von Blücher, Wellington, dem alten Fritz, ein paar Karikaturen auf Napoleon, Kosackennaivetäten ꝛc. Den alten Fritz feierte besonders Carl Töpffer und St. Schütz. — Im gewöhnlichen Gleise Schröders und Kotzebue's blieben Heinrich Beck (die Quälgeister, Alles aus Eigennutz), Costenoble (Almanach dramatischer Spiele), Kurländer (dramatischer Almanach), Karl Schall (der Kuß und die Ohrfeige, die unterbrochene Whistpartie), Lebrun (dessen bestes Lustspiel Nr. 777 und die Fortsetzung dazu „die Verstorbene").

Franz Ignaz von Holbein, Theaterdirektor in Wien, schrieb viele Bühnenstücke, eine Bearbeitung z. B. von Schillers Fridolin, ein schwaches Trauerspiel „Leonidas", mehrere Lustspiele. Sein bestes sind „die beiden Blinden": zwei die sich lieben und deren Blindheit glücklich geheilt wird, so daß sie endlich sich sehen.

Eine sehr fruchtbare Schauspieldichterin in Wien war Frau Johanna Franul von Weissenthurn. Sie schrieb außer ein paar schwachen Ritterstücken meist bürgerliche Schau- und Lustspiele, recht gut angelegt, aber ohne Tiefe der Charaktere und ohne Feuer der Handlung. Eines ihrer besten Rührspiele ist „die Fremde".

Marie, die Tochter eines als Rebell hingerichteten polnischen Grafen lebt mit ihrer Mutter unter bürgerlichem Namen im tiefsten Elend. Die Mutter stirbt. Marie wird von einem ehrlichen Schuster ins Haus genommen. Vor dem Hause stürzt ein junger Graf vom Pferde. Marie verbindet seine Wunde

mit einem Schnupftuch, in welchem noch eine Grafenkrone eingeſtickt iſt. Obgleich ſchon Bräutigam, verliebt er ſich in Marien. Seine ſtrenge Mutter unterſucht die Sache und Marie macht ſie zur Vertrauten ihres Unglücks. Da nun des Grafen Braut ebenfalls einen Andern liebt, hat der Wechſel keine Schwierigkeit und das arme Schuſtermädchen wird des Grafen Gemahlin.

Eines ihrer beſten Luſtſpiele iſt „der Brautſchleier".

Caroline will den Hochzeitstag verſchieben, weil ihr Brautſchleier noch nicht fertig iſt. Eduard, ihr Bräutigam, erkennt darin herzloſe Eitelkeit und iſt ſchon im Begriff, die ganze Verbindung aufzugeben, als Caroline den koſtbaren Schleier erhält, aber Hingebung und Muth genug hat, ihn auf der Stelle zu zerreißen und ohne Schleier dem Bräutigam zum Altare zu folgen.

Recht anmuthige Luſtſpiele ſchrieb Amalie Heiter (Prinzeſſin Amalie von Sachſen, Schweſter des König Johann), aus der bürgerlichen Sphäre (der Landwirth, Oheim, Verlobungsring, die Fürſtenbraut).

Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ſchrieb ſehr viele Bühnenſtücke, meiſt Bearbeitungen nach fremden Dichtern, nur einiges Originelle.

Unter Anderem ſtellte ſie Kotzebue's beiden Klingsbergen, in welchem Vater und Sohn dieſelbe Liebſchaft haben, das Schauſpiel „Mutter und Tochter" gegenüber, in welchem die Mutter Ottilie und die Tochter Helene denſelben Artur lieben. Aus dem Leben der vornehmen Wiener Welt, wie die Klingsberge, aber noch widriger, wenn auch mit aller möglichen Delikateſſe behandelt.

Doch hat ſich Frau Birch-Pfeiffer, vielfachen Anfechtungen trotzend, das Verdienſt erworben, den Sinn für das Gemüthliche und Rührende im Zeitalter herzloſer Fadheit immer noch von der Bühne herab zu pflegen.

Ihr Pfefferröſel (nach Dörings Sonneberg), ihre Bearbeitung von Dorf und Stadt (nach Auerbach) und der Grille (nach G. Sand) werden immer dem unverdorbenen Publikum zuſagen.

Der angeſehenſte Wiener Luſtſpieldichter wurde Bauernfeld, deſſen Stücke ſich jedoch nicht über das Niveau von Jünger und Kotzebue erhoben.

Das Königsſtädter Theater in Berlin ſtrebte Volkstheater zu werden, wurde es jedoch nicht ganz in der Ausdehnung, wie das Leopoldſtädter in Wien, ſondern behielt immer noch zu viel von Bildung und vornehmem Anſpruch bei. Unter den Dichtern dieſer Bühne zeichnete ſich ſeit den zwanziger Jahren Louis Angely durch heitere Luſtſpiele aus.

Am beliebteſten wurden: Sieben Mädchen in Uniform, Schülerſchwänke, das Feſt der Handwerker, Schlafrock und Uniform, die Schneidermamſells.

Eben ſo Carl Blum.

Die beiden Brillen, die Brüder Philibert, der Sekretär und Koch, Mirandolina, die Märtel ꝛc.

Seſſa, Arzt in Breslau, beobachtete dort die Juden und ſchrieb die berühmte Poſſe „unſer Verkehr", die beſte Satire, welche je auf Juden geſchrieben worden iſt. Sie wurde 1814 zum erſtenmal in Breslau aufgeführt von den beſten Schauſpielern (Louis Devrient, Anſchütz, deſſen nachmaliger Frau geb. Boutenop, Schmelka ꝛc.) und alle Masken waren nach damals in Breslau lebenden Juden treu copirt. Das überfüllte Haus dröhnte vom Lachen und Jubel.

Jakob Hirſch wird von ſeinem Vater in die Welt hinausgeſchickt mit der Lehre, „laß dich treten, laß dich anſpucken, nur gewinne Geld!" Ein reicher Jude, deſſen Tochter Lydia in der chriſtlichen Kirche Arien ſingt und den Schöngeiſt ſpielt, nimmt ihn zum Bedienten, aber auch zum Schwiegerſohn an, da Jakob das große Loos gewinnt ꝛc. Die Charakteriſtik aller Haupt- und Nebenfiguren in dieſem Stück iſt meiſterhaft.

Dietrich Chriſtian Grabbe aus Detmold kündigte ſich 1827 mit „dramatiſchen Dichtungen" als ein verrücktes Genie an, immerhin aber als ein Genie. Vom tiefſten Ekel an dem damals in der Poeſie ſich mit ſeiner Vornehmthuerei breitmachenden Epigonenthum ergriffen, ſchlug er mit Sarkasmen um ſich, wie Callot-Hoffmanns durch die Modemuſik bis zur Verrücktheit geärgerter Kreisler, zuweilen aber auch mit eben ſo feiner Ironie wie Tieck im Zerbino. Unter dem unpaſſenden Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ſchrieb er 1827 ſein erſtes vortreffliches Luſtſpiel.

Der Teufel ſitzt in der Mittagshitze des Auguſt ganz in Pelz gehüllt da und erfriert. Naturforſcher finden und unterſuchen ihn. Es iſt heller Tag, Sie zünden aber noch ein Licht an. Da erwacht der Teufel und ſteckt den Finger ins Licht, um ſich ein wenig zu wärmen. Ein Baron nimmt ihn, der ſich für einen Canonicus ausgibt, ins Haus. Des Barons ſchöne Tochter Liddy treibt Belletriſtik mit dem immer betrunkenen Schulmeiſter Loci, der ihr die neueſten Dichterwerke, als Makulatur um alte Heringe gewickelt, mittheilt. Unter andern Houwalds fade und ſüßliche Sachen, die erſt durch die Umwicklung um den Häring Salz bekommen. Unter dieſelbe ſcharfe Lauge wird viel Anderes genommen. Unter anderem durfte Grabbe damals ſchon

ſchreiben: „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleiſcheſſen beſteht, ſpreizen ſich auf den kritiſchen Richterſtühlen; Schauſpieler, die ſo langweilig ſind, daß alles vor Freude klatſcht, wenn ſie endlich abgehen, heißen denkende Künſtler. Die Muſe der Tragödie iſt eine Gaſſenhure geworden, die jeder deutſche Schlingel nothzüchtigt und mit ihr fünfbeinige Mondkälber zeugt.“ Liddy hat einen Herrn von Wernthal zum Freier, der ſie aber nur um des Geldes willen heirathen will und ſich vom Teufel eine beträchtliche Summe zahlen läßt, wofür er ſie dem Herrn von Mordax abtritt. Dieſem ſoll ſie durch den Poeten Rattengift in die Arme geliefert werden, mit dem der Teufel eine höchſt erbauliche Unterredung über deutſche Poeſie hält. Aber ein früherer Liebhaber Liddy's tritt rettend dazwiſchen und der Schulmeiſter fängt den Teufel in einem Käfig, in den er Caſanova's Werke gelegt hatte, die ihn unwiderſtehlich, wie der Speck die Maus, anziehen.

In dem dramatiſchen Märchen „Aſchenbrödel“ behandelt Grabbe den bekannten alten Sagenſtoff in ſeiner freien Weiſe.

Die beiden Schweſtern der Aſchenbrödel gehen auf den Königsball, finden aber ſtatt des Königs nur deſſen Narren, der ſeine Rolle ſpielt, indeß der König ſelbſt ſich dem von gütigen Feen geputzten und geſchmeichelten Aſchenbrödel zuwendet. Neben dem Narren ſpielt die komiſche Perſon noch einen Juden, dem der drei Schweſtern Vater Geld ſchuldig iſt. Als der Kutſcher den Schuldſchein von 80,000 verſchlingt, will der Jude ihm den Bauch aufſchneiden und kommt in Verzweiflung, als er es nicht durchſetzt.

Im Trauerſpiel iſt Grabbe zu grell, ja ſein erſtes Stück „Herzog Theodor von Finnland“ hat etwas bluttriefendes wie die alten Haupt- und Staatsactionen. Es handelt ſich um den Untergang des Hauſes Gothland durch zwei feindliche Brüder unter gräßlichen Mordthaten und noch gräßlicheren Redensarten. Gothland ruft z. B.:

Ein Palaſt der Stürme iſt
Mein Haupt, wie 'n tollgewordner Hund
Schlägt mein Gewiſſen ſeine Zähne in
Die Tiefen meiner Seele, meine Gedanken
Würgen ſich —
Ich bin ein Hauſe von zuſammen
Geſperrten Tigern, die einander
Auffreſſen ꝛc.

Marius und Sulla von Grabbe blieb nur Fragment. Sein Hannibal dagegen iſt zum großen Trauerſpiel ausgeführt, aber mit viel zu viel Willkühr bis zur Frivolität mißbraucht.

Die Römer und Karthager, im furchtbarſten Kampfe um die Exiſtenz ihrer Staaten und Nationalitäten begriffen, unterhalten ſich hier viel zu luſtig. Hannibal treibt beinahe Poſſen mit ſeiner Kriegsliſt und auch Scipio's Großmuth wird beinahe nur poſſenhaft aufgefaßt.

Grabbe ſchrieb auch zwei Hohenſtaufenſtücke, Friedrich Barbaroſſa und Heinrich VI., beide nach ſeiner Weiſe genial.

Im Barbaroſſa hebt er aber nicht den Gegenſatz zwiſchen Papſt und Kaiſer, ſondern vielmehr den zwiſchen den Völkerſtämmen hervor, und zwar wie zwiſchen Deutſchen und Italienern, ſo auch zwiſchen Süd- und Norddeutſchen, wodurch insbeſondere Heinrichs des Löwen Verrath am Kaiſer entſchuldigt wird. Auch im zweiten Trauerſpiel tritt der Gegenſatz der Normannen gegen die Schwaben hervor, der Italiener überhaupt gegen die deutſchen Landsknechte und gegen die arabiſchen Söldner der Hohenſtaufen, dann wieder der Gegenſatz der öſtreichiſchen Philiſter, die den Richard Löwenherz gefangen nehmen, und der um ihren Heinrich den Löwen ſich ſchaarenden Sachſen. Grabbe ſchildert alles mit größter Lebendigkeit, aber er fällt oft in Uebertreibungen.

Grabbe's kürzeſtes Trauerſpiel „Nanette und Marie" iſt ſein beſtes.

Graf Leonardo verliebt ſich in die arme Nanette, die ſich ihm mit naiver Unſchuld und Liebenswürdigkeit hingibt. Obgleich er ſchon mit der ſtolzen Marie verlobt iſt, macht ihm das keine Sorge, denn ſie war immer ſpröde gegen ihn und nimmt ſeine Erklärung, er liebe eine Andere, ſcheinbar ganz leicht auf. Aber hinter dieſer Maske verbirgt ſie die glühendſte Liebe für Leonardo. Ihr Bruder, der Marcheſe, kommt hinter das Geheimniß und läßt ſich hinreißen, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Er tödtet die arme Nanette, aber der raſende Leonardo tödtet dafür Marien und zuletzt bringen ſich Leonardo und der Marcheſe im Zweikampf gegenſeitig um. Die Leidenſchaft in dieſem Stück und die ſo heterogenen Charaktere ſind mit Meiſterzügen geſchildert. Das ganze Stück iſt voll Gluth, noch concentrirter als im Julius von Tarent von Leiſewitz. Es mahnt an Schillers Jugendarbeiten, und an H. von Kleiſt.

Wahrhaft genial iſt auch Grabbe's „Napoleon" von 1831.

Pariſer Pöbel und Veteranen der großen Armee auf der Straße. Emigrantenadel wird verhöhnt. Obgleich Ludwig Philipp von Orleans populär erſcheint und er „Einſtkönig" genannt wird, fügt er doch hinzu, auch er werde nicht lange regieren. Der Hof Ludwigs XVIII. in Meiſterzügen geſchildert. Napoleon auf Elba, ſein Gruß an das Meer, das ihn zum erſehnten Ufer Frankreichs tragen ſoll. In Paris langt die Nachricht ſeiner Landung an. Die Hofſcene wieder meiſterhaft, die Herzogin von Angouleme der einzige Mann in der Familie. Napoleons ſiegreiche Rückkehr. Dann die Schlacht

bei Waterloo. Die Scenen im preußiſchen Lager vortrefflich der Natur abgelauſcht. Wie in allen andern Trauerſpielen Grabbe's iſt auch hier der Nationalcharakter in den ſchärfſten Umriſſen ſkizzirt, das Ganze aber in großartiger, welthiſtoriſcher Weiſe aufgefaßt.

Grabbe's letztes Werk „die Hermannsſchlacht", ein Drama in Proſa, behandelt die Geſchichte des Auguſt, Varus, Arminius mit derſelben Genialität, wie die Napoleons, aber der moderne Ton paßt doch nicht recht zu dem alten Stoffe. Ungern hören wir den Arminius ſeine Thusnelda „Nelbchen" anreden. — Der unglückliche Dichter ſtarb 1836.

Profeſſor Moritz Rapp in Tübingen ſchrieb 1828 „dramatiſche Studien", worin er die Prager Schlacht darſtellte und die Soldaten in ihren Mundarten reden ließ; ferner 1835 „Luſtſpiele von Jovialis" mit obligatem Eulenſpiegel, und 1836 „Atellanen", ariſtophaniſch, geiſtvoll, aber gar zu bunt.

Im „Wolkenzug" richtet ſich ſeine Satire auf gar zu ephemere Tageshelden der zwanziger Jahre; das Witzigſte darin iſt eine Mahlzeit im Himmel, bei der noch die Seligen ihre Rangſtreitigkeiten geltend machen. „Der Student von Coimbra" und eine Ueberſetzung der Acharner ſind ganz in ſchwäbiſcher Mundart geſchrieben. Im zweiten Theil: Guſtav Adolf, eine Zaubertragödie; des Kaiſers Zorn, ein Luſtſpiel (Anecdote aus dem Leben Karls V.) und eine Umarbeitung des Göthe'ſchen Egmont. Verfehlte Arbeiten, der Dichter hatte Geiſt genug, aber er wählte ſeine Stoffe nicht glücklich.

Genées „Königreich der Weiber" 1834 zeigt eine gänzliche Umkehr der Geſchlechter. Die Weiber herrſchen, die Männer verrichten Weibergeſchäfte, bis ein Paar Europäer ankommen, welche die Weiber dahin bringen, den Männern wenigſtens den Schein der Herrſchaft zu laſſen.

Einer der harmloſeſten Luſtſpieldichter iſt Roderich Benedix, deſſen dramatiſche Werke 1846 geſammelt erſchienen. Die kleinen Schwächen der Männer und Weiber werden darin recht fein charakteriſirt. Die handelnden Perſonen gehören meiſt der höheren Bürger- und Adelsſphäre an. Recht anmuthig war „das Recht der Liebe", Luſtſpiel von Robert Prölß (1847) in Jamben.

Das bekannte Thema „Maske für Maske". Der Herr gibt ſich für den Diener, die Dame für das Kammermädchen aus. Verwicklung und Löſung vom heiterſten Liebreiz.

Freitag, deſſen Roman allzuviel Ruhm erlangte, ſchrieb auch Schauſpiele.

Die Valentine. Ein kräftiger Mann will ſeine Geliebte erobern, ſie aber, eben ſo kräftig, will ſich nicht erobern laſſen, ſondern frei wählen. — Graf Waldemar, ein ausgelernter Roué, dem nichts mehr neu iſt oder Intereſſe einflößt, wird plötzlich kurirt und völlig verjüngt durch die Liebe. Er hatte bisher nur das Fleiſch gekannt, aber nicht das Herz.

Viele Luſtſpiele beſchäftigen ſich mit den neueſten Erfindungen und Gebräuchen. Halm ſchrieb eine „Zeitungsbraut", die man durch Annoncen geſucht hat; v. Breitſchwert ſchrieb „Eiſenbahn und Telegraph" voll Witz, desgleichen „Frack und Crinoline". Die literariſche Schwindelei, zuerſt in Jul. von Voß „Künſtlers Erdenwallen" trefflich gegeißelt, wurde noch oft auf die Bühne gebracht.

Schließlich betrachten wir noch die Lokalpoſſen.

Auf dem Wiener Volkstheater in der Leopoldſtadt erhielt ſich von Stranitzki's Zeiten her der Hanswurſt, wenn er auch als Kaſperle, Tiroler Waſtl, Staberle ꝛc. verſchiedene Moden durchmachte. Und mit ihm erhielt ſich auch der romantiſche Zug, den außerdem nur noch die Puppentheater beibehielten, die Einmiſchung der Feen- und Geiſterwelt. Am Ende des 18. Jahrhunderts ſchmückte Wenzel Müller die Wiener Volksſtücke mit lieblichen Melodien. Eins der beliebteſten Stücke wurde „das Donauweibchen", von Hensler, einer Volksſage entnommen, die wir ſchon Th. I, S. 93 kennen lernten, mit obligatem Kaſperl, tollem Spaß und reizender Muſik. Beliebt war auch deſſelben Henslers „Teufelsmühle am Wienerberg". Neben romantiſchen Stücken dieſer Art machte ſich natürlich auch der moderne Geſchmack geltend und auch Kotzebue's Manier wurde auf der Volksbühne ins Grob-Poſſenhafte hineingezogen. Von dieſer Art wurden beſonders des älteren Hafners „Schweſtern von Prag" beliebt.

In einer gewöhnlichen Liebesintrigue gegen einen alten Polterer gerichtet, wird den Liebhabern von einem Bedienten und Schmiedegeſellen geholfen, von denen jeder, ohne daß der andere es weiß, die Rolle einer aus Prag erwarteten Schweſter ſpielt, und dann jeder ſich einbildet, der andere ſey die echte.

Stegmeyer in Wien ſchrieb 1811 den „Rochus Pumpernickel", der an die alten Stranitzki'ſchen Poſſen mahnt. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß die Wiener Poſſe von Anfang an in Wahlverwandt-

ſchaft ſtand mit der italieniſchen. Das Luſtſpiel geht hier in die tolle Luſt und den mannigfachen Wechſel des Carnevals über. Die zahlreichen Stücke von Bäuerle (geſammelt 1822) ſtehen zwiſchen dieſer Volkspoſſe und dem etwas höheren bürgerlichen Luſtſpiel Kotzebue's in der Mitte, ohne Geiſt. Bäuerle hat zwar im Staberl eine neue Bühnenfigur geſchaffen, dieſer gutmüthige Wiener Philiſter iſt aber geringer an Gehalt als der alte Kaſperl. Meiſl ſeit 1814 wurde der Vorläufer von Raymund, indem er Zauberpoſſen ſchrieb (der Männerfeind und die Männerfeindin, das Geſpenſt im Prater ꝛc.).

Unter den Dichtern der Wiener Volksbühne nahm Ferdinand Raymund den erſten Rang ein. Er war ſelbſt Schauſpieler und ſehr beliebt, aber Hypochonder, ſo daß er ſich 1836 im Wahn, er ſey von einem tollen Hunde gebiſſen worden, erſchoß. Seine Stücke ſind moderne Märchen, worin die Wirklichkeit des Wiener Volkslebens mit der Feenwelt contraſtirt. Ja Raymund wagte es, auch allegoriſche Perſonen, Tugenden und Laſter, Jugend und Alter, die Jahreszeiten ꝛc. einzumiſchen, wie das in den älteren Jeſuitenſchauſpielen in Wien üblich geweſen war. Die Charaktere, die er aus dem Volk aufgreift, ſind, wenn auch ein wenig burlesk gehalten, doch immer treue Spiegel der Wiener, ihrer Fröhlichkeit, ihres Leichtſinns, ihrer Gutherzigkeit. Die Moral iſt immer die, daß Unſchuld, Ehrlichkeit, Treue zuletzt ihren Lohn finden. Wie es das Märchen erlaubt, dienen große Glückswechſel den Leidenden zum Erſatz, den Hoffärtigen zur Strafe. Raymunds Werke erſchienen geſammelt 1837.

„Der Alpenkönig", nach einer alten Sage von Rübezahl. Der reiche Herr von Rappelkopf, ein Menſchenfeind ohne Grund, plagt ſeine brave Frau, verweigert ſeiner Tochter die Hand ihres Geliebten, weil er nur ein armer Maler iſt, zankt und rast beſtändig, daß Niemand mehr bei ihm aushalten kann. Da erſcheint der Geiſt des Gebirges der klagenden Familie im Spiegel und ſagt ihnen Hülfe zu. Dem Rappelkopf ſelbſt aber hält der Geiſt einen andern Spiegel vor, indem er ſich ſelbſt in ihn verwandelt und nun vor ſeinen Augen in ſeiner alten Art ſchimpft und herumtobt, ſo daß es dem Rappelkopf zu viel wird und er ſelbſt ihn zur Mäßigung ermahnt. Zudem von dienenden Geiſtern geneckt iſt Rappelkopf endlich froh, ſeinen Leib wieder zu bekommen und von Stund an iſt er ein ſanfter Ehemann und zärtlicher Vater.

„Der Diamant des Geiſterkönigs". Eduard, der Sohn eines verſtorbenen Zauberers, gewinnt durch Treue, Muth und Ausdauer die Gunſt des Geiſter-

königs und erhält zuletzt einen Diamant zum Lohn, der nichts anderes iſt als das ſchönſte und beſte Mädchen. Geringe Erfindung, aber das Stück iſt überaus luſtig, denn am Hofe des Geiſterkönigs redet und handelt alles burlesk, Eduards Diener, als komiſche Perſon, wird in einen Pudel verwandelt ꝛc.

Sinnreicher iſt „Moiſaſurs Zauberfluch“. Die Fee Alzinde, Königin des Diamantenreichs, wird durch den Fluch eines böſen Genius aus dem Himmel verbannt und in der Geſtalt eines alten Weibes auf die Erde geſetzt. Arme Leute nehmen ſich ihrer an. Sie weint vor Rührung und ihre Thränen ſind — Diamanten; das merkt ein habgieriger Nachbar, ſchleppt die arme Alzinde heimlich fort und will ſie zwingen, ihm Diamanten zu weinen. Aber ſie weint nicht mehr. Die Sache wird ruchbar, die Gerichte ſchreiten ein und Alzinde ſoll als Hexe verbrannt werden. Da erſcheint ihr Gemahl als Retter und ſie kehrt triumphirend in die Feenwelt zurück.

Eben ſo reizend iſt „der Bauer als Millionär, oder das Märchen aus der Feenwelt“. Die Fee Lacrimoſa iſt genöthigt, ihre Tochter Lottchen, bei einem Bauern zu verbergen. Ihre Feindin, eine böſe Fee, macht den Bauer zum Millionär, worauf er das arme Lottchen plagt und endlich verſtößt, weil es nicht nach ſeinem Willen heirathen mag. Der reiche Bauer lebt im Uebermuthe fort, bis einmal die Jugend in Perſon zu ihm kommt und mit der zärtlichſten Luſtigkeit von ihm Abſchied nimmt, worauf das Alter auftritt, ſich bei ihm häuslich niederläßt und ihn durch bloße Berührung zu einem zitternden Greiſe macht. Zudem verliert er auch ſeinen Reichthum und muß ſich als Aſchenmann vom Aufſammeln der Aſche in den Küchen nähren, bis ſeine Prüfungszeit vorüber iſt und die Fee, deren Lottchen überdieß einen treuen Liebhaber gefunden hat, ihn erlöst.

Der „Barometermacher auf der Zauberinſel“ iſt das bekannte Märchen von Fortunat (vgl. Th. I. S. 406), nur mit trefflicher Laune in den Wieneriſchen Volkston übertragen.

„Die gefeſſelte Phantaſie“ iſt etwas verkünſtelt. Die Königin Hermione will den heirathen, der das beſte Gedicht mache. Ihr geliebter Dichter Amphio wird aber gehindert, es zu machen, weil die Phantaſie in Feſſeln liegt. Ein elender Stümper iſt ſchon im Begriff, der Königin Hand durch ſein Gedudel zu erzwingen, als die Phantaſie endlich frei wird und Amphio zum ſchönſten Liede begeiſtert.

„Die unheilbringende Krone“, der alles ſich beugen muß, bringt zwar, auf das Haupt eines Rebellen geſetzt, den rechtmäßigen König um den Thron, dem Uſurpator zuletzt aber doch Unheil. Die komiſche Perſon in dieſem Stück iſt ein furchtſamer Schneider, welcher durch einen Zaubertrunk auf einmal Löwenmuth bekommt.

„Der Verſchwender“, ein gewiſſer Flottwell, welcher durch die Gunſt einer Fee überaus reich, dann zu ſeiner Prüfung auch wieder bettelarm gemacht wird, wobei ihm ſein Bedienter „Valentin“ Dankbarkeit und Treue bewahrt. Die

Fee ſtellt ſein Glück wieder her. Der gutmüthige Charakter Valentins, der auch ſeine etwas herbe Frau umſtimmt, iſt recht öſterreichiſch und war die letzte Rolle, in welcher Raymund die Wiener entzückte.

In dem Maße, wie man in Berlin eine der Wiener ähnliche Volksbühne mit ſtehenden Masken einzuführen bemüht war, nahm man auch in Wien unerwartet etwas Berliniſches an. In Berlin ſchuf Carl von Holtei den „Nante", wie er ſelbſt triumphirend (in ſeinem Theater 1845, S. 325) ausruft. Dieſer Eckenſteher Nante ſollte für Berlin werden, was der philiſtröſe Staberl (den Bäuerle geſchaffen) in Wien. Aber dem Berliner Pöbel war die Bonhommie des Wiener doch nicht abzulocken, während die Wiener Lokalpoſſen mehr und mehr von ihrer bisherigen Unbefangenheit verloren und ſich in Bewußtſeyn, Suffiſance, Wortſpielerei ſtark verberlinerten. Sie ſpiegelten nicht mehr das heitere Volk der Phäaken, noch weniger bemühten ſie ſich, auf ſein gutes Herz einzuwirken; ſie ſchmeichelten nur noch den Claqueurs, Flaneurs und der Saphir'ſchen Spaßmacherei, die echt berliniſch und jüdiſch obendrein nicht das Mindeſte mehr gemein hatte mit dem geſunden Humor einer chriſtlichen Bevölkerung. Man darf in dieſer Beziehung Neſtroy nicht unter die Verbeſſerer der Bühne zählen.

Johann Neſtroy ſteht unter Raymund, dem er nur nachahmt, indem er die gemeine Wirklichkeit des Wiener Lebens mit dem Märchenzauber durchdringt. Am beliebteſten wurde ſeine Märchenpoſſe „der böſe Geiſt Lumpacivagabundus oder das lüderliche Kleeblatt", 2. Aufl. 1838.

Die Feen wetten, ob es der Fortuna möglich ſeyn werde, dem Lumpacivagabundus (Genius der Lüderlichkeit) von drei lüderlichen zwei zu entreißen, wenn ſie ſie trotz allem Verſchleudern immer wieder reich macht und dadurch endlich zum Inſichgehen bringt. Es werden nun die drei lüderlichſten Handwerksburſchen auserleſen und beglückt, der Tiſchler Leim iſt noch der bravſte, viel ſchlimmer der Schneider Zwirn, der hartnäckigſte aber der Schuſter Knieriem, deſſen ewige Beſoffenheit gewiß von Raymund nicht auf die Bühne gebracht worden wäre. Die beiden letztern bewähren ſich als unverbeſſerlich und Fortuna hat ihre Wette verloren, aber Amoroſa, die Fee der Liebe, rettet die ſchon Verdammten, indem ſie ihnen Liebe einflößt und ſie durch Häuslichkeit zur Ordnung zurückführt. Die Erfindung iſt nicht übel, auch die Charakteriſtik des lüderlichen Kleeblattes ſehr treu, nur iſt das Gemeine zu wenig vermieden.

Zu ebener Erde und erſter Stock, Lokalpoſſe von Neſtroy, 1838.

Der ſchöne Adolph, ein gemeiner Tagſchreiber und Pflegſohn des armen Tandlers Schlucker zur ebenen Erde, liebt die ſchöne Emilie, Tochter des Millionärs Goldfuchs im erſten Stock, und wird wieder geliebt. Natürlich darf er nicht daran denken, öffentlich um ſie zu werben und iſt in großer Noth. Da erhält er Nachricht, er ſey der Sohn eines unermeßlich reichen Kaufmanns in Indien, während Goldfuchs durch die Verſchwendungen ſeines Sohnes und allerlei Unglücksfälle ruinirt wird, und am Schluß des Luſtſpiels zieht der arme Tandler mit Familie triumphirend in den erſten Stock hinauf, der reiche Goldfuchs aber in das Parterre hinunter. Beide Etagen aber verſöhnen ſich durch die Heirath Adolphs und Emiliens.

Auch Carl Haffner, deſſen „öſterreichiſches Theater" 1846 erſchien, hat Raymund in poſſenhaften Geiſtermärchen nur nachgeahmt, ohne ſeine Zartheit und Gemüthlichkeit zu erreichen. Ein höchſt vorzügliches Stück von Haffner iſt dagegen ein Wiener Lebensbild, Thereſe Krones, treu nach einer wirklichen Begebenheit.

Thereſe, eine ſchöne Schleſierin, wurde die beliebteſte Soubrette des Leopoldſtädter Theaters und zwar ein Original, freigebig mit ihren Reizen ohne Rückhalt, aber auch freigebig mit ihrem Gelde. Eine Menge Anekdoten ihrer ſeltenen Großmuth gingen um. Da kam ſie in ein Verhältniß mit einem polniſchen Grafen, der bei einem Gaſtmahl, das er ihr gab, plötzlich als Raubmörder verhaftet und bald darauf gehenkt wurde. Sie durfte nun lange nicht mehr vor dem Publikum erſcheinen, that es zwar noch einmal, ſtarb aber aus Kummer. Haffner hat das ſchöne, leichtſinnige, aber gutmüthige und geniale Mädchen auf die zarteſte Weiſe ins glänzendſte Licht der Liebenswürdigkeit geſetzt.

Die öſterreichiſchen Luſtſpiele neueſter Zeit von Feldmann, Kaiſer, Baumann ſind alle nicht mehr recht volksthümlich, ſondern ſchon mehr im modernen Zeitgeſchmack. In Frankfurt a. M. tauchte 1834 Malß mit ſeiner Hauptfigur Hampelmann in mehreren Lokalpoſſen auf.

Abgeſehen von Luſtſpielen machte ſich der lokale Witz auch in anderen Formen Luft.

Ignaz Friedrich Caſtelli war einer der beliebteſten Humoriſten, der ſeit 1816 eine Menge witziger Kleinigkeiten, Sinngedichte, Anecdoten (Wiener Bären), geſellige Gedichte, Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart, dazu Operntexte (zur Schweizerfamilie), eine Satire auf die Schickſalstragödien (der Schickſalsſtrumpf) ꝛc. ſchrieb, ein überaus heiterer und harmloſer Spaßmacher, der aber zuweilen ſchon in die fade Wortſpielerei fiel, die bald darauf Saphir zu ſeiner Hauptaufgabe machte.

Saphir, der Wiener Jude, der seit dem Jahr 1821 eine ungeheure Menge von angeblich humoristischen, in Wahrheit aber nur burlesken Sachen schrieb, war eine für die damalige Zeit höchst charakteristische Person, nämlich unter Metternichs langem geistlosem Regiment der privilegirte Spaßmacher, der den Leuten, wenn sie etwa heimlich zu murren Lust bekamen, die Zeit vertreiben und alles zum Lachen bringen mußte. Ein versteinertes Lachen, eine Maske des Momus der künftigen Revolution entgegengehalten, gleich den zungenausstreckenden Lallenkönigen an den Thoren der alten Schweizer Städte. Mehr unheimlich als wirklich lächerlich. Den armen Saphir charakterisirt der moderne Juden- oder Wortwitz, der sich durch seine Windigkeit von dem Kern- oder Sterlingswitz der alten Zeit so auffallend unterscheidet. Er spielt nämlich nur mit Namen- und Sylbenähnlichkeiten, ein Spiel des Zufalls, kindisch, nur möglich, wenn man die Langeweile tödten will, und doch selbst langweilig.

Nur einige Titel von Saphirs Werken: Dumme Briefe (ein Potpourri über Leben, Literatur, Theater), Conditorei des Jokus, humoristische Abende, humoristische Glasperlen ꝛc. Auch gab er mehrere humoristische Zeitschriften heraus, worin er sich zum Witz forcirte. Hier einige Proben. Zur Zeit der polnischen Revolution schrieb er „die Freiheit ist ein Magnet, der bei den Polen am schärfsten zieht". Zur Zeit der constitutionellen Kämpfe: „Die Arche Noä war die erste Pairskammer, denn jeder Verschlag faßte ein Paar." Diese Witze gehören noch zu seinen besten. Meist sind sie die werthloseste Spaßmacherei über Theater, Stadtneuigkeiten und Klatsch aller Art.

Die „wilden Rosen" Saphirs von 1838 sind lyrische Gedichte zärtlichen Inhaltes, die zwar auch viel Spielerei in Metaphern enthalten, im Ganzen aber ein feines und warmes Gefühl zeigen, das Beste, was Saphir je geschrieben.

Seit 1830 ahmte ihm ein anderer Jude Oettinger nicht ungeschickt nach in einem satirischen Taschenbuch „das schwarze Gespenst", ferner in „fashionablen Dummheiten, im confiscirten Eulenspiegel, Marabouts, Joujoux, einem Narrenalmanach" ꝛc. Auch schrieb er kleine dramatische Desserts (Lustspiele), Liebesblicke (Gedichte) und einen größeren humoristischen Roman „Onkel Zebra", dessen Witz sehr forcirt, aber ganz harmlos ist. Im „Reich des Nostradamus" von 1845 wühlt Oettinger zu tief in den Erinnerungen der colossalen Sittenlosigkeit des altfranzö-

ſiſchen Hofes. — Hermann Marggrafs humoriſtiſcher Roman „Fritz Beutel“ (1856) iſt unerlaubt geiſtlos, indem er den ewig fliehenden Witz bei den Haaren zurückzerren möchte und nur Abgeſchmacktheiten enthält. Zur Probe:

> Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und ſtürmt Sebaſtopol, indem ihm Guitarria, Cichoria, Cigarretta zu Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaiſer Fritz Beutel mit ſeinem Marineminiſter über Eigenthumsrecht und den alten Adam, für Juriſten von größter Wichtigkeit ꝛc.

Glasbrenner, der ſich Brennglas nannte, ſchrieb ſeit 1834 eine große Menge witziger Humoresken aus Berlin und über Berlin.

> Berlin wie es ißt und — trinkt. Guckkaſtenbilder. Buffey in der Kunſtausſtellung. Der politiſirende Eckenſteher. Antigone in Berlin ꝛc., alles treu nach dem Leben und oft ſehr witzig, ſo daß ſeit Julius von Voß keiner den Berliner Wind ſicherer aufzufangen wußte, wie Glasbrenner.

Glasbrenner begann mit etwas phantaſtiſchen Sachen: Aus den Papieren eines Hingerichteten und Leben eines Geſpenſtes. Später ſchrieb er eine Walpurgisnacht und einen modernen Reinecke Fuchs voll politiſcher Anſpielungen. Er fand bald Nachahmer in Berlin ſelbſt an Wehl (Berliner Stecknadeln, der Teufel in Berlin, 1844), in Leipzig an Senff (buntes Leipzig 1842), ſogar in Wien an J. C. Moſer (ſeit 1842).

Die ſeit 1846 in München von Braun und Schneider herausgegebenen „Fliegenden Blätter“ enthalten einen reichen Schatz von echt volksthümlichem Humor. Wenn auch untermiſcht mit großſtädtiſchen Witzeleien im gewöhnlichen Styl der Wiener und Berliner Witzblätter, beſteht doch der Inhalt der Fliegenden Blätter größtentheils aus guten Schwänken, Charakterzügen und Bonmots, die dem bürgerlichen und ländlichen Leben, dem eigentlichen Volk entnommen ſind und gegen alle Art von Ueberbildung und Modethorheit Oppoſition machen. Sie ſtehen hoch über allen andern illuſtrirten Witzblättern, die faſt in jeder größern Stadt aufgetaucht ſind.

8.

Neue Keime volksthümlicher Dichtung.

Hatte man ſich auch von der Romantik, wegen ihrer phantaſtiſchen Ausſchweifungen, abgewandt und war die politiſche Begeiſterung von 1813 erloſchen, ſo erhielt ſich doch ein nüchternes und behagliches Heimathsgefühl. Man hatte nun doch einmal ſich ſelber achten gelernt.

Zur volksthümlichen Reaction gegen die Ausländerei und Claſſicität gehörte zunächſt die Wiedererweckung der mundartlichen Dichtung. Kunſtdichter fingen an, ſich der Bauernſprache ihrer Heimath zu bedienen, um im Ton der Volkslieder oder in Idyllen, Volksmärchen und Schwänken das Volk in ſeiner ganzen Natürlichkeit bald mehr gemüthlich ernſt und empfindſam, bald mehr humoriſtiſch darzuſtellen. Dieſe Dichtungsart hatte aber häufig etwas Kokettes, Gemachtes und eben deßhalb nichts Natürliches, oder ſie faßte das Volk gar zu gemein auf. Schon Uſteri und Joh. Heinr. Voß hatten Idyllen, dieſer in Schweizer, jener in niederſächſiſcher Mundart geſchrieben, die jedoch zu ſehr claſſiſchen Muſtern nachſtreben, um natürlich und volksmäßig genannt werden zu können.

Joh. Peter Hebel von Laufen bei Schopfheim am Fuß des Schwarzwalds, Kirchenrath und Prälat in Karlsruhe, ſchrieb ſeine berühmten „Alemanniſchen Gedichte" 1803 in der lieblichen Mundart des ſüdlichen Schwarzwaldes, und einen nicht minder berühmten und beliebten Volkskalender, den Rheiniſchen Hausfreund, deſſen beſte Schwänke nachher im „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreunds" geſammelt wurden. Viele ſeiner Gedichte ſind von liebenswerther Naivetät und das Volksthümliche dringt darin mächtig zu Tage. Allein widerlich entſtellt ſind andere durch Einmiſchung moderner, ſentimentaler Gefühls- und Ausdrucksweiſen der gebildeten Welt, ja ſogar durch die Einmiſchung des loyalen Beamtengeiſtes. Eine Anzahl beſteht aus kleinen Idyllen in Hexametern, aber die bäuerliche Naivetät und Rohheit paßt nicht in die prachtvoll ſtrömenden Verſe Homers. Gleich auf der erſten Seite heißt es:

Wo mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d' Wieſen luegt, und check go Todtenau aben ins Thal ſpringt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mine Gedanke.

Wo wird es je einem wirklichen Schwarzwälder Bauern einfallen, in solchen gebildeten Phrasen und mit so viel Bewußtseyn von der Munterkeit seiner eigenen Blicke und seiner schwebenden Gedanken zu reden? Wir schlagen keine Seite bei Hebel auf, ohne daß uns diese unnatürliche Verbindung der Bildung höherer Stände mit der Sprache der niederen auffällt. Seine Muse ist eine Stadtdame im Costum einer Schwarzwälder Bäuerin. — Auch die Lieder Hebels, die nicht in Hexametern, sondern in der gewöhnlichen deutschen Liederweise gedichtet sind, entbehren meistens des echten Volkstons. In „den Irrlichtern" heißt es:

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblume bchrönt ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In „dem Morgenstern" heißt es:

Woher so früheih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer gewäschen im Morge-Thau?

Das ist nicht volksthümlich.

In der „eine Frage" heißt es:

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
Was 's Wienechtschindli isch, und heschs bidenkt?
Denk wol i sag ders, und i freu mi druf.
O 's isch en Engel usem Paradies
Mit sanften Augen und mit zartem Herz ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Käfer" heißt es:

Der Käfer fliegt der Ilge zu,
es sitzt e schönen Engel dört,
er wirthet gwiß mit Blumesaft
und 's chostet nit viel, hani ghört ꝛc.

Das ist nicht volksthümlich.

In dem „Jenner" wird von Bauersleuten der Jenner als allegorische Person weitläuftig nach allen seinen Eigenschaften beschrieben, was ganz und gar gegen die Natur der Bauerneinbildungskraft geht. — Auch die

ländliche Liebe wird von Hebel mit einer Absichtlichkeit, mit einer über dem Gefühl schwebenden Reflexion und in Ausdrucksweisen behandelt, die jede Naivetät und volksthümliche Wahrheit ausschließen. Man lese z. B. „die Ueberraschung im Garten".

Nur in den wenigsten Liedern Hebels klingt der rechte Volkston an. Hin und wieder in den Idyllen, so daß man wohl sieht, der Dichter hätte das Lieblichste dichten können, wenn er nur die Affectation, in Hexametern zu schreiben, hätte lassen können. So der Scherz mit dem kleinen, sich versteckenden Mädchen. Auch in dem „Hexlein", wo ein Bauer von einem hübschen Mädchen behext wird, sind volksmäßige Anklänge. In „der Mutter am Christabend" ist die Naivetät der häuslichen Scenen aufs widerlichste gestört durch die Reflexion. Anstatt daß der Dichter die Mutterliebe nur in ihren Aeußerungen hätte malen sollen, spricht er emphatisch über „den zarten Mutterſinn", das „Mutterherz", die „Mutterliebe", was vollends im bäuerlichen Costüm unerträglich wird. — Am meisten dem echten Volkslied ähnlich sind „Hans und Verene" und „der Schwarzwälder im Breisgau", obgleich auch nicht ganz rein. Das einzige Gedicht aber, das in jeder Beziehung vortrefflich ist und auch ganz gut unter die romanzenartigen echten Volkslieder eingereiht werden kann, ist „der Bettler", worin der Geliebte, als Bettler verkleidet, zur Geliebten zurückkehrt und sie überrascht. Hier ist alles natürlich und innig.

Höchst eigenthümlich und vom liebenswürdigsten Humor eingegeben sind die Schwänke des Hebel'schen Schatzkästleins, eines der besten Schwankbücher, die wir besitzen.

In der Schweiz schrieb Kuhn 1806 „Volkslieder im Schweizer Dialekt" und schon in Hebels reflectirender Manier. Viel gemeiner dagegen die Schweizer Volkslieder von Häffliger 1813. In der „Alemannia" gesammelten Liedern von Dorn, Schneider, Hagenbach und Eichin herrscht die Hebel'sche Art vor und findet sich auch manche Humoreske. Von den alemannischen Gedichten, welche E. von Bülow 1851 aus verschiedenen neueren Schweizerdichtern zusammentrug, gilt dasselbe. Hier ragt Minnich hervor, aber auch er reflectirt zu viel und übersetzt nur die Gedanken eines gebildeten und empfindsamen Herrn in die Bauernsprache.

Von derſelben Hebel'ſchen Art iſt auch Corrodi's „der Herr Profeſſer" (1857) in vortrefflichen Hexametern.

Einzig in ihrer Art waren die Luſtſpiele des Schultheiß Wagner (ſeit 1823) in ſchwäbiſcher Mundart, durchaus realiſtiſch, die ganze Grobheit der Bauern zur Schau tragend, ohne alle empfindſame Beſchönigung, nur mit zu viel Verachtung des ungebildeten Standes, der nicht blos jene rauhen Seiten hat.

In der „Schulmeiſterswahl zu Blindheim" mit einer Fortſetzung werden die Dorfintriguen mit trefflichem Humor geſchildert, die Schleichwege der Bewerbung, die Beſtechungsarten, die Politik der Mütter heirathsfähiger Töchter ꝛc. „Die Gemeindedeputirten zu Leer" und „der Zinspacht", ſo wie „die Repräſentantenwahl zu Dippelsburg" legen die Verſtocktheit der Bauern gegenüber von weiſen Verfügungen, und die Dummheit der Bauern gegenüber von ſchlauen Intriganten und dadurch „die Unmündigkeit des Volks" gegenüber den liberalen Anforderungen der Zeit dar. Das Meiſterſtück aber iſt „der Handſtreich bis auf Spitz und Knopf" mit einer Fortſetzung, womit Wagner ſeine Leiſtungen ſchloß (1827). Der Bauer Strobel will ſeinen Sohn Friederle mit des Bauern Hansobbet Tochter Judith verheirathen und ſchon iſt die Verlobung faſt am Ende, als die beiden groben Väter wegen einer Ausſteuerkuh, die dem andern zu mager iſt, in Hitze gerathen und fluchend und tobend auseinandergehen. Das gereicht aber zum Vortheil des Friederle, der längſt eine andre liebt. Dieſe andre bekommt er auch, aber erſt, als ſie durch eine Erbſchaft plötzlich reich wird. Die Bauerncharaktere ſind mit Meiſterhand gezeichnet und ſelbſt von Bitzius nicht übertroffen.

In der Nürnberger Mundart gab ſchon 1798 Joh. Conr. Grübel Gedichte heraus, die aber mehr ſprachlich merkwürdig, als poetiſch ſind.

Er ſchildert zwar den Spießbürger in ſeiner Behaglichkeit, Gutmüthigkeit und Beſchränktheit recht treu, aber es fehlt ihm die eigentliche vis comica. Solche Selbſtbeſpiegelungen des deutſchen Philiſterthums bedürfen einer ſtarken Würze von genialem Humor, um nicht zu langweilen.

In der Auffaſſung eher Grübel, in der Mundart eher Hebel ähnlich ſchrieb Daniel Arnold 1816 „den Pfingſtmontag", ein Drama im Straßburger Dialekt.

Unterdeß hatte auch im deutſchen Norden Bornemann 1810 plattdeutſche Gedichte herausgegeben, die 1854 in ſechſter Auflage erſchienen. Man hat ihn ſehr geprieſen, ich mag ihn aber nicht, denn er iſt ein Muſter unerträglicher Koketterie und Wichtigthuerei.

Grandeer (Grenadier) bin ick ut Poamerland
Soldoat in Luſt und Fred.

Dieſes ewige Selbſtlob, welches Bornemann den Pommerſchen Bauern in den Mund legt, die ewige Selbſtausposaunung ihrer Biederkeit, Tapferkeit, Unſchuld und Naivetät iſt nur ekelhaft. Sehr gering ſind auch die Gedichte in oberſächſiſcher Bauernmundart von Döring (1821). Dagegen viel beſſer, geſünder, volksthümlicher die plattdeutſchen Gedichte des Claus Groth von 1823, die unter dem paſſenden Namen Quickborn (lebendiger Quell des Volksgefühls) erſchienen. Man findet hier den ganzen ſüßen Wohllaut, der die plattdeutſche Sprache auszeichnet, zum erſtenmal zu poetiſcher Geltung gebracht und auch den Inhalt der Dichtungen ungleich zarter und doch auch volksthümlicher behandelt, als bei Bornemann. Groth ſchließt ſich aufs genaueſte an das echte Volkslied an und bringt viel Volksſagen und Geſchichten. — Später erſchienen noch plattdeutſche Gedichte von Jung (1849), Gedichte in der Aachener Mundart von Joſ. Müller (1840), in der Luxemburger Mundart von A. Meyer. Im „Lappenkorb" des Clement (1848) finden ſich allerlei Sprichwörter, Sagen, Genrebilder aus Friesland, desgleichen in Goldſchmidts kleinen Lebensbildern (1844) aus Oldenburg. Die reichſte Sammlung mundartlicher Lieder, Sagen ꝛc. aus allen Gauen Deutſchlands begann Firmenich in „Germaniens Völkerſtimmen" zu ſammeln, theils echte alte Volkslieder, theils Neues.

Caſtelli gab 1828 Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart heraus, welche vielen Beifall fanden. Obgleich ſie nur auf die Unterhaltung der Wiener berechnet ſind, gibt ihnen Caſtelli's eigene Gutmüthigkeit und treffliche Laune doch einen gewiſſen Reiz des Natürlichen. Franz Stelzhamer ſchrieb 1837 Lieder in Obderenſiſcher Mundart (vermehrt in ſeinen Gedichten 1855), theils im Tone der von Tſchiſchka und Schottky herausgegebenen öſterreichiſchen Volkslieder, theils empfindſam im Tone Hebels. Dazu kommt noch ein Element von Wieneriſcher Blaſirtheit und ſchlechtem Witz. Die Mundart iſt nur ein Mittel, um das Wiener Publikum zu amuſiren. Von einem wahren tiefen Volksgefühl und von dem heiligen Ernſt, mit welchem ein tüchtiges, ſchönes, frommes Bergvolk aufzufaſſen wäre, iſt da keine Spur. Beſſer ſind die 1838 von Seidl in Wien herausgegebenen „Flinſerln", denen er 1844 noch Gedichte in

niederöſterreichiſcher Mundart folgen ließ. Kartſch gab 1849 öſterreichiſche „Feldbleameln“ heraus.

Unter allen Lyrikern, welche volksthümlich und mundartlich gedichtet haben, gebührt dem Münchener Franz von Kobell der erſte Rang, denn keiner ließ ſo alle Affectation hinter ſich und dachte und redete ſo ganz rein aus dem Volk heraus. Seine Gedichte in oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart (mit einigen hochdeutſchen verbunden) von 1839 zeigen uns die Oberbayern und Pfälzer im treueſten Spiegel. Ein Bild aus dem bayeriſchen Gebirge.

Es ſchlaft a Diendl untern Baam
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie ſchlaft ſo ſüeß, ſo guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
A alter finſt'rer Mon,
Der ſchaugt dees Diendl in ſein Schlaf
Grad in Vorbeigehn on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz ſteht er lang vor ihr,
Auf's Mieder ſchaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gſchnür.

Er werd' ja do koa Räuber ſeyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjunges Diendl no
Und grau is ſcho der oan,

Na ſchau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat ſi hinter'n Ohrna kratzt
Und 's Huetl hat er g'ruckt. —

Echte Waldluft athmet auch das Lied vom Auerhahn.

Der Jäger bedauert das dumme Thier, das, von Liebe verblendet, den Feind nicht kommen ſieht, verſinkt aber ſelbſt dabei ſo in die Erinnerung ſeiner eigenen Liebe, daß er den Vogel vergißt, der ſicher davonfliegt.

Ein Bild aus der Pfalz:

Liſche, Liſche,
Halt a biſche,
G'ſchwind a Kißche! —

„Nee, wann's Jemand ſehe thät" —
Ei wie ſo,
'S is Niemand do
Als der Bu, der nix verſteht!

(Kuß.)

Und dem Kuß guckt eener zu,
Und des war a kleener Bu!

Auch unter den hochdeutſchen Gedichten Kobells finden ſich ſehr ſchöne z. B. das herrliche Weinlied mit majeſtätiſcher Melodie: „Ein König iſt der Wein!" — Minderen Werth haben Pangkofers Gedichte in altbayeriſcher Mundart (1842).

Hübſche ländliche Genrebilder enthält das Buch „unterem Schindeldach" von Waldmüller (1851).

Eine neue Seite gewann Bogumil Goltz in Thorn (ſeit 1849) dem Volksgeiſte ab, indem er in ſeinem „Buch der Kindheit" den geheimnißvollen Rapport der Kinder mit der ſie umgebenden Natur und überhaupt die ganze Romantik der Kinderwelt enthüllte. Dabei kam er auf die tiefſte Grundlage des deutſchen Nationalcharakters. Sein Buch wurde ſchnell berühmt, wird aber auch noch für die Nachwelt von Bedeutung bleiben. In der ſchönen Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand, in der edeln und freien Auffaſſung ſteht Goltz dem Jean Paul am nächſten. Er ſchrieb nachher noch mehrere Werke, ein „Jugendleben", eine „Reiſe nach Aegypten" ꝛc., alle voll Geiſt. Weniger poetiſch, durchaus nüchterner faßte gleichzeitig Profeſſor Riehl in München das Volksleben, zunächſt ſeiner heſſiſchen Heimath auf, und ſchrieb im Sinne der patriotiſchen Phantaſien des alten Juſtus Möſer viele treffliche Bücher über die Grundlagen des deutſchen Nationallebens und Nationalwohls, die Familie, den Bauernſtand ꝛc.

Guſtav von Putlitz machte mit einem kleinen Buch in poetiſcher Proſa „Was ſich der Wald erzählt" großes Glück, indem es raſch hinter einander zwanzig Auflagen erlebte (bis 1857). Er hat offenbar dem Buch der Kindheit die Naturſprache abgelauſcht und mag dabei auch ein wenig an Tiecks Märchen gedacht haben.

Die Blumen im Walde reden mit einander und erzählen einander ihre Entſtehung. Desgleichen der Waldbach, der ſeinen Urſprung aus empfindſamen

Thränen herleitet, der alte Tannenbaum, der vom Winter erzählt, der bemooste Stein ꝛc., alles ſehr pretiös.

Am meiſten Beifall und Verbreitung erlangten die ſogenannten Volksromane, Dorfgeſchichten ꝛc. Man kam endlich von den hiſtoriſchen Romanen, die ſich unter allen Zeiten und Völkern ihren Stoff geſucht, zu Romanen zurück, die ausſchließlich im deutſchen Volk zu Hauſe blieben, von den Damenromanen „aus der Geſellſchaft" zu Schilderungen des Landvolks, und von den mehr oder weniger enthuſiaſtiſchen Tendenzromanen voll Illuſionen und Gedanken zu der gemeinen Wirklichkeit. Dieſe merkwürdige Wendung erfolgte im Culminationspunkt der antikirchlichen Schwärmerei, in der Mitte der dreißiger Jahre, als eben Strauß, Ruge, Feuerbach ꝛc. das Chriſtenthum zu ſtürzen wähnten, und zugleich im Culminationspunkt des literariſchen Judenthums, des Heine- und Börnecultus. Wie aber in den neuen Volksromanen und Dorfgeſchichten die Wirklichkeit des deutſchen Volks ſich gleichſam mit derben Ellbogenſtößen Platz machte, ſo erfolgte gleichzeitig auch die katholiſche Reaction in Köln. Der erſte Volksroman von Bitzius erſchien im Jahr der Kölner Wirren, 1837. Der große Durchbruch des neuen Geiſtes erfolgte in der nationalen wie kirchlichen Richtung.

Die Wendung wurde wie ein elektriſcher Schlag oder wie ein Erdbebenſtoß weithin gefühlt. In Frankreich ſelbſt, mit deſſen deſtructiver Poeſie wir damals überſchwemmt waren, blieb der mächtige Rückſchlag aus Deutſchland nicht lange ohne Folgen. Unter den geiſtreichſten Klerikern that ſich eine altfränkiſche oder gothiſche Schule auf, welche, zum Geiſt Montesquieu's zurückkehrend, den eigentlichen Kern, die Ehre und den Stolz der franzöſiſchen Nationalität nicht mehr im galliſch-römiſchen, ſondern im fränkiſch-burgundiſch-weſtgothiſchen Elemente fand, und die gothiſchen Formen des Mittelalters wieder hervorſuchte, weil ſie dieſelbe dem katholiſchen Weſen für angemeſſener hielt, als die Formen der Renaiſſance. Und die berüchtigte Madame Dudevant, das geiſtreichſte Weib in Frankreich, die unter dem Namen G. Sand bisher nur glauben- und ſittenzerſtörende Romane geſchrieben hatte, warf ſich, nach unſers deutſchen Bitzius Vorgang, auf einmal auf Dorfgeſchichten und ſchilderte in unübertrefflich reizenden Idyllen den alten frommen Glauben, die alten

guten Sitten, Treue und Unschuld des vom Pesthauch der Städte unberührt gebliebenen Landvolkes.

Gehen wir in unserer Literatur zurück, so finden wir, daß eigentlich der beliebteste Kinderschriftsteller, Domherr Christoph Schmid in Augsburg, die ländliche Idylle zuerst in der Einfachheit und Natürlichkeit in Prosa auffaßte, wie wir es in den späteren Dorfgeschichten finden, nur daß er für Kinder und nicht ohne religiöse Weihe schrieb. Seine berühmtesten Erzählungen sind „die Ostereier" (1816) und „Heinrich von Eichenfels". Die schönste seiner Idyllen ist aber seine Selbstbiographie, herausgegeben und vollendet von seinem Neffen Werfer. Hier athmen wir die reinste Bergluft des Allgau.

Die erste eigentliche Dorfgeschichte ist der Irwisch-Fritz, eine Novelle der Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold schrieb und schon in früher Jugend starb. Ihre hinterlassenen Novellen, die sich durch frische Farben auszeichnen (russische Scenen, die Nebenbuhlerin ihrer selbst ꝛc.) und ihre größeren Romane, König Sebastian (in welchem eine Christin für den wahren, eine Muhamedanerin für den falschen Sebastian begeistert ist), gab Tieck heraus (1839). Der Irwisch-Fritz erschien zuerst in dem Taschenbuch Urania, später in den Novellen 1842.

Fritz, ein armer junger Bauernbursch, bekommt den Uebelnamen vom Irwisch, weil ihn seine Mutter unter freiem Himmel, vom Irwische verlockt und verirrt, in Todesangst geboren hat und darüber gestorben ist. Er wird aber der schönste Jüngling im Dorfe und gewinnt die Liebe eines reichen Mädchens, die er im Felde aufsucht. Eine überaus lieblich ausgemalte Idylle, deren einzelne Züge sich in der kleinen Fadette der G. Sand wiederspiegeln. Der reiche Vater will dem Burschen die Tochter nicht geben, ihre jüngere Schwester, ein verzogenes Kind, macht ihr noch mehr Plage durch Angeberei und Eifersucht. Sie soll endlich mit einem Andern getraut werden und auch Fritz eine Andre heirathen, aber durch Zufall wird die Trauung in der Kirche bis zur Dunkelheit verspätet und fehlen die Lichter. Da werden die Paare verwechselt; Fritz, einmal mit seinem Lieschen getraut, behält sie und alles endet im besten Humor.

Die Erfindung ist zwar arm und der Schluß unwahrscheinlich, aber die Charaktere und Situationen sind meisterhaft natürlich und mahnen schon ganz an Bitzius, durchaus verschieden von den koketten Mimilis einer erlogenen Ländlichkeit.

Eine ganz neue Gattung von eigentlichen Volksromanen gründete

Albert Bitzius, der ſich Jeremias Gotthelf nannte, reformirter Pfarrer im Canton Bern, indem er 1837 ſeine Schilderungen aus dem Berner Landleben begann. Er ſpiegelte einfach das Volk ab, wie es war, in Gemälden, die ſich durch ihre Naturtreue bald den allgemeinſten Beifall erwarben. Nur Poeſie vermißt man darin, weil der Dichter weniger im Sinne hatte, gebildete Leſer zu ergötzen, als das Volk ſelbſt zu beſſern. Er ſtellte ergreifende, oft ſchreckliche Beiſpiele des Verderbens auf, dem das Landvolk zum Opfer fällt, wenn es die angeborene Barbarei nicht mehr durch chriſtlichen Glauben und gute Sitte zügelt, ſondern ſich der berühmten Schweizerfreiheit und der modernen radikalen Errungenſchaften nur bedient, um der Genußſucht zu fröhnen, zu ſpekuliren und ſich zu ruiniren.

Sein erſter Roman „der Bauernſpiegel" von 1837 enthält die Geſchichte eines armen Bauernknaben, welcher, früh verwaist, die niedrigſten Knechtsdienſte thun muß, das Mädchen, welches er zärtlich liebt, nicht heirathen kann, franzöſiſchen Solddienſt nehmen muß und endlich heimkehrt, um Privatſchulmeiſter, Dorfrathgeber und vielleicht noch Gemeindeſchreiber zu werden. An dieſen einfachen Faden reihen ſich ſehr ernſte Betrachtungen über die Herzensverhärtung, Geldgier ꝛc. auf dem Lande.

„Uli, der Knecht" von 1842 iſt ein Seitenſtück dazu, nur daß hier der Knecht aus Charakterſchwäche ins Verderben rennt, bis ihn ſeine Geliebte, das treue und verſtändige Brenele, wieder auf den rechten Weg bringt.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet" von 1844 iſt eines der beſten Gemälde von Bitzius. In einer reichen Bauernfamilie regiert die Frau Anna Bäbi. Ihr ſanfter Sohn Jakobli verliebt ſich in Meyeli, eine blutarme Magd, die im härteſten Dienſt und in der roheſten Umgebung aufblüht wie eine Lilie im Sumpf. Er kennt die Geſinnung ſeiner Eltern und weiß, wie ungern ſie eine ſo arme Schwiegertochter im Haus aufnehmen würden, aber er kann es nicht über das Herz bringen, ihr zu entſagen. Indem er, in Träumen verloren, zu ihr gehen will, ſtößt er an einer Ecke mit ihr ſelbſt, die raſch daherkommt, ſo zuſammen, daß ihr der Korb voll Rüben vom Kopf fällt. Er aber reicht ihr die Hand und begehrt ſie zum Weibe. Sie wird durch ihn der Hölle, in der ſie bisher gelebt, entriſſen. Die Schwiegereltern und deren Geſinde nehmen ſie zwar nur hart und unfreundlich auf, aber „ihre innere Wärme trotzte" und beſiegte die Kälte ihrer Umgebung.

„Der Geldstag" von 1846 ſchildert einen jungen dürftigen Gaſtwirth, der eine reiche Frau nimmt, die ſtolze Eiſi, einen neuen Gaſthof errichtet, prahlt, trinkt, ſpielt, ſich als Freigeiſt geberdet, die radikale Mode der Zeit mitmacht ꝛc., bis er voller Schulden in Folge der Trunkſucht ſtirbt. Da wird

er vergantet und die ſtolze Eiſi muß zuſehen, wie alle ihre Fahrhabe verauctionirt und ihr großer ſchöner Spiegel von einer ſpöttiſch auf ſie herabblickenden Nebenbuhlerin erſtanden wird.

„Jakobs, des Handwerksgeſellen, Wanderungen durch die Schweiz" von 1846 zeigen uns den Geſellen in Zürich, Bern, im Waadtlande ꝛc. unter den verſchiedenſten Einflüſſen des Radikalismus, Straußenthums, Communismus ꝛc. jener Zeit. Er wird auch halb verführt, macht aber ſehr bittere Erfahrungen und iſt von ſo guter Art, daß er umlenkt und als frommer und fleißiger Handwerker in die Heimath zurückkehrt.

„Geld und Geiſt". Ein junger Bauer liebt ein braves Mädchen, deren Vater aber einen zweiten, widerwärtigen Freier, blos weil derſelbe noch reicher iſt, begünſtigt. Der junge Liebhaber kommt mit ſchmucken Roſſen ſelber im beſten Putz dahergefahren und das Herz des Mädchens pocht ihm liebevoll entgegen, aber der Vater empfängt ihn mit einer Miene voll Eſſig und Galle, nimmt an, er ſey nur gekommen, eine Schuld einzukaſſiren, zahlt ihm das Geld in den kleinſten und ſchlechteſten Münzſorten auf den Tiſch und heißt ihn gehen. Zum Vorwand der Abweiſung muß auch der Umſtand dienen, daß der junge Mann noch nicht ſelbſtſtändig iſt. Er ſoll erſt Herr des väterlichen Gutes, Vater und Mutter ins Hinterſtübchen verbannt ſeyn, worauf er aus kindlicher Pietät ſich nicht einläßt. Auf ſolche Weiſe nun tritt das gemeinſte Geldintereſſe einer in jeder Beziehung paſſenden ehelichen Verbindung in den Weg, und die beiden jungen Leute werden ſelbſt durch Mißverſtand und vermeintliche Kränkung einander im Herzen entfremdet, bis günſtigere Umſtände eintreten, die dem Jüngling unter den Augen ſeiner guten ſterbenden Mutter die Verſöhnung mit ſeiner Geliebten und eine glückliche Heirath möglich machen.

„Zeitgeiſt und Berner Geiſt" von 1852. Hans, ein reicher Bauernſohn, wird durch die Radikalen aus der Stadt beſchmeichelt, verführt und gänzlich ruinirt. Treues Spiegelbild des ſchändlichen Treibens der damaligen Berner Radikalen.

„Erlebniſſe eines Schuldenbauers" von 1854. Hans Joggi übernimmt ein größeres Gut mit Schulden, wird ſelber nicht bezahlt und wird von argliſtigen Menſchen ſo lange ausgeſaugt, bis er Haus und Hof verliert, tröſtet ſich aber in einem ſoliden Hausknechtsdienſt, in dem er ſorgloſer lebt, als früher.

In kleineren Erzählungen verſuchte Bitzius zuerſt 1842 im „Sylveſtertraum" Jean Paul'ſchen Schwung der Phantaſie, dann 1843 in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz" romantiſche Volksſagen wiederzugeben, wovon er aber wieder abging. Die „Erzählungen aus dem Volksleben" von 1852 enthalten wieder nur ländliche Charakterbilder, z. B. das einer reichen Bäuerin, die einen jungen Freier ihrer Tochter aus der Stadt abfertigt, eines dörflichen Piepmeiers, der es mit allen Parteien hält, eines deutſchen Flüchtlings, der Schweizergnadenbrod mit Thränen eſſen muß ꝛc.

„Die Frau Pfarrerin“ iſt die letzte Erzählung von Bitzius (1855), eine Idylle von großem Reiz. Die Pfarrerin iſt eine einfache, beſcheidene, ſchüchterne Natur. Sie verliert Vater und Gatten und bleibt kinderlos, einſam, bis ſie eines Tages unvermuthet einſchläft und ſtirbt. Kein Verwandter trauert um ſie, nur ein kleiner Vogel, den ſie liebreich gepflegt, ſetzt ſich auf ihre Achſel, auf der er ſo oft geſeſſen, und ſtirbt mit ihr.

Wenn das Rauhe und Peinigende in der Schilderung des Wirklichen bei Bitzius viel mehr vorſchlägt, als eine der Einbildungskraft ſchmeichelnde Idealiſirung, ſo war es doch äußerſt nützlich und zeitgemäß, daß nach ſo viel magenverderbender Leckerei endlich wieder einmal derbe Hausmannskoſt auf den Tiſch kam.

Mehrere Schweizer ahmten Bitzius nach. A. Hartmann trat ihm mit ſeinen Kiltabendgeſchichten (1853) offen als Concurrent entgegen, ohne alle Berechtigung, denn er behielt von Bitzius faſt nur deſſen Fehler bei. Beſcheidener, aber nicht gehaltreicher ſind Bitters Geſchichten aus dem Emmenthal (1857). Ungleich beſſer ſind die Erzählungen von Th. Meyer-Merian: „der verlorene Sohn“, die Geſchichte eines in der vornehmen Welt ſich verirrenden, aber zur rechten Zeit in ſein natürliches Geleis zurücktretenden Handwerkers, und „Kienſeppli“, die rührende Lebens- und Todesgeſchichte eines unglücklichen Auswürflings der Geſellſchaft, der ſich zuletzt aus Dankbarkeit für ſeinen Wohlthäter bei einer großen Ueberſchwemmung aufopfert (1853 und 1855).

Bitzius beſter Nachahmer wurde ein aus dem Schwarzwald gebürtiger Jude, Berthold Auerbach. Derſelbe ſchien anfangs dieſer ſinnigen Vertiefung im chriſtlich-deutſchen Bauernleben durchaus fremd zu ſeyn. Er begann mit zwei Romanen, „Spinoza“ (1837) und „Dichter und Kaufmann“ (1840), welche beide darauf berechnet ſind, den „freien Geiſt“ des modernſten Judenthums im Gegenſatz gegen jeden poſitiven jüdiſchen, wie chriſtlichen Glauben, zu verherrlichen. Auf dieſer Bahn wäre Auerbach verſunken, wenn nicht die Romane von Bitzius heimathliche Jugendgefühle in ihm geweckt und ihn unwiderſtehlich zur Nachahmung getrieben hätten. In den „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“, deren erſte Bände Auerbach 1843 drucken ließ, verräth ſich überall die Bezauberung, in welcher derſelbe ſich befunden, ſeitdem er Bitzius geleſen. Noch führt der Schüler nicht mit voller Sicherheit den Pinſel des Meiſters, aber

überall blickt deſſen Manier hervor. Der Schauplatz iſt nur aus dem Canton Bern in den katholiſchen Schwarzwald verlegt. Die harten, groben Bauern, die Dorflöwen, die dummen Rüpel, die Mütter und die jungen zarten Dulderinnen im ländlichen Mieder ſind dieſelben, nur in ſehr wenig verändertem Coſtüm. Das Rauhe herrſcht, wie bei Bitzius, noch auffallend vor und das Zarte, Süße, Befriedigende der Idylle weicht ſcheu zurück wie des Acis und der Galathea Liebe vor dem gräßlichen Polyphem.

In den Dorfgeſchichten tritt zuerſt der Tolpatſch als der gehänſelte, dumme, aber gutherzige deutſche Bauernjunge (der echte deutſche Michel) charakteriſtiſch hervor. Dann der rauhborſtige böſe Schloßbauer, zu deſſen Füßen ſeine ſchöne Tochter Veſele wie die Felſennelke aufblüht und verwelkt; der gottloſe Frieder, der ſich im Gefängniß henkt; der durch den modernen Schwindelgeiſt zu tollen Speculationen verführte Diethelm, der zuletzt böswillig ſein verſichertes Gehöfte anzündet und im Zuchthaus endet; der durch die Hoffarth verführte Dorflöwe Florian, der, nachdem er aus dem Strafhaus entlaſſen iſt, als Scheerenſchleifer umherziehen muß, aber durch die treue aufopfernde Liebe ſeiner Crescenz getröſtet wird; der wilde Luzian, der ſich an dem Pfarrer vergreift. Die beſte unter dieſen harten Dorfgeſchichten iſt „der Lehenhof“. Hier ſehen wir Vater und Sohn, Bruder und Bruder im furchtbaren, handgreiflichen Kampfe um Theilung des großen Bauernguts, und obgleich die Söhne zu Grunde gehen, tröſtet ſich der kinderloſe Vater noch mit Stolz, daß er die Untheilbarkeit des Gutes doch erhalten habe. Das iſt uralt alemanniſches Gefühl. Das knüpft die jüngſte Gegenwart an Eticho's Zeiten an. Eben ſo treu aus dem Leben gegriffen und rührend iſt die „Erdmuthe“, das arme Opfer einer Vergantung. Am rührendſten iſt die Erzählung von dem armen „Tonele mit der gebiſſenen Wange“. Das hübſche Bauernmädchen wird von ihrem Liebhaber in der verliebten Wuth wirklich angebiſſen, ſtößt ihn daher mit Abſcheu von ſich und nimmt die Liebe eines ehrlichen Jägers an, der aber im Zweikampf von dem tollen Nebenbuhler umgebracht wird. — Heiteren Charakter haben nur die Erzählungen von „Ivo, dem Hairle“, das Stillleben eines jungen, nachher den Stand ändernden Vicars; „der Lauterbacher“, das Stillleben eines Anfangs von den Bauern verachteten, aber durch ein braves Weib getröſteten und mit den Bauern verſöhnten Schulmeiſters; „Lorle“, das Stillleben einer vom Land in die Stadt an einen Profeſſor verheiratheten, aber geſchieden zurückkehrenden Frau, und die Liebe des fleißigen und treuen Maurers Broſi.

Nach dem Beiſpiel von Hebel und Horn zerblätterte Auerbach ſeine Dorfgeſchichten auch in Calenderweiſe, zuerſt im „Gevattermann“. Sein

Trauerſpiel in Proſa „Andreas Hofer“ fiel ſchwach aus. Dahin paßt er nicht. In ſeinem Roman „neues Leben“ von 1852 hat er keine Fortſchritte gemacht, ſondern ſchwankt noch. Inzwiſchen eignete ſich, nachdem 1847 das Buch der Kindheit von Bogumil Goltz erſchienen war, Auerbach deſſen warme Auffaſſung an und lernte von ihm, die Natur mit friſchen kindlichen Augen anſehen. Nicht nur in ſeinen „deutſchen Abenden“ plaudert des „Waldſchützen Sohn“ mit den Bäumen und Vögeln des Waldes, ſondern auch im „Schatzkäſtlein des Gevattermanns“ verräth ſich vielfach die Goltziſche Manier. Ungefähr gleichzeitig mit dem Buch der Kindheit erſchien la petite Fadette der Madame Dudevant (George Sand) in Paris,

die rührende Geſchichte eines armen zerlumpten Mädchens, ſchimpflich Grille genannt, die aber durch ihr gutes Herz und durch ihren glänzenden Verſtand die Liebe des ſchönſten und reichſten Bauernſohns gewinnt.

Nach dieſen Muſtern nun dichtete Auerbach 1856 ſeine liebliche Idylle „Barfüßele“, entſchieden ſein beſtes Werk.

Amrei (Anna Maria) und ihr Bruder Dami (Damian) verlieren ihre Eltern früh. Sie dürfen nicht einmal in das elterliche Haus zurück, an das ſie oft klopfen, um die, wie ſie glauben, noch lebenden Eltern zu rufen. Sie wachſen im Elend auf. Amrei muß immer barfuß gehen, daher man ſie nur das Barfüßele nennt. Sie muß die Gänſe hüten, der niedrigſte und verachtetſte aller Dienſte. Aber unter freiem Himmel verkehrt ſie ſinnig mit den Sternen, Wolken, Bäumen, Kräutern und Thieren und lauſcht der Natur ihre zarteſten Geheimniſſe ab. Die ſchwarze Marann, eine phantaſtiſche Wittwe, bei der ſie allein wohnt, beſtärkt ihren Hang zum Sinnen und Schwärmen. Endlich kommt Amrei als Magd auf eines reichen Bauern Hof. Hier wird ſie von Roſel, der hoffärthigen Schweſter des Bauern, viel geplagt. Einmal darf ſie mit auf eine Hochzeit in dem benachbarten Dorf Endringen. Da erregt ſie die Aufmerkſamkeit eines bildſchönen und wohlgekleideten fremden Bauernſohnes (Johannes); während ſie als arme Magd ohne Tänzer daſtehen und den reichen Burſchen und Mädchen ihres Dorfes die überflüſſigen Kleider, Tabakspfeifen ꝛc. halten muß, geht er auf ſie zu, fordert ſie zum Tanz auf, tanzt mit ihr zu Aller Bewunderung, denn ſie ſind das ſchönſte Paar zuſammen, verläßt ſie aber ſchnell, nachdem er erfahren hat, ſie ſey nur eine arme Dienſtmagd und nachdem er einen kurzen wehmüthigen Abſchied genommen hat. Sie ſieht ihn nicht wieder und weiß nicht, wer er iſt. Ihr Herz iſt ſchwer. Neuer Kummer kommt über ſie durch ihren Bruder, dem alles mißlingt und für den ſie immer von neuem ſorgen muß. Da meldet ſich ein Freier für die Roſel und mit Entſetzen und Wonne zugleich erkennt Amrei in ihm den Tänzer

von Endringen. Ihr Herz pocht zum Sterben. Sie kann nicht ſchlafen. Sie irrt in der Nacht im Felde und Walde und zieht ſich dadurch einen dicken Backen zu. Dieſer aber ſchützt ſie nun, daß Johannes ſie nicht erkennt. Er wendet ſich an ſie, als die Magd des Hauſes, um über Roſels Charakter Erkundigungen einzuziehen. Ihre großmüthigen und verſtändigen Antworten erfreuen ihn, während ihn gar manches an Roſel ſelbſt abſtößt. Er iſt nur auf Probe gekommen, ſeine Eltern haben ihm alle Freiheit gelaſſen, ſich ſelbſt eine Frau zu wählen, und er iſt klug. Am Abend, als Roſels ganze Verwandtſchaft eingeladen iſt, erſcheint Amrei, wie ihr die Bäurin geheißen, in ihrem Sonntagsſtaat. Das will Roſel nicht leiden, ahnend, der Fremde könne jetzt erſt ein Auge auf ſie werfen. Amrei rechtfertigt ſich, aber Roſel wirft ſie zu Boden und ſchlägt ſie ins Geſicht. Da plötzlich ſteht Johannes zwiſchen ihnen, deckt Amrei, die noch am Boden kniet, mit ſeiner Hand und — erklärt ſie zu ſeiner Braut. Er begleitet ſie in ihre enge Kammer und zur ſchwarzen Marann', die, indem ſie in Johannes ihren verlorenen Sohn wiederzuſehen glaubt, vor Freude ſtirbt. Nachdem Amrei für die Todte geſorgt, ſetzt ſie ſich hinter Johannes auf ſeinen Schimmel und ſie reiten in die ſchöne Sommernacht hinaus, in heller Wonne, zunächſt in den Wald zum höchlich überraſchten Dami, der hier als Köhler lebt. Dann am Morgen reiſen ſie zu Wagen weiter nach des Johannes Heimath. Amrei geht allein voraus auf den Hof und gewinnt durch ihren überlegenen Geiſt und durch die edle Offenheit ihres Benehmens der reichen Eltern Gunſt, ſo daß ſie mit Freuden als Schwiegertochter anerkannt wird.

Ein zweiter Nachahmer des Bitzius, der Pfarrer Wilh. Oertel zu Horn im Hundsrück, der ſich W. O. von Horn nannte, gab ſeit 1846 einen Volkskalender voll kleiner Dorfgeſchichten unter dem Namen „Spinnſtube“ heraus, ſpäter „Rheiniſche Dorfgeſchichten“, „des alten Schmiedjakobs Geſchichten“ ꝛc. Er ſpiegelt das Bauernleben auf dem Hundsrück, an der Moſel, Ahr und im Naſſauiſchen ab. Da das rheinländiſche Blut leichter fließt, begegnen wir bei ihm keinen ſo ungeſchlacht groben Geſtalten, wie im Oberlande; er zeichnet ſeine Leute ſehr treu und weiß auch durch Geſchichten armer Kinder das Herz zu rühren; im Allgemeinen aber ſüßelt er ein wenig zu viel in der Manier der Düſſeldorfer Genremaler. — Aehnlich die „Geſchichten und Erzählungen“, „aus der Rockenſtube,“ „aus dem Altmühlthal“ ꝛc. von Karl Stöber (ſeit 1841).

Beſonders lieblich ſind darin die Schilderungen armer und frommer Kinder, welche Segen ins Haus bringen, und ſehr treffend die komiſche Beſtrafung

eines Juden, der zum erſtenmal in ein bis dahin von Luxus und Corruption jeder Art verſchontes Gebirgsdorf kommt.

In Belgien gab Hendrik Conſcience Dorfgeſchichten in vlämiſcher Sprache heraus, welche zuerſt der ehrwürdige Biſchof Diepenbrock 1845 in's Deutſche überſetzte. Seitdem hat man alle ſeine übrigen Romane ebenfalls überſetzt.

Sie ſchildern das altvlämiſche Leben im Bürger- und Bauernſtande und zwar im Gegenſatz gegen die moderne Bildung, in den Kriſen der Revolution, in den Bedrängniſſen des „Geldteufels" ꝛc. und zeichnen ſich wie durch edle Einfalt, ſo durch tiefe katholiſche Frömmigkeit aus.

Von Joſef Rank in Wien erhielten wir 1843 Schilderungen „aus dem Böhmerwalde", worin Leben und Sitten eines wenig bekannten, aber kerndeutſchen Volkes trefflich charakteriſirt waren. Dagegen fielen die Dorfgeſchichten, welche Rank nachher von jenem Urſtoff abzog, zu breit und empfindſam aus. So die: Weißdornblüthen, Florian ꝛc.

Joſeph Friedrich Lentner, ein junger Bayer, der ſich meiſt in Tirol aufhielt, deſſen Berge ihm lieb geworden waren, ſtarb frühe an Schwindſucht und hinterließ „Geſchichten aus den Bergen", in denen ſeine Schwermuth ſich ſpiegelt. Die hier mitgetheilten kleinen Novellen ſind zum Theil ſehr rührenden Inhaltes. Ich hebe nur die am meiſten charakteriſtiſchen hervor:

Ein Zithermacher aus Tirol hört, ſeine Geliebte habe einen andern geheirathet, überfällt ſie im Wahnſinn und will ſie ermorden, wird aber noch verhindert. — Ein friſcher Tiroler, Florian, betrachtet vom Gletſcher herab das Dorf, in dem er bald ſeine Hochzeit feiern will, und läßt in ſeines Herzens Freude einen Juhſchrei laut durch die Berge hallen. Da von dem Schrei wird der Schnee erſchüttert und löst eine Lawine ſich ab, die ihn begräbt. — Die Mutter eines unehelichen Kindes, das ſie verloren, windet ihm immerfort Kränze. — Ein Schwärzer (Schmuggler) rettet ſeinen Todfeind, einen Zollbeamten, den er erſtarrt im Schnee findet. — Ein bayriſcher Aſſeſſor ſoll im Jahre 1809 eben von den Tiroler Bauern erſchoſſen werden, als ein Bauernmädchen auf ihn zuſtürzt und den andern zuruft, es ſey ihr Schatz. Da ſchonen ſie ihn, er will dem Mädchen danken, aber ſie verſchwindet. — Eine Mutter glaubt, ihr Kind habe ſich an einem Kraut vergiftet und ißt den Ueberreſt, um mit ihm zu ſterben, denn ſie hat ſonſt Niemand auf der Welt; aber das Kraut erweiſt ſich als unſchädlich.

Weniger anziehend ſind Lentners hiſtoriſche Dichtungen, „Ritter und

Bauer" aus dem 12. Jahrhundert und „der Tiroler Bauernspiegel" vom Jahre 1809. Unbehaglich düster das Novellenbuch (1848), voll Erinnerungen an die Zeit der politischen Verfolgungen, unter der auch er gelitten.

Unter andern muß hier Euphrosine, die Geliebte des verfolgten Clemens Müller, einen verhaßten Beamten heirathen. Ihr Geliebter wird vor ihren Augen von ihrem Manne mit Hülfe eines großen Hundes, der ihn niederreißt, verhaftet und in Ketten gelegt. Dann in langer Untersuchung ergötzt sich der Beamte, nicht nur den Gefangenen, sondern auch seine eigne Gattin moralisch zu martern. Am Ende aber stirbt er und der glücklich Befreite heirathet noch seine Wittwe. — In einer andern Novelle läßt sich der treue Wastel für den Bruder seiner Geliebten fünf Jahre lang als Wildschütz ins Zuchthaus stecken, während sie von einem ruchlosen Freier umschlichen und bedrängt wird. Aber er wird noch frühe genug entlassen, um sie zu retten und zu heirathen.

Der „Bauernschinder" von H. E. Marcard (1844) ist ein treues, ganz aus dem Leben gegriffenes, aber schauererregendes Bild der aus dem modernen „Fortschritt" ausgeborenen Harpyen, die an Leib und Seele des Bauern nagen, der Wucherer, Güterschacherer, treulosen Creditgeber, Schuldscheinmäkler, Verführer zu Luxus, Verspotter der guten alten Sitten und Redlichkeit ꝛc.

Der Roman zeigt, wie durch solche höllische Künste unter dem Schutz der Gesetze der ehrlichste und bravste Bauer um Haus und Hof, Ehre und Seligkeit gebracht werden kann.

Mit mehr religiösem Auge und Trost faßte Friedrich Ahlfeld und Glaubrecht (R. L. Oeser) jener in fränkischen, dieser in wetterauischen Dorfgeschichten die Sünde und Corruption des Volkes auf. Die „norddeutschen Bauerngeschichten" von K. Ernst (1850) sind sehr grell.

Da kommt ein „ganzes Dorf voll Schurken" vor, ein Sohn, der unwissend seinen Vater erschießt; eine Hochzeit, auf welcher sich die Braut als schon von einem Andern in guter Hoffnung erklärt ꝛc. Nichts als Criminal- und Polizeigeschichten.

Hieher gehören noch die erzgebirgischen Dorfgeschichten von Wilderhahn, eine niedersächsische von Schirges, die „aus dem Volksleben" von Fr. Friedrich ꝛc.

Im norddeutschen Torfmoor wird ein junger Mann, der seinem Bruder

eben Geld bringen wollte, damit er heirathen könne, vom Vater der Braut ermordet und beraubt ꝛc.

Heinrich Pröhle, der die ſchönen alten Volksſagen des Harzes ſammelte, ſchrieb 1851 die „Walddroſſel".

Das iſt eine ſchöne muntere Förſterstochter, an deren einfache Liebesgeſchichte ſich die traurige Betrachtung der immer mehr durch Schulmeiſterei und Einfluß des modernen Staats verſchwindenden alten Volksſitte knüpft, mit der auch der tiefere innere Seelenfriede verſchwindet.

Pröhle's Vater ſammelte alle noch im Volk bis jetzt erhaltenen alterthümlichen Sitten und Gebräuche, um wenigſtens, ehe ſie vollends untergehen, ihr Andenken zu erhalten. Die Geſchichten „aus dem Volk" von Edmund Hoefer (1852) ſuchen das Intereſſe mehr in der Wahrheit, als im romantiſchen Reiz.

Am einfachſten und rührendſten iſt die Dorfgeſchichte „verhandelte Treue" worin zwei Liebende getrennt und an Ungeliebte verheirathet werden. Das „Verlaſſene Haus" zeigt uns einen dörflichen Virginius, der ſeine Tochter erſchießt, um ſie vor der Verführung eines Grafen zu retten. Dazu Soldatengeſchichten, Erzählungen eines alten Tambour.

Hoefer ſchrieb noch Geſchichten aus alter und neuer Zeit, bewegtes Leben, Norien (Erinnerungen einer alten Frau), Schwanwiek (ein norddeutſches Natur- und Sittengemälde).

Vieler Beliebtheit erfreuen ſich auch die ſchwäbiſchen Sittengemälde von Ottilie Wildermuth (1852), die ſie ſeitdem nur zu fleißig fortgeſetzt hat. Sie gehen weniger auf romantiſchen Reiz, als auf Naturwahrheit in Schilderungen des häuslichen Lebens aus. Am eigenthümlichſten ſind ihre „ſchwäbiſchen Pfarrhäuſer". Sie ſchließt den heitern Scherz nicht aus. Ernſter, von tiefſter Gemüthlichkeit und ſehr fromm ſind die Erzählungen der jung verſtorbenen Frau Marie Nathuſius, unter denen „das Tagebuch eines armen Fräuleins" von 1853 am beliebteſten wurde.

Das arme Fräulein wird aus großer Noth und Armuth durch einen wackern Edelmann gerettet, der ſie heirathet. Voll Demuth und Anſpruchsloſigkeit weiß ſie ſelber nicht, wie liebenswürdig ſie iſt und welchen Eindruck ſie auf das Herz des Edelmanns gemacht hat. Das iſt eines der reizendſten Charakterbilder unſerer neueren Poeſie.

Neben ihren übrigen Erzählungen zeichnen ſich die „alte Jungfer"

und „Eliſabeth“ am meiſten aus, treue Bilder des weiblichen Lebens außer und in der Ehe.

Eine hübſche Dorfgeſchichte „der Weihnachtsfund“ ſchrieb Hermann Kurz in Stuttgart 1856, nachdem er ſchon für eine gelungene Ueberſetzung des Triſtan und für ſeine Karlsſchüler (Scenen aus dem Jugendleben Schillers) Beifall geerndtet hatte.

Eine fromme und brave Bauernmagd, Juſtine, wird verführt und betrogen, muß deshalb ihrem eigentlichen Geliebten, einem wackern Handwerksgeſellen, entſagen, ohne daß er die Urſache ahnt, gebiert dann heimlich ein Kind und lebt in Ehrbarkeit fort, bis ihr Geliebter wiederkommt und ſie ihm nun erſt alles Vorgefallene geſteht. Er erkennt ihre Unſchuld, heirathet ſie und nimmt ſich väterlich ihres Kindes an.

In dem Roman „Hieronymus“ von Maler Lucian Reich (1853) wird das Leben, Sitten, Tracht ꝛc. des Hebel'ſchen Heimathlandes in der Baar und im Schwarzwald zugleich in Schrift und im Bilde dargeſtellt. Die Zeichnungen ſind ſehr lieblich und treu.

Hieronymus iſt ein armer Wäldler, an deſſen Abentheuer ſich die Schilderung des Landes und Volkes zwanglos anknüpft. Das Buch iſt nicht blos Dorfgeſchichte, ſondern auch eine Quelle für die Sittenkunde.

9.

Wiedererſtarkung der Religioſität.

Die unbedingte Herrſchaft der Aufklärung währte nur bis zu dem großen Kriege im Jahr 1813. Damals im Unglück lernten die Gebildeten in Deutſchland zum erſtenmal wieder beten. Auch die katholiſirende Romantik hing genau mit der patriotiſchen Reaction gegen Frankreich zuſammen. Während der Reſtauration wurde dagegen ſowohl in Oeſterreich unter Metternich, als in Preußen unter dem verhegelten Miniſterium Altenſtein die kirchenfeindliche Frivolität gehegt und gepflegt. Nun ließ ſich aber die einmal erwachte Sehnſucht edler Herzen nach der verlorenen Kirche nicht mehr unterdrücken und unter Proteſtanten, wie Katholiken wurde der Drang zur Kirche immer mächtiger. Davon gaben die Altlutheraner in Schleſien 1825 und edle Kämpfer für den Glauben

wie Harms, Scheibel, Hengstenberg ꝛc. und noch viel energischer seit 1837 der Erzbischof von Köln, Görres ꝛc. Zeugniß. Nach langen Kämpfen des Unglaubens mit dem Glauben führte das tolle Jahr 1848 einen nicht geahnten Triumph des letzteren herbei, denn aus Angst vor der Anarchie fingen nun auch die Bureaukraten und Philister an, der Kirche wieder Achtung zu erweisen.

In der Poesie haben sich diese Kämpfe nicht ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Tiefe nach abgespiegelt. Das Leben war hier (wie eigentlich immer) viel reicher als die Phantasiewelt der Dichter. Auf dem protestantischen Gebiete schafften die rationalistischen Consistorien am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfang des unsern die alten frommen Gesangbücher ab und führten neue ein, worin die Stichwörter der alten Gläubigkeit (Christus, Herr) vermieden und moderne Surrogate (Vorsehung, Himmel, Weisheit) dafür gesetzt, auch die besten alten Lieder weggelassen und durch lehrhafte Altklugheiten ersetzt wurden. In Wilh. Bauer's Kirchenlied (1852) ist die ältere und neuere Methode in ihren Contrasten am besten charakterisirt. Die rationalistischen Kirchenlieder wurden zu Freimaurerliedern herabgewürdigt. Da sang man z. B.:

Vernunft, du sollst mich immer mehr
Die wahre Weisheit lehren.

* * *

Er thut, was Wohlstand ihm gebeut,
Doch trügend Spiel und Ueppigkeit
Heißt ihn die Klugheit meiden ꝛc.

Auch das Lied von Salis „das Grab ist tief und stille und deckt ein unbekanntes Land" wurde in die Gesangbücher für die Kirche aufgenommen, der jenes Land nicht unbekannt seyn darf. Eine Menge literarischer Spekulanten drängten sich damals auf, um den Herren und Damen die nicht mehr genießbare Bibel und Orthodoxie mit einer glatten, niedlichen und biegsamen Toilettentheologie zu ersetzen, Witschel seit 1798 mit seinen empfindsamen Morgen- und Abendopfern, Zschokke mit seinen weit verbreiteten Stunden der Andacht, hundert Andere mit galanten Frömmeleien für gebildete Töchter ꝛc.

Nach den großen Kriegen bemühten sich die wieder frommer und ernster gewordenen Consistorien, das Unkraut der Aufklärungszeit aus den

Gesangbüchern wieder auszutilgen und den alten Glauben im Kirchenliede herzustellen. Auch fanden sich viele neuere Sänger der Kirche. Ich werde sie hier nicht alle besprechen, so wenig wie alle älteren. Nur muß ich bemerken, daß bei den meisten die Frömmigkeit immer noch zu viel mit Selbstgefühl gepaart erscheint und daß in den neuen geistlichen Liedern das Wort Ich zu oft vorkommt. Auch haben die modernen Frommen mit den früheren Rationalisten in der Zurechtmachung der Toilettentheologie nur zu viel gewetteifert und in unzählbaren Communionbüchern, Hausandachten aller Art das Goldkorn des Wortes Gottes breit geschlagen zu Goldschaum und Modeflitter.

Einer der besten evangelischen Liederdichter ist Albert Knapp in Stuttgart, Sammler der alten Kirchenlieder (Liederschatz 1837). Seine eigenen geistlichen Lieder zeichnen sich durch die tiefste Frömmigkeit aus, werden aber oft zu wortreich. In seinen Hohenstaufenliedern (1839) besingt er den schönen Berg, auf dem einst die Burg unserer großen Kaiser stand, und knüpft daran stolze und wehmüthige Erinnerungen. — Sehr schön sind auch viele Lieder von Spitta: dessen „Psalter und Harfe", ein Buch, welches seit 1833 schon 22 mal aufgelegt und sehr verbreitet wurde. Sie sprechen durch tiefe Innigkeit des Gefühls und durch die Ruhe gläubiger Zuversicht an. — Aehnlich sind die schönen Lieder des Joh. Fr. von Meyer („Hesperiden") von 1836, voll hoher Andacht, Anbetung der Majestät Gottes, himmlischem Heimweh und Sehnsucht nach dem Frieden Gottes. Echt herrnhutische Lieder, nur etwas geschmackvoller, als die älteren, dichtete Karl Bernh. Garve.

Die Helden der Reformation wurden überaus oft gefeiert, besonders an der Jubelfeier von 1817 und 1830, aber meist prahlerisch, hochtrabend, geschmacklos. Keine Dichtung auf Luther erreichte an poetischem Werth das verrufene, aber am Ende doch geistreiche Schauspiel von Zach. Werner. Nur die epische Dichtung „Luther" von Bechstein (1834) nahm einen höheren und genialeren Schwung. Geringer waren die Schauspiele „Luther" von Klingemann, Haupt, Köster. Fröhlich feierte in epischen Dichtungen Zwingli und Hutten, Rellstab und Duller den Sickingen, in Schauspielen Schier den Huß; Schöne, Gehe, Fr. Förster den Tod Gustav Adolfs ꝛc.

Fr. Adolf Krummacher, ein angesehener Geistlicher Bremens,

hielt den Ton von Claudius und Herder ein. Seine „Parabeln“ von 1805 erlangten großen und verdienten Ruf durch ihre edle Einfachheit und Frömmigkeit. Aber der Dichter neigte etwas zu sehr zur weichen, empfindsamen Familienseligkeit hin.

Die Kinderwelt, 1806. Festbüchlein. Die Liebe, ein Hymnus. Apologien und Paramythien. Johannes, ein Drama. Bilder und Bildchen. Das Täubchen ꝛc.

Das Epos „Jesus“ von G. A. von Halem (1810) ist eine Ergänzung zu Klopstocks Messias, indem es da aufhört, wo dieser anfängt, sentimental und langweilig.

Großen, nicht durchaus verdienten, Ruhm erlangten die Glockentöne von Friedrich Strauß, 1815. Derselbe faßte im frommen Wupperthale die Eindrücke seiner nächsten Umgebung als Scenen aus dem Leben eines jungen Geistlichen zusammen, in einem äußerst salbungsvollen, kokett frömmelnden Tone, viel zu süßlich. Erscheint auch das Bestreben, die gebildete Welt wieder frömmer zu stimmen, an sich löblich, so sollte es sich doch anderer Mittel bedienen, als dieser eiteln Selbstportraitirung. Die Liebe zu Gott darf nicht verschwimmen mit der eigenen Beliebäugelung im Spiegel. Die Glockentöne verschafften dem jungen Dichter eine Hofpredigerstelle in Berlin. Er schrieb noch zwei geistliche Romane „Helons Wallfahrt nach Jerusalem“ und die „Taufe im Jordan“, beides nur belehrende und zugleich etwas sentimentale Sittengemälde aus der Anfangszeit des Christenthums.

Sämundis Führungen, ein Roman von J. A. Kanne mischt Christen- und Maurerthum.

Sämundis reißt sich aus den heidnischen Mysterien los, um sich in die christlichen einweihen zu lassen. Die ersteren, sowohl des Typhon als des Bacchus, sind in ihrer wilden Sinnlichkeit wenigstens kurzweiliger als die letzteren, in denen die Geheimbündlerei und maurerische Phrasenmacherei und Moralitätsprahlerei sehr langweilt. Fast komisch ist die Zuziehung der Frauenzimmer. Es muß sich in diesem sittlichen Roman alles paaren.

R. A. von Boguslawski schrieb ein Epos Diocles (Berlin, 2. Aufl. 1817) in Hexametern, zur Verherrlichung des Christenthums, gut gemeint, aber zu empfindsam.

Diocles (Kaiser Diocletian) hat Frau und Tochter verbannt, weil sie sich

zum Chriſtenthum neigen, entſagt ſpäter als Philoſoph der Regierung, verirrt einmal in der Einſamkeit des Gebirges, wird aus Lebensgefahr durch einen ehrwürdigen Greis gerettet und von demſelben in die Geheimniſſe des Chriſtenthums eingeweiht, erkennt deſſen Vortrefflichkeit an und findet nun auch Frau und Tochter wieder.

Beſſer waren Hefekiels Blüthen heiliger Dichtung und deſſen Bilder aus dem Leben eines Studirenden (1822), und Theremins Abendſtunden, Stimmen aus Gräbern, Adalberts Bekenntniſſe (1828).

Ein wenig ſeltſam war der Roman „Joſeph Sannazar" von Theod. Melas (1837),

ſofern ſich hier zwei irdiſch Liebende bei jedem Händedruck und Kuſſe einbilden, Chriſtus müſſe zwiſchen ihnen ſtehen und jedes von beiden liebe und küſſe eben nur den Herrn. Das iſt gut gemeint, aber geſchmacklos und eine unſtatthafte Herbeiziehung des Heiligen.

Ein Extrem von Weichlichkeit ſtellten die übrigens recht frommen „Klänge aus der Welt des Gemüths" von Wilhelm St. Paul (1839) dar.

Der Dichter verlangt, wir ſollen alle wieder Kinder werden, nur in der Kindheit allein könne der h. Geiſt wieder geboren werden.

Hieher gehören noch zwei fromme epiſche Dichtungen von D. Pape (die Sterne 1837 und Chriſtus 1840).

Eine merkwürdige Erſcheinung waren 1843 die Gedichte Friedrich Becks, weil ſie den damals die Literatur durchtobenden Heiden und Juden das Kreuz vorhielten und ſie mahnten, das Kreuz werde ſiegreich über dem Erdenrunde ſtehen bleiben. Auch neigte dieſer Dichter zur Form der alten Minneſänger hin.

Eine Roſe blühte, ſo lieb war keine mir;
Ich pflegte mit ſorglicher Hand ſie für und für,
Bald aber ſenkte das Haupt ſie welkend nieder,
Und mußte ſcheiden;
Meine Leiden
Sah ſie und ſprach: im Lenze kehr ich wieder.

Im Jahre 1841 hat Stehling ein „jüngſtes Gericht" gedichtet,

worin die Welt nicht in der Fülle ihrer Kraft und Sünde durch Gottes Zorn zerſtört wird, ſondern gleichſam nur an Alter und Entnervung abſtirbt, wie eine alte Uhr ſtockt und ſtehen bleibt. Die Sonne läuft nicht mehr, das Meer

trocknet aus. Als letzter Menſch bleibt der ewige Jude übrig. Da brauſen Meteore hervor und ſtecken die Erde in Brand. Der Jude ſtürzt hinein. Die verbrannte Erde bleibt als Schlacke zurück, in der Satan nunmehr bequem ſeine Reſidenz aufſchlagen will. Da eröffnet Gott das Weltgericht, alle Todten ſtehen auf; der Tod ſelbſt, der entwichen war, kommt zurück, um — Satan zu tödten und ſtirbt dann ſelbſt. Zum Schluß allgemeine Amneſtie und Verſammlung der Menſchen in einer neuen Welt ohne Uebel. — Obgleich dieſe Dichtung in der That ſehr viel Schönes und Ergreifendes enthält, iſt ſie doch nicht kirchlich. — Derſelbe dichtete „Deutſchlands Freiheitskämpfe“ in einem langen Epos (1845).

In mehreren Tendenzromanen wurden die religiöſen Gegenſätze der Zeit geſpiegelt.

In dem Roman „Wahl und Führung“ von Heinr. Wilhelmi (1818) wird der gläubige Proteſtantismus gegenüber vom Katholicismus und Unglauben erhoben.

Der Katholik Leopold wird von dem Bewußtſeyn gequält, einen Meuchelmord veranlaßt zu haben. Die bekannten Heilmittel ſeiner Kirche gewähren ihm keinen Troſt. Erſt Theodorus, der ſanfte, allliebende, tolerante Proteſtant, gibt ihm die Seelenruhe zurück, hauptſächlich durch den Beweis, daß der ſcheinbar Gemordete noch lebe. Alle verſammeln und verſöhnen ſich dann am Grabe dieſes Theodorus, der ein wenig Leſſings Nathan nachſchlägt und eher ein Theophilanthropiſt, als ein Chriſt iſt.

Wilhelmi ſchrieb noch mehrere ähnliche Romane. Im „Cöleſtin“ ſtellt er dem Prieſter den Menſchen entgegen. Der berühmte Theologe de Wette ſchrieb 1821 den Roman „Theodor oder des Zweiflers Weihe“ und 1829 „Heinrich Melchthal oder Bildung und Gemeingeiſt“. Beide lehrhaft.

Im erſteren beſchreibt er den Bildungsgang eines proteſtantiſchen Geiſtlichen unter Erwägung aller damals vorkommenden theologiſchen Richtungen, im zweiten den Bildungsgang eines Laien unter Erwägung der damals herrſchenden wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Anſichten. Ungefähr im Geiſt Herders gedacht, ein ſittlich-gemüthlicher Rationalismus unter ausdrücklicher Verwahrung gegen Pfaffenthum und Pietismus. Im Melchthal fällt widrig auf, daß es eine Dame iſt, von der alle theologiſche Weisheit ausgeht.

Merkwürdige Tendenzromane ſchrieb Profeſſor Succow in Breslau unter dem Namen Posgaru, 1829 die „Liebesgeſchichten“,

worin ein Graf einen fein epikuräiſchen in Göthe's Namen verſammelten kleinen Freundeskreis um ſich bildet, in welchen ein männlicher und ſittlich

reiner Baron als Gaſt eintritt, ſich bald aber unwillig wieder entfernt. Plötzlich aber wird der Kreis zerriſſen, indem der Bruder eines vom Grafen argliſtig verführten Mädchens dieſen ermordet.

Bald darauf fügte Succow den „Germanos" hinzu, eine Apotheoſe des Proteſtantismus oder vielmehr der Zukunftskirche.

Eine durch Zwietracht und Verbrechen zerriſſene italieniſche Fürſtenfamilie verſöhnt ſich in dem neuen Glauben (zur Zeit Karls V). Der alte Germanos erblickt in einer Viſion eine allegoriſche Umdeutung der alten Schöpfungstage und zugleich der Apokalypſe in die neue Schöpfungszeit der Reformation, worin die letztere 1) dem „Es werde Licht" und 2) ſogar dem großen Auferſtehungsmorgen gleich geſetzt wird.

Als die Kölner Wirren aus Anlaß der gemiſchten Ehen ausbrachen, (1837), ſchrieb Oberconſiſtorialrath Bretſchneider in Gotha, ein fanatiſcher Rationaliſt, einen Tendenzroman „der Freiherr von Sandau".

Ein proteſtantiſcher Hauptmann liebt ein katholiſches Mädchen, die Tochter des Freiherrn von Sandau. Ein katholiſcher Pater mißbilligt dieſe Verbindung und intriguirt dagegen, aber ein bejahrter katholiſcher Weltprieſter findet ſie entſchuldbar und hilft ſie dem Fräulein erleichtern. Alles in der Manier Kotzebue's. Liebe geht über Religion. „Sie (die katholiſchen Prieſter) lieben nicht, die ſüßeſten Menſchenfreuden ſind ihnen verpönt; von Rom iſt keine Barmherzigkeit zu hoffen."

Eben ſo iſt ein Trauerſpiel von Angelſtern (1839) gedacht.

Angelica von Detmaringen, eine Proteſtantin, die glückliche Gattin des katholiſchen Grafen Sigismund, wird von dem katholiſchen Prieſter Molina verfolgt, und als ſie nicht katholiſch werden will, der Untreue verdächtigt. Ihr Mann, ganz in des Prieſters Hand, hört auf ſie zu lieben und bedrängt ſie mit falſchen Beſchuldigungen. In der Angſt ſucht ſie Rettung bei einem proteſtantiſchen Jugendfreunde Walther, der einſt den Grafen vom Tode gerettet hat. Aber ihr Verhältniß bleibt nicht rein. Aus Verzweiflung vergiftet ſie ſich, Walther aber wird vom Grafen erſchoſſen.

Eine antiproteſtantiſche Tendenz hatte dagegen der Roman des zur katholiſchen Kirche übergetretenen W. Meinhold (der getreue Ritter oder Sigismund Hagen).

Unter den Romanen, die eine Vermittlung zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus anſtrebten, ſteht Tiecks Aufruhr in den Cevennen (ſiehe oben S. 309) voran, blieb jedoch ohne Ausgang. Friedrich von Uechtritz ſchrieb 1853 den Roman „Albrecht Holm",

worin Agnes, eine ehemalige Nonne, als Gattin des einſeitig proteſtantiſchen Holm zwiſchen dieſem und ſeiner früheren Geliebten, der einſeitig katholiſchen Lucrezia, ſtehend, den Gegenſatz beider friedlich ausgleicht und den Beweis liefern ſoll, daß das Edelſte beider Glaubensformen wohl in einem Weſen könne verſchmolzen werden.

Gotthilf Heinrich von Schubert, Profeſſor in München, verband mit reichem naturwiſſenſchaftlichem Wiſſen eine tiefe und ſanfte Frömmigkeit. Alle ſeine gelehrten Werke ſind von der letztern durchdrungen, vorzugsweiſe die aſtronomiſchen und die pſychologiſchen.

Seine „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“ von 1803, ſeine „Symbolik des Traums“ 1814, ſein großes Werk über „die Seele, die Seelenkrankheiten“ ꝛc. haben Epoche gemacht.

Er ſchrieb auch Erzählungen, worin eine Art pietiſtiſche Richtung doch keineswegs zu Kopfhängerei führt, ſondern der Jugend ſehr praktiſche Lehren ertheilt werden und unter anderm auch vor dem falſchen Pietismus gewarnt wird (in der Geſchichte des Jakob Werner). Auch ſeine Lebensgeſchichte, ſeine Reiſen ꝛc. zeigen dieſen frommen und zugleich verſtändigen Geiſt.

Einer der edelſten Dichter der frommen Richtung iſt Victor v. Strauß, fürſtlich Lippe'ſcher Geheimerath. Seine lyriſchen Gedichte gehören zu den ſchönſten der Neuzeit, z. B. das vom Kölner Dom, die Anrede an ſein Roß, die Dampffahrt ꝛc. Meiſter des Wohllauts iſt der Dichter auch geiſtreich, wie der ſchöne Mythus vom Dampf beweiſt.

Hephäſtos ſitzt, grollend über Aphroditens Untreue, am Meere. Da verwundet ihn Eros mit einem Pfeil und macht ihn in die ſchöne Galatea verliebt. Gierig ſtürzt nun der Feuergott in die kalte Fluth und zeugt mit Galatea (dem milchweißen Schaum) den Atmos (Dampf), welcher ſeines Vaters Liebling und von ihm in ſeiner Schmiede mit mächtigen Waffen ausgerüſtet wird (der Dampfmaſchine).

Im „Kirchenjahr im Hauſe“ von 1845 hat Strauß fromme Betrachtungen in Verſen an alle hervortretenden Tage des Kirchenjahrs angeknüpft; 1856 gab er noch weitere weltliche und geiſtliche Gedichte und ein Oſterſpiel „Judas Iſcharioth“ heraus.

In dem Schauſpiel „Gudrun“ machte Strauß den merkwürdigen Verſuch, einen altnordiſchen Stoff in der Sprache des Sophokles zu behandeln, und in der That paßt dieſe ernſte, würdevolle Sprache, in welcher

der sieben- mit dem fünffüßigen Jambus wechselt, sehr gut zu den hohen Charakteren des Gedichts. Diese Form sagt dem Stoff besser zu, als die, welche Fouqué und Oehlenschläger wählten. Dabei versuchte sich Strauß auch in einer classischen Tragödie „Polyxene", ein schönes, würdevoll ausgeführtes Charakterbild.

Die unglückliche Tochter des Priamus wird auf dem Grabe des Achilles, dem sie hätte vermählt werden sollen, geopfert.

In dem Trauerspiel „Katharina" (schon von 1828, seinem ersten) zeichnet Strauß mit Meisterschaft die geheime Liebe eines demüthigen und tugendhaften Mädchens, die an ihrem Schmerze stirbt, ohne ihn zu verrathen.

Das bedeutendste Werk des Dichters ist ein Epos „Robert der Teufel" von 1854.

Kinderlose Eltern wenden sich, um ein Kind zu bekommen, endlich an den Teufel und die Frau gebiert Robert, der von seinen schlimmen Eigenschaften der Teufel zubenannt wird. Nach ungeheuren Freveln bekehrt er sich und thut Buße. Nach altfranzösischer Sage. Strauß hat sowohl den verteufelten Sünder und Wütherich, als später den reuigen Büßer mit den lebendigsten Farben geschildert. Neben ihm nimmt seine Mutter mit ihrer Angst das Interesse am meisten in Anspruch. Die Reue in diesem Mutterherzen ist von ergreifender Wahrheit. Wie Robert Frevel auf Frevel häuft, wie seine Barone sich zusammenschaaren und ihn mit constitutionellen Vorstellungen zähmen zu können glauben, was ihnen kläglich mißlingt, das alles ist vom Dichter sehr gut gezeichnet. Die Bekehrung erfolgt endlich durch den Anblick der schönen Kaisestochter Aweline, welche Robert unterwegs überfällt, um sie zu berauben, und deren ganzes Gefolge er erschlägt. Ihr Anblick bezaubert ihn, wie die Dämonen der Manichäer der eines Engels. Sein ganzes Wesen wird umgewandelt, nur einmal noch tobt er seine alte Wuth aus, aber nur an den Gefährten seiner Wildheit.

Von ganz anderer Art ist das schon 1841 erschienene Epos „Richard", indem es ganz den durchsichtig klaren Ton und die Ruhe, wie Göthe's Dorothea, einhält.

Richard, ein junger Liberaler, der eine Zeitlang sogar auf die Festung gesetzt wurde, ist gleichwohl so loyal, die empörten Bauern zu beruhigen, wird im tapfern Kampf für seinen Fürsten verwundet, gewinnt aber dadurch die Gunst dieses wohlwollenden Herrn und die Hand seiner Geliebten.

Strauß hat in seinem Roman „Theobald" (1839), welcher in der

bewegten Zeit der Freiheitskriege spielt, hauptsächlich das zarte Verhältniß zweier Geschwister zu einander geschildert.

Durch einen Ruchlosen sind die Geschwister Theobald und Marie ihren vornehmen Eltern und ihrem reichen Erbe entrissen und zugleich von einander getrennt worden. Sie finden sich wieder, ohne sich zu kennen, Marie als die angebliche Tochter des ruchlosen Räubers, der endlich entlarvt wird. Nicht minder zart wie zur Schwester ist Theobalds Stellung zu seiner Geliebten Hildegard und ihrer Schwester Clara.

Im „Erbe der Väter" 1850 schildert der Dichter die Verschuldung und Buße eines jungen Mannes im Revolutionsjahr 1848.

Die „Erzählungen" von Strauß (1846 und 1854) enthalten treffliche Gemälde nach dem Leben, z. B.

die rührende Geschichte eines verloren gegangenen Knaben, der sich unter den niedersten Volksklassen in größter Verwilderung umtreiben muß, aber durch eine Erinnerung an seine bessere erste Jugend und später durch Gottvertrauen und Frömmigkeit getragen, sich edler ausbildet, als er es vielleicht als reicher Jüngling vermocht hätte. — Der Contrast zwischen einem alten frommen Schulmeister und einem modernen, im Seminar hochgeschraubten Herrn Lehrer. — Die rührende Geschichte Sophiens, einer armen von ihrem Vater roh mißhandelten Tochter, welche durch himmlische Geduld, durch Wohlthaten, welche sie ihren Feinden erweist ꝛc., endlich des Vaters Herz bezwingt und ihn bekehrt. — Triumph des religiösen Pflichtgefühls in der Ehe über Neigungen des Herzens. — Die Bekehrung eines Communisten, nachdem er in die ganze Verwilderung seiner Anhänger hineingeblickt. — Die Bekehrung eines dem Pantheismus verfallenen Theologen ꝛc.

Ignaz Heinrich, Freiherr von Wessenberg, als Verweser des Bisthum Constanz vom Papst nicht bestätigt, Bruder des österreichischen Ministers, schrieb seit 1800 viele Gedichte, auch religiöse, sittliche, kunstgeschichtliche Schriften. Unter den Gedichten stehen die epischen voran.

„Julius oder die Pilgerfahrt eines Jünglings" zeigt uns Julius in Begleitung des älteren Eudor, ungefähr wie Seume, aus Schmerz um das damals unter Napoleon leidende deutsche Vaterland, nach Italien pilgernd, wo sie sich in den großen Erinnerungen der Vorzeit zerstreuen. Julius bewahrt in treuem Herzen seine Liebe zu einem deutschen Mädchen, findet sie aber nicht eher wieder, bis er noch in Spanien hat kämpfen müssen.

„Irene", die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums, ein sehr lebendiges Gemälde des römischen Reichs, Athens und Jerusalems, wo sich die letzten Blüthen des antiken mit den ersten des christlichen Geistes berühren. Die Tendenz des Dichters gibt sich als tolerant zu erkennen.

Sie, deren Ideal uns Chriſtus zeiget,
Hält alles Wahre, Gute, Schöne werth,
Das Kleinod auch, im Heidenſchacht erzeuget ꝛc.

„Franz und Paul oder die Wehen im Thal“ iſt ein kleineres, minder bedeutendes Gedicht. Das Thal wird von einer großen Plage befreit, aber die Loſung iſt „der Freiheit Bahn ſey fortan Liebe“.

„Padilla oder der letzte Freiheitskampf Caſtiliens“ iſt eine Jambentragödie zur Verherrlichung der Maria Padilla, der ſpaniſchen Freiheitsheldin, die hier völlig wie ein weiblicher Marquis Poſa redet.

Herr von Weſſenberg ſchrieb auch ſehr viele lyriſche Gedichte, theils geiſtliche zur Ehre Gottes, theils Naturbilder, Reiſebilder, vornämlich aus Italien, Lieder der Freundſchaft, Lehrhaftes und Epigramme. Ueberall eifert er für edle Sitte, deutſche Tugend und Reinheit, Humanität und chriſtliche Liebe, Duldung und Verſöhnlichkeit. Der ſterbende Fechter, die weltberühmte Statue auf dem römiſchen Capitol, veranlaßt ihn zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte.

Wer biſt du, Fechter! der ſo zierlich ſtirbt,
Der mit der Glieder Stellung und Geberde
Um welcher Römer ſchnödes Lob noch wirbt,
Da mit dem Blut das Leben ſtrömt zur Erde?
Wie luſtberauſcht jetzt aller Augen blinken
Bei deines Haupts ſchön abgeſtuftem Sinken!

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Höhn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!
Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!
Seht, jetzt erblaßt er. Hört von allen Stufen
Unmenſchlich Jubeln laut der Rache rufen!

Weſſenberg ſteht den frommen Proteſtanten noch ziemlich nahe. Dagegen hat die ſtrengere Richtung des Katholicismus nicht minder ihre Vertreter in der Poeſie gefunden.

Des feurigen Görres milder Sohn Guido dichtete ſeit 1838 zarte Marienlieder, ein Weihnachtskripplein, ein Leben der h. Cäcilie in Geſängen und ein Paar hübſche Märchen (Schön Röslein und der Hörnene Sigfried). Der Zug zum kindlich Frommen charakteriſirt ihn. Es iſt etwas Morgendliches, friſch zum Leben Aufathmendes in ſeinen Dichtungen. Ihm zunächſt ſteht ſein Münchner Freund Graf Pocci, deſſen

Dichtungen 1843 geſammelt wurden (Romanzen, Legenden, Märchen, Kinderlieder), von zarter Gottesminne, warmer Vaterlandsliebe und einem edeln Sinne für das Einfache. Einen bedeutenden Ruf erwarb ſich auch Wilhelm Smets 1840 mit ſeinen ſchönen Gedichten, die den gothiſchen Horizont heraufführen und die Glockentöne vom Kölner Dom her ſinnig deuten. Doch iſt auch vielerlei Weltliches in dieſen Liedern, in denen noch beſonders die Beziehungen auf ſeine Mutter, die berühmte Schauſpielerin Sophie Schröder, merkwürdig ſind, ſofern er erſt im 20. Jahr erfuhr, daß ſie ſeine Mutter ſey.

Sehr intereſſant ſind die frommen Lieder einiger jungen Kleriker. Michelis, der nicht unberühmte Caplan des Erzbiſchof von Köln, Droſte zu Viſchering, während der Kölner Wirren, ſaß lange in einer Feſtung gefangen und ſang hier die zarteſten Lieder, die erſt nach ſeinem Tode 1857 gedruckt erſchienen. Eines der lieblichſten iſt ein Marienlied. Aber er vergißt über perſönlichem Leid und Kummer der Gefangenſchaft nie die Kirche, die er vertheidigt, und das Vaterland. Seine Gedanken gehen hoch. Er hört in ſeinem Kerker die feierlichen Töne der alten Glocke vom Magdeburger Dome und ruft:

Hoch auf der Thürme Wolkenthron
Prangt noch die alte Kaiſerkron.
O ſchöne Zeit, wo noch im Bund
Das Reich mit Gottes Kirche ſtund,
Eh hier erloſch der heil'ge Glaube
Und dann das Reich zerfiel zu Staube.

Dieſem edlen Sänger, der früh in's Grab ſank, ſteht der Jeſuit Georg, Fürſt von Waldburg-Zeil, würdig zur Seite. Seine 1856 gedruckten Gedichte ſind voll kindlicher Andacht.

Unter andrem ſingt er auch einmal von ſeinem berühmten Ahnherrn, dem Georg Truchſeß, der im Bauernkriege die Bauern zu Tauſenden niederhauen ließ, und fügt hinzu: auch er kämpfe wider die rebelliſchen Bauern (1849), und in denſelben Gegenden, aber nicht mit dem Schwert, ſondern als Miſſionär mit dem Worte Gottes. In einem andern Liede gedenkt er des wüthenden Haſſes, der ſeinen Orden überall verfolge, und preist ſich glücklich, die Schmach auf ſich genommen zu haben, denn tapferer ſey doch keine Schaar auf Erden, als zu deren Banner er geſchworen.

Auch Pater Morel von Einſiedeln gab 1852 Gedichte heraus voll

Frömmigkeit und heiterer Sicherheit. Am anziehendsten sind seine Schilderungen des katholischen Alpenvolkes, das in alter Treue nie von den Altären gewichen sey.

Mitten im Sturmjahr 1849 tauchte ein junger Dichter auf, Oscar von Redwitz, dessen episch-lyrisches Gedicht „Amaranth" ungemeines Aufsehen erregte, so daß schnell ein dutzend Auflagen davon vergriffen waren. Besonders die durch die Revolution geängstigten adeligen Damen fanden einen Trost darin und verbreiteten es in ihren Kreisen.

Der edle Walther freit um die schöne Ghismonda. Sie aber ist das emancipirte Weib, der Freigeist, die Personification der gesammten modernen von Gott abgewandten Bildung, weshalb er sie verläßt, um seine Liebe der bescheidenen Amaranth zuzuwenden, welche tief im Schwarzwald am Spinnrocken sitzt und die alte gute fromme Zeit personifizirt. Der epische Faden des Gedichts verbindet aber nur einen Kranz von kleineren Gedichten, die bald romanzenartig erzählen, bald canzonenartig in Rede und Gegenrede wechseln, bald in Sonetten, Waldliedern ꝛc. rein lyrisch bleiben und in einem eigenen, gleichsam süß träumerischen Ton geschrieben sind, der zuweilen an Tiedge mahnt, und dessen musikalische Wellen uns manch reizendes Bild entgegentragen.

Dieses erste und beste Gedicht von Redwitz wurde zu sehr gelobt. Die katholische Presse glaubte in ihm eine Art von Messias der Poesie zu sehen, welcher die heidnisch gewordene wieder christlich machen werde. Zu einem so großen Werk war seine Kraft zu schwach und sein Talent zu spielend. Die lyrischen Gedichte, die er 1852 herausgab, waren gering. Er sprach darin mit unangenehm auffallender Eitelkeit mehr von sich, als von Gott. Gänzlich verfehlt aber war sein mit großer Ostentation angekündigtes Schauspiel „Sieglinde".

Sieglinde, die fromme Tochter des bösen Schenken von Limburg, der am Morde Kaiser Albrechts betheiligt ist, wird gezwungen, den noch bösern Wildgrafen von Stein zu heirathen und hat sich bereits entschlossen, das schwere Opfer zu bringen, als ein deus ex machina sie rettet. Man entdeckt nämlich, der Wildgraf sey schon verheirathet mit einer Person, die er unglücklich gemacht hat. Nun ist aber der Wildgraf im Besitz eines Briefes, der den Schenken compromittirt, bedient sich desselben und droht, die ganze Familie in Ketten und Banden zu bringen. Nur ein Mittel kann sie retten: Sieglinde soll sich dem Wildgrafen ergeben. Aber auch aus dieser Noth wird sie durch einen zweiten deus ex machina gerettet. Sie hat nämlich einen seufzenden Liebhaber, den jungen Arthur, der zufällig hört, die Kaiserin Wittwe

reiſe in der Nähe. Zugleich gibt ſich eben dieſer Arthur als Prinz von Frankreich zu erkennen und ſagt Sieglinden, ſeine Mutter willige ein, ſie als Schwiegertochter aufzunehmen. Nun ſcheint alles Leid überwunden zu ſeyn, aber Sieglinde beſteht darauf, nur von einem Knecht begleitet und zu Fuß zur Kaiſerin zu gehen, um ihren Eltern Gnade zu erbitten, ſelber aber zu ſterben. Der Prinz — läßt ſie wirklich gehen; nun läuft ſie, läuft, daß der Knecht kaum nachkommen kann, und holt ſich einzig durch dieſes unvernünftige und durchaus unnütze Laufen wirklich den erſehnten Tod. — Da iſt alles Unnatur. Die Kaiſerin hat nie einem Mörder ihres Gemahls verziehen. Ein franzöſiſcher Prinz hat nie eines in Ketten liegenden armen deutſchen Edelmanns Tochter gefreit, oder hätte er ſie gefreit, würde er ſie auch gerettet haben. Sieglinde ſelbſt mußte entweder beim Prinzen bleiben und ihn heirathen, oder, wenn ſie der Welt entſagen wollte, ruhig in ein Kloſter gehen. Ihre Einbildung, ſie müſſe ſterben, um das verſtockte Herz ihrer Eltern zu erſchüttern, iſt lächerlich, und eine ſolche Bizarrerie mit dem Opfertode des Heilands zu vergleichen, aus Sieglinde einen weiblichen Chriſtus zu machen, wie Redwitz z. B. S. 73 thut, iſt ein arger Mißbrauch.

Später ſchrieb Redwitz ein hiſtoriſches Drama „Thomas Morus", verſtändiger angelegt, aber ohne beſondere Vorzüge, und eine „Philippine Welſer", die ich noch nicht geſehen habe.

Paul Heyſe brachte 1858 die Legende von der h. Thekla in ein Epos in Hexametern,

welches viele Schönheiten enthält, aber in der Hauptſache verfehlt iſt, weil es an die Stelle der chriſtlichen Demuth die Hoffarth des Hegel'ſchen homme-dieu ſetzt.

Eine nicht glückliche Nachahmung des Meſſias von Klopſtock war 1843 die Mariade von Ferdinand Wirth. Auch dieſer katholiſche Dichter weicht von der kirchlichen Tradition willkührlich ab.

Am Schluß fährt die Madonna auf, aber nicht zu einem gold- und roſenwolkigen Himmel, aus dem ſie Engel anlächeln oder der ewige Sohn oder der Vater, oder die Dreieinigkeit ihr die himmliſche Krone reicht, wie die Maler es darzuſtellen pflegen; ſondern ſie macht zuerſt eine Reiſe nach dem Monde, wo ſie von den ungetauften Kindern empfangen wird. Es iſt nun wohl eine ſchöne Sage, daß im Monde die ungetauften Kinder ſich bis zu ihrer Erlöſung aufhalten; doch entſprechen ihr keine andern Sagen von andern Planeten, wodurch die Himmelsreiſe der Madonna irgend motivirt werden könnte. Auf dem Planeten Veſta wird die „Virginität" repräſentirt, die „Generation" auf der Juno, die „Reproduktion" auf der Ceres, die „Zufriedenheit" auf der Pallas, die „Inſpiration" auf dem Jupiter, die „Attraktion"

auf dem Saturn, die „Geiſtesdisciplin“ auf dem Uranus. Das iſt alles überaus willkührlich und ein gewiß unnöthiger Aufenthalt der Madonna auf ihrer Himmelfahrt.

Viel beſſer iſt „der Chriſtbaum“ von P. B. Piringer (1848).

Ein lyriſches Lehrgedicht, welches an den Chriſtbaum, ſeine Lichter ꝛc. eine poetiſche Betrachtung der ganzen Welt anknüpft, wie in Schillers Glocke, voll ſchöner Schilderungen, nur daß alles von chriſtlichem Ernſt durchdrungen iſt.

Aehnlich „die Welt ein Epos“ von Sebaſtian Brunner (1844), den wir ſchon unter den Bekämpfern der revolutionären Dichtung kennen lernten.

Der Dichter ſieht in der ganzen Natur, in jedem kleinſten Dinge den Spiegel des Schöpfers und die Widerlegung der Zweifler. An dieſen Grundgedanken reiht er ſchöne Naturbilder.

Zum Humor geneigt, wie Brunner, hat Alban Stolz zu Freiburg im Breisgau doch hauptſächlich durch den tiefen chriſtlichen Ernſt ſeines „Calenders für Zeit und Ewigkeit“ Ruhm erworben. Sein Humor polemiſirt gegen Proteſtantismus und Aufklärung in ſeinen Streitſchriften gegen Schenkel und in ſeinem Reiſewerk „Spaniſches“.

Die katholiſche Kirche fand eine Sängerin erſten Ranges in Annette von Droſte-Hülshoff (1851).

Auf meiner Stirn dies Kreuz
Von Aſche grau;
O ſchnöder Lebensreiz,
Wie biſt du ſchlau
Uns zu betrügen!
Mit Farben, hell und bunt,
Mit weiß und roth
Deckſt du des Moders Grund;
Dann kommt der Tod
Und ſtraft dich Lügen.

Dies ihre Weltanſchauung, dies ihre Sprache. Die Frühverſtorbene hinterließ in ihrem „geiſtlichen Kirchenjahr“ einen Schatz der ſchönſten und frömmſten Lieder. Am nächſten kam ihr Frau von des Bordes, geborne Brentano de la Roche in ihren geiſtlichen Liedern (1853), in denen der Ton inniger Liebe und Hingebung vorherrſcht.

Die jüngſte Dichterin der Kirche iſt Emilie Ringseis in München, deren beide kleine geiſtliche Schauſpiele „Veronica“ und „die Sibylle von Tibur“ von einem ſo heiligen Ernſt, von einer ſo altkirchlichen Strenge ſind, daß ſie von keinem Manne hierin übertroffen worden wäre.

Indem ich ſchließe, muß ich um Entſchuldigung bitten, wenn ich nicht alle neueren Dichter, die es verdient hätten, genannt habe. Auch beim beſten Willen iſt es nicht möglich, die ungeheure Menge der Dichter zu überſehen. Es liegen mir an zweitauſend verſchiedene Sammlungen lyriſcher Gedichte, alle aus den letzten vier Jahrzehnten, vor und das ſind noch lange nicht alle, es ſind ihrer noch mehr gedruckt worden. Es muß daher entſchuldbar erſcheinen, wenn auch einmal ein beſſerer Dichter vergeſſen wird. Ich kann nur den Wunſch ausdrücken, Autoren oder Verleger oder überhaupt Freunde der Dichtkunſt möchten mich durch ihre Bemerkungen oder Zuſendungen von übergangenen irgend werthvollen Werken in den Stand ſetzen, in einer zweiten Auflage meines Buches das etwa Verſäumte nachzuholen.

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite
Abälard . .	104. 420
Abällino	286
Abdera, Theater von	190
Abduls Liebesnächte	290
Abel	181
Abendgespräche . .	308
Achill auf Skyros	74. 418
— Schatten . .	67
Achilleis	71
1812	440
Ada	419
Adam und Eva	87. 420
— erstes Erwachen	181
— Tod . . .	13
Adele Cameron .	116
Adelbert	336
Adelstan	190
Adept	431
Adjutanten . . .	190
Adolar	472
Adolf v. Bomsen .	285
— der kühne .	279
Adonis	184
Advokaten . . .	95
Aëdon	418
Aëdone	17
Aeneis	168
Affe, der 42jährige	160
Agathe's Leben . .	116
Agathokles . . .	436
Agent, der geh. .	450
Agnes Bernauer	189. 432.
	433
— von Lilien .	116
Agrumi	414
Ahasver	484
Ahnenstolzen . . .	185
Ahnfrau	379
Ahnung und Gegenwart	354
Aitolier	74
Alamontade . . .	174
Alarcos	311
Albaneserin . . .	378
Albano	386
Albert v. Thurneisen	92
Albigenser . . .	476
Alboin	325
Albrecht I. . . .	249
— III. . . .	190
Alceste	69
Alcestis	72
Alcibiades .	112. 136
Alemannia . . .	516
Alem. Gedichte . .	514
Alexander . .	164. 427
Alexis . . .	71. 407
Alf von Dülmen .	282
Alfred . .	3. 324. 420
Alhambra . . .	429
Alles aus Eigennutz	501
Alla Lama . . .	163
Allwill	110
Almanach d. Heiligen	167
— kleiner feiner	151
Alpen	3
Alpenkönig . . .	508
Alpenrosen . . .	401
Alte vom Berge .	308
Alten, die . . .	187
Altimor	242
Altmühl	528
Amadäus . . .	223
Amalia	56
Amaranth .	125. 544
Ameisenkrieg . .	498
Amida's Thränen .	490
Amaryllis . . .	486
Amor und Psyche .	417
Amphitruo .	241. 352.
Amtmann Gutmann	158
Anastasia . . .	226
Anatomie der Engel	487
Andromeda . . .	69
Angela	435
Anglomanie . . .	4
Anleitung zur Kunstkommenschaft . .	520
Anna Boley . .	137
Anne Bäbi . . .	523
Anselmus . . .	160
Antichrist	482
Antlas	439

	Seite
Antonia	474
Apollinarien	7
Apoſtel	104
Appelmänner	345
Arbinghello	225
Arend	33
Ariadne	69. 72. 418
Ariels Offenbarungen	340
Ariele	331
Arion	73
Ariſtides	164
Ariſtomenos	196
Arkona	89
Armida	387
Arminius	245
Arno	189
Arnold von Winkelried	190. 429
Arnulf	190
Arthur	388
Artus	384
Artushof	364
Aſchenbrödel	411. 504
Asmus	43
Atellanen	506
Atheiſten	480
Athenor	226
Atta Troll	466
Attila	164. 375
Auerhahn	345
Auf rother Erde	471
Aufgabe, die ſchwierige	500
Aufklärung Abyſſiniens	158
Aufruhr in den Cevennen	309
— in Piſa	189
Auge der Liebe	407
Aurelie	206
Aurora	137
Aus der Geſellſchaft	447
Aus Haß Liebe	471
Außerhalb der Geſellſchaft	391
Auswahl aus des Teufels Papieren	260
Automaten	364
Babylonier	427
Bacchus	417
Bärenhäuter	373
Baggatellen	140
Bahrdt	128. 238
Bajard	132
Balboa	320
Bambocciaden	309
Barbara Blomberg	282
Barfüßele	527
Bardenfels	57
Barometermacher	509
Baron Hirkus	205
Barrikadenlieder	459
Baſtard	437
Bauer als Millionär	509
Bauernkrieg	430
Bauernſchinder	530
Bauernſpiegel	523
Beethoven	230
Befreiung von Afri	243
Begebenheiten eines Offiziers	132
— einer Marketenderin	133
Belagerung	97
Bela's Flucht	132
— Krieg	320
Belmont und Conſtanze	122
Belphegor	30
Belſazar	177
Benjowsky	132
Berengar	412
Berganza	361. 414.
Bergan	391
Berlin	513
Bernhard von Weimar	283. 428
Bernſteinhexe	442
Betbruder	477
Bettelſtudent	60
Bettlermädchen	141
Bettlers Gabe	473
Betty	32
Bianca Capello	112
— della Porta	320
— di Sepolcro	478
Bibergailiade	8
Bifolien	395
Bild der Reſignation	25
Biographie eines Engels	386
Biographiſche Beluſtigungen	263
Blätter, fliegende	513
Blaſedow	467
Blaſius	19
Blaubart	297. 300
Blitz	378
Blüthenalter der Empfindung	116
Blumen, wilde	481
Blumen-, Frucht und Dornenſtücke	263
Boa Conſtrictor	439
Bockiaden	161
Böhmerwald, aus dem	529
Bonaventura	164
Boruſſias	21
Brambilla	369
Brandſchatzung	60
Bräute, die beiden	115
— von Aragonien	428
Bräutigam aus Mexiko	141
Braut, die	323
—, die hohe	455
— bis in's Alter	122
— von Meſſina	253
Brautproben	142
— ſchleier	502
— wahl	365
Briefe eines Deutſchen	495
— dumme	512
— hyperboreiſche	160
— eines Narren	467
— eines Verſtorbenen	499
Bruder Moritz	127
Brüder, die feindlichen	427
— von von der Vorſehung	330
Brudermörder	192
Brunhilde	464
Bruno, G.	480
Brutus	56. 72
Brynhildur	419
Buch, das alte	307
— der Kindheit	520
— der Lieder	465

	Seite
Buch von den drei Schwestern	393
— aus dem Volk	459
Bürgergeneral	238
— glück	189
— meister	96
Buhlerinnen	140
Bund, der grüne	57
Bunkel	153
Burgfeld	108
Cabanis	440
Cäcilie	383. 542
Cäsar	112
Calender für Zeit und Ewigkeit	546
Calliope	6
Calthon	320
Camoens	229. 431
Cancan	455
Carbonaro	454
Cardenio	344. 406
Castell von Gozzo	472
Cavalier und Arbeiter	459
Cavalierperspective	455
Cecil	488
Cecilie	206
Cervantes	229
Charlatanerie	161
Chateaubriand, Gräfin	468
Chavanski	424
Chevalier	445
Chrimhildenrache	387
Christbaum	546
Christinchen	139
Christpüppchen	142
Christus	536
Chrysäon	38
Cicero	75
Clara du Plessis	113
Claudine	120
Clausen	157
Clavigo	219
Clelia Conti	448
Cölestin	547
Cölestine	139
Cola Rienzi	425
Colombona	6
Colonie	394
Columbus 420. 423.	428
Comoedia divina	314
Conditorei der Jocus	512
Conradin 7. 74. 145. 190. 195. 282. 420.	430
Constant	172
Cordula	422
Coriolan 73. 193.	318
Corona	325
— von Saluzzo	425
Correggio 229.	335
Corvinus	164
Cromwell 423.	450
Cunigunde	375
Curen	450
Curt von Spartau	194
Cypressen	491
Dämmerungen für Deutschland	272
Dämon und Engel	421
Däumling	300
Dagobert	189
Damenromane	434
Damokles	196
Daniel	246
Dante	230
Dantons Tod	455
Datura	369
David	13
Delora	487
Demetrius 253.	443
Demokritos	495
Demosthenes	455
Denk an Cäsar	427
Denner	362
Deserteur	60
Deutschherr	206
Deutschmichel	462
Deus Risus	47
Diaconissin	467
Diamant 99.	396
— d. Geisterkönigs	508
Diana	394
Dichter, die	230
— und ihre Gesellen	356
— und Kaufmann	470
— und Weltmann	201
— familie	132
— leben	307
Dido	418
Diego	57
Diener, der treue	380
Dienstpflicht	94
Dietrich von Ruben	193
Dijonröschen	142
Dioclet	535
Diogena	448
Discurse der Maler	5
Dithyramben	67
Divan, westöstl.	238
Divico	336
Doctor Bahrdt	238
— Leidemit	246
— u. Apotheker	60
Doge und Dogaressa	364
Dolores	340
Domino	323
Domschütz	285
Donamar	240
Donatoa	22
Donauweibchen	507
Don Carlos	251
Don Juan 360. 430.	453
— , d. deutsche	135
— u. Faust	220
Don Vigo	135
Doppelgänger	369
Dorfgeschichten	521
Dornröschen	411
Dosenstücke	139
Dreizehnte	487
Drossel	57
Dya-Na-Sore	154
Eckbert, der blonde	302
Ecke, die stille	115
Eckhart, der treue 303.	388
Edelknabe	98
Edelmuth	61
Eduard Bomston	108
— von Schottland	132
— Papiere	242
Edward in Rom	415
Edwin	406
Eginhard und Emma	325
Egmont	210
Ehefrau	123
Eheloſen	435
Ehestandsgemälde	125

	Seite
Ehrenpforte für Kotzebue	239
Eichenkron	97
Eid und Pflicht	99
Eigenſinn	308
Einſiedlerzeitung	313
Eipeldauer	171
Eiſenbahn und Telegraph	507
Ekkehard	400
Elegien	76. 242
— römiſche	71. 236
Elektra	190
Elfen	304
Elfride	195
Elementargeiſter	369
Eleonore	109
Elidouc	320
Eliſabeth	532
Eliſe von Valberg	93
Elixiere des Teufels	362
Ellen Percy	435
Elpenor	71
Elyſium	241
Emerich	27
Emilie Galotti	55
— Goldbach	109
— Sommer	109
—, die junge	108
Emma	282
—, die neue	57
Emmi	137
Empedokles	256
Engelchen	458
Engelhart	422
Engelmann	114
Engländer, die	187
Enthuſiaſt	496
Epaminondas	112
Epigonen	408. 494
Epimenides	71. 208
Erasmus Schleicher	203
Erbe der Väter	541
Erbförſter	381
Erbſchaft aus Oſtindien	124
Erdenmacht	425
Erdmann	332
Eremit von Formentera	285
Erich	429
Erlinde	397
Erminia	283
Ernſt und Laune	496
Erwachen d. Genius der Menſchheit	196
Erwin und Elmire	237
Erwin v. Steinheim	167
Eſel, der blaue	49
— der hyperb.	239
Eſſex	193
Eugenia's Briefe	52
Eulenſpiegel	397
Euphorion	416
Euphranor	116
Euphroſine	71
Europa, das junge	468
Europamüden	460
Euſebia	420
Ewald	117
Ewigkeit	3
Ezzelino	357. 401
Fabeln	246. 248
Fabius	3
Fälbel	262
Fähndrich	58
Fahlendorn	36
Familie v. Halden	114
— Spaden	194
Fata Morgana	334. 446
Fauſt	87. 183. 197. 213. 466
— der Morgenländer	200
Fauſtine	447
Februar, der 24.	375
—, der 29.	376
Fechter von Ravenna	432
Fedor und Marie	114
Feierabend	40
Feldbleameln	519
Felix	458
— und Hannchen	123
— mit der Liebesgeige	140
Feldzüge, ſatir.	496
Ferdinand	27
— von Thon	167
— Werner	116
Ferdiner	26
Feſt der Handwerker	503
Fibel	273
Fiesco	250
Figuren aus dem ABC	173
Findling	353
Finnland, Herzog v.	504
Fiormona	226
Fiſcherin	237
Fiſchermädchen	135
Flaſche, die wahnſinnige	480
Flegeljahre	269
Flemming	154
Flinſerln	518
Flitterwochen	134
Flöte	135
Floh	49
Florentin	311
Florian	529
Formica	366
Forſter	447
Fortunat	300. 392
Franz und Paul	542
Frau, die ſchwarze	443
Frauenſpiegel	105
— ſtand	93
— würde	436
Freier, die	357
Freigeiſt	53. 56. 473
Freiſchütz	358
Fremde, die	501
Freuden des jungen Werther	151
Freund Hein	50
Freunde, die	425
—, die akad.	290
Fridolin	386
Friedrich Barbaroſſa	505
— der Große	446
— v. Hamburg	351
— II. Kaiſer	407
Friederike	61
Fritz	125
— Beutel	513
Frühling	10
Frühlingzauber	310
Fürſt der Liebe	477
— u. Proletarier	460
Fürſtenbraut	502
— größe	192
Fuſt von Stromberg	279

Seite

Gabel, die verhängnißvolle . . . 452
Gabriele 434
Galanterien . . . 140
Galerie der Teufel 161
Galgenmännlein . 333
Gallerin auf der Riegersburg . . . 243
Galora 186
Gaſelen 411
Gaſſenlieder . . . 456
Gaſt, der ſteinerne 144
— , der todte . 441
— , d. unheimliche 365
Gebirgsſagen . . 445
Gedichte eines Lebendigen 456
Gegen den Strom . 461
Geheimnißvolle . . 308
Geiſterreich . . . 38
Geiſterromane . . 289
Geiſterſeher . . . 254
Gelaſius 452
Geld und Geiſt . 525
Geldstag 523
Gelehrte, der . . 308
— , der junge 53
Gellert 229
Gelübde 362
Gemälde d. Kindheit 119
— aus dem häuslichen Leben 117
Genevion 478
Genfer Novellen . 52
Genovefa 182. 299. 426. 432
Genzianen . . . 442
Georg Venlot . . 390
Germanicus . . . 436
Germaniens Völkerſtimmen . . . 518
Germanos . . . 538
Gericht, d. heimliche 283
— , das jüngſte 305. 536
Geſchichte aus den Bergen . 529
— eines Deutſchen 201
— des dicken Mannes 153

Seite

Geſchichte d. H. Oheim 172
— d. 7 Säcke 139
— a. d. Volk 531
Geſchwiſter . . . 120
Geſellſchaft, die wunderbare . . . 209
Geſpenſt im Prater 508
— , d. ſchwarze 512
Geſpenſterbuch . . 358
Geſundbrunnen . . 11
Gevatter Matthies 163
Ghismonda . . . 406
Giafar 199
Giannozzo . . . 268
Girondiſten . . . 455
Glasperlen . . . 512
Gleichen . . 190. 345
Glinde 345
Glocke von Aragon 309
Glockentöne . . . 335
Glückspilz . . . 136
Glycine 242
Gockel 346
Goczyn 449
Godwi 346
Godwie-Caſtle . . 436
Götter Griechenlands 72
— , Helden und Wieland . . . 237
Götz v. Berlichingen 184
Gottesurtheil . . 491
Gottfried Walther . 173
Gouvernante . . 323
Gräber, die h. . . 241
Graf, der belgiſche 468
— v. S. Vechia 132
Gräfin, die alte . 393
Grandiſon . . . 50
Griechenlieder . . 487
Griſeldis 431
Grönländ. Prozeſſe 260
Groß-Cophtha . . 238
Gudrun 539
Günſtling . . . 196
Guido 381
— v. Sohnsdom 135
Guiscard . . 230. 352
Gumal und Lina . 119
Gundibert . . . 152
Guſtav Adolf 241. 420
— u. ſ. Brüder 240

Seite

Guſtav Wolart . 108
Guſtavs Verirrungen 140
Guſtchens Geſchichte 139
Guttenberg . . . 229
Gyges Ring . . 433

Habana 422
Haberfeld . . . 172
Habsburglied . . 420
Hageſtolzen . . . 93
Hahn mit 9 Hühnern 139
Haidvogel . . . 433
Hallos Abend . . 153
Hamlet, d. traveſtirte 190
Hammelburger Reiſen 496
Hampelmann . . 511
Handſchuh . . . 517
Hannah 435
Hannchens Hin- und Herzüge . . . 139
Hannchen und die Küchlein . . . 116
Hans Heidekukuk . 421
— Heiling . . 281
— Kick in die Welt 161
— Sachs . . 230
— von Zanow . 96
Harald 418
Harfengrüße . . . 337
— mädchen . . 203
Hartenſtein . . . 153
Hartmann . . . 107
Harz 11
Haſpar a Spada . 280
Haß und Liebe . . 97
Hatto 282
Haus, das geheimnißvolle . 371
— , das öde . 362
Hauſer, C. . . . 452
Hausfreund . . . 514
— genoſſen 217. 471
— kabale . . . 97
— mutter . . . 91
— vater . . . 91
Hedwig 322
Heimelchen . . . 398
Heimkehr 380
Heimweh 37
Heinrich IV. 137. 193. 283. 428. 429. 430. 505

	Seite
Heinrich v. Eichenfels	522
— der Löwe 190.	336
— von Oſterdingen	292
Heirathshiſtorien	142
Helden des Nordens	325
Heliodora	283
Henos Nachlaß	241
Henriette	440
— die Huſarenbraut	61
— von England	427
Herbſt	492
Herbſtblumine	276
Herbſttag	90
Herfeſt.	336
Herkules Muſagetes	311
Hermann 18. 21. 317. 336.	420
— und Dorothea	85
— Lange	114
— und Ulrike	32
— von Unna	279
Hermannſchlacht 351.	506
Hermin	175
Hermotimus	75
Hero und Leander	379
Herodes 428.	433
— v. Bethlehem	386
Herr und Diener	246
— Heinrich	421
— Heiri	90
— und Sklave	388
Herz, das dankbare	428
—, das ſchwarze	371
—, das ſteinerne	362
Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders	294
Herzog Ernſt	338
Heſperiden	534
Heſperus 261.	420
Hiero	193
Hieronymus	532
— v. Stauf	325
Hildegard v. Hohenthal	226
Hildgund	350
Hilfar	90
Himmel, d. geſtirnte	9
Hirtenknabe	335
Hochzeit, die ſilberne	74
Höhen, die	95
Höllenbraut	396
— richter	188
Hofer, A.	429
Hofmeiſter	186
Hoheit und Stolz	47
Hohelied	481
Hohenſtaufen 427. 429.	534
Hollin	340
Holzſchnitte	278
Honigmonate	140
Horatier	320
Horen	71
Hortenſe	446
Hugo	449
— von Rheinberg	335
Hundefuchſenſtreit	413
Hundsſattler	111
Huſſiten	442
Hutten 430. 462.	534
Hutzelmännlein	395
Hygillus	188
Hymnen an die Nacht	293
Hyperion	256
Jäger	93
Jägermädchen	202
Jahr, das tolle	442
Jahrmarkt v. Plundersweiler.	238
Jakob	524
Jamben	177
Ida von Pleſſen	116
Idylle vom Bodenſee	395
Idyllen 83 90. 181.	241
Jeanne d'Arc	336
Jenny	471
Jery und Bätely	237
Jeſuit	439
Jeſuiten	190
Jeſus 111.	535
Jettchen Schönthal	140
Ilias, die traveſtirte	170
Immortalita	350
Incognito	193
Indianer in England	127
Inez de Caſtro	137
Inkel und Yariko	6
Ino	74
Inſeln im Südmeer	335
Inſelfahrt	89
Intelligenzblatt	97
Invalide	439
Jobſiade	48
Jocus	138
Johann von Procida	190
Johanna von Montfaucon	284
Joko	452
Jon	239
Joſeph v. Arimathia	111
Joſeph II.	446
Iphigenia 69.	70
Irene 385.	541
Irmgart	90
Ironie des Lebens	397
Irrfahrten 241.	399
Irrungen	283
Irwiſche	441
Irwiſch Fritz	522
Iſabella v. Aegypten	343
Iſidor und Olga	424
Iſidora	228
Iſis	241
Italia	242
Jubelfeier der Hölle	218
Jubelſenior	265
Jucunde 89.	421
Jude	437
—, der fromme	470
Juden, die	53
Judith	432
Jüdin	437
Jugendleben	520
Julchen Grünthal	27
Julchens Schwachheiten	140
Julia	432
Julie	57
— von Villenau	320
— von Lindau	242
Julius	541
— von Tarent	185
Jungfer, die alte	531
Jungfernſieg	55
Jungfrau v. Orleans	252
Juniuslieder	463
Juſſuff	420

	Seite
Kabale und Liebe .	250
Käthchen von Heilbronn	351
Kaiſer, der griechiſche	309
Kaiſerlieder . . .	414
Kalb, das goldene .	143
Kalligeneia . . .	72
Kallirhoe	74
Kampanerthal . .	264
Kampflieder . . .	336
Karfunkelalmanach .	86
— weihe . .	375
Karl	190
— von Adelsberg	189
— von Bourbon	458
— von Burgheim	107
— der Große .	336
— von Karlsberg	172
— der Kühne .	382
Karlsſchüler . . .	431
Karolinens Tagebuch	109
Kaſpar d. Thoringer	189
Kaſperle	507
Katakomben . . .	317
Kater, der angoliſche	378
— , der geſtiefelte	301
— Murr . .	368
Katharina . . .	540
Katzbachhymnus .	336
Katzenberger . . .	272
Kelch und Schwert	453
Kerker und Krone .	389
Kienſeppli . . .	525
Kind, das fromme .	365
— , das ſtille .	358
Kinder, die großen	379
— des Hauſes	253
— der Zeit .	481
Kinderlieder . . .	542
— ſpiele . .	28
Kindsmörderin . .	185
— pflicht . . .	320
Kirchenjahr . 539.	546
— viſitation .	48
Kix Reiſe . . .	452
Klaglied, d. heimliche	268
Klarfeld'ſche Archiv	144
Klara v. Hoheneichen	280
Klauſenburg . .	308
Klein Zaches . .	367
Kleinſtädter . . .	131
Kleopatra . . .	137
Klingsberge . . .	129
Kloſter	420
Kloſterkirchhof . .	181
— novellen . .	470
— romane . .	107
Klotars Inſel . .	381
Klubiſten	455
Kluge	172
Klytemneſtra . .	428
Knaut	30
Kodrus	413
König Og . . .	473
— von Zion .	439
Königin, eine . .	432
Königreich d. Weiber	506
Königsbraut . .	367
Kohlhas . . 352.	452
Komet	274
Kreisler	360
Kreuz in der Mark	336
— an der Oſtſee	374
— und Querzüge	42
Kreuzfahrer . . .	284
Kreuznach . . .	182
Krieg den Philiſtern	355
Kriegsgeſänge . .	336
Krone von Cypern	427
— , die unheilbringende . . .	509
Kronenwächter . .	342
Krones	511
Krug, der zerbrochene	352.
Künſtlerdramen . .	230
Künſtlers Erdenwallen	135. 210
Kuno v. Kiburg .	285
Kunſtchronik . . .	499
Kurona	20
Kuß und die Ohrfeige	501
Kyllenion . . .	74
Kynomachie . . .	498
Lacrimas . . .	382
Laidion	223
Laienbrevier . . .	479
— evangelium .	480
Lambertine . . .	459
Landleben . . .	10
Landluſt	9
Landplagen . . .	188
Landprediger . 115.	188
Landwirth . . .	502
Laokoon	417
Lappenkorb . . .	538
Laßt d. Todten ruhen	426
Laune des Verliebten	237
Laura	137
Lauretta Piſana .	140
Laus	49
Learoſa	473
Leben ein. Geſpenſtes	513
— Lüderlichen	123
Lebensbilder . . .	445
— läufe . . .	39
Legende, neue . .	167
Lehrgedichte . . .	7
Leibkutſcher . . .	128
Leichtſinn und gutes Herz	122
Leiden der Ortenbergſchen Familie .	131
Leineweber . . .	440
Leipzig, buntes . .	513
Leipziger Jungemagd	135
Lenore . . 179.	386
Leonidas	501
Leonide	472
Leontine	130
Lermen, der blinde	34
Lesbos, die Schweſtern von . . .	71
Letten	89
Leuchtthurm . . .	381
Levana	271
Levin	448
Leyer und Schwert	321
Libuſſa	442
Lichtfreunde . . .	464
Lichtenſtein . . .	499
Liebe u. Dankbarkeit	113
— findet ihre Wege	389
— nach der Mode	123
— am See . .	115
Liebesgeſchichten .	537
— harfe . . .	384
— zauber . .	304
Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon . . .	192
Lieder, gepanzerte .	453
— , leiſe . .	481

	Seite
Lieder, ſtille . . .	453
— , des Sturms	461
— , unpolitiſche	455
Liederſchatz . . .	534
Lienhard u. Gertrud	173
Lila	237
Lina	190
Lindor	172
Löwenritter . . .	280
Loge, unſichtbare .	260
Lorenzo	425
Lotosblätter . . .	381
Lottchens Reiſe . .	122
Louis Ferdinand .	471
Louiſe	84
Loyola	477
Lucifer	19
Lucinde	310
Ludlamshöhle . .	335
Ludwig d. Bayer 190.	338
— v. Seelberg	157
— d. Springer 190.	283
Ludwiga	415
Lüge, die edle . .	126
Luiſa Amidei . .	430
Luley	204
Lumpacivagabundus	510
Luther 370. 374. 391.	430. 534
Lutheriade . . .	19
Madonna . . .	464
Mädchen in der Irre	60
— von Marienburg	97
— d. polniſche	318
— 7 in Uniform	503
Mädchenſcherz . .	435
Mägdekrieg . . .	436
Männerfeind . .	508
Mäon	320
Märchen	397
— vom ſiechen Mann .	395
— vom Rhein	349
— u. Träumen	426
Märtyrer, zwei lit.	25
Magdala	478
Magelone . . .	304
Magie d. Schickſals	350
Magiſter Zimpel .	138
Magnetiſeur . . .	361
Mahaguru . . .	467
Maikönigin . 422.	459
Mainotten . . .	454
Majorat	362
Maitreſſenromane .	140
Maler	189
— Nolten . .	394
— die reiſenden	226
Malkolm	404
Malta	420
Maltheſer . . .	253
Mandragora . .	333
Mann, der braune	27
— graue . .	38
— der große .	142
— im Monde	499
— nach d. Uhr	42
Marabouts . . .	512
Marats Tod . .	411
Marc Aurel . . .	164
Margarethe Maultaſch	283
Margarethenhügel .	116
Maria Belmonte .	242
— v. Frankreich	142
— Magdalena	433
— Schweidler .	442
— Stuart 252.	280
Mariade	545
Marienkranz . .	491
— lieder . .	542
Marks	32
Marmorbild . . .	356
Mars und Phöbus	274
Martin Martir . .	343
Maſaniello . . .	112
Maske, eiſerne . .	193
— für Maske	124
Matroſen . . .	97
Maurus Pancratius	109
Mausfallenkrämer .	205
Maximilians Brautzug	230
Medea 69. 137. 196.	379
— , die neue .	472
Meditationen eines alten Kauz . .	151
Meiſter Andrea .	464
— Floh . .	369
Meiſter Martin .	365
— , Wilhelm .	211
Melchior Strigel .	171
Melchthal . . .	537
Meluſine . . 379.	420
Memoiren d. Satan	499
— eines Schornſteinfegers	498
Mendoza	186
Menökeus . . 73.	418
Merlin	407
Meſſias . . 9. 11.	20
Meywerk . . .	159
Michel Angelo . .	432
Mildenburg . . .	157
Miltiades . . 73.	318
Mimili	141
Minna v. Barnhelm	54
Minona . . . 20.	89
Mirza Schaffy . .	419
Mirabeau 426. 441.	459
Miranda	326
Miſogyn	53
Mitſchuldigen . .	121
Mönch von Carmel	190
— vom Libanon	149
Mohrin	191
Moiſaſur	509
Molkenkur . . .	51
Monachologia . .	166
Monaldeschi . . .	431
Mondſüchtige . .	307
Monima	6
Montaldi . . .	190
Montesquieu . .	190
Moore	193
Mora	350
Morgarten . . .	249
Morgen- und Abendopfer	533
Moritz v. Sachſen 283.	458
Morpheus . . .	144
Morus	545
Moſes	423
Müller und ſein Kind	425
Müllerlieder . . .	487
Münchhauſen . 48.	410
Mündel	92
Muhamed . . .	350
Murmelthier . .	347
Muſen und Grazien	88

Seite

Musenalmanach . 80. 385
Musikanten . . . 348
Mutter d. Maccabäer 373
— und Tochter 139. 469. 502

Nach Leiden Lust . 458
Nacht, 1001 . . 135
Nachtigallenlieder . 481
Nachtlager von Granada . . 384
— lampe . . . 393
— stücke . . . 361
— wächter . . 323
Nachtwächter Benedict 164
Nachtwächterlieder . 458
Nächte, venetianische 446
— , zwei . . 388
Nanette 505
Nanna 498
Nante 510
Napoleon 148. 337. 505
Narrenalmanach . 512
Natalie 434
Nathan 148
Natürlichkeiten . . 139
Naturmensch . . 114
Nausikaa 71
Nebenbuhlerin ihrer selbst 522
Nettchens Hochzeit . 203
Nibelungen . . . 387
— im Frack 454
— hort . 426
Nimrod . . . 10. 456
Niobe . . 74. 184. 418
Noah 5
Nonne und Aebtissin 139
— v. Gnadenzell 438
Norweger . . . 444
Nothanker . . . 151
Nro. 777 . . . 501
Nürnberg . . . 440
Nußkernen . . . 182
— knacker . . . 364

Obscurantenalmanach 161
Octavia 132
Octavianus . . . 299
Oden . . . 14. 62. 65
Oedipus, d. romant. 412
Olenos 74
Olivia 95
Onkel Zebra . . 512
Onkelei 379
Orangenblüthen . 490
Orinooko 190
Orion 490
Orpheus . 69. 237. 417
Ostereier 522
Ostindienfahrer . . 60
Ostsee 500
Otanes 177
Ottilie 95
Otto von Bamberg 336
— III. . . . 428
— der Große 336. 420
— mit dem Pfeil 193
— der Schütz 190. 345. 456
— v. Wittelsbach 189
Ottokar 379
Ovid, der travestirte 170

Padilla 542
Pächter Martin . 118
Päpstin Johanna . 344
Pagenstreiche . . 130
Palingenesien . . 265
Palmyra 393
Pandämonium . . 187
Pandora 71
Pantoffel 411
Paolo und Francesca 430
Papierfenster . . 406
Parabeln . 398. 535
Paria 428
Parorismus d. Liebe 108
Parthenais . . . 87
Parteiwuth . . . 192
Pater Abilgard . . 108
— Brey . . . 238
— Hartung . . 108
— Hyacinth . 108
Patkul 443
Paul 394
— der furchtsame 433
— Ysop . . . 204
Paulina 414
Paulus 420
— Septimius 240
Penthesilea . . . 352
Pepita 415
Periander . . . 406
Perlen 435
— die heiligen 419
Perückenkrieg . . 170
Petermännchen . . 281
Petrarca . . 229. 406
Pfarrerin, die Frau 525
Pfarrhäuser . . . 531
Pfefferkörner . . 452
Pfefferrösel . . . 502
Pfingstfest . . . 90
— montag . . 517
Phantasie, die gefesselte 509
Phantasien im Bremer Rathskeller . 499
Phantasiestücke . . 360
Phantasus . . . 302
— , der kleine 384
Phaeton . . 414. 417
Philister 347
Philotas 54
Pietro von Abano . 305
Pilatus 111
Pizarro . . 137. 429
Pokal 305
Polen 454
Politiker 391
Polizeigeschichten . 459
Polyidos 74
Polykratos . . . 418
Polyrene . 69. 318. 540
Ponce de Leon . . 348
Posten, d. vierjährige 323
Prags Gründung . 348
Preziosa 386
Prinz und Bäurin 425
— , d. bezauberte 386
— von Syrakus 407
— , d. verwünschte 136
Prinzenschule . . 464
Probenächte . . . 140
Professor . . . 517
Proletarier . . . 460
Prolog zum großen Magen . . . 336
Prometheus 69. 72. 241
Propheten, Geschichte des großen . . 161

Seite

Proteus . . 144. 481
Pſalter und Harfe 534
Pugatſchef . 429. 431
Puls 189
Pupille 26
Pygmalion . . . 5. 74
— , der neue 417

Quälgeiſter . . 60. 501
Quarantaine im Irrenhauſe . . . 469
Quickborn . . . 518
Quintin Meſſis . 229
Quintus Firlein . 264
— Heimeran 114

Räuber 249
Räuberromane . . 288
Räuſchchen . . . 122
Randzeichnungen . 500
Raphael 229
— de Aquilas 198
Raphaele . . . 425
Raritäten . . . 160
Raſereien der Liebe 137
Rathenau . . . 190
Raupen 454
Recht der Liebe . . 506
Rechte, der . . . 447
Refugié 320
Rehbock 130
Regulus 318
Reineke Fuchs . . 513
Repräſentantenwahl 517
Reiſe nach Braunſchweig . 158
— nach Fritzlar 159
— nach Schilda 161
Reiſebilder . . . 465
Reiſen, empfindſame 28
— a. d. Fremde 228
— des letzten Menſchen 396
— ein. Negerin 290
— vor d. Sündfluth . . 199
— d. Ytakanpol 163
Reiſenden, die . . 308
Reiſer 34
Reiſeſchatten . . 372
Revolution . . . 444

Seite

Revolution in Scheppenſtedt . . . 29
Rhinozeros . . . 336
Richard . . . 90. 540
— Savage . 431
Riedmar 330
Rinaldo 287
Rindvigius . . . 48
Ringulf 21
Ritter und Bauer . 530
— vom Geiſte . 467
— der letzte . 454
— — von Marienburg . 357
— von Rhodus 491
— , der treue . 538
— Wahn . . 390
Robert, der braune 203
— v. Hoheneck 189
— d. Teufel 426. 540
Robespierre . . . 459
Robinſon . . . 119
Rochus Pumpernickel 507
Rockenſtube . . . 528
Rococo 468
Roderich 463
Römer 189
Röschen 139
Roland in Berlin . 440
Rom 73
Roman in Berlin . 446
Romancero . . . 416
Romanzen . . . 402
Romanzero . . . 466
Roſamunde . . . 322
Roſaura 229
Roſe, die bezauberte 382
Roſen, wilde . . 512
Roſenmärchen . . 399
— ſohn . . . 413
Rothkäppchen . . 300
Rubens 229
Rubin . . 136 433
Rudolf v. Habsburg 132. 190 283. 419. 436
— v. Werdenberg 113
Runenburg . . . 303

Saalnixe . . . 288
Sämunds Führungen 535
Sängerliebe . . . 329

Seite

Säugling . . . 177
Sagen der Vorzeit 278
St. Julien . . . 113
Salomo . . . 13. 401
Saly's Revolutionstage 51
Sampiero . . . 432
Sandau 538
Sandmann . . . 361
Sannazar . . . 536
Sappho 118. 379. 418
Sara Sampſon . 54
Sardellen . . . 496
Satyros 238
Saul 428
Savonarola . 429. 476
Scenen aus dem Geiſterreiche . . . 38
Schafſchur . . . 182
Schafskopf . . . 159
Schah, der . . . 317
— Sadi . . 137
Schauſpielerin . . 468
Schatz . . . 53. 395
Schatzkäſtlein . . 514
Schelle 426
Scherz, Liebe . . 237
Schickſalsſtrumpf . 511
Schiewelbein . . 134
Schifferſagen . . 393
Schildſagen . . . 414
Schill 423
Schindeldach . . 520
Schlemihl . . . 370
Schloß Avalon . . 490
— und Fabrik 459
— Goczyn . . 449
— am Meere . 415
Schluterius . . . 153
Schmelzle . . . 271
Schmidtjakob . . 528
Schmuck 435
Schneewittchen . . 400
Schnok 500
Schön Irla . . . 480
Schöne, die . . 193
Schöpfung . . . 420
Schooßhund . . . 26
Schroffenſtein . . 350
Schülerliebe . . . 415
Schüſſeln, ſechs . 97
Schuld 376

	Seite
Schuldbauer . . .	524
Schule der Frommen	407
— des Lebens .	426
Schulmeiſterwahl .	517
Schutt	454
Schutzgeiſt . . .	308
Schwänke . . .	138
Schwärmerei d. Liebe	116
Schwaning . . .	477
Schwarzen, die .	454
Schwarzenberg . .	382
Schweizerlieder . .	516
Schweizerfamilie .	511
Schwert und Hand	428
Schwertberger . .	429
Schweſtern von Prag	507
Schwiegermutter .	96
Schwur der Liebe .	195
Scipio Cicala . .	472
Scudery	366
Sebaldus Nothanker	151
Sebaſtian . . .	522
See- u. Waldmärchen	398
Seherin	474
Selbſtbeherrſchung .	94
Semiramis . . .	426
Sempach, Schlacht bei	249
Serapionsbruder .	363
Shakeſpeare . . .	229
Siama	118
Sibylle	448
— von Tibur	547
Sickingen 137. 477.	534
Sidonie	434
— von Bork .	442
Siegfried v. Lindenberg	26
Sieglinde . . .	544
Siegwart . . .	107
Sifrits Tod . . .	388
Sigurts Brautfahrt	463
Sineds Lieder . .	21
Sintram	325
Skalde	20
Skizzen	111
Sklavenleben, europ.	449
Söhne des Thals .	375
— und Töchter der Zeit . . .	474
Sohir	196
Sohn, der dankbare	99
— , der verlorne	525
Sohn der Wildniß	431
— der Zeit 453.	456
Sokrates Tod . .	334
Soldaten, die . .	187
— büchlein .	390
— lieder . .	456
Soll und Haben .	449
Sommer	492
Sommerreiſe . .	317
Sonette, geharniſchte	337
Sonnenjungfrau .	126
Sonnenwirth . .	442
Sophie Berg . .	108
Sophiens Reiſen .	24
Spanier in Peru .	127
Spaniſches . . .	546
Spartacus . . .	112
Spaziergänge . .	11
Spaziergang eines Wiener Poeten .	454
Spiegel des Hofes	411
Spiel des Schickſals	255
Spieler	95
— , die falſchen	194
— glück . . .	366
Spinoza . . 470.	482
Spitzbart . . .	29
Spork	422
Staberl	507
Stahremberg . .	22
Stapelia	497
Stark, Lorenz . .	98
Stecknadeln . . .	130
Stella	120
Stern von Sevilla	388
Sterne, die . . .	536
Sternbald . . .	298
v. Sternheim . .	25
Stimmen, freie .	337
Stortebeker . . .	190
Strafe nach d. Tode	336
Straußfedern . .	50
Straußiade . . .	477
Strelitzen . . .	189
Strich durch die Rechnung	124
Struenſee . 428.	431
Stubbenkammer .	89
Studien	441
— , humoriſt. .	500
Sturm und Drang	194
Sturmlieder . . .	461
Stutzperücke . . .	48
Sündfluth . . 5.	420
Suſanne	394
Suschens Hochzeit	51
Sylveſternacht . .	361
— traum . .	524
Sympathie d. Seelen	319
Tag von St. Jacob	421
— auf dem Lande	90
Tagebuch eines armen Fräulein .	531
Taglöhner, d. adelige	185
Tantalus . . .	417
Tante	434
Taſchenbücher . .	385
Taſſo	211
Taſſo's Tod . . .	229
Tataris	419
Tatarenſchlacht . .	201
Taugenichts . . .	355
Telephos	418
Tell, W. . 249.	252
Templer auf Cypern	373
Teufel in Berlin .	513
— auf Reiſen .	160
Teufelsmühle . .	507
Teutomal . . .	20
Thafnilde . . .	20
Thal von Ronceval	406
Thamos	122
Thaſſilo	325
That, die . . .	380
Theaterdirektor . .	363
Thekla	545
— von Thurn	282
— , d. Wienerin	192
Themiſto	426
Themiſtokles 73. 164.	429
Theobald	540
— , der Schwärmer . .	37
Theodor	36
Thereſe Krones . .	511
Theſeus . 73. 177.	193
Theudelinde . . .	283
Thiodolf	326
Thomas Kellerwurm	138
Triumph der Empfindſamkeit . .	238

	Seite
Triumph der guten Frauen	61
Timoleon	73. 177. 426
Timon	137
Tiroler Wastl	507
Tischlermeister	307
Titan	265
Titus	99
Töchter edler Herkunft, für	24
Tochter der Natur	114
—, d. natürliche	212
Tod des Dichters	307
Todtenbraut	358
— kränze	388
Ton unsrer Zeit	125
Toni	323. 353
Toppée	26
Toussaint	445
Trauerspiel in Sicilien	433
— in Tirol	407
Traum ein Leben	379
Traumfahrt	398
Treibjagd	440
Treue, deutsche	423
— um Treue	412
Trösteinsamkeit	340
Trompeter von Säkkingen	399
Trostlieder	462
Tulipäntchen	410
Tunisias	419
Turturell	389
Tutti Frutti	499
Tutu	393
Uebels, Ursprung des	3
Ueberall und Nirgends	281
Ugolino	20
Uli, der Knecht	523
Ulrich	447
Undine	330
Ungeheuer, d. graue	160
Unter der Erde	458
Unterröckchen	139
Urania	79. 104
Urtheil, das milde	431
Usong	3
Van Dyk	229
Valentine	507
Vemgericht	423
Verbrechen aus Ehrsucht	92
Verbrecher aus verlorner Ehre	255
Verfolgte, der	229
Vergnügen, irdisches, in Gott	8
Verkehr, unser	503
Verkleidung	407
Verlobung	90
Verlobungsring	502
Veronica	547
Verschollenen	406
Verschwender	509
Versöhnung	122
Verstand u. Leichtsinn	124
Vertrauten	378
Verworfenen	473
Vetter aus Bremen	323
— aus Lissabon	59
Vicekanzler	97
Victor	481
Victoria	348
Victorine	435
Viel Lermen um Nichts	355
Vierzehnender	380
Vigilien	479
Virey	445
Virginia	137
Vittoria Accorombona	309
Vögel	71
Vogel, der goldene	361
Vogelhändler	438
— scheuche	307
Volkslieder	313. 493
— märchen	282. 313. 317. 384
— romane	521
Voltaire, der kleine	28
Vormund	94
Wachtelpeter	204
Wahl und Führung	537
Wahls große Nase	494
Wahlverwandtschaften	121
Walddrossel	520
Waldeinsamkeit	308
Waldemar, d. falsche	440
— Graf	507
Waldenser	455
Waldfräulein	389
v. Waldheim	27
Waldmeisters Brautfahrt	421
Walladmor	440
Wallenstein	251
Waller	167
Wallina	105
Wally	467
Walseth und Leith	443
Walther von Montbarry	282
Wanda	375
Wanderungen durch den Markt des Lebens	105
Wanderungen durch den Thierkreis	468
Wandsbecker Bote	43
Warbek	253
Wassermensch	307
Waterloo	441
Weh dem, der lügt	380
Wehmüller	347
Weib, das leidende	186
— des Urias	453
Weiber nach d. Mode	125
Weihe der Kraft	374
— der Unkraft	375
Weihnachtsabend	308
— fest	478
— freund	532
Weinlese	318
Weisheit des Bramanen	487
Weiß und Schwarz	144
Weiße Sklaven	460
Weißdornblüthe	529
Wellenschläge	492
Welt, verkehrte	298
— und Zeit	452
Weltpriester	479
— ton	193
Wendelin	428
Wendung	124
Werdomar	416
Werther	106
Whistparthie	501
Wiener Bären	511
Wikham	34

	Seite
Wilde, der	163
Wilhelmine	125
William Lovell	295
Willibald	227
Winde	462
Windbruch	45
Winkelried	420
Winter	492
Wintergarten	343
— märchen	466
Wiprecht v. Groitſch	283
Witt, Tob.	98
Wittelsbacher	476
Wlaſta	420
Wochenſtube, politiſche	458
Woldemar	109. 345
Wolfenbüttel, Prinzeſſin von	441
Wolfenſchieß	423
Wolfgang von Teufelſtein	285
Wollmer	243
Woodwill	57
Wullenweber	431
Wunderblume	384
Wunderhorn	312
Wunderſüchtigen	307
Wurmſamen	14
Xenien	71. 236
Yngurd	377
Ynkle	6
Zamira	32
Zamor	163. 244
Zamori	118
Zauberflöte	155
— harfe	57
Zauberring	327
— ſchloß	157
Zeitgedichte	462
— geiſt	427
— geiſt und Berner Geiſt	524
— ſchwingen	138
Zeitungsbraut	507
Zerbin	188
Zerbino	301
Zilla	6
Ziska	442. 453
Zopf und Schwert	431
Zriny	322
Zu ebener Erde	510
Zweiflerin	379
Zweikampf	353
Zwillinge	194. 242
Zwillingſchweſtern	283
Zwingli	462. 534

II.

Dichter.

	Seite
Abbt	150
Adrian	434
Ahlfeld	530
Albrecht	108. 140
Alexander, Graf von Württemberg	460
Aleris. W.	440
Alt	500
Althing	139
Ambühl	249
André	61
Angely	502
Angelſtern	538
Apel	74. 358. 420
d'Arien	190
Arndt	315
v. Arnim	339
Arnold	517
v. Artner	380
Auerbach	483. 525
Auersperg, Graf	454
v. Auffenberg	428
Auguſt, Herzog von Gotha	74
v. Babo	189
Bacherl	432
v. Baczko	290
Bäuerle	219. 508
Baggeſen	86
Bahrdt	161
Bandlin	462
Bauernfeld	502
Baumann	511
Bechſtein	221. 390. 442. 534
Beck, Fr.	27. 418. 536
—, Heinr	59. 501
—, Karl	453
Becker	385
Beer	428
Beil	196
Belani	440
Benedix	506
v. Benkowitz	218. 290
Benzel-Sternau, Graf	143
Bereslas	498
Bernhard	446
Bernhardi	309
Bettina	349
Betty Paoli	416
Beuvius	61
Biernazki	445
Birch-Pfeiffer	229. 502
v. Biſſing	435
Biſtorius	167
Bitter	525
Bitzius	523
Blankenſee	420
Blum, K.	503
—, J. Ch.	11
Blumauer	167
Blumenhagen	385
Boas	415
Bock	61
Bodenſtedt	419
Bodmer	4
Börne	452
Böttger	421. 433
v. Boguslawski	535
Bohn	8. 9
Boie	80

	Seite
v. Bonin	97
v. Bonſtetten	78
v. Born	166
Bornemann	517
Bouterwek	73. 239
Brachmann	490
Brandes	95
Braun	417
— von Braunthal	221
Brauns	498
Brawe	56
Breitinger	7
Brentano, Cl.	346
—, Sophie	116
Bretſchneider	538
v. Bretſchneider	167
Bretzner	122
v. Brinkmann	105
Brockes	8
Bronikowski	443
Bruckbräu	440
Brühl, Graf	60
Brummer	229
Brun	78
Brunner	464. 546
Brunold	371. 398
Bube	402
Büchner	455
Bührlen	496
v. Bülow	391
Bürde	61
Bürger	48. 178
Bürk	388
Büſſel	229
Burchard	132
v. Buri	99. 105
Caſpar	190
Caſparſon	20
Caſtelli	511. 518
v. Chamiſſo	218. 370
v Chezy	434
Chilsky	222
Chriſt	429
Claudius	43
Clauren	141
Clement	518
Clodius, Ch. A.	67
—, H. A.	417
Collin, H. von	319
Collin, M. von	320
Corrodi	517
Conſcience	529
Conteſſa	382
Conz	74. 190
Coſtenoble	501
Cramer, J. A.	19
—, K. G.	136. 202 276. 285
Cranz	161
Crauer	249
Creizenach	453
Cremeri	190
Cruſius	90
Cuno	9
Curtius	11
v. Dalberg	190
Dannenberg	11
Deinhardſtein	230
Demme	118
v. Deppen	489
v. Derſchau	18
Des Bordes	546
Destouches	190
Detmold	500
De Wette	537
Dingelſtedt	458
Döring	434. 518
Dorn	516
Dreis	21
Dronke	459
v. Droſte-Hülshoff	546
v. Düringsfeld	449
Duller	483
Duſch	25
Dyk	193
v. Dyhrn	429
Ebert	420
v. Echt	9
Eckermann	489
Eginhardt	491
Ehrhardt	384
v. Eichendorff	354
Eichholz	460
Eichin	516
Engel	98
Ernſt	454. 530
Falk	241
Fechner	497
Feldmann	511
Feßler	164
v. Feuchtersleben	489
Firmenich	518
Fiſcher	139. 489
v. Flugi	402
Förſter, F.	402
—, K.	384
Foglar	491
Follenius	337
Fouque, F. von	324
—, Carol. von	434
Frankl	420
Franz	398
Freiligrath	457
Freitag	449. 507
Friedrich, F.	531
—, H.	496
Fröhlich	462
Frohberg	435
Fülleborn	241
Furchau	89. 336
v. Gaal	402
Gärtner	223
Gardthauſen	500
Garve	534
v. Gaudy	414
v. Gebler	122
Gehr	418
Geib	402
Geibel	463
v. Gemmingen	10. 91
Genee	406
Georg v. Waldburg-Zeil	543
Gerhard	485
Gerlach	443
Gerle	219. 384
v. Gersdorf	435
Gerſtäcker	445
v. Gerſtenberg	20
Gieſebrecht	315. 387
Glasbrenner	513
Glaubrecht	531
Gleich	434
Gleim	80
v. Göchhauſen	161
Görres	312. 451
—, Guido	542
v. Göthe	69. 85. 106. 120 184. 208. 234

	Seite
v. Göthe, jun.	397
Göttinger Hainbund	79
Goldschmidt	518
Golz, von der	139
—, Aug.	520
Gottschalk	459
Grabbe	220. 503
Gregorovius	416
Gripenkerl	455
Gries	416
Grillparzer	379
Grob	1
Groschvetter	417
Große	243
Großmann	97
Groth	518
Grübel	517
Grün	454
Gruppe	462
v. Günderode	349
Gutzkow	430
Hackländer	449
Häfflinger	516
Hafner	507. 511
Hagemann	190
Hagemeister	190
Hagen	440
Hagen	51
Hagenbach	516
Hahn, F.	20
—, L. P.	189
Hahn-Hahn	446
v. Halem	241. 535
Halirsch	230
v. Haller	2
Halm	430. 507
Hamann	42
v. Hammer	243
Hanke	435
Harro Harring	221. 443. 454
Hartmann, A.	525
—, M.	420. 453
Hauff	499
Haug	494
v. Haupt	434
Hebbel	432. 500
Hebel	514
v. Heeringen	441
Heidelberg	417
Heinel	90
Heinemann	459
Heinse, W.	224
—, G. H.	283
Heinzen	456
Heiter	502
Hell	384
Heller	445
v. Hellwig	434
Hempel	494
Henne	336
Hensler	507
Herder	71. 231
Herklot	74
Herloßsohn	443
Hermann	389
v. Hermannsthal	491
Hermes	24
Herwegh	456
Hesekiel	536
Hessemann	420
v. Heß	8
Heyden, von der	336. 429
Heyse	545
v. Hippel	39
Hirschfeld	11
Hirtz	489
Hirzel	52
Hocker	422
Hoefer	531
Hölderlin	256
Hölty	100
Hoffmann, H.	463
—, J. D.	221
—, Th. Ad.	359
— v. Fallersleben	455
v. Hohenhausen	434
Hohlfeld	385
v. Holbein	386. 501
Holtei	220. 229. 386. 510
Holzapfel	90
v. Horn	528
Horn, F.	230
—, N.	460
v. Houwald	381
Huber, J. L.	132
—, F. L.	283
—, Th.	435
Hudemann	19
Jacobi, F. H.	109
Jacobs	116
Jahn	464
Jaffoix	452
Jean Paul	258
Jemand	483
Jenisch	21
Iffland	91
Immermann	405
v. Imhof	71
Jünger	124
Jung	518
Käſtner	45
Kaiser	511
v. Kalchberg	190
Kalisch	453
Kanne	535
Kannegießer	419
Kartsch	519
Kayser	190
Keller	492
Keltzen	105
Kerner, J.	371
—, Th.	492
v. Keudell	391
Kind	229. 384
Kindleben	153
Kinkel	456
Kirsch	90
Kirsten	122
Klausen	418
v. Klein	57
Klein, J. C.	459
—, P.	493
v. Kleist, E.	10
—, F.	118
—, H.	350
Klemm	336
Klingemann	219. 423. 483
Klinger	194
Klinkicht	129
Klopstock	11
Knapp	534
v. Knigge	156
v. Kobbe	434
v. Kobell	519
Koch	499
Köhler	483
König	455
Körner	320

Seite

Köſter 430
Koller 290
Kopiſch 414
Kortüm 48
Koſegarten . . 88. 116
v. Kotzebue . 125. 284
Krais 401
Krattner 97
Kretſchmann . . 21. 97
Krug v. Nidda 402. 419
Krummacher . . 534
Kruſe 371
Kuenlin 401
Küttner 20
Kuffner . . 388. 396
Kuhn . . . 416. 516
Kulmann, Ed. . . 488
— , R. . . 492
Kunze 336
Kurländer . . . 501
v. Kurowski-Eichen 417
Kurz . . . 442. 532
Kyaw 494

Längenfeld . . . 190
Lafontaine . . . 112
v. Lang 496
Langbein 138
Lange, H. . . . 7
— , S. G. . . 62
Lappe 89. 336
Laroche 25
Laube 430
Laun 358
Lavater 110
Lax 498
Lebrun 501
Leiſewitz 185
Lenau 222
Lentner 529
Lenz . . . 186. 218
Leſſing . 53. 147. 217
— , Car. . . . 434
v. Levitſchnigg 397. 491
Lewezow 74
Lichtenberg . . . 46
Lindau 283
Linden 385
v. Lindenberg . . 492
Lindenhahn . . . 420
Lingg 493
Löben, Graf . . 381
Löher 422
Löwe 491
Lohmann 434
Lorenz 434
Loſſius 119
Ludwig, König . . 488
— , Otto . . 381
Lynar, Fürſt v. . 491

Mädler 488
Mahlmann . . . 386
Maier 279
Malß 511
v. Maltitz . 381. 452
Marcard 530
Marggraf . . . 513
Marlow 222
Maſtalier . . . 67
Matthiſſon . . . 75
Matzerath . . . 489
Mautner 453
Mayer 491
Meinhold 336. 442. 538
Meißner, A. G . 111
— , Ad. . . 453
Melas 536
Mendelsſohn . . 481
Merk 172
Meſſenhauſer . . 455
v. Meyer . . . 534
Meyer, A. . . . 518
Meyer-Merian 464. 525
v. Meyern . . . 154
Michelis 543
Miller . . 101. 106
v. Miltitz . . . 490
Minnich 516
Miſes 497
Mnioch 105
Möller 185
Mörike 394
Mörtl 380
Möſer 245
Morayn 492
Morel 543
Moritz 34
Moſen 390. 428. 454. 483
v. Moſer . . . 246
Moſer 513
Müchler 585
Mügge 455
Mühlbach . . . 446
Müller, J. W. . . 387
— , Joſ. . . 518
— , Maler . . 180
— , Wilh. 454. 487
— , Wolfg. . 489
— -Friedberg . 249
— von Itzehoe 26
Müllner 376
v. Münchhauſen . 319
Muſäus 49

Nathuſius . . . 489
— , Marie 531
Naubert 281
Naumann . . . 10
v. Neſſelrode 185. 244
Neſtroy 510
Neubeck 11
Neuffer 90
Nicolai 149
Niedmann . . . 443
Nienſtädt . . . 428
Nodnagel . . . 402
v. Nordeck . . . 417
Norden 443
v. Nordſtern . 384. 388
v. Normann . . 430
Novalis 292
Nürnberger . . . 223

Oehlenſchläger 229. 334
Oelckers 460
v. Oertel . . . 89
Oertel 528
Oettinger . . . 512
Otte 401
Otto 459
Overbeck 105

v. Paalzow . . 435
Paalzow 163
v. Palthen . . . 10
Panzkofer . . . 520
Pape . . . 400. 536
v. Pechlin . . . 489
Penſeroſo . . . 434
Peſtalozzi . . . 173
Peters 491
Pfeffel 248
Pfeiffer 492

	Seite
Pfeil	57
Pfizer	221. 401
Pfranger	149
Pichler, Car.	436
—, Ad.	492
Piringer	546
Platen, Graf	410
v. Plönnies	402
Pocci, Graf	542
Prätzel	498
Pröhle	531
Prölß	506
Prutz	458
Pückler, Fürſt	499
v. Putlitz	520
Pyrker	419
v. Querfurth	418
Rambach	77. 143
v. Ramdohr	78. 190
Ramler	65
Rank	529
Rapp	506
Raſpe	175
Ratſchky	171
Raupach	459
Raymund	508
v. Rebmann	161
v. Redwitz	544
Reich	532
Reichel	9
Reinbold	402. 522
Reinhard, Fr.	223
—, W.	496
Reithard	492
Rellſtab	440
v. Richthofen	434
Riedel	166
v. Riesbrech	491
Ring	47
Ringseis	547
Rochlitz	242
Röſſig	11
Rogge	429. 492
Rollet	457
Romanus	56
Roquette	421
Rückert	337. 428. 486
Ruge	458
v. Rumohr	413
Runge	353
Sagar	109
St. Paul	536
v. Salis	101
Salzmann	172
Sander	48
Saphir	512
Satori	446
Sattler	61
Schad	108
v. Schaden	135
Schall	501
Schaller	170
Scheffel	399
v. Schenk	427
v. Schenkendorf	314
Scherenberg	422
Scherr	481
Schick	337
Schier	229
Schikaneder	155
Schiller	72. 236. 249
Schilling	135
Schimper	493
Schink	190. 218
Schirges	492. 531
Schirmer	492
Schlegel, A. W.	73. 238
—, Fr.	310
—, J. A.	19
Schleifer	319
Schlenkert	283
Schliephake	429
Schmid, Ch.	522
Schmidt, C. A.	29
—, H.	445
—, J. F.	161
—, W. A.	88
— von Lübeck	488
Schmiedtgen	115
Schneider	165
—, E.	616
Schnezler	402
Schnitter	418. 420
Schöll	418. 420
Schön	219
Schöne	220
Schopenhauer, A.	397
—, J.	434
Schramm	420
Schreiber	119. 218. 385
Schröder	58
Schubart	246
Schubert	539
Schücking	415
Schütt	417
Schütze	501
Schuler	492
Schulze, E.	382
—, F. A.	142. 358
Schummel	28
Schwab	400
Schwarzſchild	397
Sealsfield	445
v. Seebach	443
Seeger	401. 456
Seidel	395
Seidl	518
Senf	105
Senff	513
Seſſa	503
Seume	317
Seybold	107. 219. 452
Siegfried	118
Sievers	481
Simon	420
Simrock	402
Sinclair	402
Sintenis	153
Smets	229. 543
Soden, Graf	91. 137. 190. 218
Sondershauſen	418
v. Sonnenberg	23
Spieß	205. 280
Spindler	437
Spitta	534
Sprickmann	185
v. Stägemann	336
Stahl	413
v. Stamford	105
Stamm	420
Starke	117
Steffens	443
Stegmeyer	507
Stehling	536
Steinsberg	160
Stelzhammer	513
v. Stengel	446
Stephanie	60
v. Sternberg	391
Stifter	441
Stieglitz	419

	Seite
Stilling	35
Stolle	441. 481
Storm	493
Stöber, A.	402
—, K.	528
—, E.	402
Stolberg, d. Grafen	175
Storch	439
v. Stolterfoth	402
Stolz	546
Strachwitz, Graf	461
Strauß, F.	535
—, V. von	539
Streckfuß	242. 385
Stubenrauch	420
Sturz	57
Succow	537
Tanner	490
Tarnow	435
Tarnowski	371
Terpen	396
Theremin	484. 536
Thienemann	8
Thilo	109
Tieck	294
Tiedge	102
Timme	109
Töpffer	52. 497. 501
Törring-Seefeld, Graf	189
Tralles	3
Trautmann	481
v. Trautſchen	57
Triller	9. 14
Trinius	496
Tritſchler	109
Tromlitz	437
v. Tſchabuſchnigg	397
Tſcharner	11
v. Uechtritz	427. 538
Uhland	338
Ulrich	481
Unger	27
Unzer	8. 57
Uſteri	90
Vargas	243
Van der Velde	436
Venturini	160
Vogel	402
Vogt	492
Voß, J. H.	63. 80
—, Jul. von	132. 219
Vulpius	218. 286
Wachsmann	445
Wackenroder	294
Wackernagel	462
Wagner, E.	226
—, L.	185
—, Schulth.	517
Waiblinger	414
Waldau	422
Waldmüller	399. 520
Wall	140
Wangenheim	443
Waſſerburg	420
Weber, B.	492
—, C. J.	495
—, Veit	278
Weckherlin	160
Wehl	513
Weichſelbaumer	418. 513
Weidmann	60
Weiſenhahn	11
Weiſer	494
Weisflog	370
Weishun	494
v. Weiſſenthurn	501
Weitzmann	494
Welker	402
Wenzel	30. 491
Weppen	48
Werder	398
Werſer	493. 522
Werner	373
Werthes	108. 190
v. Weſſenberg	541
Wetzel	336
Wieland	236
Wieſe	229. 430
Wildermuth	531
Wilhelmi	537
Willamow	67
Willkomm	460
Winkelmann	68
Winkopp	108
Winterling	394
Wirth	545
Withof	7
Wolf	386
Wolfart	317. 420
Wolff	441
v. Wolzogen	116
v. Woltmann	143
—, Carol.	143
	434
Wünſch	163
Wyß	401
Zarnek	388
v. Zedlitz	388
Zernitz	7
Ziegler	191
Zimmermann	249
Zingerle	402. 492
Zſchokke	173. 286. 441

Berichtigungen und Zusätze.

Band I. S. 254 ist durch einen Zufall das Blatt nicht abgedruckt worden, welches von Heinrich Suso, genannt Amandus, handelte. Dieser zu Constanz geborene, zu Ulm gestorbene Mönch des 14. Jahrhunderts schrieb mehrere mystische Werke (herausgegeben von Diepenbrock 1829), worin er seine Liebe zum Heiland als Roman seines Lebens mit seltener Kindlichkeit, Innigkeit und süßer Gluth schildert.

S. 433 ist nachzutragen: Strickers Märe von den Gäuhühnern (herausgegeben von Pfeiffer 1859). In diesem kurzen Gedicht spricht sich der ganze Trotz der niederösterreichischen Bauern (im 13. Jahrhundert) gegen den Adel aus.

Band II. S. 92 Zeile 3 von oben lies: Raffinement. Zu S. 502 ist zu bemerken, daß Stranitzki's Reise aus Salzburg, die ich nicht bekommen konnte, wahrscheinlich dasselbe Buch ist, was noch einmal von seinem Nachfolger, dem beliebten Wiener Hanswurst Prehauser, ohne Jahrzahl edirt wurde, mit einem Anhang „Hanswurstische Träume", ganz im ähnlichen Humor. Hier träumt der Hanswurst z. B., er werde in ein Kammermädchen verwandelt und müsse einer bösen Dame dienen. Doch sind alle diese Sachen schwächer als Stranitzki's olla-patrida (nicht olla potrida), die in der Gesprächsform an des Erasmus colloquia, in der Sprache an P. Abraham a St. Clara erinnert, aber in die schlechtesten Sitten der Zeit hineinblicken läßt. Am witzigsten ist S. 208 das Gespräch zweier Mägde.

Band III. Seite 1 Zeile 11 von unten lies Freienthal. S. 6 Z. 13 von oben l. des Koluthos. S. 42 Z. 7 v. o. l. Querzüge. S. 114 Z. 15 v. o. l. Wenzel Falk. S. 140 Z. 9. v. u. l. Buhlerinnen. S. 142 Z. 15 v. u. l. parvenu. S. 173 Z. 2 v. u. l. Kunz statt Kurt. S. 174 die Kapitelzahl 2 st. 3. S. 190 Z. 10 v. o. l. Rathenau. S. 241 Z. 17 v. u. l. Amphitruo. S. 243 Z. 17 v. u. l. Ständchen. S. 258 Z. 18 v. o. l. grellen Contrasten S. 343 Z. 11 v. u. l. 16 st. 15. S. 372 die Kapitelzahl 6 st. 3. S. 385 Z. 5 v. o. l. Sachen st. Sagen. S. 388 Z. 2 v. u. l. Krone st. Kram. S. 440 Z. 3 v. o. l. seine Romane. S. 458 Z. 10 v. u. l. Wochenstube. S. 472 Z. 13 v. u. l. von der Heyden.

